Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Akademie zu Münster i. W. Professor a. d. Universität zu Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens und **Dr. H. Kœrting**
a. o. Professor a. d. Universität zu Jena. Professor a. d. Universität zu Leipzig.

Band XII.

Oppeln und **Leipzig.**
Eugen Franck's Buchhandlung
(Georg Maske).
1890.

INHALT.

ABHANDLUNGEN.

MISZELLE.

I

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratu[r]

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Akademie zu Münster i. W. Professor a. d. Universität zu Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens und **Dr. H. Kœrting**
Privatdozent a. d. Universität zu Greifswald. Professor a. d. Universität zu Leipzig.

Band XII, Heft 1.
Der Abhandlungen
erstes Heft.

Oppeln und **Leipzig.**
Eugen Franck's Buchhandlung
(Georg Maske).
1890.

Ausgegeben am 25. März 1890.

INHALT.

Abhandlungen.

Die Herren Mitarbeiter

werden höflichst und **dringend** ersucht, mit Rücksicht auf Satz und Korrektur ihre Manuskripte nur auf **eine** Seite **loser, rechts paginierter Quart**blätter (**nicht** Oktav, **nicht** Folio) schreiben zu wollen — Büchertitel vollständig mit **Verlag, Jahr, Seitenzahl** und **Preis** anzugeben —, und alles **fremdsprachliche** sowie alle **Titel von Büchern, Zeitschriften etc. rot** oder **schwarz** mit Schlangenlinien *(= Kursivschrift)*, alles dem **Sinne** nach hervorzuhebende (aber **nicht** alle Eigennamen) **schwarz** mit **geraden** Linien (= gesperrte Schrift) zu unterstreichen.

D. R.

Phonetik und Grammatik.

I.

Nicht ohne Staunen las ich an verschiedenen Orten die Forderung, der Schulunterricht des Französischen solle, abschend von der gewöhnlichen Orthographie, der Litteratursprache und der traditionellen Grammatik, wenigstens anfangs nur die gesprochene Sprache (Redesprache) berücksichtigen.

Gegen die Forderung selbst will ich mich hier nicht wenden; nur gegen die Ansicht, als sei ein derartiger Unterricht zur Zeit überhaupt möglich.

Wenn jemand die Redesprache unterrichten soll, so scheint mir eine nicht unwesentliche Vorbedingung, dass er sich darüber klar ist, was er unter ihr zu verstehen hat, und zweitens, dass ihm diese Redesprache und ihre Gesetze wohlbekannt sind.

Was sollen wir aber unter dieser, dem Unterrichte zu Grunde zu legenden Redesprache verstehen? Die Antwort scheint einfach genug: die Sprache des gebildeten Parisers. Sprechen die gebildeten Pariser aber alle gleich? Leider nein. Denn neben den Parisern aus Paris sind nicht minder zahlreich die Pariser, die nicht aus Paris sind und die ihre heimatlichen Sprachgewohnheiten keineswegs abgelegt haben. Nicht einmal die eingeborenen gebildeten Pariser sprechen gleich; auch bei ihnen hat jedes Individuum seine Besonderheiten. Und noch mehr; selbst dieselbe Persönlichkeit spricht anders im vertrauten Umgange, anders in öffentlichem Vortrage, anders im ruhigen Redefluss, anders im Affekt, anders in der Jugend, anders im Mannes- und im Greisenalter.

Den Franzosen selbst hat es immer schon Schwierigkeiten gemacht, zu bestimmen, welche Sprache als die gute zu betrachten sei. Vom Mittelalter, dem jede Sprechweise gut war und das nur Dialekte kannte, können wir absehen. Auch als

die Mundart von Isle de France das Übergewicht erhalten hatte, hat niemals eine anerkannte, einheitliche Sprache (speziell Aussprache) bestanden. Sobald Grammatiker auftreten, entsteht der Streit, was man als *bon usage* anzuerkennen habe. Im XVI. Jahrhundert wurde sogar Paris als ausschliesslicher Sitz der massgebenden Sprache angezweifelt; im XVII. Jahrhundert galten den Grammatikern der Hof und die höhere Beamtenwelt als sprachliche Autoritäten; im XVIII. Jahrhundert trat die Pariser gute Gesellschaft an ihre Stelle. Aber, sagt Thurot[1]), *que faut-il entendre par la bonne compagnie? Ce mot avait un sens précis du temps du premier Empire et même de la Restauration. La Révolution du 1830 a divisé profondément la bonne compagnie, et, depuis 1848, la bonne compagnie a été noyée dans le flot croissant de la population parisienne. Aujourd'hui les honnêtes gens de la capitale, . . . sont tellement nombreux et partagés en groupes si isolés entre eux, qu'il ne peut pas se former un usage commun qui serve de type.*

Hier hören wir also aus dem Munde eines Parisers selbst, der zu den Gebildetsten seines Volkes gehörte, dass ein *usage commun* in Paris gar nicht vorhanden ist. Der Phonetiker, dem es nur darauf ankommt, die verschiedenen Aussprachsweisen, und mögen sie auch noch so zahlreich und abweichend von einander sein, festzustellen, kommt dadurch nicht in Verlegenheit. Auch nicht der Vertreter der wissenschaftlichen Grammatik, den diese Mannigfaltigkeit eher fesselt, als abschreckt, weil sie ihn in die Werkstätte der Sprachentwickelung unmittelbar hineinführt. Er hat ebenfalls nur zu sammeln was vorhanden ist und ausserdem den Bestand auf seine Entstehung hin zu prüfen. Wie soll sich aber der praktische Grammatiker der angegebenen Sachlage gegenüberstellen, dem es zum Zwecke des Unterrichts darauf ankommen muss, feste und bestimmte Regeln zu geben? Wie soll er sich insbesondere inbezug auf Ausspracheangaben verhalten, nach welchen Gesichtspunkten aus der Vielheit das Beste aussuchen, um es als musterhaft zu lehren? Darauf, glaube ich, kann nur folgende Antwort gegeben werden. Wo unter den gebildeten Parisern eine allgemein übliche Sprechweise vorhanden ist, muss diese als normale gelehrt werden; ist eine solche mit Bestimmtheit nicht festzustellen, dann muss dasjenige als das beste gewählt werden, was sich als Ergebnis der Sprachentwickelung als das zunächst liegende, natürlichste ergibt, und was der Unterordnung unter allgemeine Sprachgesetze und Tendenzen am wenigsten widerstrebt. Auch ist zu beachten, wie weit eine Pariser Aussprachsweise auch

[1]) *De la Prononciation française.* Paris, 1881. I, S. CIII.

unter der gebildeten Bewohnerschaft anderer französischer Städte verbreitet ist.

Hieraus ergeben sich mit Notwendigkeit einige Folgerungen, deren Bedeutsamkeit nicht zu unterschätzen sein wird.

1) Dem blossen Phonetiker, und mag er noch so genau und scharf beobachten und die vorgefundenen Laute beschreiben, steht niemals der Anspruch zu, dass seine Beobachtungen von dem Grammatiker ohne weiteres zu Gesetzen erhoben werden; am wenigsten kann dies geschehen da, wo er selbst in seinen Angaben schwankend ist, wo ihm andere, gleich glaubwürdige Zeugnisse entgegenstehen, oder wo sich eine Gesetzmässigkeit für seine Einzelbemerkungen nicht ergibt. Noch mehr zur Bescheidenheit ist der Nichtfranzose genötigt, der sich nur einige Zeit in Paris aufgehalten hat, und der, vielleicht noch mit ungenauem Gehör oder mangelhafter Artikulationsfähigkeit ausgestattet, bei seinen Beobachtungen auf bestimmte Kreise eingeschränkt geblieben ist.

2) Die Kenntnis der historischen Grammatik, besonders die der neueren Sprachgeschichte sowie die des Sprachlebens überhaupt, ist auch dem unentbehrlich, der es unternimmt, nur den gegenwärtigen Stand der Sprache selbständig zu bearbeiten.

3) Es ist dringend wünschenswert, darüber zur Entscheidung zu kommen, ob auf unsern Schulen in Wirklichkeit die Umgangssprache oder die des Vortrags (die Bühnensprache) allein, oder ob beide nebeneinander oder nacheinander gelehrt werden sollen. Was gegenwärtig gelehrt wird, ist oft ganz undefinierbar; ein auf Tradition beruhendes Deutschfranzösisch, das nach Provinzen schwankt. Im allgemeinen scheint allerdings als Gesetz zu gelten, dass die Aussprache der Bühne und die Grammatik der Schriftsprache dem Unterrichte zu Grunde gelegt werden sollen.

Die Grammatik der Umgangssprache zu lehren, ist gegenwärtig schon deshalb ausgeschlossen, weil dieselbe zur Zeit noch ungeschrieben ist. Wer ihre Einführung erheischt, sollte die Wissenschaft vorerst mit ihr bereichern. Oder soll den Lehrern an unseren höheren Unterrichtsanstalten zugemutet werden, dass jeder sie sich für seinen Gebrauch anfertige? Wie soll er dies aber vermögen, wenn er nicht andauernde Gelegenheit hat, sie kennen zu lernen? Aus Texten allein ist sie nicht zu lernen; nur mit grösster Vorsicht ihre Syntax, weil bei Niederschrift des gesprochenen Wortes sich die Schriftsprache einzudrängen pflegt; nimmermehr ihre Laut- und Formenlehre. Dafür würde es zahlreicher vortrefflicher phonetischer Transskriptionen bedürfen; aber auch in ihrer vollendetsten Gestalt könnten diese das gesprochene Wort nicht ersetzen. Die brauchbaren Phonographen, von denen

G. Paris die Erkenntnis der schwierigsten Probleme der neufranzösischen Aussprache erhofft, sollen noch immer erfunden werden.

Der Wunsch der Phonetiker, es solle auf unseren Schulen die französische Redesprache gelehrt werden, ist demnach gegenwärtig unerfüllbar, oder, wenn er trotzdem ausgesprochen wird, ein in seinem wirklichem Umfange unverstandener. Ein anderer Wunsch mancher Phonetiker geht, wenn ich sie recht verstehe, nur dahin, es sollte die gegenwärtige Schriftsprache gelehrt werden, wie sie sich beim Sprechen, rein lautlich aufgefasst, verhält, also die auf der Bühne und im höheren Vortrage gesprochene Sprache, aber ohne Rücksicht auf ihre schriftliche Darstellung. Auch mit der Erfüllung dieser Forderung sind Schwierigkeiten verknüpft, deren Beseitigung erst bewerkstelligt sein muss, ehe an eine praktische Ausführung selbst dieses Verlangens gedacht werden kann. Wohl hat man in neuerer Zeit vielfach versucht, den Lautstand des gesprochenen Hochfranzösisch, der modernen Pariser Vortragssprache, wissenschaftlich festzustellen; aber es ist nicht unschwer, zu erkennen, dass abschliessende Untersuchungen noch zu führen sind. Die einen, die sich mit neufranzösischer Aussprache beschäftigt haben, besassen wohl hinlänglich phonetische Kenntnisse und genügende Schulung, um die ihnen bekannten französischen Laute zu fixieren; aber es fehlte ihnen an der Möglichkeit, an Ort und Stelle ausreichende Beobachtungen anstellen zu können; andere Beobachter der modernfranzösischen Aussprache besassen zwar genügende Gelegenheit, an Ort und Stelle Beobachtungen anzustellen; ihnen fehlte aber wiederum ausreichendes phonetisches Wissen, um das Gelernte in genauer, die Wissenschaft zufriedenstellender Form beschreiben zu können. In beiden Fällen fehlten ausserdem nicht selten gründliche historische Sprachkenntnisse, die zur Erkenntnis der Gesetzmässigkeit des Beobachteten geleitet hätten. Von den wenigen, die ausser genügendem wissenschaftlichem Rüstzeug hinlängliche praktische Kenntnis des französischen Sprachgebrauches besassen oder Gelegenheit hatten, sie zu erwerben, sind schwierige und wichtige Teile der französischen Aussprache unangebaut geblieben. So die Gesetze der Verstummung resp. Aussprache des tonlosen *e*, die Quantitätsgesetze, die Accentgesetze, die für die verschiedenen Grade der Tonhöhe geltenden Sprachregeln, die Vorgänge des combinatorischen Lautwandels.[1])

Ein flüchtiger Versuch, die Regeln der Formenlehre festzustellen, wie sie sich für die gesprochene Sprache gestalten,

[1]) Der Leser wird hieraus entnehmen, dass ich auch durch meine Darstellung dieser Punkte in der *Grammatik der neufranzösischen Schriftsprache I* die Erforschung derselben für keineswegs abgeschlossen halte.

wenn man von dem Schriftbilde gänzlich absieht, ist von mir[1]) vor einiger Zeit veröffentlicht worden. Vorher hatten Lütgenau[2]) und Kr. Nyrop[3]) untersucht, wie sich die Femininbildung der Adjektiva vom rein lautlichen Gesichtspunkte ausnimmt. Bei allen drei Versuchen ergab sich, dass eine rein phonetische Darstellung der französischen Formenlehre für den Unterricht eine Erschwerung herbeiführen würde, da neben den Vereinfachungen, die durch die phonetische Darstellung entstehen, sich weit zahlreichere Verwickelungen einstellen, und es leichter ist, aus dem Schriftbilde zu einem richtigen Lautbilde zu gelangen und die Gesetze der Lautsprache zu erfassen als umgekehrt. Das Verhältnis der Schrift zum Laut ist im Französischen zu beständig, um es, wie vielleicht für das Englische, praktisch erscheinen zu lassen, von einer Lautschrift und rein lautlichen Gesetzen zur gewöhnlichen Schrift und ihrer Grammatik überzugehen. Schon das Vokabellernen würde bei rein phonetischer Darstellung mit einer Erschwerung verknüpft sein: es müsste bei jedem zu lernenden, männlich ausgehenden Subst. und Adj., dessen auslautender Kons. verstummt ist, aber bei Bindung lautet, auch die Bindeform dazu gelernt werden. Auch bei den Flexionsresten wären stets zwei Formen zu merken, die ausserhalb der Bindung und die im Falle der Bindung gebräuchliche. Schon dadurch würde wieder aufgehoben, was sich durch Nichtberücksichtigung der Schrift vereinfachen würde. Dazu kommen allerlei einzelne Erschwerungen, von denen hier einige Proben gegeben werden sollen.

Für die Substantiva auf *al* lautet in der gewöhnlichen Grammatik die Regel, dass ihr Plural auf *aux* ausgehe, und dass nur einige wenige, in späterer Zeit in die Sprache eingetretene, leicht zu lernende Lehnworte davon eine Ausnahme bilden, die der allgemeinen Regel folgen und im Pl. flexivisches *s* ansetzen. (Bei *pal* ist der alte Pl. *paux* wahrscheinlich zur Differenzierung von *peaux* ausser Gebrauch gekommen.) In der Lautgrammatik gestaltet sich die Regel etwa folgendermassen: „Die männlichen Substantiva auf *al* bilden ihren Plural auf *o* (bei Bindung *o-z*);

[1]) *Neufranzösische Formenlehre.* Nach ihrem Lautstande. Oppeln, 1888. Das Büchlein ist von seinen deutschen Rezensenten meist unverstanden geblieben und aus augenfälliger Unwissenheit ein paarmal auch streng verurteilt worden. Hoffentlich helfen meinen Herrn Kritikern obige Zeilen wenigstens zu der nachträglichen Einsicht, was mit demselben eigentlich bezweckt werden sollte.

[2]) *Wie würde sich die Lehre von der Feminalbildung des französischen Adjektivs in unserer Schule darstellen, wenn das Französische eine phonetische Schrift hätte?* In *Herrig's Archiv*, 70. Bd. (1883), 73 ff.

[3]) *Adjektivernes Konsbøjning i de romanske Sprog.* Kopenhagen, 1886. S. 98 ff.

Sgl. *šval (cheval)*; Pl. *švo*, *-z*. Bei Lehnworten (und *pal*) findet diese Umbildung nicht statt." Darin läge noch keine Erschwerung. Aber später muss man noch lernen, dass dieser Pl. *-o*, *-z* mit *aux* geschrieben wird, und dass die männlichen Lehnworte auf *al*, Pl. *al-z*, bald mit *al*, bald mit *ale* geschrieben werden: *dédale*, *astragale* etc. In einer phonetischen Grammatik müssen alle diese Wörter als Ausnahmen gelernt werden.[1])

Unendlich verwickelt gestaltet sich die phonetische Grammatik bei Vorführung des Genuswechsels der Adjektiva. Die sich ergebenden Schwierigkeiten, die für die Erlernung eintreten, sind in meiner *Formenlehre* nur angedeutet. Es muss zunächst hervorgehoben werden, dass nur diejenigen auf Oralvokal ausgehenden Adjektive einendig sind, denen keine besondere Bindeform zur Seite steht. Aber auch bei diesen wird die Einendigkeit nicht von allen Orthoepisten eingestanden. Manche behaupten — nicht ohne den berechtigten Anspruch, Beachtung zu finden —, dass wenigstens unter gewissen Umständen, z. B. bei Hervorhebung von Geschlechtsgegensätzen, im Verse (namentlich in Versschlüssen) das Femininum durch Dehnung des Tonvokals deutlich erkennbar gemacht werde. Die *a. a. O.* S. 6 gegebene Regel wird also nach mehreren Seiten hin erweitert werden müssen. In einer ausgeführten Grammatik ist ferner nicht mit der ebenda gegebenen Regel auszukommen: „sehr viele konsonantisch ausgehende Adjektiva sind eingeschlechtig." Es muss bestimmt angegeben werden, welche Gruppen konsonantisch ausgehender Adjektiva ihre Tonsilbe im Femininum umgestalten, welche nicht, wodurch die Verwickelung der Regeln der Femininbildung natürlich noch mehr gesteigert wird. Unverändert bleiben, um hier eine Ergänzung des in der *Formenlehre* Gesagten zu geben: die Adjektiva auf mehrfache Konsonanz (Muta + *l*, *r* einschliesslich): *šast (chaste)*, *enǫrm (énorme)*, *larž (large)*, *pedęstr (pédestre)*, *tādr (tendre)*, *selębr (célèbre)*, *ęmabl (aimable)* etc.; diejenigen auf *k*: *püblik (public, que)*, *türk (turc, que)*, *gręk (grec, cque)*, mit Ausnahme von *sęk (sec, che)*; auf *g*: *vag (vague)*; auf *š*: *fātǫš (fantoche)*; auf *ž*: *saž (sage)*, *ruž (rouge)*; auf *t*: *ǫnęt (honnête)*, *disparat (disparate)*; auf *d*: *tięd (tiède)*, *sad (sade)*; auf *s*: *atrǫs (atroce)*, *rapas (rapace)*; auf *z*: *mǫroz (morose)*; auf *b*: *arab (arabe)*; auf *v*: *brav (brave)*; auf *ñ*: *diñ (digne)*; auf *m*: *anǫnim (anonyme)*; ferner die Adjektiva auf *l*, mit Ausnahme derer auf *ęl* mit halblangem *ę*: (Fem. *ę̄l*) *mortęl*: *mortę̄l (mortel, lle)*; aber *fręle* m. u. f. *(frêle)*. Sonst m. n. f. *pāl (pâle)*, *fasil (facile)* etc. — Bei den

---

[1]) In der *Neufranzösischen Formenlehre* § 10, 4 ist hinzuzufügen, dass die Plurale zu *nęrf*, *sęrf*, *(nerf serf)*: *nęr*, *sęr* lauten.

Adjektiven auf *r* sind solche mit einer besonderen Bindeform von denen zu unterscheiden, die nur in gewöhnlicher Weise ihr *r* binden. Zu letzterer Art gehören 1) die Adjektive mit halblangem Vokal vor *r: fie̦r (fier, fière), ame̦r (amer, ère), pür (pur, re),* deren mittelzeitiger Tonvokal im Femininum lang wird; 2) die mit langem Tonvokal vor *r: rar (rare), so̦no̦r (sonore)* etc., deren Femininum unverändert bleibt; und 3) die Adjektive mit langem Tonvokal vor *r* und Fem. auf *d: lūr (lourd), lurd (lourde).* Im Fem. wird hier zugleich das *u* des Mask. verkürzt. Die Adjektive auf *r*, die eine besondere Bindeform haben, zerfallen, je nach dem bei der Bindung sich einstellenden Konsonanten in solche 1) mit Bindungs-*z: tie̦r (tiers),* mit Fem. auf *s: tiers (tierce);* 2) mit Bindungs-*t: ve̦r (vert), mo̦r (mort),* mit Fem. auf *t: ve̦rt (verte), mo̦rt (morte).* Bei beiden Gattungen wird zugleich der halblange Vokal des Mask. im Fem. verkürzt. Die in diese beiden Gruppen gehörigen Adjektive müssen aufgezählt und gelernt werden. — Von den Adjektiven auf *f* ist zu lehren, dass sie ihr Fem. auf *v* bilden und gleichzeitig den kurzen Tonvokal lang werden lassen: *atātif, īv (attentif, ve), actif, īv (actif, ve).*

Bleiben die Adjektive, die, vokalisch ausgehend, eine besondere Bindeform mit eingeschobenem Konsonanten besitzen. Hier sind wieder vielerlei Gruppierungen notwendig. Zuerst scheiden sich die Adjektive auf Nasalvokal aus. Bei ihnen finden wir zwei Hauptabteilungen vor, je nachdem im Bindefalle (um nur eine Aussprachemöglichkeit zu berücksichtigen) der Nasalvokal aufgegeben wird und ein dentales *n* ertönt, oder der Nasalvokal erhalten bleibt und ein anderer Konsonant in der Bindung erscheint. Jede dieser Hauptabteilungen zerfällt wieder in eine Anzahl Unterabteilungen.

Bei der ersten Hauptabteilung sind je nach der Natur des Nasalvokals zu unterscheiden:

I. 1) *õ*, Bindeform *o̦-n*, Fem. *o̦n: bõ*, Bindeform *bo̦-n*, Fem. *bo̦n (bon, bonne).*

2) *ẽ*, a) Bindeform: *e̦-n : otẽ*, Bindeform *ote̦-n*, Fem. *ote̦n (hautain, ne).*

b) Bindeform *i-n : fẽ*, Bindeform *fi-n*, Fem. *fin, (fin, fine).*

c) *benẽ*, Bindeform *beni-n* oder *bene̦-n*, Fem. *beniñ (bénin, gne).*

Ebenso nur noch *malẽ (malin).*

3) *œ̃*, Bindeform *œ̦-n*, Fem. *ün : brœ̃*, Bindeform *brœ̦-n*,[1]) Fem. *brün (brun, ne).*

[1]) Hier und sonst dürften in der Praxis die angegebenen theoretischen Bindeformen kaum vorkommen.

4) *ię̄*, Bindeform *ię-n*, Fem. *ięn* : *kretię̄*, Bindeform *kretię-n*, Fem. *kretięn* (*chrétien, nne*).

Im Falle ein anderer Konsonant als *n* in der Bindung eintritt, sind zu unterscheiden:

II. 1) Bindeform mit *k*, a) Fem. auf *š* : *blā*, Bindeform *blā-k*, Fem. *blāš* (*blanc, che*).
Ebenso *frā* (*franc*).
b) Fem. auf *g*: *lō*, Bindeform *lō-k*, Fem. *lōg* (*long, longue*).
c) Fem. auf *kt*: *distē*, Bindeform *distē-k*, Fem. *distēkt* (*distinct, cte*).
Ebenso *ēdistē* (*indistinct*) und *süksē* (*succinct*).

2) Bindeform mit *t*, a) Fem. auf *t* : *kōtā*, Bindeform *kōtā-t*, Fem. *kōtāt* (*content, te*).
b) Fem. auf *d*: *grā*, Bindeform *grā-t*, Fem. *grād* (*grand, de*).

In allen diesen Fällen tritt im Fem. zugleich Verlängerung des Tonvokals ein. Die Beispiele für I., 2, a b c, und II., 1, a und 2, a b müssten in einer vollständigen Grammatik aufgezählt und auswendig gelernt werden.

Bei den auf oralen Vokal ausgehenden Adjektiven, die Bindeformen mit eingeschobenen Konsonanten besitzen, sind zu unterscheiden:

I. Adjektive mit Bindungs-*k*: *süspę*, Bindeform *süspęk*, Fem. *süspękt* (*suspect, cte*).
Ebenso *sirkōspę(k)*, (*circonspect*).

II. Adjektive mit Bindungs-*i̯*.
1) solche auf *i*, Bindeform *i-i̯*, ebenso Fem.: *žāti*, Bindeform *žāti-i̯*, Fem. *zātii̯* (*gentil, lle*).
2) auf den (fallenden) Diphthongen: *ęi*, Bindeform *ę-i̯*, Fem. *ę̄i* mit Dehnung des Tonvokals: *paręi*, Bindeform *parę-i̯*, Fem. *parę̄i* (*pareil, lle*).
3) *vi̯œ*, Bindeform *vię-i̯*, Fem. *vię̄i* (*vieux, vieil, vieille*).

III. Adjektive mit Bindungs-*t*:
1) Fem. auf *t*: a) ohne Veränderung des Tonvokals: *kōkrę*, Bindeform *kōkrę-t*, Fem. *kōkręt* (*concret, ète*).
b) mit Dehnung des Tonvokals: *o*, Bindeform *o-t*, Fem. *ōt*, (*haut, te*).
c) mit Verwandlung des geschlossenen Tonvokals in einen offenen: *so*, Bindeform: *so-t*, Fem. *sǫt* (*sot, sotte*).
2) Fem. auf *d*: *fri̯a*, Bindeform *fri̯a-t*, Fem. *fri̯ad* (*froid, de*).

IV. Adjektive mit Bindungs-*z*:

1) Fem. auf *š: frę*, Bindeform *frę-z*, Fem. *frę̄š*.
2) Fem. auf *z*, zugleich mit Dehnung des Tonvokals:
frāsę, Bindeform *frāsę-z*, Fem. *frāsę̄z (français, se)*.
žalu, Bindeform *žalu-z*, Fem. *žalūz (jaloux, se)*.
3) Fem. auf *s*, ebenfalls mit Dehnung des Tonvokals:
la, Bindeform *la-z*, Fem. *lās (las, sse)*.
fo, „ *fo-z*, „ *fōs (faux, sse)*.
du, „ *du-z*, „ *dūs (doux, ce)*.

V. Adjektive mit Bindungs-*l*. Es handelt sich um die Adjektive *fu (fou)*, *mu (mou)*, *bo (beau)*, *nuvo (nouveau)* mit ihren Bindungsformen: *fǫ-l*, *mǫ-l*, *bę-l*, *nuvę-l* und den Fem. *fǫl*, *mǫl*, *bęl*, *nuvęl (mol, molle* etc.)

VI. Adjektive mit Bindungs-*r*, deren männlicher Form auf *é*, *ie* eine Bindungsform mit *ę-r (ię-r)* und ein Fem. *ę̄r* und *ię̄r* entspricht:
leže, Bindungsform *ležę-r*, Fem. *ležę̄r (léger, ère)*.
altie, Bindungsform *altię-r*, Fem. *altię̄r (altier, ière)*.

Abgesehen davon, dass bei jedem vokalisch ausgehendem Adjektiv die Bindeform mit gelernt werden müsste, wären ausserdem die Adjektive der Gruppen III, 1, 2; IV, 1, 3 noch besonders zu memorieren. Und wenn man die Femininbildung in dieser Weise gelernt hat, müssen, so lange die französische Schrift keine phonetische ist, auch noch die orthographischen Regeln der gewöhnlichen Grammatik hinzugelernt werden!

An die Femininbildung der Adjektive schliesst sich die Adverbialbildung an. Auch hier müssen die in meiner *Formenlehre* § 63 gegebenen Regeln in einer vollständigen Grammatik mehrfach erweitert werden. Die langen Tonsilben der Femininformen werden bei Antritt von *ęmā (ment)* halblang, die halblangen kurz, weil sie in unbetonte (unmittelbar vor Hauptton aber nicht in die erste Silbe des Wortes) oder vor *ęmā* in nebentonische Stelle treten. Ausgenommen sind die einsilbigen Adjektive, deren Tonvokal nicht in derselben Weise geschwächt werden kann, unter Umständen sogar den Hauptton annimmt: *gęmā (gaîment)* u. dgl. Statt *mā* tritt bei der Adverbialbildung *ęmā* ein, wo sonst ein Zusammenstoss von Konsonanten erfolgen würde, die sich in der Aussprache nicht gut verbinden oder wenigstens den Gewohnheiten der französischen Zunge widersprechen. So wenn zwei *m* zusammentreten würden (vgl. § 30 die Zahladverbien): *ekǫnǫmęmā (économement)* u. dgl.; wenn das Adj. auf Muta + *l*, *r* ausgeht: *ǣblęmā (humblement)* zu *ǣbl; tādręmā (tendrement*, zu *tādr*; bei Ausgang des Fem. auf *ñ: beniñęmā (bénignement)* zu *beniñ*, u. i. a. Fällen. Vielfach findet Schwanken zwischen Einschub und Nichteinschub von *ę* vor *mā (ment)* statt: *lātęmā* und *lātmā (lentement)*, *distę̄ktęmā*

und *distẽktmã* n. dgl. Eine ausführliche Grammatik würde auch diese Fälle zu fixieren haben.

Die Darstellung der Pluralbildung der Adjektive unterliegt in einer phonetischen Grammatik ähnlichen Komplikationen, wie die der Femininbildung. Mit den knrzen Regeln meiner *Formenlehre* § 21—24 ist es bei weitem noch nicht abgethan. Bei den auf mehrfache Konsonanz, speziell Muta + *l*, *r* ausgehenden einformigen Adjektiven ist festzustellen, dass bei Antritt eines Bindnngs-*z* sich hänfig ein dumpfer *ę*-Laut vor diesem einstellt. Man spricht *ęmablę-z-elęv (aimables élèves)* etc. Auch bei den Substantiven nnd Adjektiven anf *š* und *ž* *(che, ge)* dürfte der Antritt eines *ę* vor Bindungs-*z* in gewählter Aussprache nicht selten sein; bei Fem. anch, wenn diese auf *z* ansgehen. Endlich müsste erwähnt werden, dass Adjektive, die ihren Substantiven nachzustehen pflegen, vielfach einer Plnralisation mit Bindungs-*z* überhanpt unfähig sind.

Während in den angegebenen nnd anderen Fällen eine grössere Verwickelnng der Regeln stattfindet, wenn statt von der geschriebenen Sprache von ihrem Lautstande ausgegangen wird, ist in anderen Fällen nur eine Verschiedenheit der Regeln vorhanden. So in § 9, 12, a, b; 14, 49 etc. der *Formenlehre*. In der Mehrzahl der Fälle sind die Regeln der Formenlehre der geschriebenen und der gesprochenen Sprache von einander nur formell verschieden. Vereinfachnngen treten in der phonetischen Grammatik nur in wenigen Fällen bei der Konjugation ein, nicht ohne dass dort eintretende Komplikationen wieder diese Vereinfachungen aufhöben. So kommen in Wegfall die Unterscheidnngen von auslautendem *x* nnd *s* *(veux* aber *meus* u. dgl.), lässt sich für die 1.—3. Sgl. Präs. der Verba auf *r* *(re)* mit Ausnahme von *être* die Regel einfach dahin formulieren, dass die *dr*, *tr*, *pr*, *vr* und einfachem *r* der Inf. in ihnen verloren gehen, und an die übrig bleibenden Stämme Bindnngs-*z* (1. u. 2. P.) und *-t* (3. P.) antreten, wobei alle Unterscheidungen des Auslants auf *ds*, *ts*, *ps* etc. fortfallen n. dgl.

Dafür wäre wieder eine Einteilung der Formen in solche nötig, die vor Vokal nur den gewöhnlichen Bindungsregeln nnterliegen, sonst vor Vokal nnd Konsonant gleich lauten, und in solche, welche besondere Bindeformen haben.

Zn den ersten Formen gehören 1) Präs. Ind. 1. Sgl. nnd fakultativ 3. Sgl. (in Frageform Bindung mit *t)* der Verben auf *e*, *-r*, *-er*, mit Ausnahme der Verben auf *uįer*, *aįer* *(ouiller, ailler)* etc., z. B. *žę bai*, in Bindnng *že ba-į* *(je baille)*; 2) 1. u. 3. Konj. Präs. aller Verben mit denselben Ansnahmen (dazu *que j'aille* = *kę ž'ai* und *a-į*, *vaille* etc.) mit Ausnahme des 3. Sgl. Präs.

Konj. von *avoir* und *être;* 3) die 1. Impf. Konj. aller Verben, die Imper. Sgl. 1. Konjng., ausser vor *ā (en)* nnd *i (y);* also (nach der Schriftgrammatik) die Formen auf stummes *e.* II. 1) die 1. u. 3. Pf. Ind. der Verben auf *e, -r* (mit den Schriftendungen anf *ai* nnd *a*, bei Frageform übrigens auch hier *a, -t;* phon. *e* und *a*); 2) die 1. Präs. Ind. von *avųar (avoir)* und die 1. Sgl. aller Fut. mit Endung *e (ai);* ebenso die 3. Sgl. dieser Formen und *va* (ausser bei Frageform, wo auch hier Bindungs-*t* antritt); 3) die Pc. Pf. auf *e (é), i, ü (u),* sowie deren Fem.; also die Formen, die in der Schriftgrammatik auf Tonvokal ausgehen (dazu die Pc. Pf. auf Tonvokal + stummem *e);* 4) treten noch hinzu die Pc. Präs. auf *ā (ant).*

Besondere Bindeformen haben a) die stammbetonten Formen, die nur im Bindefall erkenntlich sind: l. durch eingeschobenes *z:* 1) 1. Sgl. Präs. Ind. aller Verben, die nicht nach der 1. Konjug. gehen; 2) 2. Sgl. Präs. Ind. aller Verben; 3) 2. Präs. Konj. aller Verben; 4) 2. Sgl. Imp. aller Verben, die nicht nach der 1. Konjng. gehen (über diese s. o. I., 3); II. durch eingeschobenes *t:* 1) die 3. Sgl. aller Verben, die nicht nach der 1. Konjug. gehen (doch s. o. I., 1); 2) die 3. Pl. Präs. Ind. Konj.; Impf. Ind. u. Konj.; Pf. aller Verben. — b) die endbetonten Formen, bei denen im Bindefall I. *z* antritt: 1) 1. Pl. Präs. Ind. Konj.; Impf. Ind. Konj.; Fut. n. Fut. Impf.; Imper. *(ō, -z; įō, -z; asįō, -z; isįō, -z* etc.; *rō, -z; rįō, -z* etc.); 2) die 2. Pl. Präs. Ind. *(e, -z* und *t, -z [faites, dites]),* Fut. *(re, -z),* Präs. u. Impf. Konj., Impf. Ind., Fut. Impf. *(įe, -z, asįe, -z, isįe, -z* etc.), 2. Pl. Imper. *(e, -z, t, -z [faites* etc.]), 1. u. 2. Sgl. Impf. Ind. *(ę-z),* n. Fut. Impf. *(rę, -z);* 2. Sgl. Konj. Impf. *(as-[ę]z* etc.); 2. Sgl. Pl. Pf. *(a, -z, at, -z;* *i, -z* etc.); 1. Sgl. Pf. mit Ausnahme der Verba 1. Konj. *(i, -z, ü, -z);* 2. Sgl. Präs. *a, -z (tu as), va, -z (vas)* und aller Fut.; II. ein *t* tritt an: in den 3. Pl. *ō, -t, (ont), vō, -t (vont)* etc., *fō, -t (font), sō, -t (sont);* und 3. Pl. Fut. *rō, -t (ront);* in der 3. Pl. Präs. Konj. *ę, -t (aient), sųā, -t (soient);* 3. Pl. Pf. Ind. *ęr, -t (èrent), ir, -t (irent), ür, -t (urent);* 3. Pl. Konj. Impf. *as, -t (assent), is, -t (issent)* etc.; 3. Pl. Ind. *ę-t (aient)* und Fut. Impf. *rę, -t (raient);* 3. Sgl. Konj. Impf. *a, -t (ât), i, -t (ît), ü, -t (ût);* III. ein *r* tritt an 1) in den Inf. 1. Konj. *e, -r (er);* 2) in Pc. Pf. auf *ęr, -t (ert).*

Es sei bemerkt, dass auch hier nur skizziert, eine erschöpfende Darstellung nicht angestrebt werden sollte.

Fassen wir zusammen! Die phonetische Feststellung der Aussprachelehre geht vom Laute aus und gibt nach Feststellung des vorhandenen Lautstandes an, wie die Schrift sich zu diesem verhält; die traditionelle Grammatik verfährt umgekehrt. In beiden Fällen ist die Menge des Lernstoffes identisch. — Für

die Formenlehre ergibt sich bei phonetischer Darstellung eine Menge von Verwickelungen, eine Fülle von Regelwerk, das bei einer vom Schriftbilde ausgehenden Grammatik vermieden wird; ausserdem müssen zu den Regeln der phonetischen Grammatik die der traditionellen hinzugelernt werden. Die wenigen Fälle der Vereinfachung, die durch die phonetische Darstellung erreicht werden, stehen in keinem Verhältnisse zu den zahlreichen Fällen, wo das Gegenteil eintritt. Ausserdem ist es bei der Beschaffenheit der französischen Orthographie verhältnismässig leicht, aus den geschriebenen Wortformen die gesprochenen zu erkennen, dagegen in vielen Fällen unmöglich, aus dem Lautbilde auf das Schriftbild einen sicheren Rückschluss zu machen.

Für die Pädagogik ergibt sich daher, so lange die Franzosen nicht phonetisch schreiben, der selbstverständliche Schluss, dass die französische Schulgrammatik nach wie vor vom Schriftbilde auszugehen hat. Darum soll die phonetische Grammatik aber nicht verbannt sein. Sie muss nur auf ihre praktische Verwendung im Schulunterricht verzichten und sich hier damit begnügen, nur zur Aushilfe, zur Gewinnung einer grösseren Klarheit über die Laut- und Flexionsverhältnisse herbeigezogen zu werden. Für die Wissenschaft ist eine moderne französische phonetische Grammatik, die ganz vom Schriftbilde absieht, natürlich Selbstzweck, und ist es darum dringend wünschenswert, dass eine solche möglichst bald von einem kompetenten, in Sprachgeschichte, Linguistik und Phonetik gleich bewanderten Gelehrten geschrieben werde, der in der Lage ist, den gegenwärtigen Lautstand der hochfranzösischen Umgangs- und Vortragssprache mit Sicherheit festzustellen.

II.

Im Anschluss an das Vorstehende sei hier die Frage aufgeworfen, wie sich die phonetische Wissenschaft zur französischen Syntax verhält. Bisher ist meines Wissens von niemand der Versuch gemacht worden, hierauf eine Antwort zu geben. Auch wo von einer phonetischen Grammatik geredet wurde, scheint die Syntax als nicht in Betracht kommend angesehen worden zu sein. Mit Unrecht. Allerdings liegt es mit der Syntax anders als mit der Formenlehre. Denn in ihr bildet die Verbindung von Worten und Wortkomplexen das Wesentliche, handelt es sich um die Bestimmung, wann die in der Formenlehre gegebenen Wortformen im Zusammenhange der Rede gebraucht werden. Die Aussprache der Worte und Flexionsformen für sich allein und im Zusammenhange wird von dem Syntaktiker als bekannt vorausgesetzt; bei Feststellung ihrer Verwendung

scheint es daher gleichgiltig, ob man das Lautbild oder das Schriftbild der Sprachworte den Regeln zu Grunde legt. Doch gilt das nur im allgemeinen. Für die Lautsprache sind manche der in der Schriftsprache durchgeführten Flexions- und anderen Unterscheidungen nicht vorhanden; sie erheischt daher in diesen Fällen eine andere Formulierung ihrer Regeln. Auch gelten vielfach sonstige Gesetze der Buch- und der ihr nachgebildeten Vortragssprache nicht zugleich für die Sprache des gewöhnlichen Lebens. Es gibt daher eine besondere Syntax der gesprochenen Sprache; nur fehlt es bisher fast ganz an Versuchen, dieselbe oder wenigstens ihre Abweichungen von der Schriftsyntax festzustellen. Wie es Fälle gibt, wo die Lautlehre der Kenntnis der Syntax nicht entraten kann, z. B. bei den Bindungsgesetzen und der Lehre vom Satzaccente, so fehlt es nicht an Fällen, wo die Syntax nur bei Berücksichtigung des lautlichen Verhaltens der zusammentretenden Elemente zu vollem Verständnis gelangt. Dies gilt von der Syntax der Gegenwart, ist aber natürlich auch für die Vergangenheit richtig. Nicht selten finden Erscheinungen der historischen Syntax nur auf diesem Wege ihre Deutung, und es sei mir gestattet, zum Beweise für diese oft übersehene Thatsache einige Beispiele anzuführen.

Der Untergang der altfranzösischen Kasusunterscheidungen bei Substantiv und Adjektiv ist nicht zum geringen Teile auf lautliche Ursachen zurückzuführen. Das flexivische *s*, das Hauptunterscheidungsmerkmal des Altfranzösischen zwischen Nom. und Obl. im Sgl. und Pl., war im XIII. Jahrhundert vor konsonantischem Wortanlaut verstummt; da nun ohnedies die Ansetzung von *s* im Nom. Sgl. allerlei in ihrer geschichtlichen Begründung längst nicht mehr verstandenen Schwankungen unterlag, war es natürlich, dass das Nom.-*s* des Sgl. allmählich auch vor Vokal aufgegeben wurde. Dem *s*-losen Nom. Sgl., der sich nicht mehr von einem Obl. Sgl. unterschied, folgten schliesslich auch Artikel und Pronomen, indem auch sie ihre besonderen Nominativformen zunächst in Begleitung der Adj. und Subst., dann allgemein aufgaben. Das *s* des Pl. Obl. war widerstandsfähiger, da es häufig an den Schluss eines Satzgliedes trat, wo es noch bis ins XVII. Jahrhundert gesprochen wurde. Dieser Umstand, sowie der Trieb, Sgl. und Pl. zu scheiden, hat die regelmässige Erhaltung des Pl.-*s* in der Schrift zuwege gebracht. Der Nom. Pl. des Mask., der in Laut und Schrift eines *s* entbehrte, folgte allmählich in der Schrift und in der Aussprache dem Beispiele des Fem. Pl. Nom. und des Obl. aller Plurale; dem Nom. Pl. der Subst. schlossen sich dann wieder Art. und Pron. an, die ihre Sonderformen aufgaben. Phonetische Ursachen haben also

die Aufhebung der Kasusunterschiede im Sgl. und Pl. wenigstens begünstigt. Auch die ungleichsilbigen Substantiva konnten der aus einer phonetischen zu einer syntaktischen gewordenen Gewöhnung nicht dauernd wiederstehen. Die abweichende Form des Nom. Sgl. war hier ohnedies immer dem Ausgleichungsgefühl der Sprache zuwider gewesen; wie schon in vorlitterarischer Zeit ein Nom. Sgl. fem. *ambre (amor)* zum Obl. *amór (amorem)* nicht aufkommen konnte, so wurde in altfranzösischer Zeit *emperere, laire* etc. neben *empereor, larron* als anstössig empfunden. Als schliesslich jede lautliche Unterscheidung zwischen Nom. und Obl. ausser Gebrauch gekommen war, da war es natürlich, dass die Sprache (in mfrz. Zeit) nach einem Ersatz der Flexionsformen suchen musste. Einen solchen gab die Stellung von Nom. und Obl. im Satze; so wirkte eine und dieselbe phonetische Ursache noch ein zweites Mal auf die Umgestaltung der französischen Syntax.

Bemerken wir gleich hierzu, dass die Verstummung des Plural-*s*, die im XVII. Jahrhundert auch am Satzgliedschlusse erfolgte, auch jene willkürlichen Gesetze der neufranzösischen Syntax ermöglichte, nach denen bei im Pl. gebrauchten Personennamen bald ein flexivisches *s* antreten soll, bald nicht, Gesetze, die für die Lautsprache keine Geltung haben, und die auch von den Schriftstellern fast nie eingehalten werden.[1])

Ebenso braucht kaum gesagt zu werden, dass die modernen, vielfach vernachlässigten und unbestimmten Vorschriften für die Pluralisation der zusammengesetzten Worte, sowie deren Scheidung in unechte und echte (Juxtaposita und Composita), der gesprochenen Sprache in den meisten Fällen unbekannt sind und in ihren Künsteleien erst durch die Verstummung von *s* ermöglicht wurden.

Der lautliche Zusammenfall des Gerundiums und des Pc. Präs. im Altfranzösischen brachte es in mittelfranzösischer Zeit zuwege, dass die Unterscheidung zwischen verbalem und adjektivischem Gebrauch der Partizipialform aufgegeben wurde. Auch das XVI. und das XVII. Jahrhundert unterschied die beiden Gebrauchsarten formell nicht; *ant* erhielt ganz gewöhnlich, aber nie regelmässig, auch bei voller verbaler Verwendung ein flexivisches *s* und seltener, weil erst durch weitere analogische Wirkung, auch ein feminines *ę*. Die lautliche Identität der *ant*-Formen mit und ohne *s* in der Mehrzahl der Fälle gab dann Ende des XVII. Jahrhunderts, als *s* auch am Satzgliedschluss völlig verstummt war, den Grammatikern die Möglichkeit, die

[1]) Vgl. Plattner, *Zschr.* III, 438 ff.

moderne Scheidung zwischen dem unveränderlichen Pc. Präs. und dem Verbaladjektiv herzustellen. Dabei ging es nicht ab, ohne dass in *ayants-droit*, *ayants cause* cinige alte Sprachreste konserviert nnd in *fatiguant* gegen *fatigant* u. dgl. einige neue orthographische Unterscheidungen vorgenommen wurden, die für die gesprochene Sprache keine Geltung haben.

Bei adjektivischem und adverbiellem *même (mesme, mesmes)* bestand im XVI. und XVII. Jahrhundert in den Regeln der Grammatiker eine grosse Unbestimmtheit, wann *même* mit *s*, wann ohne *s* zu setzen sei[1]); eine Unbestimmtheit, die auch heut noch in der Orthographie der Dichter einige Spuren hinterlassen hat. *Même* als Adv. mit dem adverbiellen *s* und ohne dieses, adj. *même* mit und ohne Pl.-*s* sollten von einander geschieden werden. Die Verwirrung war auch hier die Folge lantlicher Erscheinung. *Même* und *mêmes* lauteten in der Mehrzahl der Fälle vollständig gleich, die Lantsprache kannte zumeist keinen Unterschied zwischen adverbiellem und adjektivischem, singularem und pluralischem *même(s)*. Da die gesprochene Aussprache keine Auskunft gab, so blieb die Fixierung der Orthographie den theoretischen Grammatikern, und diese, des historischen Verständnisses bar, richteten die bei ihnen gewöhnliche Verwirrung an.

Ähnlich wie mit *même* erging es mit zur Gradbezeichnung dienendem oder prädikativem[2]) *tout*. Im Altfranzösischen wurde *tout* in dieser Verwendung stets als Adj. behandelt und demgemäss mit seinem Beziehungsworte in Kasus und Numerus übereingestimmt. Mit dem Verfall der Flexion gerieth diese Regel in Verwirrung, und heutigen Tages finden wir eine (im XVII. Jahrhundert) ausgebildete Regel vor, deren Berechtigung niemand zu begreifen vermag. Auch hier haben phonetische Vorgänge die Grammatiker und ihre Syntax in Verwirrung gebracht. Man kann dies sogleich sehen, wenn man die moderne Regel vom lautlichen Standpunkte aus umbildet. Für die Phonetik gibt es ein Adv. *tu*, mit Bindeform *tu-t*, ein gleichlautendes Adj. Sing. m. *tu*, Bindeform *tu-t*, Fem. *tut;* Pl. m. *tu* und *tus*, Bindeform *tu-z*, f. *tut*. *Tu* ist demnach vor folgendem Kons. Adv., Adj. Sgl. m., Pl. m.; *tut* Bindeform des Adv., des Adj. Sgl. m., ist Adj. Fem. Sgl. und Pl. Die prädikativen *tus*, *tu-z* (von dem seltenen *tut*, -*z* sehen wir ab) sind in ihrem Gebrauche leicht auszuscheiden; sie werden nur gebraucht, wenn die Beziehung zum Subj. ausdrücklich hervorgehoben, die adverbielle Auffassung („ganz“) ausdrücklich ausgeschlossen werden soll; vor weiblichem

[1]) Vgl. u. a. Haase, *Französische Syntax des XVII. Jahrhunderts*, § 53 Anm. 1.

[2]) S. Haase, *a. a. O.*, § 46.

Adj. steht immer *tut*, vor männlichem Adj., vor Adv. und Subst. immer *tu*, resp. die Bindeform *tu-t*. Die phonetische Regel ist hier also erheblich einfacher, als die der Schriftgrammatik: eine Unterscheidung speziell zwischen *elle est toute pâle* (phon. *tut pâle)* und *tout agitée (tu-t-ažite)* ist für die gesprochene Sprache nicht vorhanden. Die altfranzösische Regel gerieth ins Vergessen, als auslautendes *s* und *t* vor anlautendem Konsonant innerhalb desselben Satzgliedes verstummten; die Grammatiker des XVI. nnd XVII. Jahrhunderts bemühten sich, Ordnnng in die Orthographie zu bringen; da sie aber den alten Sprachgebrauch ebensowenig wie dio Ursachen der herrschenden Regellosigkeit erkannten, geriethen sie auf falsche Wege und brachten nach längerem Schwanken die moderne syntaktische Regel mit ihren Unterscheidungen zu allgemeiner Geltung, die für die gesprochene Sprache niemals bestanden hat.

Anf gleiche Ursachen gehen die Regeln von *cent* nnd *vingt* zuück. Noch im XVI. nnd XVII. Jahrhundert besassen *cent* und *vingt* der Regel nach das Pluralzeichen, auch wenn ihnen Zehner und Einer folgten. Da im XVI., selbst im XVII. Jahrhnndert wie im Altfranzösischen regelmässig die kleinere Zahl durch *et* mit der voransgehenden verbunden wurde, kam das flexivische *s* von *cents* nnd *vingts* vor den addierten Zahlen anch phonetisch zur Geltnng. Im XVII. Jahrhnndert hörte diese Hinzufügung von *et* allmählich auf; dadurch kam *s* in *cents* nnd *vingts* in der Mehrzahl der Fälle, wo das folgende kleinere Zahlwort konsonantisch anlautete, lautlich nicht mehr zur Geltung. Die Folge war das moderne, willkürliche Gesetz, dass bei *cent* und *quatre-vingt* das Plnral-*s* vor folgenden Zehnern und Einern wegzubleiben habe.

Wie in den angegebenen Beispielen die Verstummung auslautender Konsonanten, so brachte in anderen Fällen das Zusammenwirken der Verstummnng von auslautendem *s* und von auslautendem tonlosen *e* die Syntax in Verwirrung. Dies geschah bei den Adjektiven *nu*, *demi* und *feu*. Altfranzösisch und bis ins XVII. Jahrhundert wurde *nu* in allen Stellungen mit seinem Substantiv übereingestimmt: *nuz piez* und *piez nuz*, *nue teste* und *teste nue*. Man sprach *nü-pẹs*, aber *pẹ-nus;* und wahrscheinlich schon im Mittelfranzösischen: *nü-tẹt*, aber *tẹt-nü(ẹ)*, so dass hier unter dem Satzton nachtonisches *ẹ* noch lautete oder wenigstens durch die Länge des vorausgehenden *ü* markiert wurde. Dieser Anssprache folgte hier die Orthographie: *nu pieds* aber *pieds nus*, *nu tête* aber *tête nue*, und dieser Znstand hat sich festgesetzt. Dic Auffassung des voranstehenden *nu* als eines Adverbs ist eine künstlich hineingetragene, dnrch die angegebene Lauterscheinung veranlasste; für die Lautsprache ist sie nie vorhanden gewesen.

Ein gleiches Schicksal wie *nu* machte das Zahladjektiv *demi* durch. Im Altfranzösischen und noch im XVI. Jahrhundert mit seinem Subst. in Numerus und Genus übereingestimmt, wurde es im XVII. Jahrhundert seit Vaugelas der modernen Regel unterworfen, es sei vor einem Subst. stehend unverändert zu lassen, als Adv. zu betrachten. Möglich, dass bei Aufstellung dieser Regel das alte adverbielle *à demi* mitwirkte.

Auch *feu* wurde im Altfranzösischen regelmässig mit seinem Substantiv übereingestimmt. Mit Verstummung von auslautendem *s* vor Konsonant (XIII. Jahrhundert) und von auslautendem *e* nach Vokal (XIV.—XV. Jahrhundert) kam dies Verhältnis ins Vergessen; eine erst durch den angegebenen lautlichen Verfall ermöglichte falsche Ableitung des Wortes (vom ital. *fu*, lat. *fuit*, statt *fatutus)* that das Übrige; und so stellte sich schon im XV. Jahrhundert ein *sa feu tante* (s. Littré s. v.) ein. Das XVI. und XVII. Jahrhundert blieben noch schwankend, im XVII. Jahrhundert galt im allgemeinen die von Vaugelas[1]) gegebene Regel, wonach *feu = défunt* inflexibel sei. Spätere Grammatikerwillkür hat die moderne Schreibregel hervorgebracht, wonach *feu* weibliches *e* und Pl.-*s* annimmt, wenn es zwischen Artikel oder possessivem Adjektiv und Substantiv steht *(la feue reine, les feus rois de Suède)*, aber unveränderlich bleibt, wenn es vor Artikel oder besitzanzeigendem Adjektiv steht *(feu la reine, feu ma tante)*. Die moderne Lautsprache kennt eine solche Unterscheidung nicht.

Nach Analogie zu *nu, demi* etc. ist die Entstehung der Regeln der neufranzösischen Syntax über die Konkordanz der Pc. *vu, ôté, attendu, passé* etc. zu erklären.

Die Interjektion *hélas*, afrz. m. *he (eh) las*, f. *eh lasse*, scheint sich in der Zeit fixiert zu haben, als mit Verstummung von nachtonischem *e* auch nach *s* (XVII. Jahrhundert) fem. *lasse* mit mask. *las*, das in *hé las* immer am Satzgliedschluss stehend sein *s* im XVII. Jahrhundert noch besass, lautlich zusammengefallen war.

Für die Pc. Pf. mit *avoir* besteht in der gegenwärtigen Schriftsprache die Regel, dass sie mit vorausgehendem Akkusativ übereingestimmt werden, dagegen bei folgendem Akkus. unverändert bleiben. Für die gesprochene Sprache ist diese Regel so gut wie nicht vorhanden, denn die wenigen Pc. Pf., bei denen das übereingestimmte Fem. hörbar wird *(mise, jointe* etc.) oder bei deren Pl. Bindung nötig wird, kommen gegenüber der Mehrheit der Fälle, wo weder das Fem. noch der Pl. in der Lautsprache erkenntlich sind, gar nicht in Frage. In der Sprache des Un-

[1]) Ausg. Chassang, Paris 1880, II, 394.

gebildeten dürfte überhaupt die Kongruenz in dem vorliegenden Falle unbekannt sein. In ältester französischer Zeit war Übereinstimmung des Pc. Pf. bei *avoir* mit dem Obl. Regel; doch geriet diese Übereinstimmung schon im Altfranzösischen ins Schwanken, und man erklärt dies richtig damit, dass die prädikative Natur des Pc. ins Vergessen kam, dass Pc. mit *avoir* zusammenwuchs, nur noch eine zusammengesetzte Verbalform bildete. Das notwendige Resultat dieser Bedeutungsänderung musste naturgemäss die im Neufranzösischen ziemlich erreichte regelmässige Nichtkonkordanz sein. Doch stand ihr hinderlich entgegen das konservative Element der Sprachgewohnheit und seit dem Auftreten der Grammatiker der Einfluss der grammatischen Theorie. Zugleich blieb aber auch die geschichtliche Lautentwickelung nicht ohne Einfluss. Schon in den Texten vom Ende des XI. Jahrhunderts war die Tendenz vorhanden, die Konkordanz der Pc. bei *avoir* aufzugeben, wenn das Obj. folgte, sie fest zu halten, wenn das Obj. vorausging.[1]) Besonders zäh hielt sich die Konkordanz da, wo das Pc. an letzter Stelle stand, das Satzglied oder auch den ganzen Satz beschloss. Diese Tendenz musste sich verschärfen, als *s* vor Kons. und *e* nach Tonvokal zu verstummen begann, und beide Laute sich allmählich nur am Satzgliedende noch erhielten (*s* ausserdem in Bindung). Dies finden wir durch die mittelfranzösische Sprachentwickelung auf das deutlichste bestätigt. Man braucht nur die Tabellen von Wehlitz[2]) S. 51 ins Auge zu fassen, um sich davon zu überzeugen. Die Stellungen, in denen das Pc. am regelmässigsten an der Konkordanz festhält, sind diejenigen, in denen dasselbe am Schlusse steht: V(erb) O(bj.) P(articip) oder O. V. P. Am seltensten ist bereits die Konkordanz im XIII. bis XV. Jahrhundert in den Stellungen P. V. O. und V. P. O., wo also das Pc. mitten im Satzgliede steht, *s* demnach am häufigsten (vor Kons.) verstummen musste und auch die Verstummung von *e* nach Vokal am weitesten vorgeschritten war. Auch der Gebrauch des XVII. Jahrhunderts bestätigt, dass lautliche Momente die Entwickelung der modernen Konkordanzregel beeinflussten. Die Übereinstimmung des Pc. unterblieb am regelmässigsten, wenn dem Pc. ein prädik. Adj. oder Subst., ein Inf. oder Subj. folgte, also ein noch dazu gehöriges Wort, das in den meisten Fällen konsonantisch anlautete. Sowohl *e* nach Vokal in den Pc. *ée, ie, ue*

[1]) Vgl. die Ergebnisse von Busse, *Die Kongruenz des Participii Praeteriti in aktiver Verbalkonstruktion im Altfranzösischen bis zum Anfang des XIII. Jahrhunderts.* Göttinger Dissert. 1881.

[2]) *Die Kongruenz des Participii Praeteriti etc. von Anfang des XIII. bis zum Ende des XV. Jahrhunderts.* Greifswalder Dissert. 1887.

als Pl.-*s* mussten in dieser Stellung völlig verstummen. Die Satzphonetik macht auch durchaus begreiflich, warum in Fällen, wie

C'est enfin à lui que mes vœux ont d o n n é e
Cette virginité que l'on a condamnée

das vorausgehende Pc. die Konkordanz noch länger festhielt: in satztonischer Stellung machte sich *ée* wenigstens noch durch die Quantität bemerkbar.[1]) Es sind also schliesslich lautliche Ursachen gewesen, welche die moderne Konkordanzregel des nachstehenden Pc. bei *avoir* zur Durchführung brachten. Der Lautstand war aber nicht klar und deutlich genug, um verhindern zu können, dass nicht die grammatischen Theoretiker im XVII. Jahrhundert und noch später mancherlei Regeln ausklügelten, die von ihnen in die Schriftsprache hineingebracht wurden, die der gesprochenen Sprache aber unbekannt blieben oder doch nur künstlich und nur in seltenen Fällen zur lautlichen Geltung kamen. Besonders ermöglichte die Verstummung des auslautenden *s* auch am Satzgliedschluss, wodurch alle festen Normen fielen, den Rattenkönig von Schreibregeln (so für die Fälle mit folgendem Inf., bei Akkus. der Masse und Gewichte, bei unpersönlichen Verben etc.), die schliesslich auch auf die Aussprache wenigstens der Gebildeten nicht immer ganz ohne Einfluss blieben.[2])

Auch das Pc. der reflexiven Verba hat im Laufe der französischen Sprachgeschichte eine verschiedene Behandlung erfahren, deren letzte Ursachen in Wirkungen der Verstummung von *ę* und *s* zu suchen sind. Für das Altfranzösische galt die Regel, dass das Pc. Pf. der Reflexiva mit dem Subj. übereingestimmt werde. Diese Regel überdauerte den Verfall der Flexion, natürlich nicht ohne dass eine Zeitlang Verirrung eintrat. Noch bis tief in das XVII. Jahrhundert blieb der altfranzösische Brauch bestehen, bei unzweifelhaftem Dativ des Reflexivpronomens das Pc. mit dem Subj. zu konkordieren. Grammatische Theorie hat dann im XVII. und XVIII. Jahrhundert diesen alten Gebrauch bei Seite geworfen; das Pc. wird nunmehr nur mit dem wirklichen oder doch vermeintlichen reflexiven Akkus. übereingestimmt, und es werden selbst Konstruktionen erheischt wie: *Cette maison s'e s t b â t i e en trois mois; ces choses se sont vues; nous nous sommes moqués de vous* etc.[3]) Es ist klar, dass auch hier die moderne grammatische Theorie erst dadurch entstand, dass die angegebene Verstummung der alten Flexionszeichen die Möglich-

---

[1]) Vgl. Haase, *a. a. O.*, S. 139 ff.

[2]) Man vergleiche u. a. Bastin's *Kritik der gegenwärtigen Konkordanzregeln des französischen Pc. in seiner Etude philologique des Participes.* 2e ed. Petersbourg, 1888.

[3]) Vgl. Bastin, *a. a. O.*, S. 32 f.

keit bot, den französischen Sprachgeist zu verkennen und für die Schrift eine anscheinend mehr logische Regel einzuschmuggeln. Der Volkssprache ist sie unbekannt geblieben.[1])

Wir brechen hier ab. Es ist weder unsere Absicht, die besprochenen syntaktischen Erscheinungen hier ins Einzelne zu verfolgen, noch die einschlägigen Fälle des Französischen in erschöpfender Anzahl vorzuführen. So viel dürfte durch das Vorstehende nachgewiesen sein, dass mehr als bisher bei syntaktischen Untersuchungen die historischen Lautverhältnisse berücksichtigt werden müssen, wenn falsche Deutungen vermieden werden sollen. Insbesondere dürfte als gesichert gelten: einmal, dass die Syntax alte lautliche Verhältnisse in der Schrift fortschleppt, die der Sprechsprache unbekannt geworden sind, und dass dann die alten festgehaltenen (Schrift-) Scheidungen von den Grammatikern falsche Deutungen finden. Ferner: dass das Absterben alter Flexionen zur Folge hat, dass durch den Widerspruch zwischen der schriftlichen (auf alten Lautverhältnissen beruhenden) Tradition und der neuen lautlichen Sprachstufe ein Wirrwarr entsteht, den die Grammatiker durch Aufstellung von mehr oder minder fein ausgetüftelten Regeln zu beseitigen suchen, die weder in dem früheren Sprachstande eine Grundlage haben, noch auch dem neuen Sprachstand Rechnung tragen. Endlich ist es natürlich, dass, wenn durch lautliche Vorgänge ursprünglich verschiedene Formen zusammenfallen, diese Lautübereinstimmung die ursprüngliche Verschiedenheit zuweilen vergessen lässt, und dass so gelegentlich die eine Formenkategorie eine andere ursprünglich verschiedene, lautlich aber gleich gewordene auch in ihrer syntaktischen Verwendung nach sich zieht. Aus diesen Beobachtungen ergeben sich die methodischen Vorschriften von selbst, auf deren Beachtung hinzuweisen der ausschliessliche Zweck der vorstehenden syntaktischen Bemerkungen sein soll.

E. Koschwitz.

---

[1]) Vgl. Brunot, *Grammaire historique de la langue française*. Paris, 1887. S. 528.

Die französische Verbalendung *ons* und die letzten Erklärungsversuche derselben.

Die vielbehandelte Frage, woher die Verbalendung *ons* — damit bezeichne ich im Folgenden auch der Kürze wegen *oms*, *ums*, *uns*, *om* etc. — stamme, hat neuerdings an Interesse gewonnen, seitdem sich Suchier in Gröber's *Grundriss* und Michel Bréal in den *Mémoires de la Société de linguistique de Paris* (Oktober 1889) an der Diskussion beteiligt haben.

Erinnern wir uns zuerst kurz an das bisher über diesen Gegenstand Vorgekommene. Zwei Wege standen für die Erklärung offen: Analogiebildung (oder Übertragung) und lautliche Entwickelung. Den ersteren zeigte schon Diez an, aber erst in der dritten Auflage seiner Grammatik; in den zwei vorhergehenden wagte er nicht einmal eine Vermutung über dieses Rätsel. Ihm folgten Koschwitz, Gaston Paris, Thurneysen, Lorentz[1]), Horning (in Bartsch' *Langue et littérature françaises 1887)*, Schwan und Andere. Den zweiten Weg betraten Delius, Burguy, Mebes, Lücking, Foerster (nicht bestimmt), Freund, Chabaneau, Rothenberg, der Unterzeichnete, Suchier, Bréal.[2])

Gegen die analogische Erklärung macht nun Bréal folgende triftige Einwendungen: Im allgemeinen ist anzuerkennen, dass die Analogie nach gewissen Gesetzen wirkt und nicht ohne bestimmten Grund als Erklärung angeführt werden kann. Analogie ist nur ein blosser Name, der nichts bedeutet, wenn man derselben nicht einen notwendig dazu gehörigen intellektuellen Vor-

[1]) In der Strassburger Dissertation: *Die erste Person Pluralis des Verbums im Altfranzösischen.* Heidelberg, 1886.

[2]) Näheres über die älteren dieser Deutungsversuche, sowie über die analogischen Erklärungen siehe in meinem Aufsatz: *Några fall af u-omljud i franskan* in *Nordisk Tidskrift for filologi, Ny Række* VI (1883) und Lorentz's soeben zitierte Dissertation.

gang als Grundlage zu geben vermag. Auf *sumus* als Prototypus anderer Verbalformen angewandt, stösst diese Theorie der Analogie auf folgende Schwierigkeiten:

1. Das Verb *être* ist, als unregelmässiges Verb, selbst Einflüssen von anderen Verben ausgesetzt, wie auch vielfach in der griechischen und lateinischen Konjugation solche Einflüsse sich geltend machen.

2. *être* sollte nicht auf eine Person nur Einfluss ausüben (von den hier möglicherweise anzuführenden *font, vont* etc. sieht Bréal ab), da die Flexion ein zusammenhängendes Vorstellungsganzes in unserm Geist bildet.

3. Das Französische würde die einzige romanische Sprache sein, die eine solche Analogiebildung aufzuweisen hätte.

4. Wenn ein Hilfsverb die Gestalt der Konjugation bestimmen könnte, sollte dies vielmehr *avoir* sein. Der Bedeutungszusammenhang zwischen *nous sommes* und *nous chantons* ist, da jenes einen Zustand, dieses eine Handlung bezeichnet, zu abstrakt und unpopulär, um sich dem sprachbildenden Volksgeist deutlich fühlbar zu machen.

Zu diesen Bedenklichkeiten, deren ein paar sich schon in meinem früheren Artikel finden, sind andere hinzuzufügen, die ich eben daselbst schon teilweise anführte:

1. Die ältesten französischen Formen = *sumus* sind *esmes, eimes, sumes,* die durch Analogiebildung erklärten Formen anderer Verba aber: *cantomps, avums, poduns, trovum, chevalchum* etc. als die gewöhnlichen, *posciomes (Jonasfragment)*, und ein unsicheres *avrumes (Roland* 381) als Ausnahmen.

2. In der alten Litteratur des ganzen Westens (England mit inbegriffen) werden durch die Jahrhunderte *esmes, eimes* und *sumes*[1]) beibehalten, während andere Verba fast nur die Form *-ons*[2]) haben.

3. Als endlich spät (im Osten) *soms, sons* auftreten, sind sie doch immer sehr selten und offenbar ganz unpopulär.[3])

4. Zu der analogischen Erklärung wurde man durch die Vorstellung gebracht, die lateinische Form *amus* müsste *ains* geben, wie *ramus rains, hamus hains* gab. Aber wenn wirklich *cantamus* je *cantains* gab, so ist gar nicht einzusehen,

---

[1]) Das von Lorentz, S. 17, aus *Adam* zitierte *som (: devriom)* ist sowohl in Bezug auf Form als Dialekt unsicher.

[2]) Die Ausnahmen dürften äusserst selten sein; im ganzen *Oxforder Roland,* der doch 13 *laisses* in *ó-e* hat, gibt es nur *avrumes* 391, das unsicher ist; eine Ausnahme *conussumes Gaimar* 373.

[3]) Man hat die Form sogar vielfach durch Analogie erklärt (Foerster, Suchier).

warum diese Form, die den Franzosen auf mundgerechteste Weise die deutlichste und ausgeprägteste aller Verbalendungen wiedergab, nicht erhalten und nie gebraucht wurde. Hat sich doch die unbedeutendere Form *émus (ostémus)* als *ains (ostains)* erhalten; siehe Gröber's *Grundriss* I, 611. Man würde mit besserem Fug die Behauptung von der Parallelentwickelung *cantamus* = *ramus* umkehren können und sagen *ramus, hamus* haben *rons, hons* gegeben, welche Formen doch wegen ihrer Seltenheit nicht belegt sind und später gegen Analogiebildungen nach anderen Kasus vertauscht wurden, woraus *rains, hains.* Eine parallele Entwickelung von *cantamus* und *ramus* ist aber, wie wir sehen werden, nicht notwendig.

Wer sich diese Schwierigkeiten der analogischen Erklärung vergegenwärtigt, wird derselben nicht mehr beistimmen können. Auch hat selbst Gaston Paris in guter Ordnung den Rückzug angetreten, indem er bei der Diskussion, die über diesen Gegenstand zwischen ihm und Herrn Bréal in der Sitzung der Académie des inscriptions et belles-lettres am 2. August 1889 stattfand, erklärt, die analogische Erklärung sei nur eine Hypothese, die durch eine bessere ersetzt werden dürfte (siehe *Revue critique* 1889, II, S. 112).

Wenden wir uns dann an die Erklärungsversuche, die sich auf lautliche Vorgänge stützen, so werden wir bald finden, dass alle die älteren völlig unannehmbar sind. Dies wurde schon in der *Nordisk Tidskrift* dargelegt und ist zu offenbar, um weiterer Worte zu bedürfen. Mit diesen Erklärungen, speziell mit derjenigen von Delius *(Jahrb. f. rom. u. engl. Litt.* IX, 225), ist die von Bréal dargestellte oder vielmehr wiederaufgenommene verwandt. Mit den sporadischen *chalan* — *chalon, goudran* — *goudron* wird nichts bewiesen (Suffixvertauschung); und wenn hie und da *an* zu *on* wird (siehe W. Meyer's *Grammaire* S. 225 ff.), so ist doch unstreitig, dass im eigentlichen Französischen die Nasalis als Nasalis einen anderen Einfluss auf vorhergehendes *a* ausgeübt.

Dagegen kommt die von Suchier ausgesprochene Vermutung, dass in *amus a* zunächst hinter Labialen z. B. in AMABAMUS dem Übergang zu *o* ausgesetzt war (vgl. *taon* TABANUM), dann aber in allen Fällen zu *o* wurde, in denen nicht halbvokalisches *i* den Übergang hemmte, in Betracht. Gleichwohl erheben sich auch gegen diese Deutung so schwere Bedenken, dass sie unmöglich wird. Unerklärlich bliebe immer, dass man die praktisch unbedeutende 1. Person des sekundären Tempus Imperfekt als Muster genommen, oder auch vielleicht andere Formen der Verba auf *bare, pare, vare.* Weiter ist der Einfluss einer vorhergehenden Labialis auf einen Vokal äusserst selten *(taon*

aus *tabanum* ist bekanntlich eine schwache, wenn überhaupt irgend eine Stütze); es genüge auf W. Meyer's *Grammaire* hinzuweisen. Für das labiale *b* in der Endung *bamus* ist ein solcher Einfluss um so unwahrscheinlicher, als *b* hier in ältester Zeit fiel, wie in den meisten romanischen Imperfektformen; Suchier hat selbst darauf aufmerksam gemacht (S. 613).

Die Deutung, die ich schon in der *Nordisk Tidskrift* vor sechs Jahren gab, scheint mir noch trotz einigen Widerspruches die einzig richtige: *ons* ist aus *amus* durch Labialisierung des *a* durch die zwei Labialen *m u* entstanden, wie aus *avu o(u)* entstand in *clou, od, Anjou (Andegavum), Poitou, Laudou*[1].) Nichts ist, wenn wir augenblicklich nur auf die Flexion Bezug nehmen, natürlicher, denn *amus* war die am öftesten vorkommende Endung der 1. Pluralis. Sie war nämlich im Präs. Ind. der 1., im Präs. Konj. aller übrigen Konjugationen, im Imperfekt (und damit im Konditionale) aller Verba heimisch. Von hier wurde sie in das Präs. Konj. der 1., in das Präs. Ind. der übrigen Konjugationen (damit in das Futur) und in das Imperf. Konj. aller Verba eingeführt. Diese Auffassung der Verbreitung der Endung *amus* wird fast zu notwendiger Wahrheit, wenn man sieht, dass *atis* ursprünglich ganz an denselben Stellen wie *amus* heimisch war und mit der Zeit ganz auf dieselben Stellen wie *amus* übertragen wurde (der Imperativ, fehlend für die 1. P., kommt hinzu), und dass die wenigen Verba und Formen, die sich dem Einfluss von *atis* entzogen haben *(dites, faites, estes, cantastes)*, sich auch dem Einfluss von *amus* entzogen *(dimes, faimes, sommes, cantames)*. Die Parallelverbreitung von *amus atis* könnte sogar auf *ant* ausgedehnt werden; doch dürften schon *unt, ent* dasselbe Resultat *(ent)* ergeben.

Nicht gleich klar liegen die Lautverhältnisse bei der Annahme *amus: ons.* Man wendet einstimmig ein, dass *cantamus* wie *ramus* hätte behandelt werden sollen. Faktisch ist dies nicht geschehen, da es kein *cantains* gibt. Aber sogar die Theorie von dem Parallelismus *cantamus = ramus* ist anfechtbar. Sie ist erstens der Einwendung ausgesetzt, die ich schon in der *Nordisk Tidskrift* machte, und die ich hier oben, S. 12, andeutete. Darauf lege ich doch nunmehr wenig Gewicht und denke mir die Sache lieber so:

Als einmal die starke Hervorhebung der Tonsilbe den Fall der Ultima (mit bekannten Ausnahmen) in Nordgallien herbei-

[1]) Siehe meine Ausführungen in der *Nordisk Tidskrift.* — Man hat *Anjou* und *Poitou* öfters als Provenzalismen erklären wollen; wenn dies auch für das südliche *Poitou* anginge, ist es doch für das französische *Anjou* keine Erklärung; *clou* bleibt auch immer; richtiger W. Meyer, *Grammaire* S. 230.

führte, geschah dies nicht mit einem Schlage. Die Nomina, deren Ultima durch die syntaktisch-flexivische Erscheinnng des Deklinationsverfalls der Verstümmelnng am meisten ausgesetzt war, gingen voran; die Verba, deren Personalendungen, wie die Texte zeigen, noch lange wegen der Notwendigkeit des flexivischen Bedürfnisses, unversehrt bestanden, wnrden nicht überall zu derselben Zeit von dem Verlust der Ultima betroffen. Dies Verhältnis wird durch viele Erscheinungen, die man überhaupt nicht oder auch ans grundloser Analogie erklärt hat, bestätigt, nämlich: *cantames*, *cantastes*, *cantasse*, *-es*, *sommes*, *faimes*, *dimes*, *posciomes* n. ä., *estes*, *faites*, *dites*, *dient* = *dicunt*, *font* = *fa(c)unt*[1]), manches *e* des Präs. Konj. der 1. Konj. Dasselbe Phänomen wiederholt sich und zwar aus demselben Grunde in den Pronominalformen. Wäre nicht ein die reinen Lautgesetze kreuzendes oder modifizierendes Flexionsgesetz oder Flexionsbedürfnis hinzngekommen, so wären Formen wie *li*, *lo*, *los*, *mon* etc. nie entstanden.

Also *us* in der Endung *amus* hielt sich, wie andere Verbalendungen, länger unversehrt als die Endung in *ramus*, nnd die beiden Labialen der Verbalendnng konnten daher einen Einfluss ausüben, dem das *a* in *ramus* sich entzog.

Der Einwand der Jnnggrammatiker — *sit venia verbo* — ist im voraus gegeben: Ein Lautgesetz wirkt gleichzeitig auf allen Punkten des Sprachvorrats. Dieser Satz ist aber nie bewiesen, wohl aber ans guten Gründen von Schnchardt[2]) und Jespersen[3]) bestritten worden. In der That auf dednktivem Wege wird man anf denselben nicht geführt, nnd wenn man aus den Volksmundarten, wie Delbrück, einen induktiven Beweis für dessen Richtigkeit zu holen sucht, ist dieser Beweis erstens nicht ausgeführt worden nnd wäre derselbe immer der Möglichkeit ausgesetzt durch nene Fakta nmgestossen zn werden. Ich wage es zu glauben, dass in dem Schwinden der Ultima der Substantiva nnd dem Nichtschwinden der Ultima einiger Pronominal- nnd Verbalformen ein solches Faktum vorliegt. Dieses Faktum ist ganz die Realisation einer von Delbrück selbst hervorgerufenen aber zurückgewiesenen Idee: Man könnte annehmen, sagt er *Einleitung in das Sprachstudium*, S. 123, dass jede Lautveränderung bei

---

[1]) Vgl. indes darüber W. Meyer in der Besprechung von Schwan's *Grammatik* in dieser *Zeitschrift* Bd. X. — In *cantames, cantastes, sommes, estes* etc. nimmt auch Suchier Erhaltung der lateinischen Ultima an; Gröber's *Grundriss*, S. 577.

[2]) *Über die Lautgesetze*, S. 17 ff.

[3]) *Nordisk Tidskrift for Filologi.* Ny Række VII, 227 ff. Dieser Artikel ist auch deutsch in Techmer's *Zeitschrift* erschienen.

einem bestimmten Worte beginne und sich von diesem aus weiter fortsetzte, also z. B. von einem Substantivum auf andere, von da auf Adjektive und Participia, und so zum Verbum gelange. Was Delbrück hier als möglich setzte, aber verwarf, haben Schuchardt (S. 28) und besonders Jespersen (S. 228) aufrecht gehalten. Der letztere sagt unter anderem: „Es scheint mir, dass man nicht absolut verneinen darf, dass ein Laut in einer Übergangsperiode beibehalten werden könne, wo sich dazu ein bestimmter Bedeutungsinhalt anknüpft, während derselbe in anderen Fällen schwindet.“

Andere Fragen, die sich mit der behandelten berühren, wie das Verhältnis von *ons* und *iens*, die zeitliche und dialektische Verbreitung der betreffenden Formen, der Lautwert von *o* in *ons* (= ọ) u. a. m., lasse ich diesmal bei Seite, da dieselben schon von mir und Lorentz in seiner oben zitierten Dissertation auseinandergesetzt wurden.

J. Vising.

Paul Scarron als Komödiendichter.[1])

Paul Scarron wird heutzutage im allgemeinen nur noch als Verfasser des *Roman comique* genannt, dieses noch immer interessanten Werkes, welches uns in anschaulicher Weise das Leben der fahrenden Komödianten in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts vor Augen führt. Die Idee zu diesem Werke hat Scarron aus der Arbeit eines spanischen Komödianten und Schriftstellers Augustin Rojas de Villandrado geschöpft.[2]) Ausser diesem kulturhistorischen Romane pflegt man noch einige aus dem Spanischen übersetzte Novellen zu nennen, von denen eine, *La Précaution inutile*, Molière etliche interessante Züge für die *École des Femmes* geliefert hat[3]), während eine andere, *Les Hypocrites*, im *Tartuffe* verwendet worden ist[4]). Weniger in die Augen springend als diese beiden Entlehnungen ist der Einfluss, welchen ein anderer Teil von Scarron's dichterischer Thätigkeit auf den grössten Dramatiker der Franzosen ausgeübt hat, nämlich die Komödien; aber dieser Einfluss, wenn auch mehr mittelbar und darum nicht so leicht nachzuweisen, ist dennoch unter den mannigfaltigen Faktoren, die allmählich oder gleichzeitig auf Molière gewirkt haben, und die er sich alle in seiner Weise dienstbar zu machen gewusst hat, nicht gering anzuschlagen. „*Paul Scarron, s'abandonnant à sa verve burlesque, ouvre une veine à part qu'il ne faut pas trop mépriser*“, bemerkt Moland zutreffend in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Molière's Werken[5]).

1) Über Leben und Werke des Dichters vgl. *Bibliographie universelle*, Bd. 41, sowie die Einleitung zu E. Fournier's Ausgabe des *Théâtre complet*, Paris 1879.

2) Man vergleiche über den *Roman comique* die Abhandlung von Juncker im 3. Bande dieser *Zeitschrift*.

3) Vgl. *Œuvres de Molière* von Despois, III, 116 f.

4) *ib.* V, 352 ff.

5) *Œuvres complètes de Molière p. p. L. Moland*, I, S. XXXI.

Es sind nicht etwa zahlreiche Züge, Szenen oder Charaktere, für welche Molière den Komödien des burlesken Dichters zu Dank verpflichtet wäre, obwohl es auch an derartigen unmittelbaren Anlehnungen nicht fehlt; es ist mehr ein inneres, in kleinen Umständen sich geltend machendes Einwirken des einen Dichters auf den andern. Und dieser Einfluss ist wohl zu erklären. Unter den Stücken, welche Molière besonders in den ersten Jahren mit seiner Truppe in Paris aufgeführt hat, nahmen die Scarron'schen eine sehr bedeutende, nächst den aus Molière's eigener Feder stammenden, was die Zahl der Aufführungen anbetrifft, vielleicht die bedeutendste Stelle ein.[1]) Daraus folgt doch, dass jene Komödien, auch wenn man einen grossen Teil ihrer Beliebtheit auf Rechnung des damals noch nicht geläuterten Geschmackes des Publikums setzt, ein lebenskräftiges Element in sich trugen, und in der That ist es die *vis comica* einzelner Scarron'scher Gestalten, welche nach dem Urteile zahlreicher Zeitgenossen die Pariser immer wieder ins Theater lockte, mochte sich auch mancher einsichtige Zuschauer sagen, dass das, was den Scherzen jener zur Folie diente, einen hohen Kunstwert nicht in Anspruch nehmen könne. Diese urkomischen, nach unserem Geschmacke oft zu drastisch gezeichneten Figuren sind es auch gewesen, von denen Molière, vielfach vielleicht unwillkürlich, manch charakteristischen Zug entlehnt hat; an ihnen, deren Rollen er so unendlich oft spielen sah, konnte er beständig Studien für seine Sganarelle und Jodelet und Mascarille machen und zugleich beobachten, welche Seite der Komik dem Publikum am meisten zusagte.

So scheinen mir denn vom litterarischen Standpunkte aus die Komödien Scarron's hinreichendes Interesse zu bieten, um einer Besprechung gewürdigt zu werden, indem ja alle Erscheinungen, welche auf die Zeit und die Person eines bedeutenden Mannes eingewirkt haben, das Ihrige dazu beitragen, um das Bild desselben zu vervollständigen.

Ähnlich wie der *Roman comique* und die erwähnten Novellen sind auch die Komödien dem Spanischen entlehnt, also nicht originelle Schöpfungen des französischen Dichters, was ihren ohnehin nicht grossen ästhetischen Wert noch schmälert. Scarron war kein dichterischer Genius, die Burleske war sein Lieblings-

[1]) Man vergleiche die interessante Zusammenstellung in *Molière-Despois* II, 32 f, nach welcher, wie das Register von La Grange angibt, an 35 Tagen des Jahres 1660 neben Molière's *Précieuses ridicules* neunmal Stücke von Scarron zur Ergänzung der Aufführung gegeben wurden, und dies zu einer Zeit, als jene Stücke den Reiz der Neuheit schon lange nicht mehr hatten.

feld, und dieses hat er, wo es immer angängig war, auch angebaut, bald mit mehr bald mit weniger Erfolg. Und wie nun die Burleske an und für sich keine hohe Kunstform ist, so wird sie auch selten schöpferisch und in diesem Sinne originell auftreten, sich vielmehr mit Vorliebe an Vorhandenes anlehnen, dieses in eigener Weise sich dienstbar machend und umgestaltend.

Übrigens war es keineswegs ein besonderer innerer Drang zu dramatischer Thätigkeit, der Scarron veranlasste, sich mit der Bearbeitung spanischer Komödien zu beschäftigen, sondern, wie man aus seinen eigenen Worten erkennt, trieb ihn offenbar die Not dazu, sich diese Erwerbsquelle zu eröffnen, denn als etwas anderes betrachtete er seine dramatische, vielleicht seine ganze dichterische Thätigkeit nicht. Seit seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre von einer unheilbaren und schmerzhaften Krankheit befallen, suchte er Trost und Zerstreuung in heiterer Gesellschaft, die, weil er sie nicht aufsuchen konnte, sich bereitwilligst um ihn versammelte, und die er mit seinen witzigen Einfällen aufs beste unterhielt. Diese Gesellschaften sowie seine ganze übrige Lebensweise kosteten ihm ziemlich beträchtliche Summen, während seine Einkünfte nur gering waren trotz aller Dedikationen und ernsten oder scherzhaften Bittgesuche, welche er an diejenigen richtete, die ihm derselben infolge ihres Reichtums oder ihrer Freigebigkeit würdig schienen. Und so wurde bald die ergiebigste Einnahmequelle sein *Marquisat de Quinet*, wie er dieselbe scherzhaft nach dem Verleger seiner Werke zu nennen pflegte. Naturgemäss war er bemüht, diese Quelle immer reichlicher fliessen zu machen, und so kam er denn schliesslich auf den Gedanken für das Theater zu schreiben, angeregt vielleicht durch Schauspieler, mit welchen er seit langer Zeit in Verbindung stand. Das spanische Theater mit seinen reichen Schätzen bot ihm immer neue Gegenstände dar, zumal da er in dem Suchen nach denselben offenbar unterstützt wurde. In einem Briefe an M. de Marigny dankt er seinem Freunde mit den Worten: „*Je vous suis bien obligé de la peine que vous prenez de me faire trouver des comédies espagnoles*“.[1])

Ausser einer ziemlich einfältigen einaktigen Posse und ein paar dramatischen Fragmenten[2]) hat Scarron im Ganzen neun fünfaktige Komödien in Versen nach dem Spanischen verfertigt, von denen jedoch zwei erst nach seinem Tode herausgegeben und niemals aufgeführt worden sind, während die übrigen auf den beiden Hauptbühnen von Paris, zum Teil mit ausserordent-

---

[1]) *Œuvres*, I, 203.
[2]) *Œuvres*, VII.

lichem Beifall zur Aufführung kamen. Ich gehe nunmehr zu einer Besprechung derselben über.

Das Stück, mit welchem Scarron seine dramatische Thätigkeit eröffnete, ist *Jodelet ou le Maître valet*, welches nach den Brüdern Parfaict[1]) im Jahre 1645 zum ersten Male und mit grossem Erfolge aufgeführt wurde. Nach Fournier[2]) spielte man das Stück im *Hôtel de Bourgogne*, wo sich zu jener Zeit der berühmteste Darsteller der Titelrolle befand, Jodelet, mit seinem eigentlichen Namen Julien Geoffrin oder vielleicht Julien Bedean.[3]) Marty-Laveaux[4]) gibt an, dass der *Maître valet* im Theater *du Marais* aufgeführt worden sei, dessen Mitglied Jodelet seit 1642 spätestens war, und mit dieser Angabe stimmt die von Victor Fournel[5]) überein, so dass man die Ansicht Fournier's, dessen Ausführungen überhaupt sehr oberflächlicher Natur sind, wohl wird zurückweisen müssen.[6])

Das Original zu Scarron's erstem Jodelet finden wir in der Komödie des spanischen Dichters Francisco de Rojas Zorilla

---

[1]) *Histoire du Théâtre français, Paris* 1746, *tome* VI, p. 327.

[2]) *Scarron, Théâtre complet, publ. p. E. Fournier, Paris* 1879, p. XIII.

[3]) Genau lässt sich der Name nicht feststellen. Interessante Bemerkungen zu dieser Frage finden sich in der Ausgabe der Werke Molière's von *Despois* II, 36 ff.

[4]) *Œuvres de Corneille*, IV, 125, Anm. 2.

[5]) *Les Contemporains de Molière, Paris* 1875, III, p. XXXVII.

[6]) Noch möchte ich mir einige Bemerkungen über Jodelet gestatten, jenen berühmten Schauspieler, zu dessen Lieblingsrollen jedenfalls der *Maître valet* gehörte. Es ist ganz offenbar, dass dieses Stück, wie mehrere andere von anderen Dichtern, eigens für ihn geschrieben worden ist. Allgemein beliebt war sein Auftreten als *enfariné naïf*, als welcher er besonders durch die Kunst durch die Nase zu sprechen *(son nasillement plaisant)* Beifall erntete. Wir ersehen aus diesem seltsamen Vorzuge, welcher Art der Geschmack des damaligen pariser Publikums war; der *enfariné naïf* hatte offenbar grosse Ähnlichkeit mit den Koryphäen unserer heutigen Cirkusclowns. Übrigens ist die Persönlichkeit dieses Schauspielers oft genug von den Dichtern seiner Zeit geschildert worden; die diesbezüglichen Stellen sind gesammelt bei Marty-Laveaux *(a. a. O.* S. 123 ff.), der ausser den Scarron'schen noch drei Stücke anführt, in denen der Hauptkomiker unter dem Namen Jodelet auftritt: *Jodelet astrologue* von *Douville, Le Déniaisé* von *Gillet de la Tessonnerie* und *Le Geôlier de soi-même* von *Thomas Corneille*. Hierzu kommen noch *La feinte Mort de Jodelet, comédie en vers, et en un acte*, von *Brécourt*, im Jahre 1660 im *Petit-Bourbon* aufgeführt *(Histoire du théâtre français* VIII, 402), sowie endlich *Molière's Précieuses ridicules*. Nach einigen hätten gerade die Stücke Scarron's, in denen Jodelet auftritt, dem Darsteller dieser Rolle seinen Theaternamen gegeben. Thatsächlich ist das Verhältnis umgekehrt, wie schon Despois *(a. a. O.* II, 39, Anm. 2) zeigt.

Donde hay agravios no hay celos, y amo criado.[1]) Diese Qnelle ist angegeben in einer poetischen Epistel Sarrazin's an den Grafen von Fiesque, in der unser Stück ausserordentlich gelobt und vielen italienischen Komödien vorgezogen wird.[2])

Da der *Maître valet* die berühmteste von Scarron's Komödien und zugleich ihre Quelle bekannt ist, so will ich im Folgenden den Versuch machen, die beiden Stücke mit einander zu vergleichen, nm so die Art nnd Weise zu zeigen, nach welcher der Dichter bei der Bearbeitung seiner spanischen Vorlagen verfuhr; denn es wird gestattet sein, aus dem vorliegenden Stücke einen Schlnss auf die übrigen zu ziehen.

Der *Amo criado* besteht der spanischen Sitte gemäss aus drei *Jornadas*, die Scarron in fünf Akte nmgewandelt hat. Inhaltlich unterscheiden sich beide Stücke nur in ganz unwesentlichen Punkten von einander. Die folgende Inhaltsangabe schliesst sich an das Rojas'sche Original an.

Jornada primera. Don Juan d'Alvarado soll Doña Inés (im französischen Stücke Isabelle), die Tochter des Don Fernando de Rojas, heiraten, kennt aber seinen Schwiegervater noch gar nicht nnd seine Braut nur nach einem Bildnis, das ihm allerdings bereits eine innige Zuneigung zu dem Original eingeflösst hat. Er ist in der Nacht mit seinem Diener Sancho (Jodelet) in Madrid angekommen nnd hat soeben mit vieler Mühe das Haus Don Fernando's gefunden, als er bemerkt, wie auf

---

[1]) 1640 zuerst erschienen und wieder abgedruckt in den *Comedias escogidas de Don Francisco de Rojas Zorilla, Madrid* 1861, Band XXXIV der *Biblioteca de autores españoles.*

[2]) Ich zitiere die interessante Stelle nach den Brüdern Parfaict (*a. a. O.* VI, S. 340 f.):

Mais toutefois un Zani baloté
Par les Sergents Spavento di note
Sauts, escalade, et telle momerie
Chicos berlis, et Turcs de Tartarie,
Ne me sont rien auprès de Jodelet.
Non, de par lui; je serois un folet,
Voir un grand fou de lui donner la pomme,
Or entens-moi, c'est ce que le petit homme
Que tu connois: et dont on peut prêcher,
L'esprit est prompt, mais infirme est la chair,
A translaté de la langue Espagnole
N'a pas longtems, Comédie tant folle,
Où Jodelet est si plaisant garçon,
Qu'Italiens il jette hors d'arçon.
Tu l'avouerois, si la Pièce avois luë,
Et encore plus, si jouer l'avois vuë.
Dom Francesco de Roxas est l'Auteur,
Et Paul Scarron, comme ai dit, translateur.

dem Balkon des Hauses eine Thüre geöffnet wird, und ein junger Kavalier auf die Strasse herunterspringt. Don Juan will ihm den Weg versperren, beide ziehen, es kommt zu einem kurzen Kampfe, aber der Fremde flieht schliesslich unter dem Schutze der Dunkelheit, weil er fürchtet, durch den Lärm könnte Don Fernando herbeigelockt werden. — Übrigens weicht hier Scarron insofern ein wenig von seinem Originale ab, als er den Fremden, um die Szene abzukürzen, sofort die Flucht ergreifen lässt, was Rojas nicht thun konnte, da ein spanischer Edelmann niemals auch nur den Schein der Feigheit erwecken durfte. (Vgl. Scarron, Akt I, Sz. 3; Rojas S. 149, Spalte 1).[1])

Don Juan fürchtet, der Fremde könnte ein Rival seiner Liebe sein, und um sich hierüber Klarheit zu verschaffen, benutzt er die günstige Gelegenheit, die ihm der Zufall bietet. Sein Diener hat an Doña Inés statt des Bildnisses seines Herrn aus Versehen sein eigenes abgeschickt, und Don Juan macht Sancho den Vorschlag, mit ihm die Kleider zu wechseln und an seiner Stelle eine Zeitlang den Herrn zu spielen, während Don Juan Sancho's Rolle übernehmen will. Nachdem der feige Diener sich versichert hat, dass dabei nichts zu riskieren sei, geht er auf den Vorschlag ein. (Hier schliesst der erste Akt des französischen Stückes).

Der junge Mann, den Don Juan hatte vom Balkon springen sehen, war Don Lope (Don Louis), der seiner schönen Kousine Doña Inés den Hof macht, und der sich wider ihren Willen und mit Hilfe der Zofe Beatriz in ihr Haus eingeschlichen hatte. — Die junge Doña Ana de Alvarado ist nach Madrid gekommen, um bei Don Fernando Schutz und Hilfe zu suchen. Bei Gelegenheit eines Festes hat sie in Burgos vor vier Jahren (bei Scarron sind es zwei) die Bekanntschaft eines jungen Edelmannes gemacht, dessen treffliche Eigenschaften ihr Herz gewonnen hatten. Sie hatte seinen Schwüren Glauben geschenkt und ihm schliesslich mehr gestattet, als ihre Ehre erlaubt hätte. Die Verse, welche ihren Fehltritt in Don Fernando's Augen entschuldigen sollen, sind von ausserordentlicher Schönheit und legen ein glänzendes Zeugnis von dem Talente des spanischen Dichters ab:

Obró el discurso torpe y poco atento,
La memoria engañó al entendimiento:
Los ojos, si no ciegos, suspendidos
Se dejaron guiar de los oidos.
Dile entrada en mi casa con recato,

---

[1]) Ich zitiere Rojas nach der oben erwähnten Ausgabe der *Comedias escogidas;* Scarron's Théâtre ist am leichtesten zugänglich in der handlichen Ausgabe von E. Fournier.

Ardió el amor, que le atizaba el trato;
Salimos á un jardin, él me rogaba,
Yo lloré, sin saber por que lloraba;
Consolóme, admiti grata el consuelo,
Y el temor le guardé para el recelo:
Con pasiones procuro convencerle;
Dijo más, tuve gana de creerle,
— — — — — — — — — — —
Y, al fin, Señor (¡oh si por mas enojos
Se saliera mi ofensa por los ojos!);
Mas si digo que dijo que me amaba,
Que amena soledad nos convidaba,
Que porque mi desdicha me convenza
Le dió sombra la noche á mi vergüenza,
Que las flores mediaban mi cuidado,
¿Que te cuento, si ya te la he contado?[1])

Scarron wirft alles das als unnützen Ballast über Bord und gibt der langen Rede kurzen Sinn mit den drei Versen wieder:

Il feignit de m'aimer, tout de bon je l'aimai;
Mais souffrez que mes pleurs vous apprennent le reste,
Car tout en est honteux, car tout en est funeste.[2])

Doch kommen wir auf die Inhaltsangabe zurück! Don Lope hatte das unglückliche Mädchen im Stich gelassen, der Name, den er ihr angegeben, war falsch gewesen; da sie aber wisse, dass er in Madrid wohne, sei sie gekommen, um Don Fernando, einen Freund ihres verstorbenen Vaters, um Hilfe anzuflehen. Dieser verspricht ihr auch alles zu thun, was in seiner Macht stehe, um ihre Ehre wiederherzustellen und schickt sie zu seiner Tochter, als ihm Don Lope, sein Neffe, gemeldet wird. Auch er ist gekommen, um sich Rat zu holen. Vor mehreren Jahren habe er in Burgos ein schönes Mädchen kennen und lieben gelernt; in einer Nacht aber, als er sich in ihrem Hause befand, sei plötzlich von einem Fremden die Thüre gesprengt worden. Seine Geliebte habe das Licht ausgelöscht, und er habe den Eintretenden in der Dunkelheit getötet, um am nächsten Morgen zu erfahren, dass dieser sein Freund und zugleich der Bruder der von ihm verführten Dame gewesen sei. Er sei geflohen, ohne sich um seine Dame weiter zu kümmern, habe aber heute die Nachricht erhalten, dass der Bruder des Getöteten nach Madrid gekommen sei, vermutlich um den Tod seines Bruders zu rächen. Don Lope weiss nicht, was er in dieser Lage thun soll:

Huir de él es cobardia;
Querer matarle, es delito;
No esperarle, es gran desdoro;
Solicitarle, es delirio.

[1]) S. 152, 1.
[2]) Akt II, Szene 3.

Don Fernando erkennt, dass jener Gegner und sein zukünftiger Schwiegersohn dieselbe Person sind. Überdies wird ihm die Ankunft Don Juan's gemeldet, der mit seinem Diener Sancho eintritt, beide der Verabredung gemäss mit vertauschten Rollen. Don Lope erfährt nunmehr, dass Don Juan, für welchen man natürlich den verkleideten Sancho hält, sein Nebenbuhler ist und erkennt in ihm sogleich den Bruder der Doña Ana, während Don Juan über die Person des Flüchtlings von voriger Nacht aufgeklärt und dadurch in seiner Eifersucht noch bestärkt wird.

Man sieht, wie die geschickte „Mache", welche den spanischen Dichtern eigen ist, leider durch die zahlreichen Unwahrscheinlichkeiten dieser Exposition stark beeinträchtigt wird.

Jornada segunda (dritter Akt bei Scarron). Doña Inés fühlt sich höchst unglücklich in ihrer Lage. Sie kann dem rohen und ungeschickten Menschen, den sie heiraten soll, keine Liebe entgegenbringen, sie verachtet ihren Vetter und fühlt sich hingezogen zu Don Juan's vermeintlichem Diener, den sie doch nicht lieben darf. Aber erlaubt es denn das Naturgesetz nicht, auch einen Menschen von untergeordneter Stellung zu lieben? — Sie wird in ihren Betrachtungen durch Don Lope gestört, der in einem benachbarten Zimmer verborgen gewesen war und nun kommt, ihr seine Leidenschaft zu beteuern. Doch sie weist ihn zurück, indem sie ihn an den Verrat erinnert, den er an Doña Ana geübt habe. Da man Sancho nahen hört, versteckt sich Don Lope in einem Zimmer seiner Kousine. Auch Sancho will Doña Inés die Macht seiner Liebe schildern, da er aber die richtigen Worte nicht finden kann, so beauftragt er seinen Diener Don Juan, es an seiner Stelle zu thun. So ist denn den beiden Liebenden Gelegenheit gegeben, gegenseitig ihre Herzen auszuschütten; ein jeder schildert seine wahren Gefühle, und doch traut keiner den Worten des andern wegen der seltsamen Rollen, die sie beide spielen. Sancho glaubt schliesslich aus den Worten von Doña Inés zu erkennen, dass sie sein Werben günstig aufnehme und erkühnt sich, ihr die Hand zu küssen, wofür er hinterher von Don Juan gezüchtigt wird.

Doña Ana hat das Zimmer, in welchem sie sich den ganzen Tag über verborgen gehalten, endlich verlassen und naht sich zufällig dem Verstecke Don Lope's. Sie bemerken einander, jedoch ohne sich gegenseitig zu erkennen; Doña Ana verschliesst die Thüre, welche sie von Don Lope trennt, und dieser, der sie für Doña Inés hält, macht ihr die glühendsten Liebesbeteuerungen. Da zeigt sich Doña Ana, sie erkennen sich, aber der Schrei der Überraschung, den sie ausgestossen, hat Don Juan herbeigelockt.

Er erkennt seine Schwester und will sie, um seine Schmach zu rächen, töten, wird aber von Don Lope daran gehindert. Da erwacht wieder die Eifersucht in ihm, er wendet den Degen gegen seinen Rivalen, indem er als vermeintlicher Diener immer vorgibt, die Ehre seines Herrn zu verteidigen, wird aber an der Ausführung seines Vorhabens durch Don Fernando's Erscheinen gehindert, der ihm versprechen muss, dass er Doña Ana an ihren Bruder Don Juan ausliefern werde.

Ich bin auf diese Szene so genau eingegangen, weil sich Scarron mit Recht eine kleine Abweichung von seinem Vorbilde erlaubt. Doña Ana, die in Don Fernando's Hause selbst fremd ist, sollte einen Fremden, dem sie dort begegnet, ohne Weiteres einschliessen? Das ist unwahrscheinlich. Scarron lässt sie verschleiert eintreten, so dass Don Louis sie sehr wohl für Isabelle halten kann. Sie ist erstaunt ihn vor sich zu sehen, aber seine ersten Worte verschliessen ihr den Mund.[1]) Übrigens weiss man nicht, woher bei beiden Dichtern Don Juan, der doch als Diener verkleidet auftritt, den Degen nimmt, mit dem er zuerst auf Doña Ana und dann auf Don Lope eindringt.

Jornada tercera. Doña Ana teilt der Freundin ihren neuen Kummer mit. Noch immer liebt sie den ungetreuen Don Lope, aber sie muss leider in Doña Inés selbst eine Nebenbuhlerin sehen. Diese tröstet sie, versichert sie ihrer Freundschaft und fügt hinzu, dass ihre Freundin nicht zugleich ihre Nebenbuhlerin sein könne:

Doña Inés. *Un desengaño mayor*
Es preciso que se arguya
En esta sospecha tuya.
Doña Ana. *¿Qué es?*
Doña Inés. *Que yo te tengo amor.*
Doña Ana. *Y asi, mi pena y mi afan,*
¿Como apagará esta llama?
Doña Inés. *No hay dama que quiera á dama*
Que ha querido á su galan;
Y asi por seguro ten
Que en mi no hay afecto tal,
Pues yo te quisiera mal
Si yo le quisiera bien.[2])

Wie viel reizende Naivität liegt in dieser ganzen Szene, in welcher sich der Charakter der beiden Frauen im schönsten Lichte zeigt und in einer durchaus edlen und poetischen Form zum Ausdruck gebracht ist. Und was finden wir bei Scarron hiervon wieder? Wahrlich nicht viel; er hat die Szene (IV, 1)

[1]) Vgl. Akt III, Sz. 9 und S. 159, 3 bei Rojas.
[2]) S. 162, 2.

auf 16 Verse verkürzt, in welchen das Original nicht wiederzuerkennen ist. Das Motiv der Eifersucht zwischen den beiden Frauen lässt er ganz weg.

Sancho teilt uns nunmehr in einem Monologe seine Anschauungen über Ehre mit, die allerdings von denen eines spanischen Edelmannes wesentlich abweichen. Bald darauf benützt er eine günstige Gelegenheit, um der Zofe Beatriz eine Liebeserklärung zu machen, wird aber dabei unglücklicherweise von Doña Inés überrascht. Als sie ihm noch Vorwürfe macht, kommt Don Fernando und kündigt ihm an, dass er sich mit Don Lope schlagen müsse, da dieser seine Ehre angegriffen habe. Er will nicht darauf eingehen, aber Don Juan überredet ihn schliesslich, seinen Gegner in ein Zimmer des Hauses zu bestellen, wo er sich selbst versteckt halten wolle, um zu rechter Zeit in den Zweikampf einzugreifen (Schluss des vierten Aktes bei Scarron).

Don Lope und Sancho finden sich nun thatsächlich beide in dem bestimmten Zimmer ein. Ersterer will den Zweikampf beginnen, Sancho aber sucht ihn noch immer hinzuhalten. Schliesslich erinnert er sich, dass Don Lope den Bruder Don Juan's in der Dunkelheit getötet habe und löscht daher schnell das Licht aus. Sofort tritt Don Juan an seine Stelle, die beiden Gegner kämpfen, und Don Lope wird leicht verwundet. Auf eine Frage Don Fernando's, welcher jetzt sonderbarer Weise ausserhalb der Thüre erscheint, antwortet Sancho, der schnell wieder an Don Juan's Stelle getreten ist, dass er soeben im Begriffe sei, den ihm angethanen Schimpf zu rächen; Don Lope aber, gereizt durch seine Verwundung, will seinen Gegner noch mehr erbittern und gesteht deshalb ein, dass er derjenige sei, der Don Juan in doppelter Weise tötlich beleidigt habe:

Ya la ira me obliga aquí
A irritaros inhumano;
Yo di muerte á vuestro hermano
Y á vuestra hermana ofendí:
Y así, atrevido y osado,
Todo mi ardor os provoca.[1])

Nun gibt Don Juan sich zu erkennen, indem er erklärt, Eifersucht sei der einzige Grund gewesen, weshalb er sich verkleidet habe, doch jetzt, da er den Beleidiger seiner Ehre kenne, gelte es vor allem, den Schimpf zu rächen:

en sabiendo mi agravio
De mis celos me olvidé.
Que si en dudas y recelos
De aquel repetido ardor

---

[1]) S. 167, 1.

Hay celos donde hay amor,
Donde hay agravios no hay celos.

Sofort will er das Rachewerk vollziehen, aber Don Lope bittet höchst überrascht seinen Gegner um Verzeihung, während er kurz vorher sich noch seiner Thaten gerühmt hatte. Er habe Don Juan's Bruder, seinen besten Freund, wider Willen getötet, und um nun auch Don Juan's Freund zu werden und Doña Ana ihre Ehre wiederzugeben, erklärt er sich bereit, seine frühere Geliebte zu heiraten und Doña Inés zu entsagen. Don Juan ist mit dieser Genugthuung zufrieden, die ihm zugleich seine Ehre wiedergibt und ihn von seiner Eifersucht heilt, und damit der brave Sancho nicht leer ausgehe, erhält er seine liebe Beatriz zur Frau. —

Corneille sagt von seinem *Menteur*, der ja bekanntlich auch stark „nach dem Spanischen" ist, er habe „*entièrement dépaysé les sujets pour les habiller à la française.*" Das kann Scarron weder von dem *Maître valet* noch von irgend einem seiner folgenden Stücke behaupten. Dass der Inhalt der Komödie von dem der spanischen nur in ganz unwesentlichen Punkten abweicht, habe ich bereits hervorgehoben. Aber auch das ganze Kolorit des Originals ist mit fast allen Eigentümlichkeiten, die gerade nur der spanischen Komödie zukommen, im Französischen getreulich wiedergegeben. Scarron's Personen sind Vollblutspanier, die in Spanien echt spanisch auftreten. Natürlich sind auch die Einheiten der Zeit und des Ortes, an welche die Spanier sich wenig kehrten, nicht beobachtet, was die zeitgenössischen Kritiker und unter anderen auch die Brüder Parfaict dem Dichter übel vermerkt haben.

Bei einer genauen Vergleichung der beiden Stücke bemerken wir, dass die Reihenfolge der Szenen vollkommen übereinstimmt, dass nur einzelne Teile des Dialoges zusammengezogen und so die Szenen abgekürzt worden sind. Daraus folgt, dass Scarron offenbar das Stück des Spaniers vor sich gehabt hat und dessen Inhalt nicht bloss durch frühere Lektüre oder durch mündlichen Bericht kannte. Andererseits ist aber die Verwertung des spanischen Musters fast niemals zu einer Übersetzung desselben geworden, wie die Vergleichung der folgenden Parallelstellen zeigt, wo das Vorbild noch am getreuesten nachgeahmt ist:

Amando, suspiro y lloro
Con lágrimas del deseo,
Cuando viéndoos á vos, veo
El dulce dueño que adoro;
Y á no ser por mi decoro,
Arrojada, vive Dios,

Porque se vieran los dos
Mostrára mortal herida,
Pues por vos gozo mi vida,
Siendo mi muerte por vos.
Tan cruel, tan mi enemigo
Es mi amor, por ser tan raro,
Que cuando más lo declaro
Es cuando ménos lo digo:
Y si hablo no le mitigo,
Y si procuro fingirle
Es castigarme en sufrirle,
Y asi tengo en conservarle
Mucho fuego en occultarle
Y poco alivio en decirle. (S. 157, 1 f.)

Il faut bien envers vous que je me justifie,
Vous doutez de ma flamme. Oui, j'aime, encore un coup:
Ce que j'aime est à vous, et je l'aime beaucoup;
Et lorsque je vous vois, j'aperçois tout ensemble
L'objet de mon amour, et je brûle et je tremble;
Je brûle de désir, et je tremble de peur;
Vous causez à la fois ma joie et ma douleur.
Fut-il jamais un mal plus étrange et plus rare?
Lorsque je le dis moins, quasi je le déclare;
Et si je le disais, au lieu de m'alléger,
Au lieu de me guérir, je serais en danger:
Et quand, sans découvrir ou bien cacher ma flamme,
Je tâche à déguiser ce que je sens dans l'âme,
En ce déguisement je trouve un sort égal,
C'est-à-dire partout je n'ai rien que du mal. (III, 7.)

Dieselbe Szene zeigt jedoch zu gleicher Zeit auch eine bedeutende Abweichung der beiden Dichter von einander. Rojas und das spanische Theater seiner Zeit überhaupt hegen eine besondere Vorliebe für das Beiseitesprechen der Schauspieler, und thatsächlich ist dieses ja ein bequemes Mittel, das Publikum von den Gesinnungen einer Person in Kenntnis zu setzen und so mit wenigen Worten einige scharfe Charakterzüge zum Ausdruck zu bringen. Die mässige Anwendung dieses Mittels wird daher auch nicht zu tadeln sein; wenn aber Rojas nicht selten Minuten lang ohne Unterbrechung die Auftretenden ihre Gedanken in dieser Form vorbringen lässt, so ist das schon deswegen entschieden tadelnswert, weil es die Illusion des Publikums in hohem Grade stört, und wir können uns nur mit Scarron's Vorgehen einverstanden erklären, wenn er derartige ausgedehnte Aparte zu vermeiden sucht. Lehrreich für das Verfahren des spanischen Dichters sind ausser dem Anfange der schon genannten Szene auch noch die Stellen S. 154 f., 158 und 160. Die Charakteristik eines Menschen darf sich eben in einem guten Stücke nicht wesentlich ergeben aus reflektierenden Äusserungen über die Lage, in welche er versetzt ist, sondern sie soll aus

seinen Handlungen, aus seinem Verhalten gegenüber den auf ihn einwirkenden Verhältnissen hervorgehen. Bekanntlich hat sich auch Lessing über die genannte Eigentümlichkeit des spanischen Theaters gelegentlich geäussert.[1] — Nicht minder störend erscheint uns das reflektierende Element in der spanischen Komödie auch an anderen Stellen, wo es in Rede und Gegenrede der auftretenden Personen zum Vorschein kommt, so dass manche Szenen dadurch einen lyrischen Anstrich erhalten. Scarron hat dergleichen Szenen entweder ganz weggelassen oder dieselben, wo sie unumgänglich notwendig erschienen, durch einen Monolog ersetzt, wie z. B. am Ende des zweiten Aktes. Auch da, wo die Verhältnisse in objektiver aber allzu weitschweifiger Weise besprochen werden, kürzt der französische Dichter und macht so den ganzen Dialog lebhafter und unterhaltender.

Eine andere Eigentümlichkeit des spanischen Dramas ist seine blumige, mit Bildern und Metaphern überreich ausgestattete Sprache. Wir können nicht leugnen, dass dieselbe auf unser ästhetisches Gefühl, besonders bei der Lektüre einen angenehmen Eindruck macht, und dennoch finden wir jenen Reichtum tadelnswert. Der Stil des Dramas und derjenige der Komödie ganz vornehmlich verlangt Kürze; wir wollen die Handlung beständig fortschreiten sehen, während die behagliche Ausmalung von Situationen und Gefühlen dem Gebiete der Epik und Lyrik angehört, und so können wir auch Rojas und seinen Landsleuten den Vorwurf nicht ersparen, dass sie in dieser Beziehung die Grenze des Erlaubten überschritten haben. Auf S. 156 schildert Doña Inés ihre glühende Leidenschaft für Don Juan, den Diener, der viel zu tief unter ihr steht, als dass sie es wagen könnte, auch nur sich selbst diese thörichte Neigung zu gestehen. Sie fährt fort:

Mas no pienso que es bajeza,
Que aunque es verdad que el amor
De igualdades se contenta,
Bien puedo yo querer bien
A otro que mi igual no sea,
Que no es fino amor, amor
Que se funda en conveniencias.

Und durch zwei Beispiele aus dem Gebiete der Mythologie und des Naturlebens, die mit behaglicher Breite ausgeführt werden, sucht sie nun ihre Liebe vor ihrem Gewissen zu entschuldigen. Scarron (III, 4) hat dies ganz weggelassen und überhaupt die Szene bedeutend abgekürzt, die gleichwohl nicht ohne Poesie ist, während andererseits der Gang der Handlung weniger unterbrochen erscheint, als es bei Rojas der Fall ist. Gegen die Metapher

[1]) *Hamburgische Dramaturgie, Zweiundsechzigstes Stück.*

hegt der französische Dichter sogar eine entschiedene Abneigung; ich erinnere mich, in seinen sämtlichen Dramen deren nicht mehr als zwei gefunden zu haben, die noch dazu recht geschmacklos sind. Akt V, Szene IV in unserem Stücke lässt er Don Juan sagen:

ces jaloux soupçons
Ne ralentirent point mon feu de leurs glaçons

und in einem anderen Stücke, dem *Jodelet duelliste* (V, 7), erzählt Don Pedro von einem Vorfalle

Tout ceci s'est passé comme un grand feu de paille.

Freilich hat dieses Bestreben die Szenen abzukürzen auch einen nachteiligen Einfluss auf die Zeichnung der Charaktere, wie schon gelegentlich bei der Inhaltsangabe des Stückes angedeutet wurde. Recht deutlich tritt dies zu Tage in der fünften Szene des zweiten Aktes, wo Don Louis über seine Begegnung mit Lucrèce in Burgos berichtet. Nach einigen ziemlich leeren Redensarten fährt Don Louis fort:

Pour faire court, un soir que nous étions ensemble,
J'entends rompre la porte, et . . .

Rojas überzeugt uns durch den eingehenden Bericht, welchen er Don Lope geben lässt, einigermassen von seiner aufrichtigen Liebe zu Doña Ana, und so söhnen wir uns noch zur Not mit diesem unbeständigen Liebhaber aus, während wir nach Scarron's Darstellung die arme Lucrèce nur bedauern können, die durch die Verheiratung mit diesem Manne unmöglich glücklich werden wird.

Es sei hier noch die erste Szene der zweiten Jornada angeführt, wo der spanische Dichter ebenfalls das Benehmen Don Lope's zu entschuldigen sucht, und wo ihm dies wenigstens besser gelingt als Scarron.[1]) Freilich entfaltet auch Rojas gerade in der Charakteristik dieser Person das geringste Geschick. Don Lope ist zuerst bereit, sich mit Sancho zu schlagen, dessen Feigheit er sieht, aber plötzlich, als er den wahren Don Juan erkennt, bereut er alle seine Vergehen, und der Vorschlag, den er nun macht, könnte wohl zu seinen Ungunsten gedeutet werden. Dieses Gefühl hat Scarron offenbar auch gehabt, und er fügt, um jeden Zweifel an dem chevaleresken Charakter dieses Mannes zu beseitigen, hinzu (V, 4):

Ceux qui me connaîtront, sauront bien que la crainte
N'est pas ce qui me fait approuver votre plainte . . .
Puisqu'il fut mon ami: pour devenir le vôtre,
Je donnerais mon sang, je donnerais mon cœur,
Et ce discours n'est pas un effet de ma peur.

[1]) Akt III, Szene I.

Das ist recht schön gesagt, wir sind aber wenig geneigt, es zu glauben und finden die ganze Lösung des Knotens schwach, schon um der armen Lucrèce willen, die einen Mann heiraten muss, den sie zwar liebt, der aber selbst kaum noch Zuneigung zu dem Mädchen hat.

Schliesslich will ich eine Stelle nicht übergehen, wo Scarron's Bestreben abzukürzen gerade dazu dient, die Wahrscheinlichkeit des Vorgeführten zu erhöhen. Akt III, Szene X und XI erscheint Don Juan in dem Augenblicke, als seine Schwester und Don Louis einander zufällig in der Wohnung Don Fernando's begegnet sind. Ihr Anblick wirkt so überraschend auf ihn, dass er im ersten Augenblicke nicht weiss, was er thun soll, und wir finden das wohl begreiflich. Diese Unentschlossenheit kann aber unmöglich von langer Dauer sein, und es ist daher fehlerhaft und unwahrscheinlich, wenn die Szene, wie es bei dem Spanier der Fall ist, bedeutend fortgesponnen wird, ohne dass Don Juan einen entscheidenden Schritt thut. Dieses Gefühl hat Scarron vielleicht geleitet, wenn er Don Juan, bald nachdem er seine Schwester erkannt hat, den Degen ziehen lässt, um sie für ihren Frevel zu bestrafen.

Ich habe bereits Gelegenheit gefunden zu bemerken, dass der französische Dichter bestrebt war, das komische Element des Stückes möglichst in den Vordergrund zu stellen und diese Ursache ist es fast allein, welche ihn veranlasst, zuweilen seine Vorlage zu erweitern, sei es dass er eine nur angedeutete komische Situation mehr ausführt, sei es dass er selbst Witze hinzufügt oder diejenigen des Originals durch kräftigere ersetzt. Auf solche Weise erhält die Komik des spanischen Stückes in der französischen Bearbeitung einen burlesken Anstrich, ganz besonders in der Rolle des Dieners Jodelet, des Possenreissers *par excellence.* Die Burleske war von jeher das Lieblingsgebiet der poetischen Thätigkeit Scarron's gewesen, und so ist es nicht zu verwundern, wenn er auch seine spanischen Muster nach dieser Seite hin ummodelt, zumal da der Beifall des Publikums ihn hierzu ermunterte. — Einzelne Szenen, in welchen Jodelet auftritt, sind ziemlich getreu dem Spanischen entnommen, so I, 3; IV, 4; V, 4 und vor allem IV, 5, wo das Original am wenigsten verändert worden ist. Aber gerade in seine Lieblingsperson Jodelet hat Scarron einzelne Züge gelegt, die seiner eigenen Erfindung angehören. In der dritten Szene des ersten Aktes findet sich im Spanischen (S. 148, 3) folgende Stelle:

Bernardo. ... *es tarde, y mañana hay dia.*
Sancho. *Los dos que ve se han criado*
En la Noruega; y asi,
Por la noche negociamos.

Scarron sagt statt dessen:

Jodelet. *Nous n'allons que la nuit,*
Nous portons à la nuit amitié singulière,
Et serions bien fâchés d'avoir vu la lumière:
Nous sommes de Norvège, un pays vers le nord,
Où maudit d'un chacun est tout homme qui dort.
Pour moi, je ne dors point; voyez-vous là mon maître?
C'est le plus grand veilleur qui se trouve peut-être.

So auch im ferneren Verlauf der Szene. Ganz ähnliche Erweiterungen zeigt ferner die erste Szene des Stückes, wo Jodelet von der Vertauschung der beiden Bilder spricht. Die siebente Szene des dritten Aktes ist von Scarron mit besonderer Feinheit behandelt, aber gerade hier sind mehrere von seinen eigenen Gedanken als recht gelungen zu bezeichnen. Isabelle versichert Jodelet ihrer Zuneigung, richtet aber ihre Worte an Don Juan, den sie ja für Jodelet hält, und der wirkliche Jodelet antwortet ihr:

Ma foi, j'entends bien peu ce discours raffiné,
Je connais seulement qu'il est passionné.
Où diable prenez-vous tant de philosophie?

und gleich darauf:

J'entends encore moins ce discours-ci que l'autre etc.

Der etwas lange Dialog zwischen Don Juan und Isabelle in dieser Szene ist von Scarron abgekürzt worden, der andererseits einige mehr oder weniger geistreiche Gedanken aus seinem eigenen Repertoire hinzufügt, wie z. B.:

Otez-vous vitement, je tiens une pensée etc.

Auch des Jodelet Betragen gegen seinen Herrn ist bei Scarron manchmal noch freier als im Spanischen. Bald im Anfange der ersten Szene äussert Bernardo:

El juicio hemos de perder
Si hay alguno que perdamos.

Don Juan. *Oui, tu l'as deviné,*
Je veux dès cette nuit aller voir Isabelle.

Jodelet. *Dès cette nuit plutôt vous brouiller la cervelle,*
Si cervelle chez vous est encore à brouiller.

Die äusserste Grenze des Burlesken ist das Abgeschmackte, und der burleske Dichter wird selten ganz vermeiden können, in diesen Fehler zu verfallen, zumal da der Leser oder Zuschauer je nach seiner geistigen Anlage und Bildung die Grenze bald enger bald weiter ziehen wird. Thatsächlich sind auch bei Scarron die Plattheiten nicht selten, und das ist wohl der schwerste und vielleicht begründetste Vorwurf, welcher dem Dichter gerade in Bezug auf seine dramatischen Werke gemacht worden ist. Gleichwohl kann man sich diesen Fehler sehr leicht erklären. Ausser seiner Neigung zu dieser niederen Art der

Komik wurde Scarron auch stark durch den Geschmack seines Publikums beeinflusst, das manchen der Einfälle recht lustig fand, bei dem wir heute einen kleinen Ausruf der Missbilligung nicht unterdrücken können. Und in der That rühren die oben erwähnten tadelnden Bemerkungen fast nur von Kritikern unseres Jahrhunderts her; von Scarron's Zeitgenossen hat kaum jemand sein Missfallen geäussert. Molière war damals noch nicht mit seiner *vraie comédie* aufgetreten, er ging vielmehr selbst bei unserem Dichter in die Schule, und seine ersten Werke gehörten ebenfalls noch der niederen Komik an; das Publiknm forderte nicht mehr, weil es nichts Bedeutenderes kannte. Man verlangte noch nicht von der Komödie, dass sie den Geist anrege, dass in ihr interessante Probleme des gesellschaftlichen Lebens zur Besprechung kämen; die Zuschauer waren zufrieden, wenn ihr Zwerchfell erschüttert wurde und kümmerten sich wenig um die Mittel, welche hierbei zur Anwendung kamen. Wenn wir von diesem Gesichtspunkte die Werke unseres Dichters betrachten, so werden wir genötigt sein, die zum Teil recht scharfen Urteile, welche über ihn gefällt worden sind, einigermassen zu mildern. Scarron hat dem Publiknm seiner Zeit die Kost vorgesetzt, die es liebte, und wenn diese Kost uns nicht mehr schmackhaft erscheint, so müssen wir bei unserem Tadel immer bedenken, dass die Stücke, um welche es sich handelt, fast dritthalb Jahrhunderte alt sind.

Wir gehen nun dazu über, einige jener Stellen zu betrachten. Akt IV, Szene II legt Scarron die Lebensgrundsätze, so zu sagen die Philosophie seines Helden Jodelet in einigen Strophen dar, die allerdings den harmlos heiteren Ton der spanischen Verse nicht wiedererkennen lassen. Die beiden Verse am Anfange, die sich refrainartig wiederholen, und die erste Strophe des Liedes sind ausserordentlich geschmacklos:

(Jodelet, seul, en se curant les dents).
Soyez nettes, mes dents, l'honneur vous le commande,
Perdre les dents est tout le mal que j'appréhende.
L'ail, ma foi, vaut mieux qu'un oignon.
Quand je trouve quelque mignon,
Sitôt qu'il sent l'ail que je mange,
Il fait une grimace étrange,
Et dit, la main sur le rognon,
Fi, cela n'est point honorable.
Que béni soyez-vous, Seigneur,
Qui m'avez fait un misérable
Qui préfère l'ail à l'honneur.
Soyez nettes, mes dents, etc.

Die ersten Verse erinnern zugleich an eine Stelle aus Akt II, Szene VII, wo Jodelet die Isabelle fragt:

N'avez-vous point sur vous quelque bon cure-oreille?

In der Absicht, seine Pointen wirksamer zu machen, liebt es Scarron, sein Original zu übertreiben und wird dadurch anstössig. Sancho vermutet, Beatriz habe ihrer Herrin etwas Nachteiliges über seine Person gesagt; er gerät darüber in Zorn und lässt sich zu den Worten hinreissen:

Bruta, insulsa, majadera,
¿Tan mal os he parecido?
Decid bergante, ¿estas piernas
Pueden ser más bien sacadas?
¿No soy ancho de hombros, puerca?
¿Mi cara haránle mejor,
Aunque la hicieson de cera?
Holgára haberme casado
Para daros una vuelta
De podenco. (S. 157, 1.)

Scarron beliebt sich etwas kräftiger so auszudrücken: (III, 7.)

Vous ne m'aimez donc pas, madame la traîtresse?
Et vous me desservez auprès de ma maîtresse?
Ah, louve! ah, porque! ah, chienne! ah, braque! ah, loup-garou!
Puisses-tu te briser bras, main, pied, chef, cul, cou,
Que toujours quelque chien contre ta jupe pisse,
Qu'avec ses trois gosiers Cerberus t'engloutisse,
Le grand chien Cerberus, Cerberus le grand chien,
Plus beau que toi cent fois, et plus homme de bien.

Der Beifall des Publikums mag jedenfalls dieser Stelle nicht gefehlt haben. Schliesslich sei hier noch eine nicht minder anstössige Stelle des *Jodelet duelliste* angeführt, wo in der ersten Szene des zweiten Aktes der Diener Alphonse seinem Herrn von den Annehmlichkeiten seiner Wohnung folgende weniger geschmackvolle als drastische Schilderung macht:

Les cousins m'ont piqué, les rats et les souris
M'ont pissé sur le nez, et j'ai vu des esprits.

Nur in zwei Fällen hat Scarron seine Vorlage etwas erweitert, ohne sich von dem eben angeführten Motive leiten zu lassen. Es handelt sich um die Hinzufügung zweier kurzen Szenen, die, ohne unentbehrlich zu sein, doch dazu dienen, die Situation zu klären. In der dritten Szene des dritten Aktes erfährt Isabelle von ihrem Vater, dass Don Louis es gewesen ist, der den Bruder Don Juan's getötet hat, und die erste Szene desselben Aktes bildet eine kurze Überleitung zu der folgenden Szene.

Man gestatte mir nach dieser Abschweifung noch einige kurze Bemerkungen über die Personen unseres Stückes. Wie wir bereits gesehen, wird der Charakter des Don Louis und des Jodelet ein wenig modifiziert durch die Veränderungen, die der französische Dichter vorgenommen hat. Das Gleiche gilt in

Bezug auf Doña Inés, wenn man sich an die schönen Szenen von S. 156 und 162 des Originals erinnert, die Scarron nur mit einigen trockenen Versen angedeutet hat. Dazu kommen noch einige charakteristische Worte der Doña Ines, die sich ebenfalls nur im Spanischen finden (S. 151, 2). Ihr Vater setzt ihr die Vorteile einer Heirat mit dem falschen Don Juan auseinander und glaubt ihr Vorurteil besiegen zu können, indem er ihr mitteilt, dass derselbe in nächster Zeit eine reiche Erbschaft machen werde; hierauf aber erwidert sie entrüstet:

Antes si tiene Don Juan
Parte por donde le quiera
Es por ser pobre, que amor
No se paga con riquezas;
Si yo hubiera de elegir
Uno en dos hombres, y fuera
Uno rico y otro pobre,
Y fueran de iguales prendas,
Porque me quisiera más
Al que es más pobre eligiera.

Man darf überhaupt nicht vergessen, dass des Rojas Sprache in jeder Hinsicht viel edler ist, als die des Scarron, und dass schon dadurch das spanische Stück einen wohlthuenderen Eindruck auf den modernen Leser macht, als das französische.

In der Widmung des Stückes, die an den Kommandanten von *Souvré* gerichtet ist, teilt der Dichter mit, dass er diese Komödie innerhalb von drei Wochen angefertigt habe. Die Folgen dieser Eile machen sich daher auch an verschiedenen Stellen, besonders aber am Ende des Stückes bemerkbar. Die letzten Szenen (von V, 3 bis zu Ende) zeigen eine genauere Übereinstimmung mit dem Original als das Übrige. Ferner hat das Bestreben, mit der Arbeit fertig zu werden, in diesem letzten Teile auch einzelne Flüchtigkeiten veranlasst. In der vierten Szene des fünften Aktes erscheint Don Fernando zufällig, als Jodelet und Don Louis im Begriffe sind, sich zu duellieren; aber weit entfernt, die Gegner von einander zu trennen, ermutigt er sie vielmehr mit folgenden naiven Worten:

Allons, mes chers amis, battez-vous hardiment,
Je ne parais ici pour la paix nullement.
L'un de qui l'honneur souffre est pour être mon gendre,
Et l'autre est mon parent qui voit son sang répandre:
Battez-vous donc, amis, et bien fort, vous serez
Bien plutôt animés par moi que séparés.

In derselben Szene glaubt Don Juan, nachdem er in längerer Rede mitgeteilt hat, wer er eigentlich sei, noch einmal wiederholen zu müssen:

Je suis donc Don Juan, que personne n'en doute.

Wir finden die Erwiderung des Don Louis sehr gerechtfertigt:

Croyez-vous à ce nom que plus on vous redoute?

Nicht minder unangebracht sind die darauf folgenden Verse, in denen Don Jnan auf recht lächerliche Weise seine Stärke und Tapferkeit rühmt.

Noch mögen einige kleine Änderungen erwähnt werden, welche, ohne bedentend vom Originale abzuweichen, gewissermassen als Konzessionen zu betrachten sind, die Scarron dem Zeitgeschmacke macht. Wenn Don Fernando zur Empfehlung Don Juan's sagt:

beaucoup de gens m'ont dit
Qu'on estime à la cour ce Juan d'Alvarade,

so ist diese Bemerkung charakteristisch für die französische Gesellschaft jener Zeit und würde von einem Spanier schwerlich gemacht werden. — Don Lope erzählt (S. 153, 1) von seinem ersten Zusammentreffen mit Doña Ana:

Y entre las muchas bellezas,
Que al prado ajado y marchito
Le hermosearon más fragante, . . .
Vi una belleza . . . .

Bei Scarron begegnet er dieser Schönheit auf dem Ball:

Le soir il (mon ami) me mena voir les dames au bal;
Une beauté m'y prit . . . (II, 5).

Nicht minder charakteristisch sind die Worte Isabellens (V, 2)

Avec un tel époux! Ah, fille malheureuse!
Encor si je pouvais être religieuse!
Mais, hélas! je me sens pour la religion,
Et pour ce brave époux, pareille aversion.

Eine Anspielung auf eine litterarische Erscheinung jener Zeit finden wir IV, 5, wo Jodelet den Vorschlag des Don Fernando, seine Ehre mit dem Degen in der Hand zu verteidigen, entrüstet zurückweist,

Que vous eussiez aimé pour votre gendre un Cid,
Qui vous eût assommé, puis épousé Chimène!

Endlich wollen wir eine Szene nicht unerwähnt lassen, in welcher der Dichter spottend von dem graziösen Stile spricht, der zu seiner Zeit *en vogue* war. Es ist die dritte Szene des zweiten Aktes, wo Lucrèce ihre Klagen in dem damals allgemein verbreiteten und beliebten preziösen Stile äussert nnd dafür von Don Fernando in ironischer Weise gelobt wird. Als sie entsprechend dem Geschmacke, den sie persiflieren soll, im weiteren Verlaufe einige bekannte Verse zitiert, drückt Don Fernando ihr seinen Beifall aus mit den Worten:

Ces vers sont de Mairet, je les sais bien par cœur,
Ils sont très à propos, et d'un très bon auteur.
Toujours d'un bon auteur la lecture profite,
Et savoir bien des vers est chose de mérite.

Dass der Dichter auch in späterer Zeit noch zu den Gegnern des Preziösentums zählt, ersehen wir aus einer Bemerkung in dem Dedikationsschreiben, welches dem *Écolier de Salamanque* voraufgeht, sowie aus der zweiten Satire, *Œuvres* VIII, 206 ff.

Wir können unser Urteil über Scarron's Verfahren dahin zusammenfassen, dass der Dichter seinem spanischen Vorbilde, was den Inhalt der Komödie anbetrifft, getreulich gefolgt ist, dass er aber an Schönheit der Sprache, an poetischer Verve hinter demselben zurücksteht und dass er auch in der Charakteristik der Personen sein Muster nicht ganz erreicht. Zu übertreffen sucht er den Spanier an Witzen, ohne sich dabei aber in den Grenzen der eigentlichen Komödie zu halten. Entschieden lobenswert endlich ist die grössere Lebhaftigkeit der Handlung und und des Dialoges, die er durch Abkürzen der Szenen und durch Weglassen der zahlreichen und langen Aparte erreicht.

Nach dieser eingehenden Besprechung von Scarron's *Jodelet ou le Maître valet* sollen die übrigen dramatischen Arbeiten des Dichters nur eine mehr oder weniger summarische Behandlung erfahren. — In demselben Jahre wie das eben besprochene Stück, 1645, erschien auch Scarron's zweite Komödie *Les trois Dorothées ou Jodelet souffleté*, seit 1651 unter dem Titel *Jodelet duelliste ou les trois Dorothées*. Das Stück ist, wie man auf den ersten Blick erkennt, ebenfalls dem Spanischen entlehnt; doch ist es mir nicht gelungen, das Original ausfindig zu machen. A. de Puibusque[1]) führt als solches das Stück *Donde hay agravios no hay celos* von Rojas an, doch ist dies nur ein anderer Titel für den *Amo criado*, dem eben der *Maître valet* entspricht.

Don Pédro hat zwei Töchter, von denen die eine, Hélène, den Don Diègue, die andere, Lucie, den Don Félix heiraten soll. Mit dieser Bestimmung des Vaters sind aber die jungen Leute nicht einverstanden, denn Don Diègue liebt gerade Lucie, die Braut des Don Félix, während dieser sein Herz der liebenswürdigen Hélène geschenkt hat. Verschiedene Versuche der Lucie und ihres Geliebten, die Heirat mit Don Félix zu hintertreiben, bleiben erfolglos, bis man schliesslich entdeckt, dass der letztere ein Schurke ist, der seine Geliebte, Dorothée, mit

[1]) *Histoire comparée des littératures espagnole et française*, tome II, p. 444.

zwei Kindern im Stich gelassen hat. Lucie, die bis dahin Taubheit simuliert hatte, ist sofort geheilt, als sie erfährt, dass sie Don Diègue heiraten soll, und die arme Hélène muss mit einem Vetter ihres Schwagers, Don Gaspard, vorlieb nehmen, den der Dichter eigens zu diesem Zwecke herbeischafft, und der sonst in dem Stücke gar keine Rolle spielt. — Das Interesse wird von dieser schwachen Haupthandlung einigermassen abgelenkt durch den Diener des Don Félix, Jodelet, der für sein unverschämtes Benehmen von Alphonse, dem Diener des Don Diègue, geohrfeigt wird. Er ist tötlich beleidigt und will sich, wie er schwört, dafür rächen, verliert aber immer wieder den Mut, sobald er seinen Gegner erblickt. Die Szenen, in welchen Jodelet auftritt, sind komisch recht wirksam; man vergleiche III, 1 und 2, IV, 7 und besonders V, 1 und 2.[1]) — Der Name Les trois Dorothées rührt daher, dass ausser der Geliebten des Don Félix noch zwei andere Damen dieses Namens untergeschoben werden; übrigens tritt keine von diesen drei Dorotheen auf.

Der *Jodelet souffleté* ist dramatisch noch unbedeutender als Scarron's erstes Stück. Nicht nur sind die Charaktere der Hauptpersonen oberflächlich gezeichnet, auch die Einheit der Handlung ist nicht einmal eigentlich gewahrt, weil der Dichter die komische Figur des Jodelet zu sehr in den Vordergrund stellt. Das ganze Stück ist ja offenbar nur dieser Rolle zu Liebe geschrieben, die auf die Lösung des Knotens gar keinen Einfluss ausübt, wie man etwa aus dem Titel schliessen könnte. Gleichwohl ist auch hier wieder der Jodelet am besten gezeichnet, wenn man auch zugeben muss, dass er von seinem Kollegen im ersten Stücke nur wenig verschieden ist. Es ist derselbe grobe, aber einfältige, unverschämte und doch feige Bursche, den wir bereits kennen gelernt haben. Vielleicht hat gerade für diese ihm schon geläufige Rolle Scarron seine Vorlage weniger benützt, als in Bezug auf das Übrige; feststellen lässt es sich nicht.

Les boutades du Capitain Matamore, comédie en un acte et en vers de huit sillabes, sur la seule rime en ment; dies ist der Titel einer kleinen Farce, die Scarron im Jahre 1646 erscheinen liess, und die man selbst als eine *boutade* unseres bur-

[1]) In Molière's *Cocu imaginaire* befindet sich Sganarelle in einer ganz ähnlichen Lage, wie Jodelet in diesem und auch in dem vorher besprochenen Stücke; besonders in dem Monologe in Szene XVII erscheinen seine Äusserungen als eine getreue Kopie von Jodelet's Ansichten, und da sich hier sogar eine wörtliche Übereinstimmung findet, so ist es ganz sicher, dass Molière diese Züge aus Scarron's Stück entlehnt hat. Die Parallelstellen sind abgedruckt in *Molière-Despois* II, 198, Anm. 3 und 5.

lesken Dichters bezeichnen kann. Die Brüder Parfaict[1]) bemerken, das Stück sei die erste einaktige Komödie, welche auf dem französischen Theater aufgeführt wurde, und da es ziemlich selten sei und vielen anderen in Bezug auf den burlesken Stil und das Versmass zum Muster gedient habe, so drucken sie es in ihrem Buche fast ganz ab. Es ist der grösste Blödsinn, der je in dramatischer Form geschrieben worden ist, und es erscheint unbegreiflich, dass der Geschmack des Publikums sich gegen diese Art Komödie nicht aufgelehnt haben sollte. Übrigens ist es das einzige Stück, welches nicht dem Spanischen entlehnt ist, allerdings ein recht trauriger Versuch Scarron's, sich auf eigene Füsse zu stellen. Es verlohnt nicht der Mühe, auf dieses Opus näher einzugehen.

L'Héritier ridicule folgte im Jahre 1648 — die Brüder Parfaict[2]) setzen das Jahr 1649 an —; das Stück hatte sogar noch mehr Erfolg, als der sehr beliebte *Jodelet duelliste* und wurde noch 1704 aufgeführt. Man erzählt, der junge König Ludwig XIV. habe im Alter von zehn Jahren so viel Gefallen an dieser Komödie gefunden, dass man sie ihm an einem Tage zweimal hintereinander vorspielen musste. Das ist wohl möglich, obgleich die ganze Komik des Stückes nur in einer Reihe von groben und platten Scherzen besteht, und der Gegenstand viel zu wenig allgemeines Interesse hat, um fünf Akte zu füllen.

Die junge und schöne Léonore de Gusman liebt leidenschaftlich den Don Diègue, ohne dass dieser davon etwas weiss. Vielmehr hat er selbst seine Zuneigung Hélène de Torrès geschenkt, die seine Bewerbungen günstig aufnimmt, aber nur weil Don Diègue Aussicht auf eine bedeutende Erbschaft hat. Léonore, die diesen Beweggrund erfährt, macht Don Diègue davon Mitteilung, und dieser beschliesst, Hélène auf die Probe zu stellen. Obgleich er die Nachricht von jener Erbschaft soeben selbst erhalten hat, verbreitet er doch das Gerücht, dass sein Oheim ihn übergangen und seinen Vetter Don Pédro de Buffalos als Erben eingesetzt habe. Die Rolle des Letzteren muss sein Diener Filipin als Edelmann verkleidet spielen, und der Erfolg ist, dass Hélène sich von Don Diègue ab- und dem Erben zuwendet, den sie trotz seiner Hässlichkeit und seiner rohen Sitten heiraten will.

Vous pensez vous railler, s'il est riche, il me plaît

erklärt sie, und Filipin würde auch wirklich ihr Gemahl werden, wenn Don Diègne den Sachverhalt nicht noch zu rechter Zeit

[1]) *Histoire du théâtre français* VII. S. 23 ff.
[2]) *a. a. O.* VII, S. 228.

anfklärte. Léonore hat ihren Zweck erreicht, ihre Liebe wird von Don Diègue belohnt, und alles spottet in einer fast boshaften Weise über das Unglück, in welches Hélène geraten ist, so dass diese nicht ganz mit Unrecht Don Diègne gegenüber äussert (I, 5):

Indigne de ton ordre et du nom que tu portes,
Qui me viens outrager en tant et tant de sortes,
Tu prétends te jouer avec impunité
D'une femme d'honneur et de ma qualité.

Wie man sieht, ist das Snjet ziemlich schwach. Leonorens Verfahren ist zu plnmp, als dass es uns sympathisch sein könnte, und dass Hélène den rohen Filipin heiraten sollte, blos nm zu Reichtum zu gelangen, erscheint anch nicht wahrscheinlich. Verschiedene Züge erinnern ausserdem an die beiden ersten Stücke von Scarron, so die fünfte Szene des vierten Aktes an das Dnell im *Jodelet duelliste.* Der tölpelhafte Diener mit seinen manchmal recht unflätigen Redensarten ist hier durch Filipin repräsentiert, der sich besonders Akt III, Szene III in seinem ganzen Glanze zeigt.

Die Liebe der Leonore zu Don Diègne rührt von dem Augenblicke her, wo dieser ihr, ohne sie zu kennen, das Leben gerettet hat. Bekanntlich verdankt anch Élise in Molière's *Avare* ihrem Geliebten Valère ihr Leben, und man hat daher angenommen, dass Molière diesen Zug dem *Héritier ridicule* entlehnt habe. Der Gedanke liegt allerdings nahe, da Molière dieses Stück oft genug mit seiner Truppe gespielt hat, doch ist andererseits die Übereinstimmung nicht so anffallend, dass man sie nicht auch ebenso gut als znfällig erklären könnte.[1]) — Ferner erinnert Filipin als spanischer Edelmann in vieler Beziehung an die ähnlichen Rollen des Mascarille und Jodelet in den *Précieuses ridicules*, und es ist wohl zweifellos, dass Molière, als er diese Gestalten schuf, an Scarron's Jodelet im *Maître valet* oder an unseren Filipin gedacht hat. Bei der Stelle z. B., wo Mascarille sich die Hosen aufknöpfen will, nm den beiden Preziösen die *furieuse plaie* zu zeigen, die er in der Schlacht empfangen hat, dachte Molière sicherlich an die Situation in unserem Stücke, wo Filipin seinem Diener befiehlt:

Dégrafe mon pourpoint.
L'amour qui dans mon cœur chante ville gagnée,
Excite en mon jabot exhalaison ignée.

Die Art und Weise endlich, wie Ariste in den *Femmes savantes* V, 4 Trissotin veranlasst, seine wahren Gesinnungen erkennen zu

[1]) Vgl. darüber W. Knörich, *Die Quellen des Avare von Molière* in der *Ztschr.* Bd. VIII, S. 62.

lassen, erinnert an das Verfahren des Don Diègue der eigennützigen Hélène gegenüber; Molière hat also gerade den *Marquis ridicule* in mannigfacher Weise für seine eigenen Schöpfungen ausgenützt.

Während der Unruhen der Fronde fand Scarron keine Zeit, sich dramatisch zu beschäftigen. Als erbitterter Gegner Mazarin's glaubte er vielmehr der Sache seiner Partei zu dienen durch die *Mazarinade*, ein grobes Pamphlet, das die Bestrebungen des Ministers in burlesken Versen bekämpfte. Erst im Jahre 1653 liess er ein neues Stück, *Don Japhet d'Arménie*, aufführen, eine lustige Farce, die ausserordentlich beifällig aufgenommen wurde.[1]) Das spanische Original ist *el Marqués de Cigarral*, eine echte *comedia de figuron*, die aber nicht von Moreto verfasst ist, wie Puibusque[2]) und Schack[3]) angeben, sondern von einem Don Alonso del Castillo Solórzano.[4]) Da das Stück in die Publikationen der *Biblioteca de autores españoles* nicht aufgenommen ist, so war ein Vergleich mit dem Don Japhet nicht möglich.

Don Japhet d'Arménie, der frühere Hofnarr Kaiser Karl's V., ist mit einer guten Pension verabschiedet worden und hat sich nach der kleinen Ortschaft Orgas zurückgezogen, um dort ein behagliches Leben zu führen. Er bildet sich ein, eine bedeutende Persönlichkeit zu sein und tritt dem entsprechend auf. Unter der Dienerschaft, mit der er sich zu diesem Zwecke umgeben hat, befindet sich Don Alphonse, ein verkleideter junger Edelmann, und sein Diener Marc-Antoine. Don Alphonse hat das Haus seiner Mutter in Madrid verlassen und sich nach Orgas begeben, angezogen durch die schöne und junge Léonore, die dort als Bäuerin lebt, thatsächlich aber die Nichte des Kommandanten von Consuègre ist. Der letztere enthüllt Léonore das Geheimnis ihrer Geburt und beruft sie nunmehr zu sich; aber Don Japhet hat sie bereits gesehen, und da er erfährt, sie sei kein Landmädchen, so hält er sie für würdig, seine Gattin zu werden. Er folgt ihr nach Consuègre, begleitet von Don Alphonse,

[1]) Ich verweise auf die interessanten Auszüge aus dem Register von Molière's Kollegen und Freunde La Grange, in der Ausgabe der Werke Molière's von *Despois* II, 32 f. Danach wurde unser Stück während des Jahres 1660 siebenmal blos mit den *Précieuses ridicules* zusammen aufgeführt. Die Brüder Parfaict *(a. a. O.* VII, 373) bemerken, dass das Stück sich auf der Bühne erhalten hat, (das ist in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts) und andere Notizen zeigen, dass es auch in unserem Jahrhundert noch aufgeführt worden ist.

[2]) *a. a. O.*

[3]) *Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien* III, 354.

[4]) Vgl. die Bemerkung in *Comedias escogidas de Don Agustin Moreto y Cabaña, Biblioteca de autores españoles* XXVII, p. XXXVI.

der Léonore bereits seine Liebe erklärt und Gehör gefunden hat. Trotzdem nimmt sie scheinbar die Huldigungen Don Japhet's an, der dadurch in eine höchst komische Lage gerät. In der Nacht ist er mit Hilfe Léonore's, die sich auf seine Kosten belustigen will, auf den Balkon ihres Hauses gestiegen und wird dort allein von dem Kommandanten überrascht, der ihm nun die Wahl zwischen zwei Arten der Bestrafung lässt:

Ou les cailloux sur vous vont pleuvoir d'importance,
Ou bien dépouillez-vous, sans faire résistance,
De vos chers vêtements, pour nous en faire un don. (IV, 5).

Don Japhet entscheidet sich für das Letztere, doch als der Kommandant und seine Begleiter sich entfernt haben, ergeht es ihm noch schlimmer, und er verlässt schliesslich den Balkon wie ein begossener Pudel — im buchstäblichen Sinne des Wortes. — Don Alphonse, der in das Zimmer seiner Geliebten eingedrungen ist, wird ebenfalls von dem Kommandanten überrascht und soll für seine Kühnheit sterben; doch als Léonore's Oheim erfährt, dass er aus vornehmer Familie ist, verzeiht er ihm und gibt ihm bereitwilligst seine Nichte zur Frau. Don Japhet setzt sich zwar um seiner Dame willen der Gefahr eines Stierkampfes aus, sieht sich aber doch in seiner Liebe schnöde betrogen und tröstet sich schliesslich mit der Aussicht, eine Prinzessin von Peru zu heiraten.

Don Japhet d'Arménie ist noch weniger eine Komödie, als die anderen Stücke Scarron's, die diesen Namen beanspruchen. Es ist eine Posse, in welcher der sonst als Nebenperson auftretende Komiker die Hauptrolle spielt.

Il a l'esprit gâté, si jamais homme l'eut;
C'est un fou très complet.

oder

c'est la folie en chausse et en pourpoint,

so wird er in dem Stücke selbst charakterisiert (III, 2).

Aber die Narrheit des Helden führt nicht die Verwickelung herbei, was die Grundbedingung für eine Charakterkomödie wäre; und das ist auch gar nicht möglich, weil diese Narrheit zu augenscheinlich ist, als dass sie jemanden täuschen und dadurch eine Intrigue veranlassen könnte. Der Bailli von Orgas ist der einzige, der in Don Japhet wirklich eine hervorragende Persönlichkeit sieht, und der dadurch selbst zu einer urkomischen Figur wird. Überdies hält sich Don Japhet thatsächlich für das, wofür er sich ausgibt, und dies nimmt ihm vollends den Charakter eines Intriganten, während es auf der anderen Seite gerade die lustigsten Szenen herbeiführt. Sein ganzes Benehmen trägt nichts Erheucheltes an sich; der Ernst, mit welchem er seine

Possen vorbringt, erhöht die Komik. Don Japhet kennt seine eigene Bedeutung, das beweisen seine ersten Worte:

> *Bailli, votre fortune est grande*
> *Puisque vous m'avez plu.* (I, 2.)

Daher zweifelt er auch gar nicht daran, dass Léonore ihn liebt, das versteht sich vielmehr von selbst. Im Gegenteil, er lässt sich erst zu ihr herab, nachdem er sich versichert, dass sie ihm halbwegs ebenbürtig ist. — Die Sprache, welche er früher am Hofe gehört hatte, nnterschied sich wesentlich von seinem eigenen Jargon, und so bedient er sich denn jetzt einer affektierten und bilderreichen Sprache und nngewöhnlicher Wendungen:

Don Japhet.

> *Assez rarement mon discours j'humanise.*
> *Mais pour vous aujourd'hui je démétaphorise,*
> *(Démétaphoriser, c'est parler bassement)*
> *Si mon discours pour vous n'est que de l'allemand,*
> *Vous aurez avec moi disette de loquèle.*
> *L'empereur donc de qui je suis de parallèle,*
> *M'entendez-vous, bailli?*

Le Bailli.

> *Nenni.*

Don Japhet.

> *Le paragon.*

Le Bailli.

> *Encore moins.*

Don Japhet.

> *Comment, altérer mon jargon?*
> *Ce serait déroger à ma noblesse antique;*
> *Tâchons pourtant d'user de quelque terme oblique,*
> *Pour nous accommoder à cet homme des champs etc.* (I, 2.)

Die Balkonszene, wo er als verliebter Ritter in eine böse Lage kommt, ist bereits erwähnt. An das Duell in den beiden Jodeletstücken erinnert das Stiergefecht, doch findet dieses nicht auf der Bühne statt.

Wie man sieht, ist das Stück reich an drastisch-komischen Szenen, nnd diese verschafften ihm den Beifall, den es fand, ohne dass es uns möglich wäre, ihm einen wirklichen inneren Wert beiznmessen. Ob es einen Narren wie Don Japhet d'Arménie thatsächlich geben kann, wollen wir nicht untersuchen; die Grenze zwischen Wahrscheinlichem und Unwahrscheinlichem wird überhaupt nicht allzu strenge innegehalten. Aber auch sonst ist noch manches auszusetzen. Don Alphonse und Léonore vermögen kaum, uns ein lebhafteres Interesse einzuflössen; sie unterscheiden sich von gewöhnlichen Alltagsmenschen höchstens dadurch, dass sie verliebt sind. Noch schlimmer aber ist der Mangel einer interessanten Verwickelung im eigentlichen Sinne des Wortes,

Dio ganze Intrigue, wenn man von einer solchen in unserem Stücke sprechen will, basiert auf dem scheinbaren Standesunterschiede zwischen Léonore und Don Alphonse und auf dem Konflikt zwischen Gehorsam und Liebe, der in Don Alphonse entstehen muss. Die Mutter des Don Alphonse wünscht nämlich, dass ihr Sohn eine reiche Nichte in Sevilla heirate, aber gerade diese Schwierigkeit wird nicht auf befriedigende Weise gelöst. Der Knoten wird zerhauen, denn Don Alphonse kümmert sich einfach nicht um das Gebot seiner Mutter. Und das erste Hindernis besteht schliesslich nicht mehr, sobald Don Alphonse den wahren Stand seiner Geliebten erfahren hat, d. h. in der Mitte des zweiten Aktes. Dio Nebenbuhlerschaft zwischen Don Japhet und Don Alphonse ist überhaupt nicht ernstlich zu nehmen und dient nur dazu, die Komik des Ganzen zu erhöhen. Warum hält Don Alphonse nicht um die Hand seiner Geliebten an, sobald er nach Consuègre gekommen ist? Er würde sein Ziel sofort erreicht haben und uns drei lange Akte ersparen. — Ferner möchten wir gern wissen, warum die kleine Léonore einem Bauern zur Erziehung übergeben worden ist. Ihr Oheim verspricht, uns den Grund mitzuteilen:

La fille de mon frère, une jeune beauté
A qui même on avait caché sa qualité,
Pour certaine raison que vous saurez ensuite,
A, depuis peu, d'Orgas été chez moi conduite (III, 1),

aber er hält sein Versprechen nicht. Don Alvare und Elvire endlich sind zwei ganz überflüssige Personen, deren Einführung der Dichter in keiner Weise begründet hat.

Wenn trotz aller dieser Mängel der *Don Japhet d'Arménie* nicht blos anfangs, sondern noch unendlich viele Jahre später so lebhaften Beifall gefunden hat, so findet man die Erklärung dafür in einer Bemerkung der Brüder Parfaict, die ebenso gut auf die meisten anderen komischen Stücke jener Zeit passt: „*Ce n'est que pour jouir du plaisir que peut faire un ridicule outré, qu'on va aux représentations de cette Pièce qui s'est conservée sur la Scène, et non pour analiser les caractères des personnes ou le plan, qu'on n'apperçoit presque que par réflexion.*“ [1])

Die günstige Aufnahme, welche seine Stücke und besonders das letzte, gefunden hatten, regten Scarron zu lebhafterer dramatischer Thätigkeit an, und so erschien schon 1654 *l'Écolier de Salamanque*, 1655 *le Gardien de soi-même* und 1656 *le Marquis ridicule.*

Der *Écolier de Salamanque* ist nach Victor Fournol's Angabe Lope de Vega entlehnt, doch ist es mir nicht gelungen,

[1]) *a. a. O.* VII, 373.

das entsprechende Stück in den mir zugänglichen ausgewählten Werken des spanischen Dichters ausfindig zu machen; auch der Titel desselben ist unbekannt.

In der Widmung, welche dem Stücke vorgedruckt ist, sagt Scarron: „*L'Écolier de Salamanque est un des plus beaux sujets espagnols qui ait paru sur le Théâtre français depuis la belle comédie du Cid.*" Das Sujet des Stückes ist zweifellos ausserordentlich dramatisch und unterscheidet sich in dieser Beziehung wesentlich von denjenigen aller anderen Scarron'schen Arbeiten. Der Grundgedanke erinnert sogar einigermassen an den im *Cid* behandelten.

Léonore, die Tochter des Don Félix, liebt einen jungen Grafen, der sie verführt hat, der aber nicht geneigt ist, sie zu heiraten. Der Vater des Mädchens erfährt die Schmach, welche ihm angethan worden ist, dadurch dass er den Grafen in seinem Hause antrifft; er ist zu alt, selbst Rache zu nehmen und beauftragt damit seinen Sohn, Don Pèdre, der Student in Salamanka ist. Diesem rettet der Graf das Leben, ohne dass beide sich kennen und wenige Minuten nachdem Don Pèdre des Grafen Bruder im Zweikampfe getötet hat. Don Pèdre würde undankbar gegen seinen Retter handeln, wenn er das Gebot seines Vaters ausführte und er kann doch andererseits das dem Vater gegebene Wort nicht brechen. In derselben Lage befindet sich der Graf, der Don Pèdre seinen Schutz zugesagt hat, aber in ihm den Mörder seines Bruders erkennt. So geben sich denn die beiden Gegner auch fernerhin noch verschiedene Beweise ihres Edelmutes, erinnern sich dabei aber stets, dass sie beide tödlich beleidigt sind, und dass ein Zweikampf ihre Schmach tilgen muss. Es kommt endlich dazu; Don Pèdre zerschlägt dabei seine Klinge, der Graf aber tötet ihn nicht, sondern erlaubt ihm, edelmütig wie er bisher immer gewesen, einen anderen Degen zu holen. Da werden sie von Léonore und Cassandre, der Schwester des Grafen, überrascht, denen Don Félix folgt. Der Graf erklärt sich bereit, Léonore zu heiraten, und Don Pèdre bittet ihn um die Hand seiner Schwester, die er schon lange liebt.

Das Stück wird als *tragi-comédie* bezeichnet, und der Anfang desselben, wo Don Pèdre den Bruder des Grafen tötet, sowie überhaupt der ganze Ton, in welchem es gehalten ist, rechtfertigen diesen Namen. Die ernsten Szenen wechseln allerdings mit komischen ab, doch wird das komische Element vornehmlich durch die Nebenpersonen repräsentiert, und man kann nur sagen, dass Scarron, der sonst in der Schilderung seiner burlesken Gestalten nicht drastisch genug sein kann, sich hier in den ernsthaften Stil recht gut gefunden hat.

Der Grundgedanke des Stückes ist vortrefflich, der Knoten kunstvoll geschlungen, und neue Verwickelungen werden mit jenem Geschick herbeigeführt, das überall den bedeutenden Geist des Originals erkennen lässt. Und so sind auch die ersten drei Akte, in denen die Verwickelung sich vorbereitet, voll wahrhaft dramatischer Lebendigkeit, während die beiden letzten allerdings unsere Teilnahme ein wenig erkalten lassen. Der Konflikt, den der Dichter vor unseren Augen entstehen lässt, nimmt unser Interesse in Anspruch, wenn auch die vielen Episoden, welche den ausserordentlichen Edelmut der beiden Gegner zeigen sollen, nicht ganz nach unserem Geschmacke sind. Zwar darf man nicht vergessen, dass die Ideen von Ehre und dem Ehrenworte, welche man im XVII. Jahrhundert in Spanien hatte, bedeutend von unseren heutigen Anschauungen über diesen Gegenstand abweichen, aber dies auch in Rücksicht gezogen, tragen doch die edelmütigen Handlungen der beiden Helden unseres Stückes etwas Übertriebenes und Unwahrscheinliches an sich. Don Pèdre hat den Bruder des Grafen getötet, er kommt dadurch selbst in Lebensgefahr, der Graf eilt ihm zu Hilfe und gibt sein Versprechen, ihn vor seinen Verfolgern zu schützen, ohne zu wissen, dass der Getötete sein Bruder ist. Doch als er dies erfährt, glaubt er noch immer sein Wort halten zu müssen, nimmt Don Pèdre in sein Haus auf und beschützt ihn (Akt II, Szene III ff.). Er will sogar selbst die Ehre seines Todfeindes verteidigen, nur um ein Leben zu erhalten, das seiner eigenen Rache geopfert werden soll. Und Don Pèdre steht dem Grafen an Edelmut nicht im geringsten nach. Seine Schwester ist von ihm entehrt worden, aber er bestraft ihn nicht sofort, weil er seinem Worte treu bleiben muss (III, 5); er befreit ihn dann aus dem Gefängnisse (V, 1), und um auch nicht ein Haar breit an Edelmut hinter seinem Gegner zurückzubleiben, rettet er ihm schliesslich noch das Leben. Der Graf ist in einen Hinterhalt gelockt worden, man will ihn töten, aber Don Pèdre hat es erfahren und tritt im entscheidenden Augenblicke dazwischen:

Don Pèdre.
Je suis pour vous, courage,
Le plus méchant est mort . . .
Jls fuient, les poltrons.

Le Comte.
Suivons-les . . .

Don Pèdre.
Laissez, laissez-les vivre.
Songez à vous défendre, au lieu de les poursuivre.

Le Comte.
Me défendre? et de qui?

Don Pèdre.
De moi.
Le Comte.
De vous!
Don Pèdre.
De moi.
Le Comte.
Pourquoi me voulez-vous tant de mal?
Don Pèdre.
Je le doi.

Damit begnügt sich der Graf auch und will sich mit seinem Retter schlagen, weil dieser ihn durch seine Herausforderung beleidigt habe. Nur bittet er ihn, der bisher maskiert gewesen, die Maske abzunehmen. Es geschieht.

Le Comte.
O Dieu! c'est vous, Don Pèdre, et qui l'eût cru?
Don Pèdre.
Je pense avoir payé ce que je vous ai dû:
De votre part aussi vous en ferez de même,
Et me satisferez.
Le Comte.
Mon regret est extrême,
D'avoir à me servir de mon bras contre vous. (V, 3.)

Hier wird der Dichter allzu subtil, als dass wir seine edelmütigen Helden noch bewundern könnten; wir vermögen es um so weniger, als sie selbst gelegentlich über ihre Leistungen erstaunt sind, wie IV, 9, wo der Graf äussert:

Jusques ici, nos générosités
Ont fait tous nos combats.

Schliesslich ist auch die Lösung des Knotens nicht glücklich zu nennen. Leonorens Vater hat gegen den Grafen die Justiz zu Hilfe gerufen, er droht ihm damit und fügt hinzu:

je prétends
Qu'un mariage seul peut nous rendre contents.

worauf der Graf ihm erwidert:

Don Félix, ce n'est pas par tant de violence
Que tu devrais tâcher d'avoir mon alliance;
Quand tout le monde entier prendrait parti pour toi,
La chose dépendrait encor toute de moi.
Mais de puissants motifs en ta faveur combattent,
Et les fiers sentiments de mon âme s'abattent. (V, 7.)

Jetzt also sind alle seine Bedenken geschwunden, jetzt braucht er seinen Bruder nicht mehr zu rächen, sondern er kann Léonore sagen:

La raison veut aussi que je vous satisfasse.

während er kurz vorher noch ganz kaltblütig äusserte:

J'adore une maîtresse, et j'abhorre une femme. (I, 1.)

Überhaupt vermag der Graf nicht, unsere Sympathieen zu gewinnen, wie es doch in den Intentionen des Dichters liegt. Léonore liebt ihn mit der ganzen Glut ihres Herzens, er gibt ihr Beweise seiner Zärtlichkeit, schwört ihr Liebe und ewige Treue, und schliesslich vergisst das arme Mädchen, was sie ihrer Ehre schuldig ist; sie schenkt seinen Schwüren Glauben, doch als sie ihn an seine Pflicht erinnert, da erwidert er ihr:

Il n'est rien de plus vrai que votre œil, mon vainqueur,
Est et sera toujours ma déité visible:
Mais, madame, il est vrai qu'il m'est autant possible
De ne vous aimer plus, moi qui vous aime tant,
Que d'être votre époux, et demeurer constant.
J'adore une maîtresse, et j'abhorre une femme,
Je n'ai plus rien à dire après cela, madame. (I, 1.)

Und kurz darauf sagt er mit bewundernswerter Offeuheit:

Otez ce nom d'époux de votre souvenir,
J'ai promis, il est vrai; mais sans vouloir tenir. (I, 4.)

Als Don Félix den Grafen im Zimmer seiner Tochter entdeckt und überrascht ausruft:

Qui t'a mis en ces lieux?

da erwidert der ertappte Liebhaber mit einer Unverschämtheit ohne Gleichen:

A telle question,
Je ne te répondrais qu'avec un coup d'épée,
Si tu pouvais venger ta vieillesse frappée:
Mais ta main est sans arme, et pour des cheveux gris
Je n'ai point de colère et n'ai que du mépris. (I, 4.)

Nachdem wir so einen recht ungünstigen Eindruck von dem Charakter des Grafen gewonnen haben, fällt es uns schwer, die kolossalen Dimensionen seines Edelmutes zu bewundern, und selbst seine Sinnesänderung und der Entschluss, Léonore zu heiraten, können uns mit diesem urschneidigen Herrn nicht ganz versöhnen.

Im Gegensatze hierzu hat Don Pèdre etwas Anziehendes in seinem ganzen Wesen. Wir sind ihm schon gut, ehe wir ihn gesehen haben, sobald sein Diener Crispin in seiner lustigen Weise die schlechten und guten Eigenschaften seines Herrn aufgezählt hat (I, 3). Obwohl jung und leichtsinnig, kennt er doch sofort seine Pflicht, sobald er seine Ehre angegriffen sieht; kurz, er besitzt alle Vorzüge seines Gegners, aber seine kleinen Fehler erscheinen uns erträglicher, als des Grafen Treulosigkeit.

Der Typus des tödlich beleidigten Vaters, wie wir ihn besonders aus dem *Cid* kennen, hat in Don Félix einen Vertreter gefunden. Freilich vermag seine Hilflosigkeit hier nicht so lebhaft unser Herz zu rühren, wie in dem Drama des Corneille oder gar in demjenigen des Guillen de Castro.

An Léonore bewundern wir die Innigkeit, mit welcher sie den Grafen liebt, und wir bedauern zugleich dieses Mädchen, da der Graf ihrer Liebe nicht würdig ist. Auch das Glück, welches Léonore am Schlusse erreicht hat, erscheint uns nicht zweifellos, denn des Grafen Zuneigung bietet doch jetzt keine grössere Gewähr für Stetigkeit, als im Anfange.

Die Komik wird in dem Stücke durch Don Pèdre's Diener Crispin repräsentiert; doch ist dieser nicht von dem groben Schlage wie Don Japhet oder auch die beiden Jodelet. Man sucht bei ihm vergebens jene gewöhnlichen Ausdrücke, welche die Sprache der komischen Helden charakterisieren, denen wir bisher begegnet sind. Crispin scheint etwas von den Sitten seiner Kollegen bei Molière angenommen zu haben; er hat einen trefflichen Mutterwitz am Leibe, den er infolge seines Umganges mit seinem Herrn und anderen lustigen Studenten in eine angenehme, nicht selten burschikose Form zu kleiden versteht. — Übrigens findet sich diese Gestalt, der wir später auch bei Molière begegnen, in unserem Stücke zum ersten Male, so dass auch hier wieder eine Beeinflussung des grossen Dichters durch Scarron zu konstatieren wäre.

Nach alledem ist es nicht zweifelhaft, dass der *Écolier de Salamanque* trotz mancher Fehler die beste von allen Komödien des Scarron ist, ein Stück, dessen Lektüre uns auch heute noch interessieren kann, weil es das einzige ist, in dem der Dichter versucht hat, Charaktere zu zeichnen, wenn auch dieser Versuch nicht in jeder Hinsicht als gelungen bezeichnet werden darf.

Man könnte staunen zu hören, dass gerade der *Écolier de Salamanque* von dem Publikum nicht günstig aufgenommen worden ist. Doch liegt die Schuld nicht an dem Publikum oder dem Stücke, sondern in einem anderen Umstande. Boisrobert, welchem Scarron sein Werk vorgelesen hatte, *pour l'essayer*, wie er sich ausdrückte, fand den Vorwurf so vortrefflich, dass er sich desselben bemächtigte und schnell selbst ein Stück in Prosa daraus machte, *Les généreux Ennemis*, welches vor dem seines Freundes fertig und im *Hôtel de Bourgogne* mit Beifall aufgeführt wurde, während Scarron wenige Monate später mit seinem Stücke keinen Erfolg hatte. Dies ist wenigstens die Erzählung der Brüder Parfaict.[1]) Scarron selbst äussert sich über den Gegenstand folgendermassen: *Il (L'Éc. de Salam.) donna dans la vue à deux écrivains de réputation en même temps qu'à moi. Ces redoutables concurrents ne m'empêchèrent point de le traiter.*[2])

---

[1]) *a. a. O.* VIII, 105 ff.

[2]) Vgl. die Vorrede zu dem Stücke.

Hiernach ist der oben angegebene Sachverhalt wohl sicher nicht zutreffend, denn wenn Boisrobert sich thatsächlich eines so unverschämten Plagiats schuldig gemacht hätte, würde Scarron ihn mit den schärfsten Waffen seines Spottes verfolgt haben, wie er es bei anderen Gelegenheiten nicht unterlassen hat. Es ist wahrscheinlicher, dass die beiden Dichter aus der nämlichen Quelle geschöpft haben, oder dass höchstens Scarron seinem Freunde diese Quelle vorgelesen hat. Dies würde Boisrobert's Verfahren nicht in so schlechtem Lichte erscheinen lassen und besser die seltsame Thatsache erklären, dass die Aufführung der *Généreux Ennemis* mehrere Monate vor Scarron's *Écolier* stattfand. Übrigens kann ich auf die Frage nicht näher eingehen, da ich das Stück des Boisrobert selbst nicht kenne. Nach der Inhaltsangabe der Brüder Parfaict[1]) gleicht es, abgesehen von den Namen, vollkommen demjenigen Scarron's.

Später bemächtigte sich auch Thomas Corneille des Gegenstandes und stellte daraus eine Komödie in fünf Akten und in Versen her, welche im *Hôtel de Bourgogne* aufgeführt das Stück des Boisrobert allmählich verdrängte[2]). Aus der Inhaltsangabe des Stückes[3]) ersehen wir einige interessante Abweichungen von Scarron's Vorgehen; vor allem hat Thomas Corneille es verstanden, mehrere von den Fehlern zu vermeiden, welche im *Écolier de Salamanque* getadelt worden sind.

Endlich hat auch Molière es nicht verschmäht, den Grundgedanken des Stückes, wenn auch nur episodisch zu verwerten. Im Don Juan III, 3 f. verfolgen die Brüder der Done Elvire den Don Juan, weil er ihre Schwester aus dem Kloster entführt und entehrt hat; sie haben also gerade so wie Don Pèdre in unserem Stücke die Verpflichtung, Familienrache zu üben. Ein Zufall hat beide von einander getrennt; Don Carlos, der eine von ihnen, wird von Räubern angefallen, Don Juan kommt ihm zu Hilfe und rettet ihm das Leben. So befindet sich denn Don Carlos, als er erfährt, wer sein Lebensretter ist, ganz in derselben Lage wie Don Pèdre im Anfange unseres Stückes, und er handelt auch ebenso wie dieser.

Le Gardien de soi-même, das nächste Stück von Scarron, trat 1655 mit dem den gleichen Stoff behandelnden Werke von Thomas Corneille, *Le Geôlier de soi-même*, in die Schranken, jedoch ohne den Sieg davonzutragen. Die beiden Komödien verdanken ihren Ursprung dem Stücke von Calderon *El Alcaide de si mismo.* Sonderbarerweise fehlt diese Komödie aber in den

1) *a. a. O.* VIII, 92.
2) Fournier, S. XV.
3) *Parfaict* VIII, 82 ff.

beiden Ausgaben von Scarron, welche mir zugänglich waren, so dass ich auf dieselbe nicht weiter eingehen kann; eine kurze Inhaltsangabe findet sich wiederum bei *Parfaict* VIII, 116 ff.

Im *Écolier de Salamanque* hatte Scarron zum ersten Male eine Art Charakterzeichnung versucht — ich spreche von seinen Stücken immer, als ob sie sein geistiges Eigentum wären —; er erneuerte diesen Versuch in *Le Marquis ridicule ou la Comtesse faite à la Hâte*, einer Komödie, welche dramatisch zwar nicht so interessant ist, wie der *Écolier*, auf deren Besprechung ich aber doch etwas genauer eingehen muss, schon darum weil Scarron selbst sehr viel von derselben gehalten hat. In der Dedikation an den Abbé Fouquet[1]) nämlich sagt er: *je vous supplie de lire ma comédie: c'est à mon gré la mieux écrite de toutes celles que j'ai données au public, depuis que mon malheur m'a réduit à n'avoir rien de meilleur à faire.* Welches sind also die Vorzüge, die dieses günstige Urteil des Dichters rechtfertigen?

Don Cosme, der Vater der jungen und schönen Blanche, will seine Tochter mit dem Marquis Don Blaize, einem reichen aber geizigen und rohen Menschen, verheiraten. Dieser hat, in Madrid angekommen, seinen Bruder Don Sanche brieflich ersucht, sich über Charakter und Ruf seiner Braut zu erkundigen. Don Sanche jedoch verabsäumt, den Brief zu lesen, und so fällt derselbe einer Intrigantin, Stéphanie, in die Hände, welche sich ursprünglich Mühe gegeben hatte, die Zuneigung des Don Sanche zu gewinnen, die aber jetzt ihren Sinn auf dessen Bruder lenkt, da dieser als Marquis ihr noch begehrenswerter erscheint. — Don Sanche hat Blanche, die er vorher nicht gekannt hat, vom Tode errettet und liebt sie seit dieser Zeit, ohne jedoch zu wissen, dass sie seinem Bruder zur Gemahlin bestimmt ist. Blanche erwidert im Stillen diese Liebe, wagt es aber nicht, dieselbe zu gestehen, da sie ihrem Vater nicht ungehorsam sein will. Don Blaize kommt endlich im Hause seiner Braut an und trifft dort mit Don Sanche zusammen, der die erwachende Eifersucht seines Bruders noch geschickt abzulenken weiss; ja er erhält sogar den Auftrag, Blanche scheinbar den Hof zu machen, um dadurch ihre Beständigkeit zu prüfen. Das rohe Wesen des Don Blaize und seine fortwährende unbegründete Eifersucht machen ihn Blanche immer mehr verhasst, doch wagt sie nicht, sich dem Willen des Vaters zu widersetzen. Stéphanie aber benutzt ein Geheimnis des Don Cosme, welches sie erlauscht hat, redet ihm vor, dass sie selbst seine natürliche Tochter sei, und dass Don Blaize ihr die Ehe versprochen habe. Das ist ent-

[1]) *Œuvres* 1786, VI.

scheidend. Don Cosme steht von einer Verbindung seiner Tochter mit dem lächerlichen Marquis ab, und dieser weiss sich von der unverschämten Intrigantin nur durch eine Geldsumme loszukaufen, während Blanche mit ihrem Lebensretter vereint wird.

Die Handlung ist wieder reich an Unwahrscheinlichkeiten und die Lösung des Knotens, wie man sieht, recht ungeschickt. Statt dass das närrische Wesen des Marquis die Katastrophe herbeiführen sollte, bedient sich der Dichter hierzu der Stéphanie, einer der stehenden Figuren der älteren Komödie. Und welche Anforderungen werden ausserdem an die Leichtgläubigkeit des Zuschauers gestellt! Don Blaize ist ans Fenster getreten, um sich das Bildnis seiner Geliebten zu betrachten, als ihm dasselbe plötzlich von unsichtbarer Hand entrissen wird. Stéphanie, welche sich zufällig draussen auf der Strasse in der Nähe jenes Fensters befindet, hat den günstigen Moment benützt, um sich in den Besitz des für sie wertvollen Objektes zu setzen (III, 4). Auch das Horchen an einer geschlossenen Thür, durch welches sie ein wichtiges Geheimnis erfährt, ist, wenn auch auf dem spanischen Theater durchaus nicht ungewöhnlich, doch nach unserer Anschauung entschieden tadelnswert (IV, 5).

Die Narrheit des Don Blaize ist nicht von derselben Art wie diejenige Don Japhet's, denn sie beruht nicht auf einer fixen Idee, wie man sie bei diesem annehmen muss, sondern sie geht aus charakteristischen Fehlern und Leidenschaften hervor. Darin liegt zweifellos ein Vorzug, den der Marquis vor Don Japhet hat; sein Geiz und seine Eifersucht sind vortreffliche komische Motive, aus denen sich eine wirkliche Charakterfigur herausarbeiten liesse, wenn Scarron dies verstände und nicht immer wieder der Versuchung erläge, aus seinen lustigen Gestalten Karrikaturen zu machen. Auch dadurch, dass die Fehler des Helden am Schlusse ihre Strafe finden, erreicht der Dichter das eigentliche Ziel der Komödie, *d'instruire en divertissant,* und dieser Umstand stellt den *Marquis ridicule* über alle anderen sogenannten Komödien desselben Verfassers, wenn auch der Ton der Komödie im eigentlichen Sinne noch nicht getroffen ist. — Die Liebe des Don Blaize zu Blanche vermag man nicht recht ernst zu nehmen; er ist mehr eifersüchtig als verliebt, und wenn er seine Leidenschaft bekunden will, so erscheint er komisch ohne wirklich leidenschaftlich zu werden.

Der Charakter der Blanche ist, wenn auch nicht gerade originell, so doch mit mehr Geschick gezeichnet; jedenfalls ist dieses Mädchen, das der Kindespflicht sogar seine Liebe opfert, eine durchaus sympathische Erscheinung. — Die übrigen Personen

sind von untergeordneter Bedeutung; ich will daher auf sie nicht näher eingehen und fasse mein Urteil über den *Marquis ridicule* dahin zusammen, dass es eine der besten Scarron'schen Komödien ist und an ästhetischem Wert nur von dem *Écolier de Salamanque* übertroffen wird, obgleich der ernstere Stoff des letzteren Stückes einen Vergleich überhaupt nicht ohne Weiteres zulässt. Übrigens scheint der *Marquis ridicule* auch mehr eigene Züge des französischen Dichters zu enthalten, so dass sich das günstige Urteil Scarron's auch auf diesen Umstand zurückführen lässt.

Es bleiben nur noch die beiden posthumen Werke zu erwähnen, welche im Jahre 1662 veröffentlicht worden sind. *La Fausse apparence*, eine Komödie in fünf Akten, ist eine Nachahmung des Stückes von Calderon *No siempre lo peor es cierto*, und wenn man die beiden Stücke mit einander vergleicht, so erkennt man, dass Scarron hier bei der Bearbeitung seiner Vorlage ganz dieselbe Praxis befolgt hat, wie im *Maître valet*. Ich beschränke mich bei diesem und dem folgenden Stücke, die beide nicht aufgeführt worden sind, auf eine kurze Inhaltsangabe.

Als Don Carlos de Roxas sich eines Tages in dem Hause seiner Geliebten Léonore in Madrid befindet, wird er in seiner Liebeständelei plötzlich durch ein verdächtiges Geräusch gestört; er forscht nach und findet in einem Nebenzimmer einen jungen ihm unbekannten Kavalier. Don Carlos glaubt in diesem einen glücklichen Nebenbuhler zu erkennen, dessen Huldigungen die ungetreue Léonore angenommen hat. Es kommt sofort zwischen den beiden Gegnern zum Kampfe, in welchem der Fremde schwer verwundet wird; aber durch den entstandenen Lärm ist Don Pèdre, Léonore's Vater, aufmerksam geworden, und das unglückliche Mädchen sieht sich nun dem Zorne des Letzteren preisgegeben. In dieser Not fleht sie Don Carlos um seine Hilfe an, und es gelingt ihm mit der ehemaligen Geliebten zu entfliehen, denn obwohl er von ihrer Untreue überzeugt ist, so fordert doch die Ehre von ihm, dass er sie gegen den grausamen Vater verteidige. Beide gehen nach Valencia, Léonore beteuert wiederholt, dass sie an dem Erscheinen des Fremden unschuldig sei, aber Don Carlos mag ihre Gründe nicht hören und will selbst das Land verlassen, nachdem er sie vor der Verfolgung des Don Pèdre sichergestellt hat. Er wird in Valencia von seinem Freunde Don Louis aufgenommen, dessen Schwester Flore sich bereit erklärt, Léonore als Kammermädchen in ihren Dienst zu nehmen. Flore ist nun die Geliebte des Don Sanche, desselben Kavaliers, mit welchem Don Carlos im Hause des Don Pèdre zusammengekommen war; sie ist über jenen Vorfall bereits durch den Diener des Don Sanche unterrichtet worden und ist

entschlossen, den Ungetreuen abzuweisen, obgleich sie noch nicht aufgehört hat, ihn zu lieben. Man kann sich die Verwickelung vorstellen, die sich aus dieser echt spanischen Exposition ergibt. Die verschiedenen feindlichen Elemente kommen im Hause des Don Louis zusammen. Man will Don Sanche veranlassen, Léonore zu heiraten, aber schliesslich überzeugt sich Don Carlos durch Horchen an der Thür davon, dass seine Eifersucht unbegründet war; er verzeiht der glücklichen Léonore, und Don Pèdre ist froh, dass seine Ehre durch beider Heirat wiederhergestellt ist, während Flore den leichtsinnigen Don Sanche wieder in Gnaden aufnimmt.

Le Prince Corsaire ist eine *tragi-comédie*, deren Quelle ich nicht kenne. — Pisandre, der König von Cypern, hat bestimmt, dass nach seinem Tode seine Tochter Élise die Regierung übernehmen soll unter der Bedingung, dass sie Amintas, den Sohn seines Bruders Nicanor, heirate, widrigenfalls ihre Schwester Alcione Königin und Gemahlin des Amintas werden würde. Élise wird von dem Letzteren geliebt, hat aber ihr Herz bereits dem jungen Prinzen Alcandre geschenkt und erfährt nun zu ihrem Schrecken, dass dieser von seinem Vater verstossen und in einem Kampfe getötet worden sei. Sein Mörder ist der mächtige Korsarenfürst Orosmane, der auch ihr Land seit längerer Zeit bedroht, und Élise verspricht Amintas ihre Hand, wenn es ihm gelänge, ihren Todfeind zu vernichten. Dieser ist nun mit Erlaubnis des Nicanor in die Stadt gekommen; Élise will ihn mit eigener Hand töten, erkennt aber plötzlich in ihm ihren totgeglaubten Geliebten Alcandre. Von Pisandre bei seiner Werbung um Élise abgewiesen und seines eigenen Landes verlustig gegangen, hatte der unglückliche Prinz sich auf das Meer gerettet, um seinen Feinden zu entgehen; hier war es ihm gelungen, den gefürchteten Orosmane, der ihn angegriffen, zu töten, aber ein falsches Gerücht benützend hat er sich selbst für Orosmane ausgegeben. Er wird schliesslich von Nicanor gefangen genommen und soll sterben; Élise will mit ihm in den Tod gehen, aber zur rechten Zeit erkennt noch Nicanor, dass der vermeintliche Korsarenfürst sein eigener Sohn ist, der in seiner Jugend verloren gegangen ist, und es kommt nunmehr zu einem befriedigenden Schlusse. — Die Fehler und Unwahrscheinlichkeiten des Stückes sind zahllos, doch will ich auf dieselben nicht näher eingehen.

Es bleibt mir nur noch übrig, aus meinen bisherigen Betrachtungen die Summe zu ziehen. Hat sich Scarron auf dem Gebiete des komischen Dramas irgend welche Verdienste erworben? Ich glaube, dass man diese Frage nicht rundweg verneinen kann, wie es Guizot gethan hat, wenn er sich über

Druck von Erdmann Raabe in Oppeln.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Akademie zu Münster i. W. Professor a. d. Universität zu Greifswald

herausgegeben von

Dr. D. Behrens und **Dr. H. Kœrting**
a. o. Professor a. d. Universität zu Jena. Professor a. d. Universität zu Leipzig.

Band XII, Heft 3.
Der Abhandlungen
zweites Heft.

Oppeln und Leipzig.
Eugen Franck's Buchhandlung
(Georg Maske).
1890.

Ausgegeben am 28. Juni 1890.

INHALT.

Abhandlungen.

Scarron's Lustspiele mit folgenden Worten äussert: *Je ne parlerai point des comédies de Scarron, ouvrages malheureux que des intrigues compliquées sans intérêt, une folie triviale sans naturel et burlesque sans gaieté, ont laissé retomber dans l'oubli, dont ils sont dignes. Si l'un des Jodelets et Dom Japhet d'Arménie ont quelquefois reparu de notre temps, ce n'a pu être qu'à l'aide du talent de quelque acteur habile à recharger encore ces ignobles caricatures, et à déguiser, par l'excès du grotesque, l'excès de la platitude.*[1]) Wenn man von seiner allzu derben Komik absieht, die manchmal znr Plattheit wird, so sind die übrigen Fehler, welche Guizot tadelt, doch nur diejenigen des spanischen Theaters. Freilich sind die *comedias de capa y espada* innerlich nnr wenig von einander unterschieden, aber die Intriguen derselben sind doch nicht ganz so uninteressant und unwahrscheinlich für denjenigen, der die Eigentümlichkeiten des Landes kennt, in welchem sie spielen, abgesehen davon, dass einzelne der in Scarron's Stücken behandelten Probleme thatsächlich eines allgemeinen Interesses nicht entbehren. Und dann war die lebhaftere Handlung, die kompliziertere Verwickelung, überhaupt das frischere Leben, welches in den Prodnkten der kastilianischen Muse pnlsierte, von unschätzbarem Werte zu einer Zeit, wo die französische Komödie leicht in den starren Schematismus der Tragödie verfallen konnte. War es nicht ein Vorteil, wenn neben die italienische Komödie mit ihren typischen Gestalten, die bis dahin fast allein als Vorbild gegolten hatte, jetzt auch die andere romanische Schwester trat und ihre Vorzüge geltend zu machen suchte? Eine freiere Diktion, ein lebhafterer Dialog, ja ein eigenartiger komischer Wortschatz, das sind die Vorzüge der Scarron'schen Stücke, nnd diese haben auch nicht verfehlt, ihren Einfluss auf das allmählich zu immer schönerer Blüte sich entfaltende französische Lustspiel auszuüben. Ja selbst über die derbkomischen Gestalten der Diener hat Molière nicht vornehm die Nase gerümpft, auch von ihnen hat er gelernt, auch sie sind ihm Fingerzeige für seine eigenen erhabeneren Schöpfungen gewesen, wie ich im Verlaufe meiner Ausführungen zu zeigen Gelegenheit hatte.

Wenn ich von einem eigenartigen komischen Wortschatze spreche, so bin ich den Beweis für diese Behauptung noch schuldig geblieben, und ich will mir daher hierüber jetzt noch eine Bemerkung erlanben, indem ich zugleich wieder das Verhältnis von Molière und Scarron berücksichtige. Es finden sich nämlich in Molière's Sprache einzelne Ausdrücke, die bis dahin,

[1]) Guizot, *Corneille et son temps*, S. 473.

wenigstens in der Verbindung, in welcher sie auftreten, der französischen Sprache fremd waren, und die der grosse Dichter offenbar Scarron'schen Stücken entlehnt hat. Hier einige Beispiele, die mir gerade aufgefallen sind: Im *Dépit amoureux* 1448 äussert Gros-René:

La peste soit ton ris? Voilà tout mon courroux
Déjà dulcifié.

Den Ausdruck *dulcifié* hat Molière offenbar von unserem Dichter entlehnt, denn das Wort, welches in diesem Sinne sonst nicht gebräuchlich ist, kommt ebenso verwendet vor im *Don Japhet d'Arménie* IV, 3:

Que voulez-vous donc faire avec ces chantres-ci? —
J'en veux dulcifier mon amoureux souci.

Das Gleiche gilt von dem Ausdrucke *mignon de couchette* im *Cocu imaginaire* 185 und bei Scarron im *Maître valet* III, 8, während ein anderer, *larron d'honneur*, im *Cocu imaginaire* 358, dem *Marquis ridicule* III, 2 entlehnt zu sein scheint.

H. Gröhler.

Bemerkungen zur Lautlehre.

Anf den folgenden Blättern veröffentliche ich eine Anzahl Bemerkungen, die ich mir bei dem Studinm der *Grammatik der romanischen Sprachen*[1]) von Wilhelm Meyer-Lübke machte. In dem Abhandlungsteil der *Zeitschrift* erfolgt der Abdruck dieser Notizen mit Rücksicht anf den Umfang derselben. Niemand wird auch nnr einen Augenblick anstehen, M.'s Werk als Gesamtleistung dem Bedeutendsten zuzurechnen, das seit langer Zeit auf dem Gebiet der romanischen Sprachforschnng erschienen ist, wenn auch naturgemäss das behandelte Material im Einzelnen noch der Ergänzung und weiterer kritischer Sichtung bedürftig bleibt.

§ 18. Verfasser ist in seinen Angaben über das aspirierte *h* im Neufranzösischen wenig erschöpfend, wenn er bemerkt: „Aber der Nordosten ist auch hier konservativ geblieben, im Wallonischen und Lothringischen wird *h* gesprochen“. Das Gebiet, auf dem *h* gesprochen wird, ist erheblich umfangreicher als M. angibt, da auch im Nordwesten Frankreichs aspiriertes *h* noch heute weite Verbreitnng hat. So im nördlichen Cotentin, in Val de Saire und La Hague nach dem Zeugnis Romdahl's und Flenry's. Ersterer bemerkt S. 13 f. seines *Glossaire du Patois du Val de Saire*: „*Le h est assez fortement aspiré. Il m'a paru que l'aspiration s'accuse surtout dans les mots où le* h *est étymologique, c'est-à-dire dans ceux qui sont tirés des langues germaniques, p. ex. hālō, haricotō, havét, où il est tout autant aspiré que dans un mot allemand ou scandinave*“, letzterer bezeichnet S. 236 seines *Essay sur le patois normand de la Hague* das *h* als „fortement aspiré“. Auch für mehr südlich gelegene Gegenden ist aspiriertes *h* bezeugt. So für den an die Loiremündung grenzenden Teil der Haute-Bretagne von A. Leronx *Marche du*

---

[1]) Erster Band: *Lautlehre*. Leipzig, 1890. Fues's Verlag (R. Reisland).

patois actuel dans l'ancien pays de la Mée S. 12: „*h aspirée se prononce d'une façon accentuée et guttural toute différente de celle que l'on tend à adopter dans les grandes villes* . . .“, für Louvigné-de-Bais (Ille-et-Vilaine) von J. Gilliéron *Rev. des pat. g.-r.* I, 176: „*h aspiré existe, mais n'est pas aussi forte qu'en allemand*“. Vgl. noch für Haut-Maine die weniger bestimmten Angaben De Montesson's *Vocabulaire* S. 270 Anmerkung. Hier werden auch S. 242 *gâler* = *hâler* und S. 242 *gâle* = *hâle* verzeichnet, beide wohl mit Übergang der Aspirata in den tönenden Verschlusslaut, wie ihn Meyer für oberital. *garbo* und ital. *gufo* nach Diez' Vorgang annimmt. — Wenn Meyer andererseits bemerkt, im Wallonischen werde heute *h* gesprochen, so ist hier das Gebiet des Wallonischen nicht in seiner ganzen Ausdehnung zu nehmen. Wenigstens bemerkt Chavée *Français et Wallon* S. 20 ausdrücklich, dass in seinem heimatlichen Idiom, dem Namurois, *h* stumm sei: *Dans le namurois pas plus que dans le français le signe h ne représente aucun bruit, aucune consonne sifflante; mais à quelques lieues de Namur, sur les bords de la Meuse, à Huy, par exemple, on entend à tout moment la sifflante neutre h, cette forte expirée (et non aspirée) du gosier, si familière aux Anglais et aux Allemands.* Demnach dürften auch Altenburg's Angaben *Programm* III, 16 noch in etwas zu modifizieren sein. Hier heisst es: „Die Bemerkungen über die Aussprache des *h* [scharfer Hauchlaut] beziehen sich indes nur auf die Lütticher und die engverwandten Mundarten; in Namur ist die Aspiration schon erheblich geschwächt, in Charleroi, Mons etc. ist keine Spur davon mehr übrig . . .“.

31. Wenn béarn. *añele* dafür angeführt wird, dass dem *i* in *anguilla* kurze Quantität zukommt, so lässt sich dazu bemerken, dass in dieser Mundart *-ll-* zu *r* wird (s. Meyer § 545), also *añele* hier in regulärer, volkstümlicher Entwickelung nicht auf lat. *anguilla* zurückgehen kann (Rolland, *Faune pop.* III, 99 verzeichnet eine Form *aïnghira* als baskisch). Schwierigkeiten bieten der Erklärung ebenso span. *anguila*, portug. *enguia*, menton. *angira* (Andrews, *Romania* XVI, 549), denen sämtlich älteres *anguila* (nicht *anguilla*) genügen würde.

33. Hier wo vom Übergang des frz. *ĩ* in *ẽ* gehandelt wird, heisst es, dass Sylvius (1531) nur sage, dass *in* nasal sei, sich jedoch nicht über die Klangfarbe des *i* äussere. Zu beachten bleibt indessen eine Bemerkung desselben Grammatikers, wonach *sain* und *cinc* gleichlauteten. Vgl. Ch. Thurot, *Prononciation* II, 481. — Meyer's Ansicht, im Anfang des XVI. Jahrhunderts scheine die heutige Aussprache (vgl. auch § 57) schon vorhanden gewesen zu sein, hätte näherer Begründung bedurft. Vgl. die abweichenden Ansichten Suchier's in Gröber's *Grundriss* I, 588 und

Koschwitz' in seiner *Grammatik* S. 52.[1]) — Was über *-ēne, -ene* für *-ina* bemerkt wird, liesse sich klarer formulieren. Wohl ein lapsus calami ist es, wenn zur Illustration dieses Übergangs *potren (poitrine), veń* als „Blaise" angehörig aufgeführt werden. M. denkt hier offenbar nicht an das Thal der Blaise im Departement Eure-et-Loire, sondern an die Umgegend von Blois,[2]) für die ich die Bezeichnung Blaise nirgends bezeugt finde. Korrekt drückt sich Görlich aus, der *Franz. Studien* V, 380 dieselbe Erscheinung behandelt, „ebenso sagt Talbert: *Dialecte blaisois* S. 25 . . .". Als weitere Belege für dieselbe Erscheinung gibt Meyer „*Maine: veń (vigne), eseń (échine)*". Beide Wörter sind deshalb nicht sehr glücklich gewählt, weil hier auf *i* ein palataler Laut folgt, über dessen Einwirkung M. in § 34 handelt. *Eseń* ist auch sonst verdächtig. Hiermit soll der Übergang von *-ina* in *-ene* für Hant-Maine keineswegs in Zweifel gezogen sein, da sich in De Montesson's *Vocabulaire* dafür eine Reihe anderer, untrüglicher Belege finden. Auch südwestfranzösischen Mundarten ist dieselbe Erscheinnng heute nicht fremd nach Lalanne's Angabe *Glossaire* S. XXVI: ine, *aine, pointraine* (V. — D. S. — Vend.). Aus dem Norden des französischen Sprachgebietes sei *famaine* in Arras und St. Omer angemerkt (s. *Parab. de l'Enf. prodigue* ed. L. Favre). In der nördlichen Franche-Comté (Baume-Les-Dames[3]) begegnen *épeunne, faireunne, dgeleunne, raiceune* mit *œ*, das hier ebenfalls aus lat. *ū* in gleicher Stellung (vgl. M. § 57) sich entwickelt hat. — „Noch weiter geht Bercy (Reims): *erzā (raisin . . .)*". Die von M. gegebenen Belege stehen bei Tarbé, *Recherches* S. 102 ff.: *erzan, molan, van, epanne* (M. schreibt *epāne)* u. s. w. als der Mundart von Beru (Kanton de Beine, arondissement de Reims) angehörig, wofür wohl Meyer's Bercy (das § 57 in der Abkürzung berc. wiederkehrt?) verschrieben ist. Vgl. noch das von Lalanne *Glossaire* S. 258 mitgeteilte *vann (vinum): v'la dau ban vann* (Vendée, arrondiss. des Sables).

34. Es wird gehandelt vom Übergang des *i* in *e* unter dem Einfluss eines folgenden *i, y* oder einer palatalen Konsonanz. M. zieht hierher auch wallon. *-ey* = *-ita* und verweist auf

---

[1]) Notiert sei hier die von M. Auler, *Der Dialekt der Provinzen Orléanais und Perche im XIII. Jahrhundert.* Bonn, 1888, erwähnte auffällige Bindung *matin : aim (amo)* Rose I, 336.

[2]) § 456 schreibt Meyer *Blaize*. Hier mit ausdrücklichem Hinweis auf Talbert. Ungenau ist auch Meyer's Angabe S. XIV, wo das Buch Talbert's unter der Abkürzung berry = Berrychon aufgeführt wird. Blois liegt zwischen Orléans und Tours, abseits vom alten Berry.

[3]) S. O. Martin, *Das Patois in der Umgegend von Baume-Les-Dames.* Halle, 1888. S. 21.

§ 433. Gemeint ist wohl § 436, wo sich die Bemerkung findet: „Im Nordosten: Burgund, Lothringen und Belgien fällt *t*, *d* nicht aus, sondern wird zu *y*: *-ata* ergibt *-ęye*, *-uto* : *-üye* . . .“. Dass dies der Hergang gewesen sein muss, davon habe ich mich nicht zu überzeugen vermocht. Beachtenswert bleibt die Thatsache, die ich bei M. erwähnt zu finden gewünscht hätte, dass im Wallonischen heute nicht nur lat. *-ita*, sondern auch lat. *-ia*, frz. *-ie*, heute *-ęye* entspricht. Grandgagnage *Dictionnaire* II, Introduction XXIX, verzeichnet nicht nur *finèie*, sondern auch *fraireie*. Altenburg *Progr.* II, 21 bemerkt, nachdem er zuvor *beïe (bille)*, *meïe (mille)* u. a. behandelt hat: „Jene Erweiterung des *i* in *ei* ist eigentlich im Wallonischen die allgemeine Regel, wie denn der franz. Fem.-Endung *ie* (= lat. *ia)* regelmässig *eïe* entspricht (manche schreiben *èie* oder einfach *eie)*. Beispiel: *patreïe (patrie)*, *Asêïe (Asie)*, *Mareïe (Marie)*, vgl. *Marei* für *Marie* in einzelnen deutschen Mundarten . . .“ und (von Meyer erwähnte) nidwald. *Mareya*, *kumpaneya*. Dass *-eye*, *-eya* über *-iye*, *-iya* aus *-ia* sich entwickelt haben, ist wahrscheinlich. In Nontron (Périgord) begegnen heute die Formen auf *-iyo: jalousiyo*, *vileniyo*, *patrïyo*, *Mariyo* (neben *Marió)*. Vgl. Chabaneau *R. d. l. r.* V, 185 die Anmerkung. — Zu der Bemerkung „Auch Fourgs: *cendreuille*, *étreuille (öye)* wird nicht anders zu fassen sein“, wäre ein Hinweis auf § 84 am Platze gewesen, wo Lahagne *étrüelle* erwähnt und franz. *étrille* als von *étriller* aus gebildet erklärt wird. Das Wort kommt (s. Mistral, *Tresor)* in der Form *estrelho* in Quercy, als *eitrelho* in der Dauphiné vor. — Neben *fail* in S. Maxent (St. Maixent?) und Saintes beachte noch *feil*, das nach Lalanne *l. c.* in V[ienne] und D[eux]-S[èvres] im Gebrauch ist, und *feille*, das Lalanne als V., arrond. P[oitiers], arr. de Civray, D.-S. angehörig bezeichnet. Dass, was das Lothringische betrifft, die Erscheinung nicht beschränkt ist auf „Metz und Umgebung“ und auf „das obere Flussgebiet der Brensch“, davon kann man sich durch einen Blick in Adam's *Les Pat. Lorrains* überzeugen. Vgl. z. B. S. 325 unter *fille*, S. 379 unter *vigne*.

35. Neben eng. tirol. *prüm*, *prum* beachte La Hague *raprüme*, Blois *preume*[1]) (neben prime). Sporadisch auftretende weitere Fälle des Übergangs von *i* in *ü* vor Lab. sind auvergn. *ourüvo* (Mistral, *Tres.* s. v. *oulivo)*, Queyras *sümio (simia)*[2]),

---

[1]) Hier geht *œ* auf *ü* zurück, wie auch in *plœm'*, *œn'*, *habitœd'* etc. Vgl. meine Bemerkung zu § 55.

[2]) s. Chabrand und de Rochas d'Aiglun, *Patois des Alpes Cottiennes* S. 121.

Blois *crübe, creube*, Namur *püpe* neben *pupt (fabricant des pipes*; s. Grandgagnage *Dict.* II, 226). Nach Labial entwickelte sich *ü* (vgl. M. § 42) in nprov. *pügo, pülo* (carcass.) = *pica* (s. Mistral *Tres.* s. v. *pigo)*, lothr. (in einigen Gemeinden, s. Adam *Pat.*' *lorr.* S. 311) *chemulie* etc. — *Lessü*, das, soweit ich sehe, Maskulinum ist, weist auf **lixivum* zurück, wie in der franz. Übersetzung von M.'s *Grammatik* richtig angegeben ist. In der Franche-Comté begegnet nach De Chambure, *Glossaire* II, 506, auch *lissiu*, im Altpr. *leissiu*, im Neuprov. *leissiéu* etc. etc., Formen, die in Meyer's § 38 gehören. In gleicher Weise entwickelte sich *rivum* zu *rü* in Forez (neben *rio* etc.), Blois (daneben hier *rœ)*, Malmédy (Lüttich *ri*, Namur *ri*, Ronchi *rieu*, s. Grandgagnage *Dict.* s. v. *ri)*. Es ist interessant, die Formen dieses Wortes in geographischen Namen zu verfolgen. Vgl. Élysée Reclus, *Nouvelle géographie universelle* II. *La France* S. 982.

37. Über den Übergang von *il* zu *iel, ial* im Provenzalischen hätte man gern etwas mehr erfahren, namentlich auch über die Verlegung des Tons von *i* auf den folgenden Verbindungsvokal. In einem Teil des Département Creuse ist diese Accentverlegung regelmässig eingetreten, worauf dann Veränderung des *i* in halbkonsonantisches *i̯* eintrat. S. A. Thomas, *Arch. des missions scientif.* V. S. 446 f.: *mais alors l'i passant au son y, on a les fausses diphthongues ye, yè . . .* Ex. *fyèlà, fyalo (filare, filat) et ses composés et dérivés: eifyèla, enfyèlà, deifyelà, peiro fyèladoueiro (pierre à aiguiser), vyèlage (village)* etc. Ferner in Ortsnamen: *Vyalo, Vyalocrouzei* u. s. w. Auch der Einfluss des Accentes auf die in Frage stehenden Bildungen bleibt noch näher zu untersuchen. Meyer gibt „Colognac *vi̯ęlo* aber *vialó*", demgegenüber ist Creuse *fyalo* aber *fyèlà* zu beachten. Mit M.'s Bemerkung, dass Formen mit *iel, ial* statt *il* seit dem XIV. Jahrhundert nicht selten in den Texten erscheinen, unter Hinweis auf S. Agnes, Albigenserkrieg etc., vgl. P. Meyer's Angaben in *Chans. de la Crois.* II, Introduction CXI f. — Nicht ausschliesslich auf provenzalischem, sondern auch auf südostfranzösischem (um M.'s Bezeichnung beizubehalten) Gebiet begegnet heute *ie*. Cf. Chabrand et de Rochas d'Aiglun *Pat. des Alpes cottiennes* S. 131 *viéro* s. f. = *villa: dans beaucoup de communes, le village chef-lieu porte le nom de Viéro.* Dass hier der Übergang von *l* in *r* älter sei als der von *i* in *ie* — wie das M. in § 59 mit Bezug auf den Wechsel von *ü* und *üu* in Briançon annimmt: „In Briançon wird *ül* über *ür* zu *üur*", vgl. dazu meine Bemerkung — ist nicht wahrscheinlich, da vor ursprünglichem *r* in *fenir, venir* etc. für *i* kein *ie* eingetreten ist. — — In Nordfrankreich ist der

Übergang von *i* in *e* vor *ll*, *l* für einige Distrikte des lothringischen Dialektgebietes bemerkenswert. Labourasse, *Glossaire abrégé du patois de la Meuse*, bemerkt darüber S. 23 „*Les finales ille non mouillée et ile se prononcent volontiers elle dans les cantons de Fresne, d'Étain, de Damvillers, et même vers Montfaucon et Clermont-en-Argonne: ville, velle, pile, pêle, Achille, Achelle; Watronville, Wâtronvelle, Hannonville, Hannonvelle etc. etc.*

38. Was zum Périg. und Baslim. bemerkt wird, hätte ich etwas weiter ausgeführt zu sehen gewünscht. Vgl. *Rev. d. l. r.* II, 215 (Chabaneau). — In nontr. *vi*, *ri*, *abri* vermutet Meyer alte Singularakkusative: *riu* zu *ri*, aber *rius* zu *rieus* ohne zur Stütze dieser Auffassung etwas beizubringen. Ich vermute, dass *rius* zu *ris*, *ri* geworden ist (vgl. *Rev. d. l. r.* V, 193) wie *sius* (*si vos*) zu *sis*, *si*, während *riu* zu *rieu* sich entwickelte. — Beachte auch prov. *niu*, woneben bereits in der von Armitage veröffentlichten Hs. der altprov. *Sermons* XXI, 25 *neu* erscheint. Heute begegnen nach Mistral Tresor neuprov. *niòu* (lim.), *niò* (auv.), *niéu* (Var) etc. neben *ni*, *nis* etc. Meyer erwähnt nprov. *nieu* in § 437 und verweist hier auf § 38. Eine weitere Quelle des prov. *iu* lernen wir bei ihm in § 439 kennen *: diu*, *amiu* u. s. w. — Für das Französische bringt M. wenig reiches Material. Durch *essieu* = *axilis* wird ihm *ieu* aus *iu* für das Zentralfranzösische „gesichert" und darnach *pieus* = *pius* angenommen. Aus der Bretagne wird *fiels* erwähnt. Durch *fieu* (*filius*)[1] wird derselbe Vorgang in den höheren Thälern des französischen Jura (Fourgs) nachgewiesen. Nicht ganz verständlich ist mir die nun folgende Bemerkung „woraus *eu* (*ö?*) Besançon, *eau* (*o?*) Morvan". Nach De Chambure, *Glossaire* s. v., spricht man in Morvan *fiau* (d. i. *fio*). Erst auf Grund einer eingehenden Untersuchung wird sich über die Entstehungsweise und die geographische Verbreitung hier einschlägiger Bildungen in Nordfrankreich Bestimmtes aussagen lassen. In einem franzischen Texte des XIII. Jahrhunderts begegnen auch *perieus*, *ostiex*, *ostieuz*, wozu man Röhr, *Der Vokalismus des Franzischen im XIII. Jahrhundert* S. 13 und 30 vergleiche.

41. Über den Lautwert des rum. *ĕ* hätte ich eine Bemerkung gewünscht.

42. Beachte auch das in französischen Texten mehrfach nachgewiesene *fuis*, *fuilz* (*filius*). Vgl. E. Görlich, *Frz. St.* V, 380 und Röhr, *l. c.* S. 13. 30. Dass hier der anlautende labiale Konsonant die Lautveränderung beeinflusst habe, darf freilich

---

[1]) Tissot bemerkt „*fie* (*e* mi-muet) ou *fieu*".

zunächst wohl ebenso fraglich erscheinen, wie dass in Caltanisetta *ui* aus *i* an vorhergehendes *u* gebunden ist.[1])

43. *e* für *i* im Wortauslaut begegnet noch in St. Genis Les Ollières (Lyonnais) nach Philipon's Angaben in Clédat's *Revue* II, 33 f. — Wenn in Intragna, Losone, Lavertezzo jeder auslautende Vokal nasaliert wird, so hätte das nicht lediglich hier unter *i*, sondern entweder unter sämtlichen übrigen Vokalen gleichfalls oder in § 389 ff., wo von den Nasalvokalen im allgemeinen gehandelt wird, erwähnt werden sollen. Auch musste Verfasser meines Erachtens den Hergang genauer darstellen als er es thut oder die Leser ausdrücklich auf *Arch. gl.* IX, 224 verweisen.

44. Wahrscheinlicher als M.'s Vermutung, ital. *elce* sei nach *felce*, *selce* gebildet, erscheint mir diejenige d'Ovidio's (*Grundriss* I, 507), wonach bereits im Vulgarl. *-ilice* durch *silice* und *filice* beeinflusst wurde. Neben prov. *yeuse* sind *elze*, *éuse* nicht zu übersehen. Die Erklärung des franz. *yeuse* ist schwierig, dass es aus dem Provenzalischen stamme, keineswegs sicher. — Neben ital. *carẹna*, span. *carena* verzeichnet Meyer frz. *carine*. Weshalb nicht auch *carène*, das Littré als nfrz. Form des Wortes ausschliesslich gibt? Im XVI. Jahrhundert begegnen nach Thurot, *Pron.* I, 231 frz. *carine* und *carene*. Im Neuprov. lautet das Wort *careno*. — Statt „ital. *lẹnzo*" liess „ital. *lenza*", das Meyer in Übereinstimmung mit d'Ovidio, *Grundriss* I, 508 (im Gegensatz zu Gröber, *Arch. f. l. Lex.* IV, 512) meines Erachtens mit Recht von span. *lienza*, *lienzo* nicht trennt. — Mit ital. *ghiro* und *lire* in Berry vgl. lim. *liro*, Val Soana *ghi*. Die Erklärung des franz. *loir*, bergam. *gler*, tessin. *gẹra* (Verzasca), alb. *ger*, altfrz. *gleron*, franz. *lérot* etc. (vgl. auch Rolland, *Faune pop.* I, 35 ff.) ist schwierig. Kaum zulässig dürfte die (von M. nicht gemachte) Annahme eines vglat. *glĭre* erscheinen, dessen *ĭ* nach Meyer § 350 allenfalls sich erklären lassen würde und das den betonten Vokal in *glīre* beeinflusst hätte. — Zu pg. *lesminha* war auf § 358 statt auf § 558 hinzuweisen.

47. Hier wird u. a. ausgeführt, dass *ū* zu *ü* geworden ist „in Frankreich mit Ausnahme des Wallonischen und des oberen Wallis (Val d'Hérens und Val d'Anniviers)". In § 45 heisst es „In ganz Frankreich, in Piemont, Genua und in Westrätien wird *u* zu *ü*." Der Verfasser vorliegender *Grammatik* weiss sehr wohl, dass die in Frankreich ansessigen Katalanen nicht *ü* sprechen, dass das obere Wallis und das wallonische Sprachgebiet nicht zu Frankreich gehören, dass im Wallonischen keineswegs lat. *ū*

[1]) Bei *dduitu*, *curruivu* (diese Form gibt Schneegans, *Siz. Dial.* S. 41, Meyer *curruiva*); *duicu*, *facuissiru* liesse sich wohl auch an Assimilation an folgendes *u* denken.

heute auf dem ganzen Gebiet *u* entspricht (was übrigens auch in § 53 nicht bemerkt wird), aber aus dem Wortlaut seiner Darstellung geht es nicht hervor und Anfängern namentlich dürfte durch eine derartige allzu allgemein gehaltene Formulierung der Lautregeln der Gebrauch des Buches eher erschwert als erleichtert werden.

48. Dass altfrz. *u* = lat. *ū* im allgemeinen von altfrz. *u* = lat. *ǫ*, *ų* verschieden gelautet hat, ist unzweifelhaft richtig, dass es den „modernen Wert *ü*“ gehabt habe, davon haben mich Meyer's Ausführungen nicht zu überzeugen vermocht. — Aus dem Lautstand hier einschlägiger Lehnwörter im Englischen schliesst M., es sei „für das Normannische des XI. Jahrhunderts der Lautwert *u* [deutsches *u*] ziemlich gesichert“, nachdem er vorher mit Rücksicht auf die Lehnwörter bemerkt hat: eine sichere Entscheidung lasse sich zwar erst geben, wenn der Vokalismus der betreffenden englischen Dialekte historisch dargestellt sei, vorläufig dürfe aber die Annahme dem Richtigen am nächsten sein, dass ein Laut, der sich teils als *u̧*, teils als *eú*, *iu*, *iú* weiter entwickelt, nicht *ü*, sondern geschlossenes *u* gewesen sein werde. Wer dies behauptet, von dem dürfen wir den Versuch einer Erklärung dafür erwarten, dass das von ihm angenommene *u̧* sich in einem grossen Teile Englands nicht wie genuin englisches *u̧* und wie französisches *u̧* = lat. *ō ŭ* zu *au*, sondern eben zu *eú*, *iu*, *iú* weiter entwickelt hat! Ich vermute, dass *u* = *ū* im Altnormannischen von *u* = lat. *ǫ*, *ų* ebenso wie auf fast dem gesamten übrigen französischen Sprachgebiet verschieden gelautet hat, dass es aber nicht den „modernen Laut *ü*“ hatte, sondern einen Laut bezeichnete, der auf dem Wege von *u* zu *ü* lag. Dieser Laut stand *u* bereits ferne genug, um von altnormannischen Dichtern im Reime von demselben unterschieden zu werden, andererseits noch hinreichend nahe, um dem fremden Ohr in den nördlichen Distrikten Englands ganz oder nahezu als *u* zu erklingen und dann als *u* reproduziert zu werden.[1]) Hiermit würde denn auch die von M. entwickelte Hypothese überflüssig werden, es sei der neunormannische *ü*-Laut später „aus dem Osten her eingeführt“, und dabei der Laut von den aufnehmenden Normannen nicht genau wiedergegeben worden.[2])

[1]) Die Annahme einer Rückbildung des noch nicht bis *ü* fortgeschrittenen Lautes im Munde eines Teils der Engländer und der zu Engländern werdenden Normannen wird man an sich nicht unstatthaft finden. Viel schwerer wird es mir, mit Meyer in § 53 (vgl. § 646) anzunehmen, in Loco, Loso und dem Misoxerthal (s. Salvioni, *Arch. gl.* IX, 191, 204) sei *ü* zu *u* zurückgekehrt.

[2]) Eine Veränderung der palatalen Tenuis vor *ü* wird von Meyer § 410 ausser für das Normannische (Bessin) auch für das Saintongeais nachgewiesen. Vgl. auch A. Thomas, *Arch. des miss. scient.* V, S. 436.

50. Was M. über die Behandlung des gedeckten *ū* ausführt, scheint mir nicht frei von Widersprüchen zu sein. M. nimmt hier in *undecim* *ū* an, das in gedeckter Stellung „in Frankreich" zu *u*, *o* geworden wäre. In § 147 dagegen wird, wenn ich recht verstehe, *ŭndecim* als ältere lateinische Form angesetzt, aus der frz. *once*, span. *once* regelrecht hervorgingen, während ital. *undici* sich in Anlehnung an *uno* entwickelt hätte. Für mail. *vündes* hinwiederum wird in § 52 *ū* im lat. Etymon vorausgesetzt. Wenn in § 50 mit Bezug auf frz. *jonc* angenommen wird, dass hier ein lat. *ū* in Frankreich regelrecht zu *ụ* geworden, so bleibt unverständlich, weshalb in § 147 für span. *junco* eine Erklärung noch vermisst wird. — Zu *goût* beachte die abweichende Auffassung Gröber's, *Arch. f. lat. Lex.* III, 443. — Dass *joste* altes Erbwort ist, bleibt mir trotz M.'s Ausführungen in § 403, auf die hätte hingewiesen werden sollen, zweifelhaft. — Dass in nprov. Mundarten auch *jünc*, *güst* u. a. mit *ü* begegnen, sei erwähnt. Die ganze Frage nach der Behandlung des gedeckten *ū* in Frankreich, deren Schwierigkeit übrigens M. nicht verkennt, bedarf noch sehr gründlicher Untersuchung.

52. Mit lomb., piem., gen. *kürt*, algh. *kult* vgl. noch portug. *curto*. In Malesco[1]) entspricht *chirt* (*Arch. gl.* IX, 252), in Val Soana *ciirt* (*ib.* III, 14). — Auf die Frage nach der Chronologie des Übergangs von *u* zu *ü* im Rätischen kommt M. in § 646 zurück.

55. Wenn bemerkt wird, dass der spontane Übergang von *ü* zu *œ* hauptsächlich in Burgund und in der Picardie vorzukommen scheine, so durfte man zur Begründung dieser Ansicht, namentlich was die Pikardie betrifft, etwas mehr erwarten als was Verf. gibt. Die aus dem Rouchi und „den Ardennen" gegebenen Belege gehören, soweit überhaupt noch, der äussersten Peripherie des pikardischen Gebietes an. In Arras herrscht nach Meyer heute *ü*. Ich finde *ü* auch in Saint-Omer[2]): *pü (plus)*, *arvenü*, *aperchüt*, *pardü* (daneben *eue (?) = habutum*), in Cambrai,[2]) Carvin (Pas-de-Calais).[2]) Ebenso ist in Busancy (Departement des Ardennes) nach einer in der *Rev. des pat. g.-r.* II, 287 f. erschienenen Sprachprobe *ü* der herrschende Laut: *kædü*, *desädü*, *oyü*, *vü*, *pü (plus)*, *padsü*. Wenn Meyer behauptet, es finde sich „in den Ardennen" *œ*, so wäre eine genauere geographische Angabe, wo ihm dieser Laut begegnet ist, nicht überflüssig gewesen. Ich finde *venœ*, *perdœ* (dies die einzigen von M. ge-

[1]) Malesco liegt auf piemontesischem Gebiet im Vigezzothal, das sprachlich zum Tessin gehört. So ist es auch zu verstehen, wenn M. § 54 zu Malesco in Klammern Tessin setzt.

[2]) *Parab. de l'enfant prod.* ed. Favre.

gebenen Belege) „*en patois Ardennois, entre Neufchâteau et Bouillon*",[1]) also im südöstlichen Belgien, in einer Gegend, die man gemeiniglich nicht zum pikardischen, sondern zum wallonischen Sprachgebiet rechnet. — Für den Übergang des *ü* aus *œ* im Altpikardischen kann der eine von M. erwähnte Reim *nature : meure : honeure* Deesse d'Amour 10ᵉ zunächst nicht viel beweisen. Viel skeptischer zeigt sich M. gegen die Beweiskraft altfranzösischer Reime in § 178. — Damit der deutsche Leser, durch M.'s Darstellung verleitet, Auve nicht im „burgundischen Teile des Morvan" suche, sei bemerkt, dass es der Name einer zum Kanton Dommartin-sur-Yèvre gehörenden Gemeinde im Arrondissement Sainte-Menehould (Champagne) ist. — Auch auf ganz anderem Gebiete als dem von M. bezeichneten begegnet *œ*. Talbert, *Du dial. blaisois*, bemerkt S. 49: „*U dans le dialecte blaisois sonne généralement eu*"[2]) und gibt Belege: *nateure, mourseure, pequeure, beu, veunqueu, aperçeu, seu(r), meu(r), osqueu(r)*. Vgl. *ib.* S. 323 *habiteud*, S. 326 *méneute*, S. 325 *keu (cul)*, S. 331 *pleume*, S. 215 *eune* u. s. w. (also nicht ausschliesslich in den Partizipien oder vor *r*, wie Darmesteter, *Romania* V, 403 Anmerk. gestützt auf Talbert's S. 49 gegebene Belege annahm).

57. *ü̃* (aus *ūn*) dürfte in seiner Entwickelung zum nfrz. *œ̨̃* im XVI. Jahrhundert nicht über *œ̣̃* hinausgekommen sein. — Nfrz. *jeune (jejuna)* hat nach M. „den Vokal des Maskulinums übernommen". Diese Erklärung scheint mir minder gut als die älteren Darmesteter's, *Romania* V, 395 und G. Paris' *ib.* VIII, 96. Vgl. Thurot, *Pron.* I, 513 Anm. — Dialektisch frz. *œ* statt *ü* vor *n* + Vokal wird von Grammatikern seit dem XVII. Jahrhundert bezeugt. S. Thurot, *l. c.* II 547 f. M. gibt zwei Belege für lothr. *ę* statt *œ (ü)* in dieser Stellung: *ęn, pięm*. *ęn (una)* ist deshalb kein gut gewähltes Beispiel, weil dieses Wort, ebenso wie das zugehörige Maskulinum, auch in anderen Mundarten (zum Teil jedenfalls bedingt durch seine syntaktische Verwendung) vielfach von der regulären Entwickelung abweicht. So gibt Lalanne, *Glossaire du pat. poit.*, als Artikel [in der Orthographie der Schriftsprache] *ann, inne devant une voyelle*, als Zahlwort *i, ine; iain, iune; in, inne; eingne* je nach den Gegenden. In Baume-

[1]) *Parab. de l'enfant prodigue* ed. L. Favre. Vgl. auch Tarbé, *Recherches* S. 153 f., worin ich M.'s Quelle vermute, wenngleich die sich anschliessende Bemerkung „weiter östlich etc." sich damit nicht recht vereinigen lässt.

[2]) S. 50 findet sich folgende weitere Bemerkung, die auch auf die aus *ü* entstandenen *œ* Anwendung findet: *Nos paysans prononcent eu le plus fermé possible, d'un accent un peu traînant; ils disent une heure, une fleur, en faisant sonner cet eu à peu près comme eue dans queue.*

Les-Dames (Franche-Comté) lautet nach O. Martin, *l. c.* S. 6 das Pronomen *ieunne (unam)*, der Artikel bei vorhergehendem Konsonanten *enne*, sonst *ne*. M. sagt nicht, wo lothr. *ęn* vorkommt. Als allgemein lothringische Form kann es, wie ein Blick in die vorhandenen Dialektarbeiten lehrt, keineswegs gelten. Aus Adam, *Pat. lorr.*, seien hier noch die folgenden lothringischen Wörter mit *e* statt *œ*, *ü* verzeichnet: S. 343 *lene* (Pierre-la-Treiche), S. 320 *squéme* (Le Tholy), *quème* (Chatel). In weiterer Verbreitung ist auf dem von Adam untersuchten Gebiet *e* in der tonlosen Silbe eingetreten: S. 320 *ehhquémeure* (La Bresse), *équemrosse* (Râville), *squemrosse* (Rouges-Eaux), S. 328 *femie* (Domgermain) *femi* (Pierre-la-Treiche) *femeil* (Trampot) *fémeil* (Dombasle-devant-Darney) etc., S. 338 *jémonte* (Mazelay), *jemonte* (Ortoncourt) etc., S. 343 *lémére* (Haillainville) etc., S. 358 *piémon* (Cirey) u. s. w. Zu untersuchen bleibt, ob etwa das von Meyer verzeichnete *pyęm* (wo nachgewiesen?) und ebenso die oben angemerkten *lene, squème (scuma)* erst aus endbetonten Wörtern gleichen Stammes wie *piémon*, *ehhquémeure* das *e* herübergenommen haben. — berc. = ?, s. oben zu § 33. — Vgl. Andrews, *Romania* XII, 358 *dügēn*, *cumēn*, *carcēn* in Mentone neben *lüna*, *cumüna* etc. Hier also ein weiteres Gebiet, auf dem auslautender und inlautender Nasal verschieden wirkten!

58. Für den „häufigen" Eintritt eines *i* stat *ü* vor Labialen, in Mundarten, in denen sonst *ü* bleibt, hätte ich mehr Belege gewünscht als M. gibt. Zu „*nivolum* für *nubila*" vgl. Ascoli *Arch. gl.* II, 440 und Meyer § 28. Tessin. *tartifu* (wo nachgewiesen?) mag aus einer Gegend eingedrungen sein (s. Meyer § 54), in der *i* allgemein statt *ü* erscheint. Beachte noch nprov. *ime*, mars. *imo* (Mistral, *Tres.*), die indessen *i* aus der unbetonten Silbe (*imour*, *imourous* etc.) herübergenommen haben können. — Geht *o* in rmgl. *sobit*, *lov* auf vglt. *u̜* zurück? Mussafia, *Darstellung* S. 43, nimmt *u̜* als Grundlage an. Ital. *lupo* (neben *lova*), *subito* wird man mit d'Ovidio *Grundriss* für mots sav. zu halten haben.

59. „Im Wallonischen wird *ur* zu *œ*: *dœ̨r*, *mœ̨r*, *verdœ̨r*, *mauo̜r*". Zur Erklärung des letztgenannten Wortes heisst es in § 61 „aus *maur* entstand *mavor*, daraus *mawor*: dieses *o* konnte vor *r* nicht mehr zu *œ* werden". Meyer sagt nicht, wo *mauo̜r* im Wallonischen nachgewiesen ist. Altenburg *Progr.* III, 11 gibt *maweur*, Grandgagnage *Dictionnaire* und Willmotte *Rev. d. pat. g.-r.* I, 226[1]) ebenfalls *maweur*. *Mawǭr* dagegen verzeichnet

[1]) s. ib. S. 228 Näheres über die Aussprache des *ü* vor *r* und *n* in Lüttich.

Horning *R. Zs.* IX, 487 ans der Sprache einer Arbeiterfrau, die in Seraing, wenige Kilometer südlich von Lüttich, geboren ist, aber seit einer Reihe von Jahren ihre Heimat verlassen hat und nach Jägerthal im Unter-Elsass übersiedelte. Dass Meyer's Erklärung des Wortes die richtige ist, bezweifle ich. Entgangen zu sein scheint ihm eine Beobachtnng Altenburg's, der *Progr.* II, 1 bemerkt: „Eigentümlich ist noch in Verviers (wenn anch nicht in allen Wörtern) die Lautsteigerung der Endung *eûre*, welche fast wie *are* ertönt: *châsseûre (chassure)* wird in Verviers *châssâre*" und III, 11 „In Verv.-Dolhain macht sich die schon erwähnte eigentümliche Lantsteigerung geltend: *châsseûre*, *kofteûre*, *deur*, *seur* etc. klingen hier *tchôssâr*, *koftâr*, *dâr*, *sâr*." Mit *â* bezeichnet Altenburg (s. *Progr.* I, 13) einen Mittellaut zwischen *a* und *o*, also *å*. Ich vermute, dass die Sprache jener Arbeiterfrau etwas von der hier erwähnten dialektischen Eigentümlichkeit, die noch eingehender Untersuchnng bedarf, reflektiert. In der Vulgärsprache von Namur scheint anch vor *r ü* die Regel zu sein. S. Chavée *l. c.* S. 38[1]). — Was Meyer für die Ansicht, es habe sich wallon. *œ* aus *u* direkt, nicht aus *ü*, entwickelt, geltend macht, vermag ich nicht für dnrchschlagend zu halten. Beachtenswert bleibt auch, was Meyer nicht bemerkt, dass neben betontem *œ* in Lüttich nnbetontes *ü* steht: *dürer* neben *je deure*, *jürer* neben *ji jeure*, *mesürer* neben *ji meseure* etc. (Altenburg *Progr.* II, 11). — Über dialektisch franz. *œ* statt *ü* vor *r* im XVI. Jahrhundert vgl. auch Thnrot *Prononc.* I, 445. In der Schriftsprache scheint diese Aussprache niemals anch nnr vorübergehend zu allgemeiner Anerkennung gelangt zu sein. Wenn Jean Lefèvre und der Überarbeiter seines *Dictionnaire*, Tabourot,[2]) *œ* mit *ü* reimen, so dürfte das ans der burgundischen Herkunft beider sich erklären lassen. — Zur Stütze seiner Annahme, in Briançon werde *ül* über *ür* zu *üur* hat Meyer nichts beigebracht. Ich vermute, dass *ül* über *üul* zu *üur* geworden ist, da ib. *durum dür* (nicht *düur)*, *obscurum escür* (nicht *escüur)* ergeben hat (s. Chabrand und de Rochas d'Aiglnn *l. c.)*. Im Velay wurden *murum*, *purum*

1) Man sagt hier sogar *bürre* (s. Chavée S. 7), während in der Schriftsprache heute *beurre* zu Recht besteht. Letzteres mag, wie Meyer annimmt, eine im XVI. Jahrhundert eingedrungene Dialektform sein. Wie erklären sich normann. *bieure* (Bessin, Jorei) und *bueurre* (Bocage, Virois, Clédat's *Rev.* II, 80)?

2) Die beiden von Meyer verzeichneten Ausgaben des Lefèvre'schen *Dict.* wurden von Tabourot besorgt. Nach Thurot, *Prononc.* I, p. XLI, ist die zweite nicht 1588, wie Meyer und Darmesteter *Romania* VI angeben, sondern 1587 erschienen. Eine beachtenswerte Charakteristik des Buches gibt Thurot *l. c.* Einleitung p. XLII.

zu *miür*, *piür*, wenn ich Mistral's *miur*, *piur* (s. Tresor s. v. *mur*, *pur*) richtig interpretiere.

60. Die Angabe „Milhan 1623“ bedurfte eines erklärenden Zusatzes. Vgl. zu den hier behandelten Wörtern auch Mistral *Tresor* s. v. *muelo*, *cuou*, *piéucello*, *recula* und Rolland *Faune* III, 257. IV, 268. Die lautliche Entwickelung von *ül* zu *iol*, *iul* dürfte sich über *üel* vollzogen haben, indem zunächst zwischen *ü* und ł ein Verbindungsvokal sich einstellte (wie zwischen *i* und ł in den von Meyer § 37 behandelten Wörtern), woraus mit Assimilation der beiden vokalischen Elemente *üal*, *üol*, *üul*, dann mit Dissimilation *iol*, *iul* hervorgingen. Die erste hier angenommene Stufe *üe* glaube ich noch vorzufinden in *müelo*, *recüele recüeles recüele recüelon*, woneben die endungsbetonten Formen *recülan*, *recülas* stehen (s. Mistral *Tres.* s. v.). — Ist es richtig, dass tessin. *niụ* aus *nubilus* über *nüvol nüol nüụ* sich entwickelte, während piem. *nivul*, friaul. *niu* u. a. (nach M. § 58) auf *nivolum* für *nubila* zurückgehen? Dass *niụ*, *kíu* nur auf ganz beschränktem und nicht ganz demselben Gebiet innerhalb des Kantons Tessin nachgewiesen sind (jenes in Menzonio, dieses in Cevio und Coglio, s. *Arch. gl.* IX, 204 Anm. 1 und ib. S. 213) wäre anzugeben nicht überflüssig gewesen. — „§ 283 *aügua*“ ist Druckfehler.

61. In St. Genis-Les-Ollières (Lyonnais) scheint *ụ* in seiner Entwickelung zum Teil durch die Erhaltung eines nachfolgenden unbetonten *a* bedingt zu sein: *noua (nudam)* aber Pl. *nüe (nudas)*, *vendoua* aber *vendües*, *sànsoua (sanguisugam)* aber *sànsües* etc. Cf. Philipon Clédat's *Rev.* II, 45[1]). — Wenn angeführt wird, dass in wallon., metzischen und in Vogesen-Mundarten *uta* zu *ow*, *ū* wird „nicht nur da, wo *u* bleibt, sondern auch in den *ü*-Gegenden“, so darf man in erster Linie Belege aus eben dieser „*ü*-Gegend“ erwarten, statt solcher aus dem Wallon. (Seraing?), auf deren Mitteilung sich M. beschränkt. — Fourgs *rio* leitet M. aus frz. *rue* her. Auffällig ist ib. auch *dieu* = *durum* (neben *dür* = *dura*, *molüre*).

62. Davon, dass die Reduktion von *üi* zu *ü* ausser auf das Anglonormannische keineswegs auf die Dialekte Lothringens,

---

[1]) Philipon's Angaben sind leider nicht unzweideutig. Er bemerkt, dass *ū* bleibt in *nudum* = *nu*, *crudum* = *cru* etc. *Rev.* I, 261 gibt er dagegen als Erklärung der von ihm angewandten Transkription an: *„u c'est l'u français“* und ib. *„ou est, de même qu'en français, une fausse diphthongue“*, II, 45 wird daneben ein Zeichen *ü (u avec sa sonorité celtique)* eingeführt und bemerkt *lorsque ... l'u s'est trouvé en contact avec un a posttonique, il s'est élargi en ou.* — Zu *-a*, *-es* vgl. Meyer § 309.

für welche die von M. aus Jonfr. und Ysopet herangezogenen Belege übrigens zweifelhaftes Zeugnis ablegen, beschränkt ist, kann man sich durch die vorliegenden Dialektarbeiten leicht überzeugen. Auch das Wallonische hat *ü*. Cf. Grandgagnage *l. c.* *lûre, fûr, k'dûre, trûte, lû, brût;* Altenburg *Progr.* III, 9; Horning *Rom. Zs.* IX, 487 f., Meyer § 53; für Namur Chavée *l. c.* S. 39; ob in Mons *ü* aus *üi* regelmässig sich entwickelt hat, vermag ich nicht zu sagen. Weiter begegnet *ü* in Baume-Les-Dames, s. O. Martin S. 6; in den Fourgs, s. Tissot *l. c. bru, lu, condure, dettrure, brure, condutot, patu,* woneben *frit, fritot* und *relire* stehen. Keine Ausnahme bildet *fouire* Fourgs (s. *Frz. St.* III, 390). — Westfranzösischen Mundarten ist *ü* heute nicht fremd. Vgl. z. B. Gilliéron *Rev. d. pat. g.-r.* I, 176. Südlich von Paris werden *brüt, früt* bezeugt für Charost (Berry) von Condereau *Le dial. berrichon.* — Die Bedingungen, unter denen *i* statt *üi* erscheint, bleiben noch näher zu untersuchen. Das von M. herangezogene neben *muid* auffällige schriftfranzösische *tremie,* woneben die Grammatiker *tremuye* und *tremée* bezeugen (s. Thurot, *Prononc.* I, 223) dürfte ursprünglich dialektische Nebenform sein. Aus den *Patois* seien notiert Bessin *bri, r'lire,* La Hague *lire, condire, acondire, bri,* Val de Saire *bri, condire, prit, frit* (Vienne, Deux-Sèvres, Vendée, s. Lalanne *Gloss.* S. XXVII) neben *freut.* — *Ui* statt *üi,* das Meyer für Possesse (Champagne, Canton d'Heiltz-le-Maurupt, arrondissement de Vitry-le-François; vgl. Tarbé *Rech.* S. 122 ff.) als beachtenswert in den Wörtern *suit, lui, brui* anmerkt, ist mehrfach auch in lothring. Ortschaften anzutreffen. Vgl. Labourasse, *Glossaire* S. 18: *souïte, (trouïte), condouïte.* Adam *Pat. lorr.* verzeichnet S. 76 *lou* als Vannes-le-Chatel, Domgermain und Toul angehörig. — Über den von M. angemerkten Unterschied in der Aussprache des *ui* in zentralfranzös. *conduire, huit* einerseits und in *nuire, luire* etc. andererseits hätten wir gern Näheres erfahren.

63. Kürzung vor mehrfacher Konsonanz ist doch nicht eingetreten in Iujur. *mela (mula), lyena, plemo* etc.! Mit dem gleichen Recht hätten hier etwa auch die Belege für *e* statt *ü* in Dissentis (Meyer § 54) mitgeteilt werden können. — Hervorzuheben ist *plema* in Jururieux neben sonstigem (Meyer § 58) „südostfrz." *pluma, pyôme* etc.

65. Hier wäre ein Hinweis auf § 361 angebracht gewesen. Piem. *pi*[1]) wird § 361, wo ein Verweis auf § 65 nicht fehlen sollte, nochmals aufgeführt. *Fim* im Tessin erklärt sich

[1]) Auch im Friaul. begegnet *pi,* s. Ascoli *Arch. gl.* I, 101 Anm.? Vgl. in neuprov. Mundarten (Mars., rhod.) *pe,* das Mistral im *Tres.* erwähnt.

zum Teil nach § 54 ohne Schwierigkeit. Da wo es, wie in Comologno (*Arch. gl.* IX, 204 Anm. 1), auf einem Gebiet erscheint, das sonst den Übergang von betontem *ü* in *i* nicht kennt, lässt sich die Frage aufwerfen, ob es unter dem Einfluss abgeleiteter, endbetonter Wörter gleichen Stammes steht, wie es Wendriner, *Die paduanische Mundart bei Ruzante* S. 13, mit Rücksicht auf hier neben *fimesieggi* begegnendes *fime* vermutet. — Dass sich in Haut-Maine *ęü* anders entwickelt habe als *ü* bleibt mir zweifelhaft. Meyer erwähnt *vœ*, *sœr*, de Montesson im *Vocab.* ausser *vœ*, *sœr* (Einleitnng S. 26) auch *deurer* neben *durer*, *creiateur*, *aveigneu* neben *aveignu*, *meuce* neben *muce*. Zweifellos richtig ist Meyer's Annahme für La Hague. Sie trifft wohl anch für das Patois des Bessin zu, über das M. keine Angaben macht. Vgl. in Joret's *Essai: m'nu*, *egu*, *estatue*, *tchuve* (*scupa*), *dur*, *chinture* etc., aber *beu* (*bibutum*), *deu*, *veu*, *eu*, *meur*, *seur*, *seū*) n. a. *Gllu* in La Hague entspricht im Bessin ausnahmsweise *gleu*. Lat. *cicuta* lautet in La Hague nnd im Bessin übereinstimmend *chue*, nicht *cheue*. Hier wird die abweichende Entwickelnng durch die anlautende Konsonanz bedingt sein. Ich vermisse bei M. eine Bemerkung über schriftfranz. *heur* etc. nnd über die Angaben der Grammatiker des XVI. Jahrhnnderts. Vgl. Darmesteter, *Romania* V, 394 nnd Thurot, *Pron.* II, 513 ff.

66. Angemerkt sei hier eine Angabe Leroux' *Marche du patois* etc., wonach in einigen Ortschaften an dem unteren Lauf der Vilaine auslautendes *-ü* zu *œ*, *-üe* zn *œį* (L. schreibt *euil*) wird: *on donne a l'u une sorte de désinance qui ressemble assez au son* e u i l, *quand il est suivi d'un* e *sans accent, et au son* e u, *quand il n'est suivi d'aucune autre lettre.* Ex.: *je l'ai* v u, u n e b o n n e v u e, *que l'on prononce je l'ai* v e ũ, *une bonne* v e u i l. — Von den aus dem Romagnolischen gegebenen Wörtern war das zweite von Meyer in Übereinstimmung mit den beiden anderen als *sǫ* wiederzugeben, wenn nicht (mit einem erklärenden Zusatz) Mussafia's Transkription in allen dreien beibehalten werden sollte. — In Poschiavo werden *plazu*, *nud* etc. nicht mit *u* (auch nicht mit *œ* wie im Badiotischen), sondern (s. Ascoli *Arch. gl.* I, 283 und *ib.* S. XLIII.) mit einem Laut, der zwischen *u* und *ü* liegt, gesprochen. Es ist ungenau, wenn M. diesen Laut mit *u* und inkonsequent, wenn er ihn in *vindu* (oder ist das Wort bei Ascoli verdruckt?) das eine Mal mit *u*, das andere Mal mit *i* wiedergibt.

67. Die regnläre Entwickelung des lat. *acucula* lässt sich ausser im Altfranzösischen in franz. Patois nachweisen: *égüle* Bessin (*ĺ* wird hier im Auslaut der Tonsilbe regelmässig zu *l*), *agüle* Pat. dn Centre etc. Mnssafia erwähnt *Romania* II, 479

(Anm.) neupik. *agouille*, dem sich aus neulothr. Mundarten (s. Adam *l. c.* S. 295 f.) analoge Bildnngen znr Seite stellen lassen. — In frz. *lourd* liegt doch nicht „*u* statt *o*" vor!

70. S. 88 ist zu *virgo* auf § 44 statt auf § 67 zu verweisen. — S. 89 ist wohl statt „poit. Ariège *besk*" zu lesen „port. Ariège *besk*", wie in der französischen Übersetzung steht. Als gasc. wird *beč* angegeben, woneben *bič* in Bayonne und *bisc* in Orthez[1]) zu beachten sind. Auch sonst begegnen Formen mit *i* in weiterer Verbreitung als M's Darstellung erkennen lässt. — Dass franz. *dit*, span. *dicho* neben ital. *detto* etc. „Neubildungen" sind, vermag ich nicht für ausgemacht zu halten. Beachte auch mdtl. ital. (genues. venez. etc.) *ditto*. Wallon. *deit* (wo nachgewiesen?) weist wohl vielmehr auf *dictum* (s. Wilmotte *Romania* XVII, 558, Meyer § 34) als auf *dīctum*. Letzteres hätte in Lüttich und Seraing heute *dœt* (s. Meyer § 76, Grandgagnage *Dict. strœt, adrœt* etc.) in Mons *du* (mit deutschem *u)* ergeben. Auf ī dagegen weist *a* in Fourgs *da (dictum)* neben *da (digitum)*, *ẹtra, fra* etc.

71. Nach Meyer ist in Nizza vglt *ẹ* zu *ei* diphthongiert worden. Aus Sardou und Calvino's *Grammaire de l'idiome niçois* notierte ich mir *nèu (nivem)* S. 91, *perqué* S. 12, *set (sitim)* S. 106, *tre(s)* S. 36, *mes (meusem)* S. 38, *autrifès, ve (vidit)* S. 79, *recevre* S. 78, *béure (bibere)* S. 76, *avé (habere)* S. 51, *valé, voulé, poudé, sera* S. 38, *pena* S. 96, (*regem* dagegen wurde *rei*, *credere creire*). Ist nun hier überall *ei* zu *e* zurückgekehrt?

72. Schriftfranzösisches *ẹ* in *monnaie, taie* etc. neben *uẹ* in *soie, voie* etc. sind schwer zu erklären. M. teilt die Ansicht derjenigen, welche annehmen, unter noch nicht klargestellten Bedingungen sei *ué* zu *ẹ* geworden, also eine Reduktion des Diphthongen auf seinen zweiten betonten Bestandteil eingetreten. Bleibt nicht auch die Annahme zu erwägen, wonach auf dem Boden der auf der Grenze des westfranzösischen *éi* (Meyer § 74) und des östlichen *oi*-Gebietes gelegenen Hauptstadt *ẹ* neben *uẹ* (nicht über *uẹ*) aus vglt. *ẹ* durch die Zwischenstufen *éi, é'* sich entwickelte, so dass in schriftfranzösischem *monnaie, taie* etc. neben *soie, voie* etc. Dialektmischung zu sehen wäre? Welche Bildung im einzelnen Falle als schriftgemäss anerkannt wurde, dafür werden „die willkürliche Mode des Hofes", die Sprechweise einflussreicher Schriftsteller, die Vorschriften der Grammatiker verantwortlich zu machen sein. — Zu anderen Ausführungen M's in diesem Paragraphen finde ich wenig zu bemerken. Dass

[1]) s. Lespy et Raymond *Dict. béarnais* s. v. *besc*.

Ruteboeuf *oi* und *ai* (ę) im Reime auseinander halte, trifft nicht völlig zu. Vgl. L. Jordan, *Metrik und Sprache Rutebeuf's* S. 51. Für die Aussprache *oa* lässt sich wohl bereits das Zeugnis Palsgrave's anführen (s. Thurot *Pron.* I, 356 Anm.)

74. Meyer bemerkt über den heutigen Lautbestand der Mundart von La Hagne, dass altes *ei* erhalten bleibt: „*meis, kreire, mei, beire, peivre, peis, frei* neben *fe* und dem auffälligen *seu* (*sitis*)". Ausser *fe* und *seu* begegnen aber hier nach Fleury *Essay* auch *dé, frè, B'nêt, né, sé* (*serum*), woneben freilich *dĕi, frei, nei* an anderen Stellen der Schrift angegeben werden. Die Frage bedarf noch eingehender Untersuchung. Fleury's Angaben (vgl. über dieselben auch Joret, *Romania* XVI, 139) erscheinen mir in diesem Falle zu unbestimmt, als dass sich auf Grund derselben eine so bestimmte Behauptung wie diejenige M's formulieren liesse. — Wenn M. *seu* in La Hague als auffällig anmerkt, so sollte er einige Zeilen vorher nicht unerwähnt lassen, dass *sę* nicht die in Montjean übliche Form ist. Vgl. Dottin, *Rev. des pat. g.-r.* I, 172: *il m'est arrivé une fois d'entendre dire: j' n'ĕ pwē sé, mais on prononce ordinairement sœ̆*[1]). Zu beachten ist ferner, dass in Montjean (Montejan ist Druckfehler, desgleichen Ile et Vilaine und in § 73 Cambrais; in der franz. Übersetzung wurden dieselben beseitigt) neben *vĕ* (*videre*), *šĕ* (*cadere*), *krăĕr* (*credere*), *păĕr* (*pira*), *baĕr* (*bibere*) mit betontem ersten Element stehen.

76. *Fäivra* und *fä* als Belege für den Übergang von vglt ę in *äi, ä* bedurften zum mindesten eines erklärenden Zusatzes, da jenes auf *fēbris*, dieses auf *fĕl* zurückgeht (vgl. Meyer § 151). In derselben Mundart ergeben *lĕporem läivra, lĕvat läive, mĕl mä*, so dass es zweifelhaft erscheinen darf, ob sich, wie Meyer annimmt, in *cräyo, päižo* (nicht *päizo*), *täilo* etc. der aus lat ē hervorgegangene Laut in seiner „ältesten Form" erhalten habe oder ob ihm ę voranging. — Dass Rive-de-Gier im Lyonnais, nahe dem rechten Rhone-Ufer liegt, hätte zur Orientierung des deutschen Lesers angegeben werden können.[2]) —

---

[1]) Die Form *sœ* statt *se* gibt der Vermutung einigen Raum, dass ihr älteres *sœf* vorangegangen, dessen *œ* unter dem Einfluss des folgenden Labials aus *e* sich entwickelt hätte, vgl. M. § 72 zu *seuf* im Mist. de la Pass. und noch Joret Pat. du Bessin S. 184 *lieuvre (Lison)*, S. 97 *feuve*. Ähnlich auffällig wie *sœ* in La Hague ist, obwohl hier nicht lat. *ē* zu Grunde liegt, *bœ* (daneben *biœ*, das Meyer § 557 als neunorm. erwähnt) im Bessin, welches dem von Littré als schriftfranzös. verzeichneten *bief* entspricht.

[2]) Ebenso dürfte S. 96, wo von lothringischen Mundarten die Rede ist, zu Cugy und Haute-Broye der Zusatz (Freiburg) vielen willkommen gewesen sein.

M. sagt „Weit gewöhnlicher ist *ai* in Savoyen zum Teil“ leider ohne Angabe seiner Quelle und ohne jede nähere Andeutung über die Lage dieses *ai*-Gebietes. S. 90 erfahren wir, dass *ei* begegnet „in Savoyen z. B. in Bonneville (Faucigny): *rei*, *avei*, *recevei* (doch auch *povai*), doch scheint das vereinzelt zu sein.“ Nicht unbemerkt hätte bleiben sollen, dass auch im savoy. Patois von Albertville *ai* bedingungsweise zu *a* reduziert wurde, s. Brachet *Diction. frà (frigidum), savà, pà, avà, dà (digitum), mà (mensem), sà (sitim), tà (tectum)* neben *bére (bibere), péze (picem)*.

77. Wenn die Vermutung, *ei* sei über das ganze rätische Gebiet verbreitet gewesen, das Richtige trifft, so wird die gegen Ende des Paragraphen ausgesprochene Behauptung „die gewöhnliche Weiterentwickelung von *ei* sei die zu *ai*“ sich schwer aufrecht erhalten lassen. — Zu rät. *sekt*, *stegla* etc. hätte ausser auf § 32 auf § 54 verwiesen werden können, wo erwähnt wird, dass auch *i* aus *ū* mundartlich über *e* zu *ei* etc. sich entwickelt hat.

80. Dass im ital. *vischio* Umlaut durch Hiatus-*i* vorliege, bleibt mir zweifelhaft. Vgl. nprov. (rhod.) *viscle* und meine Bemerkung zu § 70. Auch span. *jibia*, *limpio* etc. sind nicht völlig klar, solange *domingo*, *hisca*, *obispo*, *mismo*, *marisma* nicht erklärt sind. Baist's Annahme, in den zuletzt genannten Wörtern habe *s* auf den vorangehenden Vokal gewirkt, weist M. selbst (§ 116) zurück mit Hinweis auf *aquesto*, *maestro* u. a. Zu prov. *vendimia* seien *vendemia*, *vindemia* angemerkt, die Raynouard aus dem Altprovenzalischen ausschliesslich nachweist. [In § 505 lässt M. unter vglt. *vendemia* den Platz für das Provenzalische frei.] Die Ansicht, dass das in einem Teil des gascognischen Dialektgebietes nachgewiesene *dibi* (*debeo*) sein *i* im Stamme dem Einfluss des nachfolgenden Hiatus-*i* verdanke, bedarf jedenfalls noch näherer Begründung. Mistral *s. v. dèure* verzeichnet als gasc. Formen des Indik. Präs. *dibi ou dèui*, *dibes*, *diéu* ou *diout* (querc.), *dibèn*, *dibèts*, *dibon* ou *dibou* ou *diben*. Vgl. damit das Präs. Ind. von *vèire* in der Mundart von Marseille: *vièu*, *vies*, *vis* (auch *ves*), *vian*, *vias*, *vien*. Vermutlich gibt Meyer über diese Bildungen in der Formenlehre nähere Auskunft, weshalb ich es unterlasse, auf dieselben hier einzugehen.

84. Lyon. *lïtille* (*lētile?*) kann nicht wohl mit zum Beweis dafür herangezogen werden, dass vor *l ę* zu *i* geworden ist, da dieses Wort auf romanischem Gebiet in weiter Verbreitung Suffixvertauschung zeigt. Für frz. *lentille* nimmt es M. selbst in § 116 an. Beachte ferner altprov. *lentilha*, nprov. *lentiho*, *dentilho* (gasc.), *nentilho* (lim., d.), *entilho* (rouerg.) etc., portug. *lentilha*, cat.

lentilla. Vgl. zum Lyon. auch Philipon (Clédat's *Revue* II, 36), der für Saint-Genis *solè* (*soliculum*), *artè*, *parèr* (*pariculum*) neben *avil'i*, *paril'i* etc. angibt. Provenzalischen Mundarten scheint *il* für *el* nicht unbekannt zu sein. So sagt man in Aix *abillo; lis Abiho* ist der Name eines Ortes in der Nähe v Carpentras (Vaucluse); vgl. ferner Mistral, *Tres.* s. v. *courniho*, *boutiho* etc. — Frz. *mil* ist nach Meyer erst aus dem endungsbetonten *millet* gebildet, *tille* von *tilleul* und *étrille* von *étriller* beeinflusst. Alles das ist sehr fraglich. In altpik. *orille* hat nach Meyer *il* aus *el* sich entwickelt. Weshalb wird nicht auch hier Einfluss endungsbetonter Wörter gleichen Stammes angenommen! Heute sagt man z. B. im Patois du Centre nach Jaubert *oreille* aber *orillier* und *desoriller*. Es entgeht mir nicht, das *orille* alt ist im Französischen. Ob es Roland 1918 in den Text zu setzen ist, bleibt fraglich. Aber in einer Anmerkung zu dieser Stelle weist es Müller zweimal aus Q. L. nach. Beachte auch *parille* (neben *pareuil*) im Patois von Blois, das Talbert, *l. c.* S. 324, (325), 333 erwähnt. Ebenda kommt, was Meyer auch in § 89 nicht angemerkt hat, *tigne* (Talbert S. 87) vor. Ob hier ein endungsbetontes Wort gleichen Stammes (*tigneux* etc.) eingewirkt hat, lässt sich vielleicht durch eine eingehende Untersuchung entscheiden. Vgl. noch Thurot, *Pron.* I, 349 f. — Fraglich bleibt es, ob da, wo nachtoniges *i* auf den Tonvokal thatsächlich eingewirkt hat, älteres *ī* über vglat. *ẹ* zu *i* zurückgekehrt ist, oder in Folge eben dieses Einflusses als *i* erhalten blieb, ob z. B. ital. *famiglia*, *ciglia* ein vglt. *famẹglia*, *cẹglia* voranging (s. Mussafia, *Zeitschr. f. d. Realschulw.* XIV, 80). Ich vermisse eine Bemerkung über die Entwickelung der ital. Dialekte, die hier um so mehr am Platze gewesen wäre, als letztere in § 95, wo von einer ähnlichen Erscheinung gehandelt wird, Berücksichtigung finden.

85. *a* statt *e* vor *l* begegnet auf rätischem Gebiet nicht ausschliesslich im Oberengadin. Gartner weist § 200 *urálya* (*auricula*) von Samaden bis Schleins nach. Vgl. *Arch. gl.* I, 234, 246.

86. Noch näherer Untersuchung bedarf die Entwickelung des vulgärlt. *ẹl* in ostfranzös. Mundarten. Meyer zitiert *merveille* (: *tonaille*) u. s. w. aus der *Guerre de Metz* und bemerkt dazu „*ẹl* ist wie sonst gedecktes *ẹ* in dieser Gegend zu *a* geworden." In § 112 erfahren wir, dass unter „dieser Gegend" die Umgegend von Metz und zum Teil die Distrikte am östlichen

---

[1] Vgl. A. Rambeau, *Über die als echt nachweisbaren Assonanzen des Oxforder Textes der Chanson de Roland.* Halle 1878, S. 179.

Vogesenabhang zu verstehen sind. Es sei darauf hingewiesen, dass heute auch im Département Meuse (s. Labourasse, *l. c.*) *boutaïe* neben *boutoïe*, *oraie* neben *oroie*, *vaïe* neben *voïe* vorkommen. Auf die Frage, wie weit es sich in jedem einzelnen Falle um dialektische Sonderentwickelung oder um Einfluss der Schriftsprache handelt, lässt sich heute eine befriedigende Antwort noch nicht geben. — Aus dem Wallonischen erwähnt Meyer nur Seraing *orey*, *botey*, woneben *artoile* in Mons zu beachten ist. Von Meyer nicht erwähntes *solo* in Seraing, Huy und Lüttich harrt noch einer zuverlässigen Deutung. In Mons entspricht *solau* nach Sigart, der im *Glossaire* S. 322 altfranz. *solaux* *solau* vergleicht. Cfr. Horning, *R. Zs.* XII, 258. In den Fourgs (Tissot, *l. c.*, S. 205) lautet das Wort *sellü*. Sehr auffällig ist *boutoile* in Haut-Maine, für das ich keine andere Erklärung finde, als dass es aus einem östlichen Dialekte hierher verschlagen wurde.

89. Ebenso wie *mains* und *moins* schwankten im XVI. Jahrhundert und später in der Schriftsprache *fain* und *foin*, *avaine* und *avoine*. Wenn Meyer die Möglichkeit zugibt, dass in *moins* das Schwanken zwischen *ųẽ* und *ẽ* mit dem von *ųę* und *ę* in Wörtern wie *froid*, *croire* zusammenhängt, so ist nicht einzusehen, weshalb diese Möglichkeit nicht auch für *foin* und *avoine* zugegeben werden sollte. Röhr findet *l. c.*, S. 37 in francischen Texten des XIII. Jahrhunderts auch *poine* neben *peine*, *paine*. Dass es sich hier überall um Dialektmischung handelt, erscheint mir weniger fraglich, als wo die Westgrenze des ursprünglichen Lab. + *oin*-Gebietes anzunehmen ist. Vgl. noch M. Auler, *Der Dialekt der Provinzen Orléanais und Perche im 13. Jahrhundert*, S. 62 f., ferner *pouĕne* Bessin und das von Lalanne, *Glossaire*, S. XXVI als poitev. neben *pŭéne* (Vend. Sab. Chaum.) verzeichnete *poine*[1]) (D. — S. — V. — Vend.). — Dass franz. *cintrer* aus *cincturare* komme ist keineswegs sicher. Vgl. zu dem Worte jetzt auch Tobler, *Sitzungsberichte der preuss. Akad. d. Wiss.* 1889, S. 1097. — Hier in § 89, wo vom Zentralfranzösischen gehandelt wird, erwartet man nicht die Bemerkung, dass in den Fourgs *tingere* *tiandre*, *extingere* *detiandre* entspricht. Beachte, dass ebenda *quindecim* zu *quiance* und *viginti* zu *viant* (aber *triginta* zu *trentot* in Tissot's Orthographie geworden ist.

90. Es wird ausgeführt, dass im Normannischen und Pikardischen „durchaus" *a* vor Nasal erscheint in *ensamble*, *samble*, *tramble*, *example* und mit Rücksicht hierauf die Vermutung geäussert, es habe *m* anders gewirkt als *n*. Dazu ist zu be-

[1]) In § 107 erwähnt Meyer *puęne* S. Maixent.

merken, dass *example* ursprünglich wohl der Gelehrtensprache angehört und dass (s. Meyer § 528) neben *ēsame* auch *ēsēme*, neben *sané* auch *sené* (*simulare*) noch heute sich nachweisen lassen. Wenn bereits in altpikardischen Texten *ensanle*, *tranle*, *sanler* häufig erscheinen, so möchte ich darin zentralfranzösischen Einfluss deshalb vermuten, weil daneben nicht selten auch die allem Anscheine nach nicht pikardischen Bildungen mit Stütz-*b* auftauchen. Cfr. H. Haase, *Das Verhalten der pik. und wallon. Denkmäler* etc. S. 12 *ensamble*, *assambler*, S. 18 *asambler*, *sambler*, S. 24 *samblablement*, S. 26 *ensamble* etc. — Mit der Vermutung, *fame* sei an *dame* angebildet worden, dürfte Meyer das Richtige getroffen haben. Hinzugefügt werden konnte, dass nicht nur in westfranzösischen Mundarten, sondern auch im Altpikardischen *fame : dame* (s. Haase, *l. c.*, S. 34) begegnet. Auffällig ist *fomme* in Ille-et-Vilaine (s. Orain, *Glossaire*), das durch *homme* beeinflusst sein kann. Übrigens weicht das Wort auch sonst mehrfach ab. Meyer erwähnt im § 107 piem., lomb., tirol. *fomna*. Im pat. blaisois (Talbert, *l. c.*, S. 5) begegnen *fūme* *feume* neben *fan-me*, in Saint-Genis (Lyonnais) *fūme*, das nach Philipon (Clédat's *Revue* II, 33) sein *ū* der folgenden[1] Labialis verdankt. Vgl. noch Thurot, *Pron.* II, 454 f.

91. Für die höchst interessante Erscheinung, dass in mehreren Distrikten des ostfranzösischen Sprachgebietes *e* vor gedecktem Nasal zu *o* geworden ist, ohne in der Entwickelung mit *a* in gleicher Stellung zusammen zu treffen, gibt Meyer eine von derjenigen Horning's abweichende Erklärung, die alle Beachtung verdient. Nach ihm wurde unabhängig von der Beschaffenheit der vorhergehenden Konsonanz *ẽ* über *ą̃*, *ą*, *å* zu *o*. Liesse sich nicht auch durchkommen mit der Annahme, *ẽ* sei frühzeitig zu *e* geworden, das dann in denjenigen Distrikten, in denen unter bestimmten Bedingungen frühzeitig diese Denasalierung eingetreten, mit älterem *e* in Übereinstimmung mit den von Meyer in § 112 behandelten Wörtern sich weiter entwickelt hätte? — Im Metzischen stehen *fom* (*femina*), *som* (*semino*) vereinzelt neben *vā*, *vātr'* u. s. w. Ebenso erscheinen im Morvan (nach De Chambure's Angaben im *Glossaire*) *somer* *soumer* und *fonne* *foune* neben *temps* (d. i. *tā*), *vent*, *vente*, *vendre*, *sarment*, *sarpent*, *fenre* u. a., in der Umgegend von Montbéliard und Baume-les-Dames (Horning, *l. c.*, S. 546) *fǫn'* neben sonstigen *an*-Formen. Der Übergang von *ẽ* zu *õ* „im Westen" dürfte sich

[1]) Weshalb nicht auch der vorhergehenden? Vielleicht ist *ū* hier erst aus endungsbetonten Wörtern wie *fumela*, *fumellairo*, *fumelli*, die Puitspelu im *Dict. étym. du patois lyonnais* verzeichnet, eingedrungen.

nicht mit der Veränderung des *ē* in *o* auf ostfranzösischem Sprachgebiet in Zusammenhang bringen lassen. Poitevin. *tō* (*tempus*), *dō*, *sō* (*sine*) liegen *tā*, *dā*, *sā* zu Grunde, die sich durch zentralfranzösischen Einfluss (Meyer § 90) erklären lassen und die nach Meyer § 245 zu *tō*, *dō*, *sō* sich weiter entwickeln mussten. Ähnlich wird es sich mit wallon. *trōl'* (*tremulo*) und *ẹsọl'* (*insimul*) verhalten, die Meyer nicht erwähnt, in denen Horning, *R. Zs.* XI, 548 mit Unrecht, glaube ich, Spuren eines dem lothringischen ähnlichen lautlichen Vorganges erhalten findet. Vgl. noch wallon. (s. Grandgagnage) *esòme* (*insimul*), *sonler*, *sonner*, *choner* (*simulare*), *rasonler*. Zu beachten ist, dass *sanler*, *assanler*, *ensanler* in altwallon. Texten begegnen (s. H. Haase, *l. c.*, S. 49 und meine Bemerkung zu Meyer § 90) und dass auch hier wie im Poitev. heute unter noch nicht näher erforschten Bedingungen wenigstens auf einem Teil des Gebietes ursprüngliches *ā* zu *ō* (s. Meyer § 245) und *ọ* (s. Horning, *Rom. Zs.* IX, 481: *sitrọl'* = *strangulo* etc. in Seraing) geworden ist.

§ 92. Da nicht auf dem ganzen lothringischen Gebiete *ẹ* vor freiem *n* in der von Meyer angegebenen Weise sich entwickelt hat, so wäre eine nähere Bezeichnung der Unterdialekte, denen die gegebenen Belege entnommen sind, wünschenswert gewesen. Dass, wie im Lothringischen, so auch im Wallonischen *ẹ* vor freiem Nasal durch vorhergehende Labiale in seiner Entwickelung beeinflusst worden ist, erfahren wir in § 107. — Zu Meyer's Ausführungen in § 88 ff. sei hier noch bemerkt, dass in Blois und Umgegend *e* vor freiem *n* zu *ẹ* wurde in *pẹn'*, *vẹn'*, *plẹn'*, wonében mit *œ pœn'*, *vœn'*, *plœn'* und mit kurzem *a pan'*, *van'*, *plan'* vorkommen „*trois prononciations différentes que l'on entend quelquefois d'une seule et même bouche s'appliquer aux mêmes mots*" (Talbert, *l. c.*, S. 86).

95. In ital. *quinci*, *comincia*, *tinca* etc. sieht Meyer im Gegensatz zu d'Ovidio, *Grundriss* I, 504 rein lautlich entwickelte Bildungen meines Erachtens mit Recht. Fraglich bleibt nur, ob ursprüngliches *i* blieb oder, wie Meyer annimmt, über *ẹ* zu *i* zurückgekehrt ist. Vgl. oben zu § 84.

96. Meyer setzt für Greden u. a. *vander* (*vendere*), *tamp* (*tempus*) an, wozu Gartner's Angaben in der *Rätorom. Gram.* im Widerspruch stehen. Nach Gartner spricht man hier mit kurzem, dem *e* nahestehendem *a̧ ta̧mp* (§ 200), *vándẹr* (§ 167), womit man *tšant* (§ 200), *ntant* (§ 148), *tsántsa̧* (§ 81) vergleiche. In einem derartigen Falle hätte ich gewünscht, dass Meyer seinen Ausführungen einen erklärenden Zusatz hinzugefügt hätte. In Bezug auf *a* in Abtei und *o* in Enneberg stimmen Gartner's und Meyer's Angaben überein. Davon freilich, dass in allen hier einschlägigen

Wörtern *a* über *ai* sich entwickelte, habe ich mich auch auf Grund des von Ascoli, *Arch. gl.* I, 358 mitgeteilten Materials nicht völlig zu überzengen vermocht. — Ob im Mail. ẹ vor gedecktem *n* geblieben ist oder über ę zu ẹ zurückkehrte, bleibt deshalb fraglich, weil ebenda (s. Salvioni, *Fonet.*, S. 59, Meyer § 162) für ursprüngliches ę ẹ erscheint. Über die Entstehungsweise des tessin. *i* in *dint*, *vint* äussert sich Verf. nicht. In § 152 erfahren wir, dass *k'imp*, *vyint* auf einem Teil des Gebietes (Onsernone) über *tiémp*, *viént* sich entwickelt haben.

D. Behrens.

morilz ...

Über alliterierende Verbindungen in der altfranzösischen Litteratur.

Angeregt durch einen Hinweis des Herrn Professor H. Kœrting-Leipzig in seinem Kolleg über französische Metrik im Sommersemester 1888, hatte ich vorliegende Arbeit begonnen und bereits einen grossen Teil des nötigen Materials gesammelt, als mir die Dissertation von W. Riese: *Alliterierender Gleichklang in der französischen Sprache alter und neuer Zeit.* Halle, 1888, zu Gesicht kam. Doch brachte mich eine Durchsicht derselben zur Überzeugung, dass sie meine Arbeit nicht überflüssig

[1]) Die im folgenden angeführten Gedichte sind in der Abhandlung mit den vorgesetzten Abkürznngen citiert, und zwar die hier mit einem * bezeichneten nach Seiten-, die übrigen nach Verszahlen.

*AA = *Albéric's Alexandre* (Bartsch: *Chrestomathie de l'ancien français.* 5. Aufl. Sp. 17—20).

*Ad = *Adam, drame anglo-normand.* ed. Luzarche. Tours 1854.

*AH = *Œuvr. compl. du trouvère Adam de la Halle.* ed. Coussemaker. Paris 1872.

Al = *La vie de saint Alexis.* ed. G. Paris. Paris 1872.

Ali = *Aliscans, chanson de geste.* ed. Guessard et Montaiglon. Paris 1852.

*Asp = *Aspremont.* ed. Im. Bekker in den Abhandl. der Berliner Akad., Philol.-hist. Klasse. 1839. S. 252 ff.

*Bat = *La bataille des VII ars.* ed. Jubinal *(Œuvr. compl. de Rutebœuf* II, 415).

BD = *Le besant de dieu* von Guillaume le clerc. ed. E. Martin. Halle 1869.

*Berte = *Li romans de Berte aus grans piés.* ed. P. Paris. Paris 1836.

Bible = *La bible Guiot de Provins.* ed. San Marte. Halle 1861. *(Parzivalstudien* I.)

*CDF = *Nouveau recueil de contes, dits, fabliaux.* ed. Jubinal. Paris 1839—1842. 2. Bd.

Cha = *Recueil de chants historiques franç.* ed. Le Roux de Lincy. Bd. 1. 1841. (Bei den Citaten ist das Jahrhundert in Klammern gesetzt.)

ChL = *Der Löwenritter von Christian von Troyes.* ed. W. Förster. Halle 1887.

*Ch.O = *Les poésies du duc Charles d'Orléans.* ed. Champollion-Figeac. Paris 1842.

mache, da viele Fragen, die zu besprechen ich mir vorgenommen hatte, in derselben gar nicht oder zu wenig besprochen waren. Sie sollte sich ja, nach des Verfassers Worten, als erste grössere Arbeit über diesen Gegenstand, in der Hauptsache auf Sammlung verwendbaren Materials und Aufstellung geeigneter Gesichtspunkte beschränken. Ich werde an einigen Stellen meiner Arbeit Gelegenheit haben, auf Riese zu verweisen. Cfr. die Anzeige der betreffenden Dissertation von Mussafia (Behaghel und Neumann's *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie.* 1889. S. 171.)

Ich betrachte im folgenden einen kleineren Teil der französischen Dichtung, als Riese, auf die Anwendung der Alliteration hin und zwar den altfranzösischen Zeitraum, da schon eine flüchtige Übersicht mich erkennen liess, dass mit dem Beginn der Renaissance, wie die Dichtung und ihre Formen überhaupt, so auch die Art und Anwendung der fraglichen Erscheinung eine grosse Änderung erfuhr. Auch werde ich nicht die Alliteration

---

CP = *Cristine de Pizan, Le livre du chemin de long estude.* ed. Püschel. Berlin (o. J.).
Cump = *Li cumpoz Philipe de Thaun.* ed. Mall. Strassburg 1873.
E = *Maître Elie's Überarbeitung der ältesten französischen Übertragung von Ovid's Ars amatoria.* ed. Kühne u. Stengel (Stengel's Ausg. und Abhandl. Nr. 47. Marburg 1886).
FB = *Floire et Blanceflor.* ed. Edélestand du Méril. Paris 1856. S. 1—124.
Fe = *Fergus. Roman von Guillaume le clerc*, ed. Martin. Halle 1872.
*FSM = *Recueil de farces, soties et moralités du XV^e siècle*, ed. Jacob. Paris 1859.
G = *Gui de Bourgogne*, ed. Guessard & Michelant. Paris 1859.
JB = *Jourdains de Blaivies (Amis et Amiles und Jourdains de Blaivies.* ed. Hofmann. Erlangen 1852).
Ma = *Roman de Mahomet*, von *A. du Pont.* Paris 1831.
MF = *Die Lais der Marie de France*, ed. Warnke. *(Bibl. Norman.* III.)
Mi = *Le mistère du viel testament.* ed. Rothschild. Paris 1878—1887. 5 Bd.
P = *Karls des Grossen Reise nach Jerusalem und Konstantinopel*, ed. Koschwitz. (*Afr. Bibl.* II. Heidelberg 1880.)
RC = *Raoul de Cambrai, chanson de geste*, ed. Meyer et Longnon. Paris 1882.
Re = *Le roman de Renart*, ed. Martin. 1. Bd. Strassburg 1882.
*Ro = *Le roman de la rose*, ed. Francisque-Michel. 2 Bd. Paris 1864.
Rol = *La chanson de Roland*, ed. Petit de Julleville 1878.
RP = *Altfranzösische Romanzen und Pastourellen*, ed. Bartsch. Leipzig 1870.
RT = *Benoit de Sainte-More et le roman de Troie*, ed. Joly. Paris 1870.
*Ru = *Oeuvr. compl. de Ruteboeuf*, ed. Jubinal. Paris 1839. 2 Bd.
*T = *Le tornoiement de l'antichrist par Huon de Mery.* Reims 1851.
Wr = Maistre Wace's *Roman de Rou.* ed. Andresen. Heilbronn 1877. 2 Bd. (WCa = *Chronique ascendante.*)

im allgemeinen untersuchen, sondern nur die Fälle, in denen sie in Verbindungen koordinierter Wörter auftritt. Die Litteratur des neufranzösischen Zeitraumes, die allerdings ein viel weniger einheitliches Gepräge trägt, auf diesen Gesichtspunkt hin zu behandeln, behalte ich mir für später vor.

I. Name und Begriff der Alliteration.

Für die Figur, die wir heute mit dem Namen „Alliteration“ belegen, sind früher, besonders in den alten grammatischen Behandlungen der lateinischen Sprache, viele andere Benennungen im Gebrauch gewesen, wie *annominatio, paronomasia, paromoion, similia, parisosis, geminationes, parechesis.* (Cfr. Naeke: *De allitteratione sermonis latini. Rheinisches Museum,* III, 1829. S. 326 ff. Loch: *De usu alliterationis apud pœtas latinos.* Diss. Halle, 1865. S. 3 ff. Wölfflin: *Über die alliterierenden Verbindungen der lat. Sprache.* München 1881 *(Sitzungsberichte der philos.-philol. und histor. Klasse der Königl. bayr. Akad. der Wiss.)* S. 25 ff. und *Zur Alliteration und zum Reim* in *Arch. für lat. Lex. und Gramm.* III, 443 ff.). Das Wort Alliteration geht wahrscheinlich zurück auf Joannes Jovianus Pontanus, den italienischen Geschichtsschreiber des fünfzehnten Jahrhunderts. Doch wurde der Begriff des Wortes lange Zeit nicht einheitlich gefasst. Noch Naeke's Definition des Wortes ist weiter als unsere, und teilweise, namentlich in Frankreich, ist man darüber heute noch nicht einig. Die Begriffsbestimmungen des Wortes bei Littré *(Dict.),* Becq de Fouquières *Traité gén. de versif. franç.* und andern weichen von der unsrigen sehr ab. Cfr. Riese *l. c.* S. 7.

Ich schliesse mich der Definition an, welche heute in Deutschland allgemein anerkannt und auch von hervorragenden französischen Philologen, wie P. Meyer *(Romania* XI. 572) angenommen ist, wonach man unter Alliteration die sprachliche Erscheinung versteht, dass in einem bestimmten Abschnitt der Rede, einem Satze, in einer oder mehreren, mit einander enge verbundenen Verszeilen, zwei oder mehr Wörter denselben Anlaut haben, dass also jedes von ihnen mit demselben, bezw. denselben Buchstaben beginnt.

Diese allgemeine Definition erleidet indes für die einzelnen Sprachen gewisse Einschränkungen, worüber wir, wenigstens was das Französische betrifft, in einem späteren Kapitel sprechen werden.

II. Über die Verbreitung der Alliteration in anderen Sprachen.

Genauer untersucht wurde die Alliteration zuerst in den germanischen Sprachen, und hier fand man sie in einer

solchen Ausdehnung angewandt, sowohl in der älteren Zeit als versbildendes Prinzip, als auch nach dem Eindringen des Reimes in formelhaften Wendungen (cfr. über diese besonders C. Schulze: *Die sprichwörtlichen Formeln der deutschen Sprache* in Herrig's *Archiv* Bd. 48 S. 435 ff.; Bd. 49 S. 139 ff.; Bd. 50 S. 83 ff.) wie wir sie wohl kaum in einer anderen Sprache finden werden. Diese Erscheinung zeigt sich nicht etwa nur im Deutschen, sondern in allen germanischen Sprachen, namentlich auch im Nordischen und Englischen. Besonders in der letztgenannten Sprache hat sich die Alliteration als Schmuck der Reimgedichte noch sehr lange in reicher Fülle erhalten. Chaucer wendet sie gern und häufig an (cfr. Lindner: *Die Alliteration bei Chaucer* in Ebert's *Jahrbuch* XIV. S. 311 ff.), und aus den gelegentlichen Verspottungen derselben bei Shakespeare, z. B. im Sommernachtstraum, können wir schliessen, dass sie zur Zeit dieses Dichters in übertriebener und unpassender Weise Verwendung gefunden hat.

Auch im Lateinischen war sie schon früh aufgefallen, wenn auch die älteren Grammatiker, die ihr Beachtung schenkten, sich über die Art und die Häufigkeit, in der sie auftrat, nicht recht klar wurden. Nachdem sie Jahrhunderte hindurch fast vergessen worden war, entdeckte sie Næke von neuem. Seitdem haben zahlreiche Gelehrte sich bemüht, den Umfang und die Art und Weise der Anwendung der Alliteration im Lateinischen festzustellen. (Cfr. die bei Wölfflin: *Über allit. Verb.* S. 2 Anm. 1 angegebene Litteratur.) Ob der älteste lateinische Vers, der Saturnier, den Stabreim verwandt hat, was von Bartsch und anderen behauptet, von Jordan aber bestritten wird, scheint endgültig noch nicht klar gestellt zu sein. (Bartsch: *Der saturnische Vers und die altdeutsche Langzeile.* Leipzig 1867; Jordan: *Kritische Beiträge zur Geschichte der lateinischen Sprache.* Berlin 1879. S. 167 ff.) Sicher aber findet sich die Alliteration in derselben Gestalt, wie in den germanischen Sprachen nach Aufhören des Stabreimes, auch im Lateinischen, nämlich in formelhaften Verbindungen. Sehr verschieden sind die Ansichten darüber, wie häufig diese Alliteration als beabsichtigt anzusehen sei. Auf dem extremsten Standpunkt nach der einen Seite hin steht Kvíčala. (*Neue Beiträge zur Erklärung der Äneis.* Prag 1881. S. 293 ff.) Er findet in $72\,^1/_2\,\%$ der Verse der Äneis Alliteration angewandt und glaubt, dass die Absicht des Dichters zu alliterieren mit Evidenz oder wenigstens mit Wahrscheinlichkeit in $^2/_3$ dieser Verse, also etwa der Hälfte sämtlicher Verse der Äneis, anzunehmen sei. Auch hält er die Alliteration für ein wichtiges Hilfsmittel der Textkritik und der Interpretation. — Das entgegengesetzte Extrem vertritt z. B. C. Michaelis (*Studien*

zur romanischen Wortschöpfung. Leipzig 1876. S 25. Anm. 1), auf deren Ansichten wir im nächsten Kapitel zurückkommen. Zwischen beiden steht Wölfflin. Er betrachtet im grossen und ganzen die Alliteration nur dann als beabsichtigt, wenn sie sich in syntaktisch koordinierten Gliedern zeigt. Wenn auch in anderen Fällen, namentlich in Sprichwörtern, wo Alliteration sich zeige, diese oft als beabsichtigt angesehen werden müsse, so seien doch die Verbindungen ungleicher Redeteile von einer Betrachtung im allgemeinen auszuschliessen, weil sie teils unter die etymologische und ähnliche Figuren fallen, und weil sie so ins regellose und zufällige gehen, dass sie nicht mehr systematisch zusammengefasst werden können.

Auch die keltische Poesie hat die Alliteration gekannt. Zwar dient diese hier so wenig wie in der lateinisch-romanischen Dichtung zur Versbildung; sie kommt fast nie ohne den Reim vor; aber als äusserer Zierrat des Verses tritt sie in reichster Fülle auf. (Cfr. Conybeare: *Illustrations of anglo-saxon poetry.* London 1826. S. LVII ff. und Ebert: *Allg. Geschichte der Lit. des Mittelalters im Abendlande.* 3. Band. Leipzig 1887. S. 8.)

Ausserdem hat man noch bei den verschiedensten Völkern Alliteration und sogar Stabreim gefunden, so bei den Finnen (J. Grimm: *Kleinere Schriften* II. S. 82), Tartaren, Turaniern, Mongolen (Jordan *l. c.* S. 169).

Das Vorhandensein dieser Figur in so vielen Sprachen bietet, da bei einem grossen Teile derselben jeder Gedanke an eine Verwandtschaft oder gegenseitige Beeinflussung von vorn herein ausgeschlossen ist, einen sicheren Beweis für die Thatsache, dass die Alliteration nicht in einer Sprache ihren Ursprung hat, sondern in mehreren Sprachen selbständig und unabhängig von fremdem Einflusse entstanden ist.

III. Entstehung der französischen Alliteration. Lateinische und romanische Alliteration.

Hat das Französische die Alliteration aus einer oder mehreren anderen Sprachen übernommen oder hat es sie selbständig geschaffen? Im vorigen Kapitel haben wir gesehen, dass die drei Sprachen, denen das Französische seinen Ursprung verdankt, das Deutsche, Lateinische und Keltische, von dieser Figur den ausgiebigsten Gebrauch machen.

Was das Deutsche und Keltische betrifft, so scheinen Verbindungen alliterierender Wörter aus ihnen in das Französische nicht eingedrungen zu sein; wenigstens habe ich derartige Beispiele nicht nachweisen können. Dazu haben diese Sprachen den französischen Wortschatz verhältnismässig zu wenig beein-

flusst. Trotzdem aber müssen wir annehmen, dass sie in Bezug auf die Alliteration nicht ohne Einwirkung auf die französische Sprache geblieben sind. Das Volk brachte, da seine Ursprache eine so reich entwickelte Alliteration besass, eine lebhafte Vorliebe für diesen Schmuck der Rede mit und nahm um so eifriger die Alliteration des eindringenden Lateins auf. Denn von dieser Sprache lässt sich ein wesentlicher Einfluss, auch in Bezug auf das vorhandene Material, direkt erweisen.

Das Verhältnis der lateinischen zur französischen Alliteration wird namentlich behandelt von Fuchs (*Die rom. Sprachen in ihrem Verhältnisse zum Lat.* Halle 1849) S. 259 ff.; C. Michaelis *l. c.* S. 26. Anm. und Wölfflin *Über allit. Verb.* S. 38 ff. Fuchs leugnet geradezu, ganz wenige Fälle in absichtlich gekünstelten Versen oder in volkstümlichen Redensarten ausgenommen, das Vorkommen des Anreimes in der französischen Sprache. Als Grund, weshalb er untergegangen und nicht aus der lateinischen Sprache mit übernommen worden sei, giebt er an, dass der Anreim, als die roheste und unvollkommenste Art des Reimes, wie in allen anderen Sprachen, so auch im Französischen durch den vollkommeneren Endreim verdrängt worden sei. Das Aufgeben des Anreimes sei hier noch besonders begünstigt worden durch die allmählich sich erweichende Aussprache der Mitlauter; er habe sich naturgemäss in den rauheren germanischen Sprachen länger erhalten müssen als in den weicheren romanischen.

C. Michaelis glaubt, dass auch der Lateiner an solchen Schätzen Mangel leide, dass der grösste Teil des im Lateinischen vorhandenen Materials von einzelnen Schriftstellern mit Künstlerabsicht gebildet worden sei, und dass mit Ausnahme ganz weniger stehender Wendungen alle vorkommenden lateinischen Alliterationen *ἅπαξ λεγόμενα* seien. Das Französische müsse deshalb in diesem Punkte fast ganz selbständig vorgegangen sein.

Dem steht jedoch gegenüber, dass es in der lateinischen Sprache sicher eine grosse Menge stehender Verbindungen mit Anreim gegeben hat. So befinden sich unter den ersten 100 Beispielen des von Wölfflin *Über allit. Verb.* S. 46—93 aus verhältnismässig wenig Schriftstellern ausgezogenen alphabetischen Verzeichnisses gegen 40, welche bei verschiedenen Schriftstellern, und ausserdem noch wenigstens 6, welche bei demselben Schriftsteller mehrfach vorkommen.

Anders urteilt daher über diese Frage Wölfflin, dessen Meinung ich mich im grossen und ganzen anschliesse. Er beweist zunächst, dass die Alliteration im Lateinischen in ausgedehntem Masse gebraucht worden ist, was ja auch schon durch die Sammlungen von Beispielen, welche Loch, Theobald (*de*

annominationis et alliterationis apud Ciceronem usu. Bonn 1852 S. 15 ff.) und andere angestellt hatten, gezeigt worden war.

Wenn nun auch viele von diesen Beispielen aus Gründen, die wir nachher auseinandersetzen werden, in den romanischen Sprachen sich nicht erhalten finden, so ist doch auch noch eine grosse Anzahl in derselben Verbindung vorhanden. Sehr wahrscheinlich ist es, dass ein Teil derselben sich erst im Französischen gebildet hat, da diese Sprache offenbar eine grosse Vorliebe für alliterierenden Gleichklang hat; aber sicherlich ist doch auch ein grosser, wenn nicht der grösste, Teil lediglich eine Weiterentwickelung von alten lateinischen anreimenden Formeln. Bevor ich von diesen rede, möchte ich die Gründe entwickeln, warum die meisten im Lateinischen vorhandenen alliterierenden Formeln untergegangen sind. Die Hauptgründe dafür sind:

1) Die Umbildung der Anlaute. Es konnten sich deshalb nicht erhalten Alliterationen zwischen *s* purum und *s* impurum, weil dem letzteren im Französischen ein *e* vorgeschlagen wurde, zwischen den verschiedenen Lauten, zu welchen sich lateinisches *c* und *g* entwickelten, und zwischen vielen anlautenden Vokalen, weil häufig, namentlich durch verschiedene Betonung, ursprünglich gleiche Vokale im Französischen auseinander gingen. Auch der Umstand ist von grossem Einfluss gewesen, dass viele alte Simplicia mit Präpositionen verbunden wurden und nur als Komposita erhalten sind. Es hätten also, selbst wenn andere Ursachen nicht mitgewirkt hätten, folgende Alliterationen im Französischen nicht erhalten bleiben können: *spiritus — sanguis (esprit — sang), campi (ch . . .) — colles (c . . .), celebri — claro, satis (assez) — super.*

2) Die Veränderung der Bedeutung. Diese brachte es in vielen Fällen mit sich, dass frühere Synonyma aufhörten, dasselbe zu bezeichnen, Gegensätze einander näher gerückt wurden, oder sonst ein Wort einer solchen Verbindung oder beide sich von ihrer früheren Bedeutung so entfernten, dass eine formelhafte Zusammenstellung derselben nicht mehr möglich war. So wurden die Verbindungen der aus *vivere — valere, fidelis — fortis* abgeleiteten französischen Wörter aufgegeben, weil *valoir* und *fort* sich begrifflich von *vivre* und *fidèle* zu sehr entfernt hatten.

3) Der Untergang vieler Wörter. Eine alliterierende Verbindung musste natürlich aufhören, wenn das Französische eins der alliterierenden Wörter oder gar beide aus dem Lateinischen überhaupt nicht übernahm. Dies trifft besonders zahlreiche Zusammenstellungen synonymer Wörter, da sich die neueren Sprachen,

wenn sie nicht die Bedeutung des einen Wortes veränderten, in welchem Falle die sprichwörtliche Verbindung so wie so aufhörte, mit einem Ausdruck für einen Begriff häufig begnügten. Auf diese Weise wurden die Verbindungen *bene* — *beate*, *fortis* — *felix*, *dare* — *dicare* unmöglich.

Diese drei Ursachen verhinderten eine Menge alter lateinischer Alliterationen, in die neu entstehende Tochtersprache einzutreten. Andererseits veranlassten sie einen kleinen Zuwachs, so wurden durch die veränderten Anlaute die Verbindungen *gente* — *jolie*, *art* — *enging* alliterierend. Indes kommt dieser Zuwachs gegenüber dem ungeheuren Abgang kaum in Betracht.

Trotzdem ist die Zahl der alliterierenden Verbindungen, die sich sowohl im Lateinischen als auch im Altfranzösischen finden, grösser, als man nach den Ausführungen von Fuchs und Wölfflin erwarten sollte. Es ist das ein Beweis für den starken Einfluss, den das Lateinische auch in Bezug auf die Alliteration auf das Französische ausgeübt hat. Ich stelle im folgenden eine Sammlung derartiger Verbindungen zusammen. Die lateinischen Beispiele, aus den Sammlungen von Wölfflin[1]), Loch und Theobald, sind nur einer kleinen Reihe, vorzugsweise klassisch-lateinischer Autoren entnommen. Umfassendere Sammlungen, besonders aus der spätlateinischen Litteratur, würden die Zahl der in beiden Sprachen vorhandenen Beispiele entschieden bedeutend vermehren.

catuli, *canes* Nemes. Cyneg. 208 — *chien*, *chael* Wr II 4186.

cor, *corpus* Plaut. Mil. u. sonst — *cuer*, *cors* oft.

crudum, *coctum* Plaut. Aulul. 3, 2, 16. — *cru*, *cuit* Berte 54, 13; 55, 11. BD 1350. Bible 173.

dolor, *damnum* Cic. pr. Rosc. 24. Liv. u. s. w. — *doel*, *damage* (allerdings nicht direkt gleich *damnum)* Rol. 2983. JB 141 u. s. w.

dominus, *deus* Suet. Dom. 13, Martial. Auson u. s. w. — *damnedeus* oft.

falsus, *fictus* Cic. Lig. 30; *falsum*, *finctum* Ter. Enn. 104 — *falz*, *feinz* Wr III 1964; 10587; ähnlich ChL 4388 u. s. w.

fides, *fiducia* Tac. ann. 3, 11 u. s. w. — ähnlich *foy*, *fiance* CDF I 244.

flamma, *fumo* Plaut. Curc. 1, 1, 53 u. s. w. — *flanbe*, *fumée* RT 14826.

foliis, *flore* Auson. parent. 15, 9. — *foille*, *flor* RT 4788; ähnlich RP I, 30, 2. Münchener Brut 29 u. s. w.

[1]) Die Nachträge, welche Wölfflin im *Archiv für lat. Lex. u. Gramm.* III 443 ff. gibt, habe ich nicht mehr benutzen können, da sie mir erst während des Druckes dieser Abhandlung bekannt wurden.

forma, figura Attius, trag. 254 u. s. w. — *fourme, figure* AH 301. RT 13324.

frangi, findi Lucr. 1, 533 — *frait, fendut* Rol. 3604 u. s. w.

frigus, fames Cic. fin. 4, 69 u. s. w. — *fain, froit* Berte 58, 3 u. s. w.

fruges, flos Boeth. cons. 2, 2, 22 u. s. w. — ähnlich *flors, froit* Ad 58 u. s. w.

late, longe oft — *lonc, lé* u. dgl. oft.

nati, nutriti Oros. 1, 21 — *nourri, né* Berte 157, 7 u. s. w.

pater, parens Cic. Rab. Post. 27 u. s. w. — *peres, parenz* Rol 1421 u. s. w.

planctus, ploratus Paneg. Mamert. 10. — *plainz, plurs* Wr I. 651; II 1821.

planges, plorabis Vulg. Ezech. 24, 16. — *plaindre, plorer* E. 903.

postes, portas Hor. sat. I. 4, 61 — *porte, postiz* P. 475.

praeteritos, praesentes Maxim. Eleg. I. 197. — *présenz, prétériz* Bat. 432.

sanctus, sacratus Liv. 39, 37 — *sains, sacrez* RT 28695.

salvus, sanus oft — *sain, sauf* oft.

sapio, sentio Plaut. Poen. 5, 4 u. s. w. — *savoir, sentir* CDF II. 252.

sudor, sanguis Cic. leg. 2, 16 u. s. w. — *sanc, suour* Ali 20.

victus, vinum Plaut. pseud. 4, 1, 37 — ähnlich *vins, viandes* CDF I, 17; *vivres, vins* Cha (15.) XXV. 6, 5.

Eine Anzahl derartiger lateinischer Formeln haben sich ausserdem erhalten, aber mit Aufgabe der Alliteration, weil die Anlaute sich verschieden entwickelten, z. B.:

audire, auscultare Caecil. Stat. 196 u. s. w. — *esculter, oir* oft.

coria, carnem Ovid. Heroid. VI. 967 — *cuir, chair* (spanisch mit Alliteration *entre cuero y carne.)*

Für andere sind andere Ableitungen desselben Stammes eingetreten, wie für *potentia, potestas* Tac. dial. 5 — *pooir, poissance* CDF II 244.

Weniger beweisend für die Abhängigkeit der französischen Alliteration von der lateinischen sind die Fälle, in denen die lateinischen Verbindungen durch andere, aber ebenfalls alliterierende, Wörter derselben Bedeutung nachgebildet erscheinen wie:

equorum, equitum Ennius — *chevaliers, chevals* Wr III 2665 u. s. w.

lapides, ligna Lucr. — *si getent p i e r e s et maint p e l agu* RC 1442.

Erwägt man nun, dass das Französische seine Entstehung nicht dem Schriftlatein, dem alle angeführten lateinischen Bei-

spiele entnommen sind, verdankt, sondern der lateinischen *lingua rustica*, dass ferner nach Wölfflin eine stetige Zunahme der Lust zu alliterieren im späteren Latein unverkennbar ist, so kommt man zu der Annahme, dass sich noch eine grosse Menge französischer Formeln mit Anreim ausser den angegebenen im Latein schon vorfanden.

Freilich würde das Altfranzösische wohl kaum eine solche Vorliebe für alliterierenden Gleichklang zeigen, wenn nicht das Keltische nnd vielleicht auch die germanische Poesie ihren Einfluss geltend gemacht hätten.

Dafür spricht auch der Umstand, dass die andern romanischen Sprachen, auf deren Bildung die lateinische Sprache doch zum Teil noch viel mehr einwirkte, allem Anscheine nach einen viel beschränkteren Gebrauch vom Anreim machen. Freilich können wir, so lange umfassende Sammlungen aus ihnen nicht vorliegen, ein abschliessendes Urteil über die Ausbreitung der Alliteration in denselben nicht abgeben. Einiges Material ist gelegentlich von Mussafia für das Italienische, Michaelis für das Spanische, Stimming (*Bertran de Born. Sein Leben und seine Werke.* S. 236 Anm.) und Bartsch (*Peire Vidal's Lieder* S. LXXXV) für das Provenzalische zusammengestellt worden. Auch für viele dieser Verbindungen lässt sich ein lateinischer Ursprung nachweisen. Um zu zeigen, wie die Alliteration in den verschiedenen romanischen Sprachen vielfach gleiche Bahnen einschlägt, führe ich zum Schlusse dieses Kapitels einige alliterierende Verbindungen an, die in mehreren romanischen Sprachen vorkommen.

amore, accordo it. — *amistié, acorde* ChL 6323.
amor y amistad Calderon — *amistet, amur* P 854.
bella e buona it. — *bel e bo* prov. — *bel et bon* fr.
cors el cor P. Vid. 44, 13. — *cuer, cor* afr. oft.
di crude e di cotte it. — *cru, cuit* Berte 54, 13.
dieus e dreitz B. d. Born 6, 31 — *diex, drois* RC 3101.
falsa ni felona prov. — *fel, faus* Wr III. 5439.
folh e flor prov. — *foille, flor* RT 4788.
fruit e flor prov. — *flors, froit* Ad 58.
grande e grosso it. — *grant, gros* G 1288.
pel lungo e pel largo it. — *au long et au large* fr.
nè punto nè poco it. — *ni peu ni point* fr.
plang e plor prov. — *plainz, plurs* Wr I. 651.
ni rey ni roque sp. — *roi, roc* Cha (15) XXV 17.
sano e salvo it. — *sals ni sas* prov. — *sain, saus* fr.
sen el saber Cerc. 4, 18 — *sen, saveir* RT 537.
vai e ven prov. — *vient, va* G 1376.
vola e vai Marc. 24[a], 49 — *volent, vont* Bible 719.

IV. Menge und Form der französischen Alliterationen.

Das Französische hat sich nicht mit den wenigen alliterierenden Verbindungen begnügt, die ihm das Lateinische überlieferte. Es schafft vielmehr, wenigstens in dem Zeitraume, den wir betrachten, neue Beispiele in beträchtlicher Anzahl. Viele sind zu stehenden Wendungen geworden, und das Verzeichnis dieser, das wir in Kapitel IX geben werden, ist geeignet, die in Kapitel III erwähnten Behauptungen von Fuchs und Michaelis zu entkräften, dass nämlich die vorhandenen Beispiele von Alliteration entweder zufällig seien oder von einzelnen Dichtern gebildet worden wären, ohne Nachahmung bei anderen zu finden.

Ganz kurz erwähnt sei hier Becq de Fouquières, der in seinem *Traité général de versification française* S. 217 ff. von Alliteration spricht. Er versteht darunter jede Wiederholung desselben Konsonanten in einer Verszeile oder überhaupt in einem bestimmten Abschnitt, auch wenn diese gleichen Konsonanten im Innern oder am Ende der Wörter stehen. Er meint, dass es Aufgabe der Dichter sei, die Verse genau auf diese Art von Alliteration zu prüfen, und dass die Klassiker namentlich durch die entsprechende Verteilung gleicher, ähnlicher und verschiedener Konsonanten ihren Versen Wohlklang verliehen hätten.

Dem gegenüber betrachten wir natürlich nur die gleichen Wortanfänge als Alliteration. (Bei zusammengesetzten Wörtern tritt oft an die Stelle des Wortanfangs der Anfang des Stammwortes. Cfr. darüber Kapitel V.) Wie schon das Thema zeigt, werden wir hier die Alliteration nur in so weit behandeln, als sie sich in syntaktisch koordinierten Gliedern zeigt. Freilich kann sie auch in diesen Fällen bei weitem nicht immer als beabsichtigt angesehen werden, aber sie wird gerade in der Verbindung und Gegenüberstellung zweier Worte am meisten empfunden und selbst da, wo sie vielleicht gar nicht beabsichtigt war. Andererseits hat es sicherlich auch ausser diesen alliterierenden Verbindungen eine beabsichtigte Alliteration gegeben. Wir treffen Verse an, die sich fast anhören, wie germanische alliterierende Langzeilen z. B.: *al duc chai as p i e z od tels p l a i n z, od tels p l u r s* Wr II 1821. *or v o i - je bien, tout v a, tout v i e n t* Ru I 27, 5. *cil qui s a g e homme s u n t, qui s e v e n t s e r m o n e i r* Vie d. Euphr. 117 (Rec. d'anc. text. P. Meyer.). An anderen Stellen sind eine Anzahl gleich anlautender Wörter, häufig zum Zwecke der Lautmalerei, zusammengestellt, z. B. der häufige Versausgang *de male mort morir* oder . . . *jamais jor joie* . . . Fe. 1947. Auch scheinen es manche Dichter zu lieben, die Cäsur in ihren Versen dadurch recht deutlich hervortreten

zu lassen, dass sie vor die Cäsur und an den Versschluss alliterierende Wörter stellen. Solche Verse finden sich z. B. in *Jourdains de Blaivies* 37 unter den ersten 500, in den in Alexandrinern geschriebenen Gedichten *Karlsreise* und *Gui de Bourgogne* auf dieselbe Zahl sogar 51 bezw. 53, also über 10 Prozent.

Diese Dinge näher zu betrachten, ist indes nicht Aufgabe meiner Arbeit. Da ich nur die Verbindungen koordinierter Glieder behandle, schliessen sich von selbst aus die etymologischen Figuren (cfr. darüber Leiffholdt: *Etymologische Figuren im Romanischen* u. s. w. Diss. Hildesheim 1883). Ich scheide ferner aus, als nicht unter den Begriff der Alliteration gehörig, alle Verbindungen derselben Wörter, sei es nun, dass sie mehrmals in gleicher Form auftreten, wie in *et nu et nu et braz à braz* RT 1631; *les a les; mot à mot* u. s. w., oder dass es verschiedene Formen desselben Wortes sind, wie *cele et cil; chars et charetes; sains et saintes; je me fi et fiai; plest et pleira* und dergl. Auch *cuntes, vezcuntes* Rol; *cum e cument* Cump. sind hier zu nennen.

V. Laut- und Betonungsverhältnisse der alliterierenden Wörter. Zusammensetzungen.

Es ist selbstverständlich, dass der Anreim durch gleich gesprochene, nicht durch gleich geschriebene, Anlaute bedingt wird, um so mehr, da doch ein beträchtlicher Teil der altfranzösischen Gedichte lediglich für den Vortrag, nicht zum stillen Lesen, geschrieben bezw. gedichtet sind, und da auch die Orthographie in dieser Zeit eine schwankende und unsichere war.

Was die Vokale anbetrifft, so bilden nicht beliebige Vokale, wie in der germanischen Dichtung, den Anreim, sondern ein Vokal reimt auf den ihm entsprechenden gleichen. Da der Endreim auch nur Vokale von derselben Qualität und Quantität, in der Regel wenigstens, mit einander bindet, so werden wir für die Alliteration dieselbe Genauigkeit vorauszusetzen haben, es wird also ein offener Vokal nur auf einen offenen Vokal alliterieren u. s. w. Doch lässt sich darüber wenig Bestimmtes sagen, da vokalische Alliteration überhaupt selten und, wo sie erscheint, fast stets zufällig ist.

Auch unter den Konsonanten ist natürlich gleiche Aussprache erforderlich, es alliterieren also nicht media mit tenuis, wie Becq de Fouquières *l. c.* S. 226 annimmt, der *d:t* schwache und *t:t* starke Alliteration nennt. Ebensowenig entsprechen sich *ca, co* u. s. w. und *ce, ci; ge* und *ga; ge, j* und *ch* (*ne jone, ne chenu* JB 1194 ist keine Alliteration). Andererseits ist selbstverständlich Alliteration möglich zwischen *ca, co* und *qu; ge, gi* und *j;* nicht

aspiriertes *h* wird nicht beachtet. Wir haben also Anreim in *quidoit et creoit* Fe 4238, (dasselbe Gedicht hat V. 3744 *il cuide et croit) jeune, gente* ChO 9; 16 u. s. w.; *gente, jolie* Ru. 30, 2; beachtenswert sind die phonetischen Schreibweisen *jentils, jouen* Asp.; *jone et jante* (Ms. St. Germain 1989 fol. 101 zu Paris).

Für das Französische, wie auch für das Lateinische, müssen wir eine Forderung in Bezug auf die Alliteration fallen lassen, die im Germanischen unerlässlich ist. Das Germanische verlangt, dass die alliterierende Silbe zugleich die betonte im Worte ist, was für das Französische nur bei ein- und zweisilbigen Wörtern mit *e* muet am Ende möglich wäre. Das Französische empfindet Alliteration nicht nur bei solchen Wörtern, sondern auch da, wo nichtbetonte Silben den Anreim tragen.

Wie schon erwähnt, genügt der Gleichlaut des ersten Buchstabens den Anforderungen der Alliteration, und in der Regel ist es auch nur ein Buchstabe jedes Wortes, der den Anreim bildet; doch musste es das Ohr des Hörers stärker treffen und den Eindruck der Zusammengehörigkeit zu einem viel kräftigeren machen, wenn die zwei ersten oder noch mehr der Anfangsbuchstaben der verbundenen Wörter übereinstimmten. Sicherlich wurde die Alliteration einer Konsonantenverbindung mit einem einfachen Konsonanten nur schwach empfunden, und man wünschte, dass in solchen Fällen beide Wörter dieselbe Konsonantenverbindung zeigten, wie ja auch in der germanischen Alliterationspoesie beispielsweise *s purum* mit *sp*, *st* keinen richtigen Anreim bildete. (Cfr. Lachmann: *Alliteration* in Ersch und Gruber's *Encyklopädie.)* Mehrfache Konsonanzen alliterieren in den häufigen Verbindungen *plore, plaint; grant, gros;* ferner in *prompt et prest* CP 5496; *et cil s'âme trahist et trèche* Ru II. 56, 4; *d'estre traïtres ne triceres* Re I 571; Konsonant + Vokal in *le cors e les costez* Rol. 284; *que ce senefioit dolor, domaige* RT 29709—10. *mès or comence lor grant mals, lor martires* RT 28738—9; *un mastin et megre et menu* Re III 995; *detort ses poins et debat sa poitrine* JB. 3241.

Wie verhält es sich nun mit zusammengesetzten Wörtern? Im allgemeinen wird man bei der Bestimmung der Alliteration die vorgesetzten Präpositionen und Partikeln ausser Acht lassen müssen. Namentlich gilt das für längere und noch deutlich als solche gefühlte Vorsilben, wie *des, dis, mes, por (pour), in, en, entre, re.* Es ist ein sehr bequemes und bei manchen Dichtern sehr beliebtes Mittel, die gemeinsame Richtung zweier Thätigkeiten dadurch besser zum Ausdruck zu bringen, dass man mit derselben Vorsilbe zusammengesetzte Wörter verwendet. Wir finden das besonders häufig bei Chrestien z. B. *demince et depiece*

ChL 3381; *descuevre et desnoe* ibid. 3912; *deslices et desçaintes* 5199. Aber in solchen Verbindungen, zu denen wir *mesdit ne mesfait* Fe 1647; *dissension ne discordance* RT 13283; *et mainte traïson pourtraite et pourchacie* Berte 84, 14; *iniquités et injures* Cha (15) XIII 19, 2; *a mienuit e a misdi* BD 1882; *entrebaisiez se sunt e mult entreioi* Wr II. 4367 noch hinzufügen, liegt doch zu wenig Kunst des Dichters, als dass sie als Anreime hätten empfunden werden können. Dagegen haben wir es unbedingt mit Alliteration zu thun, wenn der Konsonant nach der Vorsilbe, mag diese nun gleich oder verschieden sein, in beiden Wörtern derselbe ist, wie in *coment li Griu repairerent et coment il reperillièrent* RT 671—72; ebenso in *asols e seigniet* Rol. 340; 2205. Aber sicher war auch häufig das Gefühl geschwunden, dass ein Wort überhaupt zusammengesetzt sei, und dann wurde dieses Wort, auch in Bezug auf die Alliteration, als ein einfaches behandelt. Noch weniger, als der Römer in *cogere*, konnte der Franzose die Zusammensetzung in *coldre, coudre* erkennen. Ähnlich war es mit Vorsilben, die mit den Anfangssilben einfacher Wörter gleich lauteten. Woher hätte der altfranzösische Dichter wissen sollen, dass in *esforcet, eschange* Rol 3714 das *es* anders entstanden sei als in *escuz e espiez* ib. 1799? So können wir in *cuer, confort* JB 2721; dem häufigen *dit, devisé; douce, debonnaire; done, depart* u. s. w. sicher Alliteration erkennen.

VI. Die alliterierend verbundenen Wortarten. Verbindung und Stellung der Glieder.

Da sich die Besprechung auf diejenigen Fälle beschränken soll, in denen koordiniert verbundene Glieder auf einander alliterieren, so haben wir es in der Regel mit der Verbindung gleicher Redeteile zu thun und zwar sind des zum grössten Teil Substantiva und Adjektiva, seltener Verba, vereinzelt auch Adverbien und Partikeln. Indes möchte ich auch eine Anzahl koordinierter Verbindungen als hierher gehörig bezeichnen, in denen verschiedene Redeteile mit einander alliterieren, z. B. ein Substantiv mit einem substantivisch gebrauchten Adjektiv oder Infinitiv, ein Adjektiv mit dem Adverb eines anderen Adjektivs, ein Adverb mit dem Hauptbestandteil eines adverbialen Ausdrucks u. dergl., wie *a genoillons et en gisant* RT 22227; *u a envis u volentiers* Fe 5416; *qui molt fu prodom et de pes* Re III. 2057; *bien estes enparentee et de haut parage* RP Rom. I. 28, 38—39; *toute la gens menue et morte et mal baillie* ib. I. 57, 23.

Die Art der Verbindung ist verschieden nach dem logischen Verhältnis, in dem die einzelnen Glieder zu einander stehen, be-

dingt auch durch Rücksichten auf den Satz und das Metrum. Es ist nicht nötig, dass die Wörter unmittelbar, nur durch eine Partikel getrennt, neben einander stehen; es können auch die Subjekte oder Prädikate zweier verbundenen Sätze, sowie die Attribute zweier Hauptwörter mit einander alliterieren.

Für die ursprünglichste Form der Verbindung alliterierender Wörter im Lateinischen hält Wölfflin das Asyndeton, und man muss zugeben, dass dies vorzüglich geeignet ist, zwei Begriffe ganz eng zu verbinden und gewissermassen zu einer Einheit zu verschmelzen, wie in *fusus fugatus; do dico addico; veni vidi vici.* Auf die Frage Wölfflin's, ob sich ein solches Asyndeton auch in den romanischen Sprachen finde, erwidert Gröber in einer Anzeige von Wölfflin's Aufsatz (*Zeitschrift für romanische Philologie* VI 467), dass er Beispiele dafür nicht gefunden habe. Auch ich bin nicht im Stande, diese Frage endgültig zu beantworten. Ich führe aber hier einige Zusammenstellungen an, die mit den lateinischen asyndetischen Verbindungen eine gewisse Ähnlichkeit haben: *Le siut adies amont aval* Fe 193; *tot se taissent amont aval* ib. 3404; (hier ist bei *amont aval* sicher nicht an „berganf, bergab“ gedacht, sondern beide Ausdrücke bilden einen einheitlichen Begriff und bedeuten: überallhin, bezw. überall, ringsum). Ähnlich sind *tout torne ce desus desore* E. 952; *e tourne chu dessous desseure* AH 330; *tout ce devant derrière* CDF I. 249. Natürlich hat dieses Asyndeton nichts zu thun mit dem scheinbaren Asyndeton, welches entsteht, wenn drei oder mehr Glieder mit einander verbunden sind und erst vor dem letzten die kopulative Partikel steht.

Die häufigste Partikel bei einfacher Aneinanderreihung ist *et (e)*; dazu kommt doppeltes *et*, vor jedem der Glieder eins. Bei Gegenüberstellung ist das Gewöhnliche einfaches oder doppeltes *ou*. Negativ steht in beiden Fällen doppeltes *ne* oder ein *ne* zwischen beiden Gliedern, dem ein zweites vor dem Verbum entspricht. Für einfaches *et* kommt auch *et si* vor. Seltenere Formen der Verbindung sind z. B. *plus — plus*, oder *plus — moins (mains)* vor Verben, ebenso *souvent — souvent;* ferner *non — mes* in *seignorie non, mes servise* Ro 6026, *miex que* in *qu'il vaudroient miex cuit que cru* Bible 173.

Die Frage, ob die Stellung der Glieder einer alliterierenden Verbindung zu einander eine willkürliche ist, oder ob sie von bestimmten euphonischen Gesetzen abhängig ist, lässt sich einheitlich nicht beantworten. Deutsche Redensarten, wie „gang und gäbe, frank und frei, Leib und Leben“ sind nur in dieser Stellung gebräuchlich und würden, wollte man sie umstellen, ihre Zusammengehörigkeit aufgeben und einen befremdlichen Eindruck

machen. Doch gilt dies nur von ganz festen, im Volksmund gebränchlichen, Wendungen. Wir müssen hier, wenn wir diese Frage für das Französische untersuchen wollen, zunächst absehen von allen rein zufällig alliterierenden Verbindungen, bei welchen auch die Stellung der Glieder auf dem Zufall beruht. Auch viele der vom Dichter für den einzelnen Fall gebildeten Alliterationen müssen wir hierbei ausser Acht lassen, denn im altfranzösischen Zeitraum nimmt der grössere Teil der Dichter wenig Rücksicht auf den grösseren oder geringeren Wohlklang, den die einzelnen Wörter des Verses infolge ihrer Auswahl und Stellung zu einander erzeugen. Dazu ist der Dichter bei der Wortstellnng noch vielfach beschränkt durch Metrum und Reim bezw. Assonanz. Wo aber diese Rücksichten keinen Einfluss ausübten, namentlich bei den Verbindnngen, die der Dichter fertig aus der Volkssprache übernahm, scheint die Stellung der Glieder zu einander eine feste, nach bestimmten Gesetzen geregelte gewesen zu sein. Sie ist abhängig von der Qualität der Vokale, der Länge der Wörter und dem Verhältnis, in welchem diese inhaltlich zu einander stehen. Zum Teil finden wir in den romanischen Sprachen bestimmte Ablantsformen, nach welchen sich die Stellung der Glieder richtet (Cfr. Diez: *Gemination und Ablaut im Romanischen* in Höfer's *Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprachen* III Heft 1 und 2, S. 397 ff.). Doch scheinen sie sich im Französischen, wie auch Diez schon bemerkt, selten angewandt zu finden. Ein Beispiel für die Reihe *i* + *a* ist *linge ne lange* CDF I 64; *ne lin ne lange* ChL 310; Ru I. 28, 24. Im allgemeinen ist die Neigung vorhanden, das Wort, welches einen volleren Tonvokal besitzt, an die zweite Stelle zu setzen. Es stehen besonders die Wörter mit *a* in der Tonsilbe zn zweit, z. B. *gresle, glace* E. 1139; *doel e damage* Rol. 2983 u. sonst; *e fous e flambe* ib. 2535; *li colps e li caples* ib. 1109; 1678; *gré ne grace* Erec 42; FSM 229 (umgekehrt Wr II 3965, weil hier die Wendung am Versende steht); *amont aval* Fe. 193; *ne pain ne paste* Rn I. 9, 19; *ne tost ne tart* oft. Wo diese Regel nicht befolgt wird, geschieht es in den seltensten Fällen aus Willkür, sondern gewöhnlich ans Rücksichten auf den Vers, den Sinn, oder die zweite hierher gehörige Regel, die häufig mit der ersten im Kampf liegt. Es ist nämlich beliebt, das grössere und gewichtigere Wort nach dem kürzeren zu setzen. So finden wir meistens das abgeleitete Wort nach dem kürzeren Simplex, z. B. *cuard ne cuardie* Rol. 1647; *cheval et chevalier* ChL. 3158; *cuer et corage* Fe 6885; beachte ferner *dels, dolor* RT 667; *don e donoi* Cha (12) X 4, 5; *amour ne amistié* Ru I. 136, 4 (die Stellung *m'amistet e m'amur* findet sich RT 855 des Reimes wegen).

Von anderen Fällen führe ich an: *frait e fendut* Rol. 3604 und sonst; *le cors e les costez* ib. 284; *messe e matines* ib. 164; *pedre e parentez* Al. 415; *porte, postiz* P. 475; *chauf, chevelu* Berte 183, 4; *ne gros ne gresle* FSM 84. Besonders auch Wörter mit klangreicheren Endungen nehmen gern die zweite Stellung ein, so *asols e seigniet* Rol. 340 und sonst; *plaindre et plorer* E. 903.

Häufig streiten zwei dieser Prinzipien mit einander und der Ausgang ist dann ein verschiedener. Rol. 1832 heisst es *e derere e devant*, weil das letzte *e* von *derere* elidiert wird und dieses Wort dann nicht länger ist als *devant*, sonst aber ist *devant et derrière* häufig. In *former et faire proprement* Cha 24 finden wir die vollere Form vor der kürzeren, weil zu *faire* der Zusatz *proprement* gehört. Auch die Rücksicht auf die Bedeutung beider Wörter erklärt manche Abweichung von den Regeln. So steht in *et maz et morz* ChL 2281 *maz* zuerst, weil *morz* begrifflich eine Steigerung bezeichnet.

So lassen sich in vielen, freilich nicht in allen, Fällen, wo die gegebenen Regeln nicht befolgt sind, Gründe für die Abweichung anführen.

VII. Einteilung der alliterierenden Verbindungen nach dem logischen Verhältnis der Glieder zu einander.

Sobald eine Sprache anfing, aus der rohesten und einfachsten Form herauszutreten, sobald ein Volk begann, seiner Rede etwas Schmuck zu verleihen und, anstatt in der Mitteilung Begriff gleichmässig an Begriff zu reihen, sich bestrebte, den wichtigeren Begriff mit Nachdruck vor dem nebensächlicheren hervorzuheben, da musste es beliebt werden, anstatt eines einzelnen Wortes, das leicht unbemerkt verklingen und dem Ohre des Hörers entgehen konnte, zwei oder mehrere zu setzen, die als Synonyma denselben Inhalt mehrfach wiederholten oder als erstes und letztes Glied einer Reihe eine abstrakte Vielheit konkret verdeutlichten, in beiden Fällen also, weil sie voller und deutlicher den Begriff bezeichneten, die Aufmerksamkeit mehr erregen mussten als eine einzige kahle Bezeichnung. So sagt man „angst und bange“, obgleich dem Gedanken ein Wort von beiden genügte, oder „mit Mann und Maus zugrunde gehen“, wobei alle Dinge, die zwischen dem wichtigsten „Mann“ und dem unwichtigsten „Maus“ liegen, mit eingeschlossen gedacht werden. Kam nun noch ein in den einzelnen Wörtern liegendes äusseres Merkmal der Zusammengehörigkeit hinzu, sei es nun Alliteration, Reim, vokalischer oder konsonantischer Gleichklang innerhalb der Wörter oder Ablaut der betonten Vokale, so

musste das den beabsichtigten Eindruck, dass ein einheitlicher Begriff vorliege, wesentlich unterstützen. Alliteration wie Endreim, beide vielleicht durch Zufall entdeckt, wurden nnn schnell ein gern und hänfig angewandtes Mittel der Sprache, nm so mehr, da sie auch durch ihren Wohlklang dem Ohre schmeichelten. Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass manche Verbindungen alliterierender Wörter, etwa in der Rechtssprache, mnemotechnischen Rücksichten ihre Entstehung verdanken. Eine gewisse Art von Alliteration, die allerdings unserem Thema fernsteht, ist aus dem Bestreben entstanden, die Aussprache mancher Wörter zu erleichtern, ich meine die Rednplikation, dann die Assimilation und Gemination, welche letztere auch dem Altfranzösischen nicht fremd war und sich noch jetzt in der Sprache der Kinder, aber auch in der Sprechweise des Volkes findet, z. B. in *bobonne*, *fifille* u. dergl.

Wenn wir die alliterierenden Verbindungen nach dem logischen Verhältnisse ihrer Glieder zn einander einteilen, so ergeben sich folgende Klassen:

1) Beide Glieder enthalten synonyme Begriffe, sie decken sich entweder vollständig oder doch fast vollständig. In diese Abteilnng gehört vor allem dio grosse Mehrzahl der Verbindungen, die ans zwei Wörtern desselben Stammes bestehen, einem Grundwort und einer Ableitung davon oder zwei Ableitungen derselben Wurzel. Beispiele dafür sind: *m'amistet e m'amur* P. 854; *bien et bontei* Ru II. 7, 11; *de chanson faire et . . . de chans* Cha (12) Kreuzzng V. 1, 2; *com fu grant dels et grant dolor* RT 667; *don e donoi* Cha (12) X. 4, 5; *fu forment foible et floe* Berte 50, 9 (wenigstens leitet P. Paris *floe* von *flebilis* ab); *geta et jali* (jactare et jaculari) RC 2316; *gré, grace* FSM 229; Wr II. 3965; Erec 42; *en foy et en fiance* CDF I. 244; *matie et mate* Ru II. 31, 8; *le nom et la renommée* CDF I. 251; *flors fait d'onor et d'oneste* ib. I. 256; *grant parole e grant reparlance* Wr III. 1981; *n'ai pooir ne poissance* CDF II. 244. Besonders merkwürdig sind die folgenden zwei Beispiele, in denen zwei verschiedene Bildungen des part. passé desselben Verbums mit einander verbunden sind: *com s'il i fust nascuz et nez* RT 10 610; und *de quei il sont nez e nais* BD 816. Noch häufiger sind natürlich aus dieser Klasse Verbindungen von Wörtern verschiedener Stämme, und zwar hauptsächlich Snbstantiva und Verba, weniger Adjektiva, z. B. *ceste amistié et ceste acorde* ChL 6323; *es bois e es buissuns* Wr II. 3543; *a dolor et destrece* Ru II. 26, 11; *e fous e flambe* Rol u. sonst.; *formes, figures* RT 11 324; *ymagenes e trestutes les ydeles* Rol 3664; *il n'i out pais ne repos* Wr III. 4198; *ou rentes ou*

richesces granz Bible 2306; *par son sen et par son saveir* RT 537; *soupir, sanglot* E 900; *seigneur et souverain* ChO 10; *soussy, soing* ib. 241; *subgiez et serviteurs* ib. 297; *le tans et le terme* RC 3767; *tentes et tres* Fe 4772; Verba: *recleiment e crient* Rol 3998; *cuidier ne croire* ChL 1426; *l'out si charme e enchante* Wr I. 152; *e duire e doctriner* ib II. 1766; *frait e fendut* Rol 3604; *me garde et guete* RP I. 48, 18; *paindre, portraire* Ro 6; *trenchet e taillet* Rol. 1339; Adjektiva: *mat et morne* Fe 977; *sains e sals oft; prompt et prest* CP 5496.

2) Beide Glieder enthalten Gegensätze. Die Beispiele für diese Klasse sind in der altfranzösischen Dichtung verhältnismässig selten, was wohl ein Zeichen dafür ist, dass die Alliteration zuerst zu dem Zwecke gebraucht wurde, zwei oder mehr Glieder eng zu verbinden, und erst in zweiter Linie dazu, zwei Begriffe einander schroff gegenüber zu stellen. Beispiele für diese Klasse sind: *ne chalf ne chevelu* Wr II. 1010; *ne cru ne cuit* Berte 54, 13; *nuls hom forz ne fieble* Wr II. 200; *gent letrée et gent laie* Berte 13, 7; *par pri ou par podeste* Al. 204; 564; *qui qu'en peist ne qui place* Wr Ca 5; *les puis et le plaigne* Ali 572; *ne seigneur ne seriant* Wr II. 2088; *serf, sire* Ad. 33; *tost, tart* oft; *vunt, vienent; vunt, revienent* u. s. w.

3) Beide Glieder ergänzen sich oder nähern sich doch einander. Die Beziehungem zwischen den einzelnen Wörtern können dann die verschiedensten sein. Am häufigsten sind es Arten einer Gattung z. B. Tiere *léon ne leupart* Rol 1111; *grues et gantes* FB 1465; Steine *coraus et crisolites* ib 645; Musikinstrumente *tabletes et tabor* ChL 2353; Waffen *escuz e espiez* Rol 1799; gottesdienstliche Handlungen *messe e matines* Rol 164. Es können ferner sein Teile eines Ganzen, des Körpers *e piez e poinz* Rol 1968; des Baumes *foille et flor* RT 4788; *fleur et fruit* Ru II. 44, 18; oder ein Ganzes und ein Teil desselben, z. B. *le grant mostier et les murs* RC 8099; *le latin sivra et la letre* RT 135; *porte ne postiz* P 475; *son chief et sa chière* Berte 59, 2; *dras e duns* Wr III. 810; *aveir, argent* ib. II. 4410. Ursache und Wirkung finden wir verbunden in *feu ne fumée* 21. Text des Judenknaben 102 (ed. Wolter), Mensch und Tier oder Sache in *cheval et chevalier* ChL 3158; *medecine ne mire* Wr II. 260. Verbindungen von alliterierenden Personennamen treffen wir besonders häufig in den *Chansons de geste* an. (Cfr. P. Meyer: *de l'allitération en roman de France etc.* Romania XI. S. 572 ff.) Ich führe als Beispiele an aus Rol.: *Basan, Basilies* 208; *Estamarin e Eudropin* 64; *e Gerin e Geriers* 107; *Yvoerie e Yvun* 1895; *Clarifan, Clarien* 2670; aus RC: *et Gerars et Gerins* 753; *Galeran et Gaudin* 757; *Mahons*

et Mahomes 7674; aus Ali: *Gaudins, Guichars, Gautiers* 5—6; *Bernars et Bueves* 7923; *aus* P: *e Bernart de Brusban et Bertram* 65; aus G: *ne Richart ne Renier* 418; *Odon, Ogier* 1217.

Von den alliterierenden Verbindungen der Zeit- und Eigenschaftswörter gehört in diese Klasse der grössere Teil, da sie meistens verschiedene, aber nicht entgegengesetzte Handlungen bezw. Eigenschaften bezeichnen, seltener dieselbe Handlung bezw. Eigenschaft doppelt ausdrücken und noch weniger häufig durch ihre Glieder direkte Gegensätze zum Ausdruck bringen. Besonders hinweisen möchte ich hier auf die Verbalverbindungen, deren eines Glied ein ganz allgemeines Zeitwort wie *faire* und *mettre* ist, sei es nun, dass dieses pleonastisch den schon im verbundenen Verbum liegenden Begriff der Thätigkeit wiederholt, oder dass es, mit einem Objekt oder einem adverbialen Ausdruck verbunden, einen verwandten Begriff hinzufügt, z. B. *fist ses meisons feire et fermer* RT 29 755; *fu faiz li temples et fondez* Bible 2183; *a la former et faire proprement* ChO 24; *por droit fere et por afetier* Re I. 1303.

VIII. Einteilung der alliterierenden Verbindungen nach der Art ihrer Entstehung.

Wir haben bisher die alliterierenden Verbindungen, die uns in den altfranzösischen Gedichten vorliegen, nach verschiedenen Richtungen untersucht, ohne wesentlich Rücksicht darauf zu nehmen, welchen Anteil der Dichter an ihrer Entstehung hat, wenn auch die Beispiele zumeist aus den Verbindungen gewählt worden sind, bei denen eine beabsichtigte Alliteration vorausgesetzt werden konnte. Schon ein flüchtiger Überblick über das vorhandene Material belehrt uns, dass durchaus nicht bei jedem Fall von Alliteration diese letztere auf die Absicht des Dichters zurückgeführt werden kann, und es ist von Wichtigkeit für den ästhetischen Wert jeder Stelle, an der sich ein derartiger Anreim zeigt, zu untersuchen, ob die Alliteration durch den Dichter absichtlich angewandt worden ist, bezw. ob sie der Hörer oder Leser empfindet. Sondern wir die Verbindungen nach diesem Gesichtspunkte, so erhalten wir folgende Klassen:

1) Eine alliterierende Verbindung ist volksmässig. An der Bildung derselben hat der Dichter keinen Anteil; er übernimmt sie aus dem Munde des Volkes, wie er aus der Sprache die Wörter übernimmt. Diese Klasse findet sich natürlicherweise hauptsächlich bei volksmässigen Dichtern, die in enger Fühlung mit der Sprache des Volkes bleiben, während der höfische Dichter solche Wendungen zu vermeiden sucht. Die Wirkung, die sie auf den Hörer ausübt, ist eine geringere, als

wenn sie der Kunst des Dichters ihr Dasein verdankte. Immerhin ist eine Wirkung vorhanden. So gut wie ein passend gewähltes Wort, das ja auch schon vor der Anwendung fertig vorlag, für sich allein oder im Zusammenhang mit andern einen ästhetischen Eindruck hervorruft, ebenso gut kann es auch die passend gewählte Alliteration, auch wenn der Dichter auf das Verdienst, sie gebildet zu haben, keinen Anspruch erheben kann.

Freilich wird es uns nicht so leicht, wie es den Zeitgenossen des Dichters sicher gewesen ist, die volkstümlichen Alliterationen herauszuerkennen. Das öftere Vorkommen allein ist weit entfernt, ein sicheres Kriterium zu sein. Oft, wenn wir eine derartige Wendung mehrfach antreffen, haben wir bewusste Nachahmung anzunehmen, und gar manches Mal mag auch der Zufall mehrere Schriftsteller auf dieselbe Wendung geführt haben, ohne dass sie durch einander oder durch die Volkssprache beeinflusst worden wären. Auf der andern Seite finden wir manche alliterierenden Formeln, die deutlich das Gepräge der Volksmässigkeit tragen, nur ein einziges Mal poetisch angewandt. Ein etwas sichereres Kennzeichen ist die Unveränderlichkeit der betreffenden Formel. Die einzelnen Glieder, die hier in der Regel nach euphonischen Rücksichten zu einander gestellt sind, werden in ihrer Stellung nicht vertauscht, auch kann zwischen sie nicht ein weiteres Glied treten, und ebenso wenig dulden sie zwischen sich, ausser den notwendigen Verbindungswörtern, ein anderes Wort. Die Formel ist eben so fest geprägt, dass sie aufhören würde, volkstümlich zu sein, wenn sie verändert würde. Es gilt dies ebenso von solchen Redensarten im Deutschen; wir dürfen in dem Satz: „Er ritt über Stock und Stein" die beiden alliterierenden Wörter nicht umstellen, wenn wir nicht ihre Zusammengehörigkeit aufgeben wollen.

Es ist weiterhin charakteristisch für die volkstümlichen alliterierenden Verbindungen, dass in ihnen nur solche Wörter vorkommen, die wir jetzt mots populaires nennen, die also von Anfang an in der französischen Sprache vorhanden waren, während wir mots savants nicht finden. Diese Verbindungen bildeten sich eben in der frühesten Zeit der Entwickelung der Volkssprache, spätere Bildungen sind äusserst selten. Wir können eine grosse Anzahl derartiger Wendungen, die noch jetzt gebräuchlich sind, bis auf die ältesten Perioden der Sprache zurückverfolgen. Wir treffen in manchen von ihnen Wörter an, die allein, ausserhalb der Verbindung, heute nicht mehr angewandt werden.

Freilich reichen diese Kennzeichen nicht hin, um in allen Fällen sicher eine alliterierende Verbindung als volkstümlich konstatieren zu können.

2) Eine alliterierende Verbindung ist vom Dichter mit Absicht gebildet. Solche Verbindungen kommen in der Regel nur einmal oder doch nur bei demselben Dichter vor. Die Stellung der Glieder zn einander ist keine feste; die Glieder können umgestellt werden und sind häufig durch andere Satzteile getrennt. Der Dichter stellt sie, wenn sie nicht nebeneinander stehen, gern an hervorragende Pnnkte des Verses, damit sie deutlich wahrgenommen werden, z. B. an den Anfang und das Ende, vor die Cäsur und an den Schlnss des Verses. Die Anzahl der in diese Klasse gehörigen Beispiele ist grösser als in der ersten Klasse. Es ist diese Znsammenstellung anreimender Wörter bei manchen Dichtern der altfranzösischen Zeit sehr beliebt, z. B. bei den Dichtern des Artussagenkreises, wo die Alliteration nicht selten auch zu Wortspielen verwandt wird. Freilich ist es anch hier in vielen Fällen nnmöglich, mit Bestimmtheit anzugeben, ob eine Verbindung hierher gehört oder nicht. Die Wahrscheinlichkeit ist dafür vorhanden bei Verbindnngen synonymer nnd gegensätzlicher Glieder, welche nicht unter die volkstümlichen Verbindungen gehören. Im übrigen mnss man, so weit es möglich ist, von Fall zu Fall entscheiden, ob ein Beispiel in diese Klasse zu rechnen ist oder in die folgende.

3) Eine alliterierende Verbindnng ist znfällig. Da die Dichter der altfranzösischen Periode im Gegensatze zn denen der klassischen Zeit nicht die Absicht hatten, die Alliteration zu vermeiden, so verbanden sie hänfig Wörter mit gleichen Anfangsbnchstaben, ohne dass sie dadurch eine besondere ästhetische Wirknng hätten hervorrufcn wollen. Eine znfällige Alliteration haben wir in der Regel da anzunehmen, wo sich unter einer grösseren Anzahl von Gliedern einer Znsammenstellnng anch einige alliterierende befinden, oder wo sich für zwei anszndrückende Begriffe zwei alliterierende Wörter als die einzigen oder doch als die nächstliegenden Bezeichnnngen darbieten. Indes selbst da, wo an eine Absicht nicht zu denken ist, kann die Alliteration von den Hörern empfunden werden, und der Dichter, der sich des Gleichklangs vielleicht erst nachträglich bewusst wird, kann dieselbe Verbindung nnn an anderen Stellen seines Gedichtes in künstlerischer Absicht verwerten. Zum Beweis dafür, wie leicht einem Dichter der alliterierende Gleichklang in seinen Versen entgehen kann, erinnere ich an Voltaire, der sich doch gewiss, dem Geschmacke seiner Zeit entsprechend, bestrebte, solche Gleichklänge zn vermeiden, und der doch erst durch das Zischen des Publikums darauf anfmerksam gemacht wurde, welchen Verstoss er durch den Vers: *Non, il n'est rien, que Nanine n'honore* (Nanine) begangen hatte.

Wir werden im folgenden diejenigen alliterierenden Verbindnngen, die wir mit Wahrscheinlichkeit für zufällige nnd vom Hörer nicht empfundene zu halten haben, nicht berücksichtigen.

Im Anschlnss an die beiden letzten Kapitel möchte ich noch kurz die zwei Fragen berühren, wie es mit mehr als zweigliedrigen Verbindnngen steht, nnd ob die Alliteration an die Grenzen eines Verses gebnnden ist. Zwei Glieder sind allein möglich, wenn es sich um den Ansdruck von Gegensätzen handelt; in allen anderen Fällen dürfen es drei und mehr Glieder sein, wenn auch einem gebildeteren Geschmack eine derartige Häufung der Alliteration nicht zusagen wird. Beispiele für dreigliedrige Verbindungen sind: *bediaus et bailliz et borgois* Ru II. 39, 18; *morte, matie et mate* ib. II. 31, 8; *fiers, forts, felons* FSM 257. Lautmalerei scheint beabsichtigt in *timbre, tabletes et tabor* ChL 2353; *sonnez tabours, trompes, tubes* Cha (15) XXV. 3, 1; *cist fiert, cist faut, cist fuit, cist chace* Wr. III. 8267.

Die Alliteration ist an sich an einen Vers nicht gebunden, es können ganz gut die Glieder über zwei nnd bei mehrteiligen Verbindungen anch über mehr als zwei Verse verteilt sein; doch wird der Gleichklang in solchen Fällen viel weniger empfunden, als wenn alle Teile demselben Vers angehörten, weil durch die dazwischen liegenden Pausen die Glieder zn sehr getrennt werden nnd die beabsichtigte Wirknng zn leicht verloren geht. Die Teile einer volkstümlichen alliterierenden Verbindnng auf diese Weise auseinander zn reissen, ist wegen der engen Zusammengehörigkeit derselben jedenfalls nnzulässig.

IX. Alphabetisches Verzeichnis der bei mehreren Dichtern vorkommenden alliterierenden Verbindungen.

Ich führe im folgenden in der Regel bloss eine Form der Verbindnng an nnd lasse dialektische Abweichnngen u. dergl. unberücksichtigt. Die angeführte Form ist immer die der zuerst zitierten Stelle. Kommt ein Beispiel bei mehr als drei Dichtern vor, so zitiere ich bloss die ersten drei genau, die übrigen nur durch den Namen.

acomplis, antierz G 33; RC 7087; 8121.
amie, amor Cha (13) II. 6, 4; Mätzner Afr. Lieder XXI 7.
amistet, amur P 854; Rn I. 136, 4.
amur, aliance Wr II. 1602; Cha (14) VII. 2, 4.
angoise, atise E 1285; Fe 2006.
art, enging E 740; 761; Ro 17.
auctors, autorez Bat 433; Ru II. 56, 1 *(auteurs, auctoritez)*.
aval, amunt Rol 2235; RC 5897; Wr II. 1252; Fe; CDF n. s. w.

avant, aprés ChL 4856; MF I. 292; Ad 50.
avant, arer Asp; G 3415; RC 7366; JB; Berte; Cump; u. s. w.
aveir, argent Wr II. 4410; CDF I. 35; CP 1484.
bel, bien u. dergl. oft, z. B. Rol 3047; ChL 4053; Wr I. 481.
blanc, bis RT 29 352. T 30.
blancs, blois Rol 999, 1800; MF.
bele, blance Fe 768; RT 941; CDF II. 260; RP; ChO.
bele, blonde RC 5570; RP I. 72, 5.
berbiz, bues Re I. 1156; BD 783.
chauf, chevelu Berte 183, 4; Wr II 1010; Doon de M. 271.
chevaliers, chevals Wr III. 2665; 3992; ChL 3158.
cité, recet G 85; JB 616.
cors, costez Rol 284; Fe 1628; 4008.
cru, cuit Berte 54, 13; 55, 11; BD 1350; Bible 173.
cuer, confort JB 2721; RT 22 146.
cuer, cors Berte 89, 13; ChL 2640; Fe 1703; Bible; AH u. s. w.
cuer, corage Fe 6883; RT 13 556; Bible 1326—7.
cuidier, croire ChL 1426; 5861; Fe 3744; RT 195; MF u. s. w.
derere, devant Rol. 1832; P 81; G 411; Ali; RC u. s. w.
defors, dedenz G 4161; Wr II. 448; E 650; RT; CDF; Ru.
despendu, doné Ali 8302; Wr III. 654; BD 639; Bible; Ru.
desuz, desoz ChL 828; Ad 82.
desuz, desure MF 540; Ro 30; E 952.
Diex, drois RC 3101; ChL 4333; 4445.
dist, demanderent Al 239; ChO 16.
dit, devisé JB 3074; 3423; Berte 137, 10; RP III. 53, 62.
doel, damage Rol 2983; JB 141; 1526; RT 709—10 u. s. w.
dolor, destrece Ru II. 26, 11; RT 382; Berte 27, 16 (*duel destr . . .*).
done, depart ChL 5346; RP I. 73, 62—63; BD 1053; MF u. s. w.
douce, debonnaire Berte 9, 10; Fe 3675; CDF 62; Mi; Ru; BD.
elmes, escus Ali 347; RC 2278; Wr III. 3948; u. s. w.
escuz, espiez Rol 1799; P 79; G 2530 u. s. w.
espée, elme RC 1726; Wr I. 260.
fain, froit Berte 58, 3; CDF 62; Ro II. 17; Ru; CP.
falz, feinz Wr III. 1964; ChL 4388; 6051.
felon, fier RC 1079; Berte 3, 3; Wr II. 2284; E.
felon, fort RC 3424; JB 1677; ChL. 5617; Fe; FSM.
fer, fust Rol 1559; RC 3442; Wr I. 67; ChL; Ro.
flors, froit Ad 58; Ru II. 44, 18; CP 759.

foille, flor RT 4788; Münch. Brut 29; RP I. 30, 2.
formez, fais CDF II. 253; ChO 24; Ro 5943.
fourme, figure AH 301; RT 13 324.
forz, fieble Wr II 200; Fe 5081; Ru I 67, 4; Cha.
forz, fiers Rol 1879; FB 2492; FSM 257; ChO; Wr.
fous, flambe Rol 2535; Wr I 411; ChL 4466; Fe; RT.
frait, fendut Rol 3604; RC 4630; JB 1914; ChL 6153.
gente, jolie Ru I 30, 2; Alain Chartier Ch IV 14, 2.
graces, grez Wr II 3965; 4116; Erec 42; FSM 229; CDF.
grant, gros G 1298; RC 375; Wr Ca 259; Re.
gras, gros ChL 2226; Bible 1972.
gros, graisles JB 895; FSM 84; AH 301; RP.
jeune, gente ChO 9; Asp *(jentils, jouen.)*
léon, leupart Rol 1111; Ali 344; FB 1735.
lin (linge), lange ChL 310; CDF 64; Ru I 28, 24; Re.
lonc, lé G 1446; Ali 804; JB 4170; Berte; Wr; ChL u. s. w.
messe, matine Rol 164; Asp; RC 4293.
mors, mat (matés) RC 7902; ChL 2281; Fe 1970; Ma; Ru.
mort, mal (maladie) Wr III 5508; Ru I 48, 3.
mostier, murs RC 8099; Wr I 726.
nez, naïs BD 816; Rom. de la Poire (Hist. litt. XXII 875).
nourri, né Berte 157, 7; Wr III 4078; RT 90; T.
pedre, parentez (parenz) Al 415; Rol 1421; G 1211.
peist, place Wr Ca 5; RT 22 207; CP 1088.
pelerins, paumier G 373; JB 2397.
pensive, pale RT 1511; MF I 764.
pers, pale Rol 1979; Wr I 578; RT 952; Re.
pes, pardon ChL 6735; AH 156.
pes repos BD 1983; Wr III 4198.
piez, poinz Rol 1968; G 784; Ali 53; RC; JB; Berte u. s. w.
pitié, compassion FSM 231; CDF I 255.
plai, parole Wr III 2488; ChL 1149.
plait, parlement RC 8625; Chev. Charr. 4491.
plur, plaigne Rol 2915; JB 1544; Wr II 2418 u. s. w.
port, passage Rol 657; 741; G 156.
portes, punz Rol 2690; G 2001; ChL 210.
puissance, pris G 4205; CDF 242.
puissanz, proz RT 10 795; FB 2962 *(preu).*
raison, rime Mi 8766; FSM 101.
sage, enseignie AH 46; CDF II 255; Berte 189, 15.
sain, saus G 3553; Ali 8113; RC 1133; JB; Wr u. s. w.
sanc, suour Ali 20; 421; Rom. Viol. 1929.
sel, sauge Re III 89. Cur. fr., Lacurne, letzter Bd. 351.
sen, saveir RT 537; Re I 1130; Ma 363; Ru.

simple, saige Rom Viol 52; Mätzner XXII 10; RP I 39, 18.
consoil, sans ChL 6599; Cha (15) XIII 11, 3.
tabor, tymbres G 4148—9; Re VI 19.
tart, tempre CDF 45; Rom Viol 2434.
tentes, tres Fe 4772; T 37; Ma 1732.
termes, tens MF I 45; RC 3767.
tost, tart RT 14 813; FB 1006; CDF; BD u. s. w.
vache, veel Wr III 3464; CDF I, 4; Mi 2143.
veoir, visiter CDF I 25; Mi 8640—41.
viens, advance FSM 219; Mi 730.
vient (revient), va G 1376; ChL 2759; Fe 909; Re; E; Ru u. s. w.
vins, viandes CDF I 17; Ru I 95, 8.
envis, volentiers Fe 5416; RT 28 666; Re I 740.

X. Verteilung der alliterierenden Verbindungen auf den altfranzösischen Zeitraum.

Im folgenden geben wir eine Auswahl der Beispiele, wie wir sie bei einer grösseren Anzahl von altfranzösischen Dichtern gefunden haben. Wir ordnen die Gedichte nach Dichtungsarten, Sagenkreisen und, so weit es möglich ist, nach der Zeit ihrer Entstehung. Freilich lassen sich wesentliche Unterschiede in der Anwendung der Alliteration erst gegen Ende des Zeitraumes wahrnehmen, aber auch die früheren Dichter sind in diesem Punkte nicht ganz gleich. Die im vorigen Kapitel angeführten Beispiele lassen wir hier weg, da sie mehr oder weniger Gemeingut der ganzen Zeit sind. Ebenso wenig halten wir es für nützlich, die rein zufälligen Alliterationen mit anzuführen.

1) Die ältesten Denkmäler mit Ausnahme des *Alexandre* von Alberic und des *Alexis* geben keine Ausbeute. Im *Alexandre* finden wir nur *mat ne mendic* 18, 28 und *toneyres fud et tempestaz* 19, 28; aus *Alexis* ist nur *par pri ou par podeste* 204; 564; zu erwähnen. Auch die wenigen Beispiele des *Cumpoz* machen ausser *faiture de cheval e figure* 1407 nicht den Eindruck des Beabsichtigten.

2) In den chansons de geste dagegen (*Rol., Karlsreise Gui de Bourg., Aliscans, Raoul de Camb., Jourdains, Berte*) ist die Alliteration schon reicher entwickelt. Ein Charakteristikum dieser Gedichte sind die Verbindungen gleich anlautender Namen. Wir fügen den früher (Kap. VII. 3) angeführten Personennamen noch einige Länder- und Völkernamen hinzu: Rol.: *Hums, Hungres* 3254; *laisent Marbrise e si laisent Marbruse* 2641; *de Sorbres e de Sorz* 3226; RC: *qui te dona Perone et Peronele* 1004. Ausser den Eigennamen sind allerdings fast alle Beispiele schon

im vorigen Kapitel erwähnt. Zu nennen sind noch Rol.: *le bastun e le brief* 341; *fierent, defendent* 1398; *ymagenes e trestutes les ydeles* 3664; *e li colps e li caples* 1109; 1678. P: *dux e demaines* 4; *citet, celiers* 777; *le clou e la corune* 866; *coste e canele* 211; *grues e gantes* 411; 835; *pels, peliçun* 480—81; *taburs u tuneires* 359. Asp: *tant archiuesques, tant abés; come lairon e falso e layner; e qui lo consiloit e chi lo consentie.* G: *la brache et li brans* 2621; *les poons, les ploviers* 42; *chevauchent par vaus et par puis et par prez, par pluies* ... 186—87; *prince ne per* 1532; *la paon et le pain* 2240; *ma terre et tot mon tenemant* 2295. Ali: *corsu et quarré* 3211; *jambes, jenous* 3580; *les puis et le plaigne* 572; *soilliés, ensanglentés* 677. RC: *enchaus, envaïe* 2366; *les geta et jali* 2316; *si getent pieres et maint grant pel agu* 1442. JB: *acorder n'apaier* 1602; *atouchiez n'adesez* 2220; *grant barnaige et grant brut* 2383; *de duel et de disetes* 510; *et manaide et mercis* 1702; *enz pies et enz paumes* 2446; *poins, poitrine* 3241. Berte: *ne coute ne coissin* 56, 3; *foible et floe* 50, 9; *gent letrée et gent laie* 13, 7; *morte fusse et mengie* 173, 9; *ne sale ... ne solier* 56, 2; *taille et tonlieus* (Steuern) 84, 19; *les leus oy uller et li huans hua* 41, 2.

3) Roman de Rou (Wr) und Chronique ascendante (WrCa): *amenuise e afiebli* III 1592; *l'amur e l'asemblee* II 3141; *armes e ator* III 7773; *es bois e es buissuns* II 3543; III 4936; *l'out si charme e enchante* I 152; *ne chastel ne chastellerie* III 7284; *ne viel chien ne chael* II 4186; *clers e clergie* III 273; *clers e coronez* III 1053; *duner colp ne colee* II 1660; *od granz culteals e od cuignees* III 1219; *tuit descovert e tuit desclos* III 1618; *dras e deniers, dras e duns* oft; *duire e doctriner* II 1766; *de l'estoire de Rou e de s'estrace* WrCa 4; *par defalte del rei e par sa fieblete* II 1072; *sa felunie e sa faintie* I 633; *de fenestres e d'altres fuz* III 7816; *u en feu u en furche* II 1205; *boens fevres e boens ferreors* III 6492; *cist fiert, cist faut, cist fuit* III 8267; *defrire e defriper* II 4390; *forz e desfensables* III 4301; *entre la gorge e le goitron* III 4084; *por lui guerreier e grever* II 2647; *tant jut, tant jeuna* II 2391; *medecine ne mire* II 260; *mostrer e metre en memoire* III 7865; *grant parole e grant reparlance* III 1981; *robes perneient e portoent* III 1107; *prent e depart* III 3796; *pristrent e despuillierent* III 3266; *od prisuns e od preies* III 4005; *receivent, rendent* III 8102; *sofle e sospire* III 5293; *n'en truis train ne trace* WrCa 11; *vavasurs e vilains* II 3840; *de viande e de vesteure* III 2300. Eigennamen: *Chartres, Chartain* III 271; *entre Espaigne e Escoce* WrCa 36; *ki out Turs e Toraine*

WrCa 97. Es ist hier ein Fortschritt gegenüber den *chansons de geste* zu konstatiren, die Alliteration geht mehr über die konventionellen Verbindungen hinaus, und selbständig mit künstlerischer Absicht gebildete Formeln liegen neben einigen volkstümlichen zahlreich vor.

4) Höfisches Kunstepos *(Löwenritter; Fergus)*. ChL: *amistié, acorde* 6223; *amor, acointance* 6485; *m'angoisent et aguisent* 1464; *bien l'aparçoit et bien l'antant* 3434; *ataint, afiert* 4808; *li baron et li bacheler* 676; *il te chastïent et chosent* 5150; *toz creantes et toz covanz* 5163; *sonent flaütes et freteles* 2352; *uns lerre, uns desleaus* 3668; *et tormanter et traveillier* 6555; *prevost ne voiir* 606.

Fe: *d'arbaleste ne d'arc manier* 1649; *s'atorne et apreste* 1639; *le bon espiel brandist et bese* 4869; *li chevals jete et gibe fort* 4686; *le pilier et le pont* 4158; *molt li poisse, molt se repent* 5273; *si se rengent bien et conroient* 5057. Die Menge der Beispiele ist nicht grösser als im *Roman de Rou*. Der grösste Teil sind hier Verba. Sehr beliebt sind die Verbindungen, die wir von der Behandlung ausgeschlossen haben (Kap. V), nämlich die Zusammenstellung zweier Verba mit denselben Vorsilben.

5) Antike Sagenstoffe. *Roman de Troie: error li prent et esmaiance* 29 179; *ore iere en tel feire, en tel fole* 13 627; *plus fine et fresche et colorée* 1239; *le latin sivrai et la letre* 135; *et sanz manaie et sans merci* 10 703; *coment li Griu repairerent et coment il reperillièrent* 671—72; *ses paroles et son pensé* 21 915; *par force peceiez et pris* 4441; *safirs et sardona* 14 588; *tinbales, tinpanum* 14 727; *bale et tresche et tunbe et salt* 14 663.

6) Byzantinische Sagenstoffe. *Floire et Blanceflor: coraus et crisolites* 645; *grues et gantes* 1465; *a son lever et a son lit* 1680; *pertris . . et plongons* 1466; *peschiers ne periers* 1764; *et vollilles et venison* 1462; *ne vuivre n'autre vermine* 1653—54. Die meisten selbständigen Beispiele dieses Gedichtes finden sich in Beschreibungen von Gastmählern.

7) Kleinere Verserzählungen. *(Marie de France* und *Recueil de contes* u. s. w.) MF: *aturnez vus e si alez.* Elid. 377; *ma chambre e ma chapele* I 353; *esciënce e de parler bone eloquence* Prol. 1—2; *sanz depescier e sanz partir* I 574; *tant li pria, tant li pramist* I 283; *kar il quidoit e si cremeit* Elid. 230; CDF: *chascune année ou chascun an* I 259; *entre les cornes et le col* I 166; *ou filé ou filace* I 243; *je su en joie e en jolyveté* II 29; *dont le nom et la renommée* I 251; *d'onor et d'oneste* I 256; *reprises ne prouvées* I 243; *sa repen-*

tance et sa prière II 32; *savoir et sentir* II 252; *tray et fortraite* I 12; *tolue et tournée en tel voie* ib; *trenche et travaille* I 253. In dieser Klasse scheint die Alliteration nicht sehr beliebt gewesen zu sein; wenigstens ist MF wenig ergiebig, und auch die meisten Stücke von CDF sind arm an Beispielen, wenn auch einige andere deren mehr zeigen, was bei der grossen Anzahl von Gedichten aus drei Jahrhunderten verständlich ist.

8) Roman de Renart: *ne buef ne ... autre beste* I 841—42; *ou gourpil ou gaignon* III 54; *mater ne meegnier* I 258; *et megre et menu* XI 995; *traïtres ne triceres* I 571. Eigennamen in *a Clugni ou a Cleresvax* I 1013*; danz Brichemers et Brun li ors* XI 516.

9) Religiöse und didaktische Gedichte *(Besant de Dieu, Bible Guiot, Tournoiement de l'Antichrist).* BD: *e de la langue e de la loigne* 180; *luxure e leccherie* 1667—68; *de quei il sont nez e nais* 816; *les poz e les picchiers sozleve* 1923; *james sauvez ne serriez* 362; *suef e sovent* 433; *ses traisons, ses tricheries* 1406. Bible: *cortois et quenoissanz* 356; *deffet et deffendu* 960; *de lor faiz et de lor folies* 1598; *fu faiz li temples et fondez* 2183; *sa paors et sa repentance* 2242; *por préeschier et por parler* 2362; *tormenz, tempeste* 2477. T: *ardente et ague* 14; *si froide et si fade* 50; *glaive ne gavelos* 46; *de mort et de meschief* 44; *porte et desploie* 17; *sans sel et sans savor* 50; *vergier ne vignoble* 12; *les vieleures et les fors vins* 15. Die Gedichte dieser Klasse zeigen viel Alliteration, Verbindungen von Tugenden und Lastern werden gern mit Anreim gebildet; in T namentlich, welches auch volkstümliche Verbindungen aufweist, geht die Neigung für den Anreim bisweilen bis zur Häufung alliterierender Wörter.

10) Lyrik *(Chants historiques* u. s. w. ed. v. Le Roux de Lincy und *Romanzen und Pastourellen,* ges. v. Bartsch). Cha: Volkstümliche Verbindungen: *à cris et à cors* (14) V. 1, 3; *roy ne roc* (15) XXV. 17, 5; *sans per et sans peur* ib. 25, 1; *à tors et à travers* (15) XXIX. 3, 3. Ausserdem: *battuz, boutez* (15) XXV. 7, 2; *don e donoi* (12) X. 4, 5; *chanson, chans* (12) V, 1, 2; *proesse et pité* (15) XX. 5; *voz iniquités et injures* (15) XIII. 19, 2; *povoir et pié* (13) XIII. 2, 5. RP: *avoir, amoniere* III. 47, 38—39; *durement et doucement* I. 72, 21—22; *et le fer et la flece* I. 57, 46; *graillet et gras* I. 36, 20; *me garde et guete* I. 48, 18; *un lievre ... un levrier* III. 53, 19; *menue et morte et mal baillie* I. 57, 23. Die Lyrik hat die alliterierende Verbindung in ausgedehnterem Masse verwandt als alle vorher erwähnten Dichtungsarten. Beispiele aus der Volkssprache sind, der Entstehung der Lieder entsprechend, häufig.

In dem letzten Abschnitt des ersten Bandes von Cha, welcher das fünfzehnte Jahrhundert umfasst, ist die Alliteration so gehäuft, dass uns eine ästhetische Wirkung derselben ausgeschlossen erscheint. Man vergleiche dort No. XXV, welches Lied von Molinet auf die Schlacht bei Guinegate gedichtet ist, und das fast nur aus Versen wie die folgenden besteht:

chassez, confuz, cravantez, confonduz,
perduz, penduz . . . . .
trainez, taillez, retournez, retouillez u. s. w.

11) Drama *(Adam; Mistère du viel testament; Farces, Soties et Moralités).* Ad: so gut wie ohne Ausbeute; die wenigen Beispiele, die sich etwa auftreiben lassen, sind offenbar ohne Absicht des Dichters entstanden oder hatten sich als Übersetzung der betreffenden Bibelstellen eingebürgert. Wenig besser ist es mit Mi, wo sich allerdings einzelne Wendungen wie *a pur et a plain* 2682; *raison ne rime* 8766 finden, die meisten anderen aber Übersetzungen sind, die im Französischen zufällig alliterieren, wie *pere et plasmateur* 715; *puissant et permanable* 1033. Ergiebiger sind FSM: *Je n'y entends ne gros ne gresle* 84 (ich verstehe gar nichts davon); *il est vray et verité* 87; *gauldir, galler* 240; *fiers, forts, felons* 257.

12) Allegorisch-moralisierende Epik. *(Roman de la rose; Elie's Ovidübersetzung.)* Ro: *recorbilliés et croçues* I 47; *de dolor et de despit* I 6; *fauce ou fole* II 6; *melles i avoit et mauvis* I 22; *paindre, portraire* I 6; *bien pignie et bien parée* I 19; *or resui princes or sui pages* II 10; *or sui Robers or sui Robins* II 10; *saines et series* I 22. E: *et si li achate et aporte* 1265; *ou gresle ou glace* 1139; *proier et pener* 571; *pignier ne poncier* 635; *proié, ploré* 954; *soupir, sanglot* 900; *qui est cist vielz? qui est cist vairs?* 192.

In diesen beiden Werken ist die Alliteration gern und in passender Weise verwandt.

13) Kunstlyrik der späteren Zeit. *(Adam de la Halle; Rutebeuf; Christine de Pisan; Charles d'Orléans.)* AH: *riant et rosine* 90; *et plus sage et plus souffrant* 14; *triste et tenchans* 300. Ru: *à vos m'acort, à vos m'apaie* I 133, 20; *bediaus et bailliz et borgois* II 39, 18; *bien et bontei* II 7, 11; *et cruel et contralieus* I 68, 18; *cras et quarré* I 172, 14; *dur et diver* I 16, 15; *dolente et dure* I 14, 9; *n'a fin ne fons* I 49, 25; *mors et maubailliz* I 3, 13; *meslez et mis* I 67, 1; *peliçon ne pelice* II 40, 24; *ne pain ne paste* I 9, 19; II 48, 23; *et prince et prélat* I 76, 6; *sobres et sages* I 15, 1; *à vins et à vitaille* I 146, 6; *vaines ne voles* II 28, 8. CP: *son corps et sa conscience* 5561; *plus sont delitables et drois* 928; *et*

esparses et esperdues 375; *et des estans et des errables (estoiles)* 1828; *leurs forces et leurs influences* 1831; *ne fist mur ne masure* 801; *prompt et prest* 5496; ChO: *avugle et assourdy* 278; *sans congié ou commandement* 51; *mon cueur et ma quictance* 157; *dangier et dueil* 74; *dueil et despit* 79; *sans faveur ou sans flaterie* 27; *refroidist et froisse* 87; *passez, présenz* 228; *pour seigneur et souverain* 10; *comme subgiez et serviteurs* 297.

In dieser Klasse wendet AH die Alliteration ziemlich selten an, die anderen häufig und geschickt, Ru mit vielen Anlehnungen an die Sprache des Volkes.

Überschauen wir das ganze Gebiet nochmals, so sehen wir, wie die Alliteration allmählich gegen Ende der altfranzösischen Zeit an Häufigkeit zunimmt. Betrachten wir flüchtig die weitere Entwickelung der hier untersuchten Erscheinung in der französischen Litteratur. In der mittelfranzösischen Zeit scheint sie auf derselben Stufe geblieben zu sein, mindestens wird eine Abnahme, ein Vermeiden des Anreimes nicht bemerklich. Die klassische Periode jedoch räumte mit der Alliteration vollständig auf; in dieser Zeit galt eine öftere Wiederholung eines und desselben Konsonanten in einem Verse für unschön, es sei denn, dass eine Tonmalerei beabsichtigt gewesen wäre. Die Romantik indes, die so viele Regeln nicht mehr anerkannte, die dem Klassizismus heilig gewesen waren, hatte kein Bedenken, die alliterierende Verbindung hin und wieder in ihren Gedichten zu gebrauchen. Namentlich aber hat es den Anschein, als ob die jüngste französische Dichterschule, die *Décadents* oder *Symbolistes,* in ihrem Bestreben, die Poesie zu einer gesprochenen Musik zu machen, die Alliteration als Verschönerungsmittel des Verses gern verwendeten.

M. Köhler.

Molière's *Précieuses ridicules*
in ihren Beziehungen zur Marquise de Rambouillet und Mlle de Scudéry.

Die Lösung der grossen Aufgaben, welche dem vorigen Jahrhundert gestellt waren, verminderte die Anteilnahme an der Gedankenwelt des XVII. Jahrhunderts und das Vertiefen in dieselbe. Daher entschwand die Zeit Ludwig's XIII. und XIV. in litterarischer Beziehung der Kenntnis auch bei den Gebildeten allmählich derart, dass man schliesslich fast weniger von derselben wusste als von dem geistigen Leben im griechisch-römischen Altertum. Wie bedeutend dieser fortwährend zunehmende Verlust war, ersieht man schon aus Voltaire's bekanntem *Catalogue alphabétique de la plupart des écrivains français qui ont paru dans le siècle de Louis XIV*, und die Stürme der Revolution zogen nur noch mehr von der Beschäftigung mit jener Vergangenheit ab. Einst hoch angesehene Schriftsteller, sowie solche zweiten und dritten Ranges gingen mit Ausnahme der Dramatiker fast ganz unter; diese jedoch wurden durch die zahlreichen theaterhistorischen Werke des vorigen Jahrhunderts wenigstens bei den mehr gelehrten Litteraturfreunden vor der Vergessenheit geschützt. Allgemein bekannt blieben nur die grossen Dichter und Prosaiker, aber auch diese hatten in litterarischer wie sprachlicher Beziehung aufgehört, völlig verständlich zu sein, wie Voltaire's Kommentar zu den *Œuvres de Corneille* nur zu klar beweist. Warum hätte es den Preziösen anders ergehen sollen? Von den Personen, welche bei Darstellung der preziösen Bewegung jetzt in jedem Kompendium Erwähnung und Besprechung finden, war nicht viel mehr übrig geblieben als die Namen Voiture, Mme de Longueville, Scudéry, Cotin und vor allen das Hôtel de Rambouillet. Zu tief war der Ruhm der *incomparable Arthénice* im Volksbewusstsein begründet, als dass ihr Andenken erlöschen konnte, aber eine nur einigermassen ausführliche Schilderung, eine sachgemässe Würdigung ihres Waltens sucht man bei den Schriftstellern des vorigen

Jahrhunderts vergebens. Ein Verständnis von Molière's *Précieuses ridicules* und *Femmes savantes* war bei solcher Lage wohl nicht möglich. Da aber die genaue Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse nicht mehr vorhanden war, so wurde es üblich, alle Thorheiten Madelon's und Cathos' auf die Marquise zu übertragen, diese für das Urbild der *pecques provinciales* zu halten und ihr die Schuld beizumessen, dass der *bel esprit* so unsinnige Blüten trieb.

Unter allen französischen Dichtern des XVII. Jahrhunderts hat Molière von jeher weitaus am meisten Freunde und Bewunderer gehabt, und gerade ihn vollständig verstehen und würdigen zu können, musste sich immer mehr als Bedürfnis erweisen. Daher hat er zu den mannigfaltigsten Studien angeregt und hauptsächlich dazu beigetragen, dass seine Zeit förmlich wieder entdeckt wurde. Nicht blos das Verständnis seiner Werke, sondern die Kenntnis seiner Zeit überhaupt und nach allen Richtungen geistiger Bethätigung hin ist jetzt wieder erschlossen. Mit liebevoller Hingebung haben französische Forscher unermüdlich auf dem oft öden Felde gearbeitet und uns einen Reichtum von Gedanken und anziehenden Litteraturwerken, eine Fülle interessanter Persönlichkeiten wieder kennen gelehrt, von denen früher kaum noch eine dunkle Kunde vernommen wurde. Die seit Lebret (1733) in rascher Folge erscheinenden grossen Molière-Ausgaben von Auger (1819 ff.), Aimé-Martin (1824 ff.), Moland (1863 f. — 2e Ausg. 1880 ff.), Despois-Mesnard (1873 ff.), Livet (1887 ff.); die verschiedenen Biographieen des Dichters von der Taschereau's (1823 f.) an bis auf die neueste von Mesnard (1889); die geradezu zahllosen Monographieen, welche die grossartigen handschriftlichen und gedruckten Schätze der französischen Bibliotheken verarbeiteten, haben über die Zeit Molière's wieder helle Klarheit verbreitet, seine Werke fast in allen Anspielungen wieder verständlich gemacht. Über Einiges ist der Streit allerdings noch nicht beendet. Zu diesen streitigen Punkten gehört auch die Frage, ob die *Précieuses ridicules* blos die *fausses précieuses* treffen sollten, oder ob der Dichter über diese hinaus auf bestimmte Personen abzielte. In den folgenden Zeilen sei es gestattet, die widerstreitenden Ansichten und Gründe zu beleuchten und eine Entscheidung der Frage zu versuchen.

Von den Zeitgenossen, d. h. von denen, welche zur Zeit der *Préc. rid.* oder bald darauf schrieben, hat Niemand behauptet in denselben eine versteckte Anspielung entdeckt oder vermutet zu haben. Die ältesten Biographen des Dichters, wie La Grange und Vinot (1682), Grimarest (1705), Bruzen de la Martinière (1725), noch auch die zahlreichen *Anas* und Memoirenwerke erwähnen es mit einem Worte, dass die beiden preziösen Gänschen

für Zerrbilder lebender Personen oder deren Lebensart gehalten worden seien, auch Voltaire in seinem *Sommaire* behauptet dies noch nicht. Wer zuerst die Behauptung aufgestellt hat, dass die Marquise de Rambouillet durch Molière verspottet worden sei, vermag ich nicht zu sagen. Auger schrieb (1819): — — *lorsqu'on considère combien l'association des précieuses était formidable par le nombre, le rang, la fortune et le crédit des personnes qui en étaient les membres ou les appuis. Aussi Molière, pour donner le change à leur fureur, crut-il devoir faire une distinction entre les précieuses véritables et les précieuses ridicules, et mettre toutes les sottises de l'hôtel de Rambouillet sur le compte de deux provinciales fraîchement débarquées* (*Œuvres de Molière*, II, 75.) Im Jahre 1835 trat der Graf P.-L. Rœderer dieser Ansicht entgegen und versuchte in seinem berühmten *Mémoire pour servir à l'histoire de la société polie en France* die Marquise zu rechtfertigen und darzuthun, dass Molière sie nicht gemeint haben könnte. Seine Verteidigung litt an so grossen Mängeln, wimmelte von so vielen Fehlern und Lächerlichkeiten, dass dieselbe vielen Widerspruch erweckte, an der Sache wenig änderte. Génin in seiner *Vie de Molière* sagt noch 1846: *Il ne s'agit point là d'un ridicule de province, mais du ridicule de l'hôtel de Rambouillet. M. Rœderer, dans son* Histoire de la société polie, *a beaucoup insisté sur l'injustice prétendue de Molière, et sur les éminents services rendus au langage par la coterie de madame de Rambouillet. Cette thèse a fait fortune, par un air piquant et paradoxal. Que l'hôtel de Rambouillet ait exercé une grande influence sur la langue française, je ne prétends pas le nier; mais que cette influence ait été salutaire, c'est ce qui est très contestable. Pour moi, je suis d'un avis opposé.*[1]) Während Rœderer die Marquise verteidigte, hatte er das Glück, einen anderen Sündenbock zu finden, denn ohne einen solchen geht es einmal nicht, und verkündigte, der Dichter habe unter dem Namen *Madelon* die M^lle^ de Scudéry verspotten wollen, denn diese Dame hätte Madeleine geheissen. Statt die Sache zu klären, machte er sie nur verwickelter, doch hatte Rœderer wenigstens den Erfolg, dass die Litteratur der Preziösen eingehend erforscht wurde. Cousin in seinem Werke *La Société française au XVII^e^ siècle, d'après* le Grand Cyrus *de M^lle^ de Scudéry* (Paris 1858, II, 265) schliesst sich dem Urteil Rœderer's über die Marquise an: *Il est aujourd'hui bien démontré, depuis l'ouvrage de M. Rœderer, que Molière . . . . . . n'a jamais songé*

[1]) *Lexique comparé de la langue de Molière*, S. XVI, vgl. auch *ib.* S. LXXIV ff.

à attaquer l'hôtel de Rambouillet, und fügt *(ib.* 266) hinzu: *Mais nous allons plus loin: nous pretendons que M^lle de Scudéry et sa société, telles qu'elles sont dépeintes dans le* Grand Cyrus, *quoique déjà bien différentes de l'hôtel de Rambouillet, n'ont pas davantage servi de modèle aux* Précieuses ridicules *etc.* Gerade in den letzten Jahrzehnten haben die bezüglichen Forschungen einen grösseren Umfang genommen und reichen Stoff aus gedruckten und ungedruckten Werken allgemein zugänglich gemacht, aber eine Einigung über diese Frage ist noch nicht erfolgt. Einige behaupten, Molière habe durch die Namengebung klar genug angedeutet, dass er Catherine de Rambouillet und Madeleine de Scudéry verspotten wollte (so Fritsche, *Namenbuch,* 2. Ausg. S. 150; H. Kœrting, *Gesch. des franz. Romans etc.* I, 462, vgl. auch Tallemant, *Historiettes,* éd. P. Pâris, VII, 235). Andere halten die Verspottung der Marquise für ausgeschlossen, meinen aber, die Scudéry sei persifliert worden (so Bourgoin, *Valentin Conrart etc.* 1883, S. 254; Larroumet, Ausg. d. *Préc. rid.* Paris, Garnier, 1884 S. 34). Wieder Andere wollen auch die Scudéry nicht als Zielscheibe des Molière'schen Witzes erkennen (so Abbé Fabre, *Jeunesse de Fléchier,* Paris, Didier, 1882 I, 221; Livet, Ausg. d. *Préc. rid.,* Paris, 1884 S. XIII u. *a. a. O.* seiner Schriften, vgl. auch *Moliériste* VI, 148 ff.). Eine vermittelnde Stellung nimmt Despois ein, der *(Œuvres de Molière* 1875 II, 5 ff.) sagt, der Dichter habe nicht bestimmte Personen treffen wollen, aber *il avait beau vouloir s'abstenir des personnalités: elles se faisaient toutes seules; il ne pouvait douter que plus d'un trait, dirigé en apparence contre les précieuses ridicules, porterait plus haut;* ihm schliessen sich Mahrenholtz *(Molière's Leben,* S. 78) und Crane an *(la Société franç. au XVII^e siècle.* New-York and London, Putnam's Sons, 1889, S. XLIX); ähnlich urteilt auch Rathery *(M^lle de Scudéry etc.* Paris, Techener 1873, S. 85). Dies ist in kurzem Überblick die geschichtliche Entwickelung der Frage und ihr heutiger Stand. Untersuchen wir jetzt die Gründe, wo solche überhaupt vorgebracht worden sind.

Wie es gekommen ist, dass die Marquise de Rambouillet für eins der Urbilder zu den *Préc. rid.* gelten konnte, ist schon entwickelt worden. Dass diese Behauptung falsch ist, haben nach Rœderer viele mit guten Gründen erhärtet. Aus Allem, was bisher über die edle Marquise und deren Gesellschaft an authentischem Material an den Tag gefördert worden ist, ergeben sich gar keine Vergleichungspunkte, ausser dem, dass Molière eine der Dämchen *Cathos* nannte. Daraus aber etwas zu folgern, ist doch sehr misslich, da dies (ebenso wie *Madelon)* ein ganz

gebräuchlicher, neben *Catin* auch in Lustspielen jener Zeit sehr oft vorkommender Name ist. Wenn Fritsche *(a. a. O.)* sagt, er verstehe trotz der Ereiferung mancher Kommentatoren nicht, warum Molière sich nicht auch diesen Scherz gemacht haben sollte, so ist doch manches dagegen einzuwenden: das Hôtel de Rambouillet war im Jahre 1659 schon lange nicht mehr der Mittelpunkt der litterarischen Gesellschaft, die Marquise lebte in völliger Zurückgezogenheit, aus der sie nur selten heraustrat; ausserdem war aber ihr Ansehen so unbestritten, dass Molière als Leiter eines ganz jungen Theaters in Paris es nicht wagen konnte, gegen dieselbe eine beissende Satire zu schleudern; er hätte sich sein Geschäft von vornherein verdorben. Um diese Behauptung zu stützen, hat man sich auf einige Stellen zeitgenössischer Schriftsteller berufen, ob aber mit Recht, ist die Frage. Tallemant des Réaux *(Historiettes* VII, 227) hat auf das Ausführlichste von dem Fiasko, welches M. de Langey in der Ausübung seiner ehelichen Pflichten gemacht, sowie von dem Ehescheidungsprozess mit möglichster Ausführlichkeit und Unverblümtheit berichtet und fügt hinzu: *quand M. de Lillebonne espousa* [3. Sept. 1658] *feu M^{lle} d'Estrées* [† 18. Dez. 1658], *qui estoit précieuse, on dit de luy comme de Grignan, quand il espousa M^{lle} de Rambouillet* [d. i. Angélique], *un des originaux des Précieuses, qu'il avoit fait de grands exploits la nuict de de leurs nopces* [27. April 1658]; *M^{me} de Montausier escrivit à sa sœur, en Provence: „On fait des medisances de M^{me} de Lillebonne comme de vous.“ M^{me} de Grignan respondit que, pour remettre les Précieuses en réputation, elle ne savait plus qu'un moyen, c'estoit que M^{lle} d'Aumale espousast Langey.* Dazu bemerkt P. Pâris: *un des originaux des Précieuses, c'est à dire, une des personnes qui ont servi de modèle pour les* Précieuses. *Ces mots de des Réaux ont une grande importance littéraire, puisqu'ils sont écrits environ un an après la première représentation des* Précieuses ridicules, *et parce qu'il ne peut avoir voulu désigner que la comédie de Molière, qui faisait alors tant de bruit. C'était donc bien sur les patrons de l'hôtel de Rambouillet que Molière avait dessiné ses copies. Cela est dur à confesser; j'en suis fâché pour Rœderer, Walckenaer et bien d'autres; mais le témoignage est irrécusable.* Woher er weiss, dass die betreffende *Historiette* im Jahre 1660 verfasst sei, sagt Pâris nicht; mit Ausnahme des letzten Teils (von S. 228 unten) kann dieselbe sehr wohl noch im Jahre 1658 oder Anfang 1659 geschrieben worden sein. Ferner ist es mir ganz zweifellos, dass der Verfasser nicht Molière's *Préc. rid.* gemeint hat; wäre dies der Fall gewesen, so hätte er, weil die

Darstellung an Interesse gewann, dies klar gesagt, und im stande war er dazu. Er sagt aber bloss, Angelique de Rambouillet, oder vielmehr d'Angennes sei für die Preziösen ein Vorbild gewesen, dieselben hätten ihr nachgeahmt, und das wissen wir auch sonst. Aus der mitgeteilten Stelle und aus dem weiteren Zusammenhang lässt sich weiter nichts folgern. Einen Anhalt könnte das Manuskript geben durch die Art, wie das Wort *Precieuses* geschrieben ist; der Herausgeber lässt es sich vom Kontexte abheben, ob die Handschrift ihn dazu berechtigte, kann nur eine Vergleichung ergeben. Ferner ist noch von Keinem behauptet worden, dass Angélique d'Angennes das Urbild der Cathos oder Madelon sei, und Pâris will das auch nicht behaupten; um also zu dem gewünschten Ergebnis zu gelangen, dehnt er ganz willkürlich den Ausdruck Tallemant's auf das ganze Hôtel de Rambouillet aus. Nach meiner Ansicht beweist diese Stelle aus den *Historiettes* gar nichts, als dass M^lle^ d'Estrées und Angélique Preziösen waren, und dass der letzteren Benehmen nachgeäfft wurde. Geradezu unbegreiflich ist mir, was Despois *(a. a. O.* S. 4) aus den Worten Tallemant's macht: ..... *bien que Tallemant des Réaux ait prétendu savoir que M^lle^ de Rambouillet fut l'original dont l'une des précieuses de Molière était la copie.* Sagt dies der Skandalchronist? Noch eine Stelle aus *Tallemant* wird angezogen, um es glaublich zu machen, dass die Marquise mit Molière's Preziösen Ähnlichkeit gehabt habe: *des Réaux, son admirateur, dit d'elle qu'elle était un peu trop complimenteuse, un peu trop délicate: „cela va dans l'excès", ajoute-t-il.* So zitiert Despois *(a. a. O.* S. 64); aber ganz andere Bedeutung erlangen die Worte, wenn man sie in dem Zusammenhange betrachtet, in dem sie bei Tallemant (II, 504 ff.) stehen: *Elle est un peu trop complimenteuse pour certaines gens qui n'en valent pas la peine; mais c'est un défaut que peu de personnes ont aujourd'huy, car il n'y a plus guères de civilité. Elle est un peu trop delicate, et le mot de* teigneux *dans une satyre ou dans une épigramme luy donne, dit-elle, une vilaine idée. On n'oseroit prononcer le mot de* cul; *cela va dans l'excès, surtout quand on est en liberté. Son mary et elle vivoient un peu trop en ceremonie.* Die Rede, auch diejenige der Gebildeten, vermied es damals nicht, Alles bei dem richtigen Namen zu nennen, wie es heutzutage der Anstand vielfach verbietet, ja nach Bayle's *Dict. hist. etc.* IV, 643 B wurden Voiture's *Stances sur une dame dont sa juppe fut retroussée en versant dans une carrosse à la campagne* (wo die Wörter *derrière* und *cul* keine nebensächliche Rolle spielen) von den meisten Damen gesungen. Ist es

nicht vielmehr ein Verdienst der Marquise, dass sie derartige Ausdrücke aus der Unterhaltung zu verbannen strebte? Weshalb Tallemant ein solches Zartgefühl nicht verstehen konnte, wird bei Lesung seiner *Historiettes* nur zu klar. Dass ferner die Marquise ein Unbehagen empfand, wenn ihr ekelhafte Vorstellungen erweckt wurden, wie durch das Wort *teigneux*, ist nicht ein Bischen schlimmer, als wenn unser Gœthe, der doch ein kräftiger Mann war (Ausg. von 1830, XXXII, 73), von sich sagt, er habe bei der Lektüre des *Armen Heinrich* einen physisch-ästhetischen Ekel gehabt, der soweit gegangen, dass er bei wiederholter Lesung sich selbst von der in dem Gedichte geschilderten Miselsucht hätte angesteckt glauben können. Ob Gœthe deswegen der Zimperlichkeit von Jemand angeklagt worden, ist mir nicht bekannt.

Die aus Tallemant des Réaux angezogenen Stellen bieten also keinen Anhalt für die Behauptung, dass die Marquise von Molière satirisch dargestellt worden sei.

Ferner sind zwei Stellen aus Somaize in dem Sinne gedeutet worden, als ob Molière durch die Schilderung seiner Preziösen höhere Kreise habe treffen wollen. In der *Préface* zu seinen *Véritables Précieuses* greift Somaize Molière's Äusserungen in dessen Vorrede zu den *Préc. rid.* an und sagt: *Cependant il cache sous cette fausse vertu [i. e. sous la modestie] tout ce que l'insolence a de plus effronté, et met sur le théâtre une satyre qui, quoy que sous des images crotesques, ne laisse pas de blaisser tous ceux qu'il a voulu accuser.* Dieser Angriff ist jedenfalls lediglich aus dem Bedürfnis entsprungen durch masslose Gehässigkeit auf Molière sich die Gunst der Damen zu gewinnen und für guten Absatz seiner elenden Posse zu sorgen. Irgend einen Schluss aus diesen Worten auf bestimmte Personen und Kreise zu machen ist bei der Allgemeinheit des Ausdrucks nicht möglich. — In der angeblich von einem Freunde, aber wahrscheinlich von Somaize selbst geschriebenen *Préface* zum *Grand dictionnaire hist. des Précieuses* werden die Damen in vier Klassen eingeteilt: *les premières sont tout à fait ignorantes.* Die zweite Klasse begreift die, welche man meint, *quand nous disons un esprit de femme, c'est à dire un esprit borné. Les troisiemes sont celles qui, ayant ou un peu plus de bien ou un peu plus de beauté que les autres, taschent de se tirer hors du commun; et pour cet effet elles lisent tous les romans et tous les ouvrages de galanterie qui se font.* Weiter bemerkt er von dieser Art: *Elles ne scauraient souffrir ceux qui ne scavent ce que c'est que galanterie, comme elles taschent de bien parler, disent quelquefois des mots nouveaux sans s'en appercevoir, qui, estant prononcez avec un air dégagé et avec toute la*

delicatesse imaginable, paroissent souvent aussi bons qu'ils sont extraordinaires; et ce sont ces aimables personnes que Mascarille [i. e. Molière] a traitées de ridicules dans ses Pretienses. Die vierte Klasse bilden die *pretieuses sçavantes. Ce sont de ces deux dernieres sortes de femmes dont Monsieur de Somaize parle dans son dictionnaire sous le nom de pretieuses du second ordres, et les autres sont de veritables pretieuses.* Weit entfernt für die in Frage stehende Behauptung etwas zu ergeben, spricht diese Ausführung gegen dieselbe, indem sie feststellt, dass Molière die Preziösen zweiten Ranges, die aus Pflichtgefühl jeden Roman lasen und Sprachunsinn trieben, lächerlich gemacht hat, wobingegen er ein Gleiches in Betreff der *sçavantes*, der Schriftstellerinnen, nicht behauptet.

Endlich wird noch Boileau zum Beweise angeführt, der in seiner X. *Satire* (von 1693!), Vers 438 ff. sagt:

Une précieuse,
Reste de ces esprits jadis si renommés
Que d'un coup de son art Molière a diffamés.

Despois (*a. a. O.* S. 4) bemerkt dazu: *Ces esprits si renommés n'étaient évidemment pas les pecques provinciales que Molière avait mises en scène, et c'est ce dont personne ne paraît avoir douté parmi les contemporains.* Das ist doch gewiss eine gewaltsame Auslegung. In der That waren die *précieuses bourgeoises* oder *du second ordre* vor Molière's Auftreten gegen dieselben *renommées*, wäre ihr Ruf nicht in Paris und in den Provinzialstädten ein so lauter gewesen, hätte Molière dann wohl sich überhaupt gemüssigt gesehen gegen dieselben zu schreiben? Wenn Despois ferner sagt, die Zeitgenossen hätten zweifellos dieselbe Ansicht, wie er, gehabt, so hoffe ich, dass die vorangehende, vollständige Ausführung der Zeugnisse beweist, dass wenigstens die schriftstellernden Zeitgenossen nichts davon zu wissen scheinen, dass Molière bestimmte berühmte Personen angreifen wollte. Was die übrigen Zeitgenossen gedacht haben oder gedacht haben könnten, das bleibt füglich ausser Betracht.

In seiner *Préface* leugnet Molière bekanntlich ab bestimmte angesehene Personen gemeint zu haben: *J'aurois voulu faire voir qu'elle [i. e. cette Comedie] se tient par tout dans les bornes de la satyre honneste, & permise; que les plus excellentes choses sont suiettes à estre copiées par de mauuais Singes, qui méritent d'estre bernez, que ces vicieuses imitations de ce qu'il y a de plus parfait, ont esté de tout temps, la matiere de la Comedie* etc. Da diese Worte schlecht mit der betreffenden Behauptung in Einklang zu bringen sind, so wird kurzweg die

Aufrichtigkeit derselben bestritten; man sagt, es seien *précautions oratoires* (Rathery), Ausflüchte und dergleichen. Bekannntlich hat Molière mehrfach gegen die Sucht seiner Zeitgenossen sich erklärt in seinen Komödien Portraits zu vermuten und zu finden, so im *Impromptu de Versailles* und noch einmal, als er zwei Tage vor der ersten Aufführung die *Femmes savantes* seinen Zuschauern empfahl. Nach allgemeiner Annahme hat Molière das letzte Mal (9. März 1672) wider besseres Wissen gesprochen, die zur absichtlichen Verspottung zweier Zeitgenossen dienenden Reden und Situationen abgeleugnet. Es wäre daher wohl möglich, dass der Dichter i. J. 1659 gleicher Weise verfahren sei, aber die beiden Fälle liegen doch wesentiich verschieden. Im Jahre 1672 erkannten die Zuschauer Cotin und Ménage sofort in *Trissotin* und *Vadius*, und der erstere fühlt sich selbst getroffen, wie durch de Visé im *Mercure galant* brühwarm mitgeteilt wird; im Jahre 1659 fühlte sich weder die Marquise, noch die Scudéry, noch eine andere bestimmte Dame der besseren Gesellschaft getroffen, und keiner von den vielen hungrigen Litteraten jener Zeit hat berichtet, dass Jemand Madelon und Cathos für *personnages déguisez* gehalten oder erklärt habe. Ich bin der Ansicht, dass Molière in der *Préface* zu den *Préc. rid.* nicht geflunkert hat, und kann folgendes zur Begründung anführen: 1) Es gab in der That i. J. 1659 zwei ganz verschiedene Arten von Preziösen, die Vorbilder und die Nachäfferinnen; das bezeugt Somaize in der zweiten von den oben angeführten Stellen, ferner Scarron in der *Épître chagrine* vom Jahre 1659 (vergl. in der *Zeitschrift* XI[1], S. 173), und auch schon 1656 machte der Abbé de Pure diesen Unterschied und sagte, er habe mit seiner italienischen Posse die *fausses précieuses* gemeint.[1]) 2) Molière's Behauptung wird bestätigt durch zwei unverdächtige Zeitgenossen. Somaize sagt in der *Préface* (siehe oben) ausdrücklich, Molière habe die *précieuses galantes* oder *du second ordre* lächerlich gemacht, von den *précieuses savantes*, zu denen doch die Marquise und die Scudéry gehören, sagt er ein Gleiches nicht. Furetière, der Verfasser mehrerer satirischer Schriften gegen die Preziosität, erklärt: *Précieuse est une épithète qu'on a donné ci-devant à des filles de grand mérite et de grande vertu, qui savaient bien le monde et la langue; mais parce que d'autres ont affecté et outré leurs manières, cela a décrié le mot, et on les a appelées fausses Précieuses ou Précieuses ridicules dont Molière a fait une comédie, et de Pure un roman.*[2])

[1]) Vergl. Somaize, *Grand dict. hist.*, éd. Livet I, 188.
[2]) Zitiert nach Livet, *Préc. rid.* S VI.

Da also Molière nach meiner, wie ich hoffe, begründeten Ansicht der Wahrheit gemäss behauptet, nur die *mauvais singes* habe er treffen wollen, so ist die Marquise auch dadurch noch von dem Verdachte freigesprochen, dass sie, die edelste und erste der Damen, welche man seit etwa 1652 als Preziösen bezeichnete, durch Molière verspottet, karrikiert worden sei, und es bliebe nur noch ein Wort über M^{lle} de Scudéry zu sagen übrig.

So viel wir wissen, haben die Leser und Zuschauer bis zu Rœderer's berühmten *Mémoire pour servir* etc., also 176 Jahre lang nicht geahnt, dass Molière die Scudéry durch die Figur Madelon's habe verspotten wollen, dem Jahre 1835 war diese Entdeckung vorbehalten. Nachdem dieselbe nun einmal gemacht war, fand sie mehr gläubige Verfechter als Gegner. Zu den Gegnern gehört als der erste, der mit guten Gründen seine Behauptung verficht, Victor Cousin. Dieser scheint aber (vgl. oben) in der litterarischen Thätigkeit der Scudéry zwei Phasen zu unterscheiden, die Periode des *Grand Cyrus* und diejenige der *Clélie,* und nur für die erste der beiden Perioden ihre Vorbildlichkeit für Molière zu bestreiten. Livet und der Abbé Fabre *(a. d. a. O.)* erkennen die Scudéry überhaupt nicht in der Posse wieder. Die Gründe, welche man für die Verspottung anführt, sind wenig zahlreich. Hr. Kœrting in der *Geschichte des französischen Romans* (I, 462) fasst sie zusammen: „Dass der unvergleichliche Spott dieser Komödie Molière's sich fast ausschliesslich gegen die Verfasserin der *Clélie* wendet, darüber könnte kein Zweifel sein, selbst wenn Molière Gorgibus' gezierte Tochter nicht nach Madeleine getauft hätte. Er verspottet ja aufs deutlichste das Liebessystem ihrer Romane, die *Carte de Tendre*, den faden Witz Amilcar's. 1659 erschienen die *Lächerlichen Preziösen;* 1660 verlässt Madeleine eine Manier, die ihr den Hohn des grössten Zeitgenossen eingetragen. Es hiesse die Augen absichtlich verschliessen, wollte man zwischen den beiden Daten keinen ursächlichen Zusammenhang annehmen." Dagegen lässt folgendes sich geltend machen. Ob die beiden Romane *Almahide* und *Mathilde* von Madeleine verfasst sind, ist noch nicht erwiesen, und der Verfasser der verdienstlichen *Geschichte des französischen Romans* bringt auch keine Beweise dafür. Dass die Scudéry die Manier der *Clélie* aufgegeben hat, ist allerdings richtig; nach den *Ménagiana* (I, 206, Ausg. von 1694) hatte sie noch einen Roman gedichtet, wollte denselben aber nicht veröffentlichen, weil *personne ne voudroit ni l'acheter ni lire.* Welcher Art dieser zurückgehaltene Roman war, ob es vielleicht einer der beiden genannten gewesen, ist nicht bekannt. Wie sich das nun auch verhalten mag, jedenfalls hat Madeleine

die von ihr zu Blüte geführte Manier des Romans nach Beendigung der *Clélie*, welche mit dem Auftreten Molière's fast zusammenfällt, nicht weiter gepflegt. Ob die *Préc. rid.* dies veranlasst haben oder nicht, lässt sich nicht erweisen. Wenn die Annahme richtig ist, dass die Dichterin aber ihr Werk und sich selbst getroffen fühlte, dann muss man sich darüber wundern, dass dieselbe sich zu keinem ihrer vertrauten Freunde brieflich darüber äussert, selbst nicht in den Briefen an den Abbé Boisot vom 6. März 1694 ff., wo sie sich gegen Boileau's Angriffe verteidigt. So wie ich die *illustre Sapho* beurteile, war sie nicht danach angethan, eine Kränkung still hinzunehmen. Deshalb glaube ich auch, dass sie Molière's Posse nicht als gegen sich gerichtet, betrachtete, und dass sie nicht durch dieselbe bestimmt wurde, die Manier anfzugeben, dass vielmehr andere Ursachen sie dazu vermochten. — Der Namengebung *(Madelon: Madeleine)* möchte ich gar keine Beweiskraft beimessen (vergl. oben). — Was endlich den dritten von Kœrting angeführten Grund betrifft, so gebe ich auch diesen nicht als richtig zu. Zwar spielen das Liebessystem, wie die *Clélie* es lehrt, und die *Carte de Tendre* eine Rolle in den *Préc. rid.*, indem die *pecques provinciales* dieselben zum Vorbilde nehmen, ihr Gebahren danach einzurichten. Aber nach meiner Ansicht verspottet es die Thörinnen, welche das wirkliche Leben nach den Phantasiegebilden der Dichter gestalten wollen, statt sich vom gesunden Menschenverstande führen zu lassen. Die Scudéry und ihre Romane verspottete er in den *Préc. rid.* ebenso wenig, wie in den *Femmes savantes* die Wissenschaften, weil sie unberufene, unfähige Pflegerinnen finden, wie im *Tartuffe* die Religion, weil sie zum Deckmantel des Verwerflichen dient. Einen Angriff auf die Scudéry und zwar den einzigen auf Molières Seite, findet man im *Sganarelle* Vers 27 ff., wo Gorgibus unter anderem sagt:

> *Et vous parlez de Dieu bien moins que de* Clélie.
> *Jetez-moi dans le feu tous ces mechants écrits,*
> *Qui gâtent tous les jours tant de jeunes esprits.*
> *Lisez-moi, comme il faut, au lieu de ces sornettes.* — —

Endlich der Umstand, dass der Dichter gerade die Scudéry'schen Romane als Vorbilder für seine Heldinnen wählt, ist als Beweis für Verspottung derselben hingestellt worden. Aber welchen anderen Roman hätte er i. J. 1659 wohl nehmen sollen? Kein anderer war auch annähernd so populär, kein anderer behandelte so viele allgemein interessante Personen und besprach so eingehend die Gedanken, welche die Zeit beherrschten, als gerade der *Grand Cyrus* und die *Clélie*. Nach dem Urteil der später Geborenen waren es wahre Ungetüme, voll von lächerlich

erscheinenden Gedanken; zu ihrer Zeit wurden sie mit ganz anderen Augen betrachtet, nach anderen Grundsätzen beurteilt und erfreuten sich der grössten Verehrung diesseits wie jenseits des Rheins. Zudem enthalten sie sehr viele gute und ausgezeichnete Stellen, von denen Molière bekanntlich eine fast wörtlich in den *Femmes savantes* benutzte. Die *Carte de Tendre* gilt als das Non plus ultra des preziösen Unsinnes, aber ist es denn wirklich so schlimm damit? „Es ist," wie H. Kœrting *(a. a. O.* I, 441) treffend sagt, „eine süssliche Spielerei, der sich aber gleichwohl ein gewisser Esprit und eine gewisse Zartheit nicht abstreiten lassen." Zur Milderung des Urteils über dieselbe muss es beitragen, dass die Erfinderin selbst sehr gering von dieser Tändelei dachte und nicht versäumte dieselbe mit folgenden Worten den Lesern darzubieten: *comme il y a d'etranges gens par le monde, j'apprehende extrêmement qu'il n'y en ait qui s'imaginent que j'ay pensé à cela fort serieusement, que j'ay resvé plusieurs jours pour le chercher, et que je crois avoir fait une chose admirable. Cependant c'est une follie d'un moment, que je ne regarde tout au plus que comme une bagatelle* etc. Den Zeitgenossen gefiel dieses Spiel ungemein, wie die zahlreichen Nachahmungen beweisen. Das Lächerliche liegt einzig in der übertreibenden Bewunderung, welche eine Kleinigkeit zu einem grossen Ereignis aufbauschte; dies hat Molière vielleicht nebenbei geisseln wollen, die Sache selbst bleibt von der Satire unberührt.

Weitere Gründe sind mir nicht bekannt geworden, welche beweisen sollen, dass Molière in den *Préc. rid.* die Marquise de Rambouillet und M^lle de Scudéry satirisiert habe, und diese Gründe habe ich, wie ich hoffe, als nicht stichhaltig nachgewiesen. Irgend welche Ähnlichkeit, wie solche bei *Alceste* (Montausier), *Trissotin, Vadius* und anderen Figuren von Molière's Bühne bestehen, sind bei *Madelon* und *Cathos* nicht erfindlich und auch nicht gefunden worden.

Da also die Zeitgenossen keine Verspottung bekannter und angesehener Personen in den *Préc. rid.* erblickten, da ferner die als Urbilder verdächtigten Beiden sich in den Personen des Stückes nicht wiedererkannten, endlich da die für eine dahinzielende Behauptung aufgestellten Gründe nicht stichhaltig sind, so verwerfen wir die Ansicht, dass historisch bekannte Personen von Molière in den *Préc. rid.* satirisch behandelt worden seien, und damit sind wir zu dem Standpunkte der Betrachtung zurückgelangt, auf welchem sich Molière's Zuschauer befanden.

Welches Molière's Absicht war, als er in der IV. Szene seiner Posse die Liebestheorieen der *Clélie* und die *Carte de*

Tendre heranzog, geht aus dem Gesagten schon hervor, doch sei ein kurzes Wort weiterer Begründung noch gestattet.

Das Ende des 16. und die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts waren einer von den Zeitläuften, in welchen Romane eine tiefere und allgemeinere Wirkung auf das französische Volk ausübten, als in anderen. Dieser grosse Einfluss war durch die Ritterromane, besonders durch den *Amadis* begründet worden und wurde durch d'Urfe's *Astrée* (1610) ein weithin herrschender. Dieser Hirtenroman führte in eine ideale, glückliche Welt ein, in der die Leser das fanden, was sie in der wirklichen schmerzlich vermissten. In diesen vertieften sich Hoch und Niedrig, um die Gegenwart auf eine Zeit zu vergessen; ja man setzte die Täuschung weiter fort, indem man aus dem Roman in das Leben soviel als möglich hineinrettete. So erzählt schon 1627 Sorel im *Berger extravagant* (S. 51): *j'estois, dit Lysis, d'une compagnie où les garçons et les filles prenoient tous des noms du livre d'*Astrée, *et notre entretien estoit une pastorale perpétuelle.* Obwohl dem Schäferroman eine nur kurze Pflege zu teil ward, blieb die *Astrée* noch viele Jahrzehnte ein Lieblingsbuch. Schäferspiele wurden nach ihr von Gesellschaften ersonnen und aufgeführt, wie wir vom Kreise der Marquise de Rambouillet u. a. wissen, die Unterhaltung bewegte sich vielfach in dem Gedankenkreise und in den Ausdrücken desselben, und der Roman erhielt schliesslich eine über das Bedürfnis geistiger Erholung und Anregung weit hinausgehende Bedeutung. Lehrreich sind in dieser Beziehung die Brieflitteratur und die Komödien jener Zeit, wie in der *Zeitschrift* (Band XI[1], S. 168 f.) ausgeführt ist. Die Romane galten als eine Quelle der Belehrung und *scavoir les romans* war eine Forderung, die man an den Gebildeten stellte. Die eigentümliche in den Damenzirkeln zum Ausdruck kommende Geistesrichtung leistete der Vertiefung dieses Einflusses mächtigen Vorschub und zur Zeit, wo Molière seine Vaterstadt wieder betrat, war die Herrschaft der Romanideen so gewaltig, dass sie eine Gefahr für das Volk bedeutete. Es entspricht den Thatsachen, wenn Molière die beiden Preziösen so darstellt, dass sie die Entscheidung über einen so wichtigen Akt, wie die Eheschliessung ist, völlig nach den Moderomanen treffen und die durch den gesunden Menschenverstand gegebenen Gesetze ausser Acht lassen. Dass der Dichter gegen dieses Übel auftrat, ist verdienstlich und rechtfertigt genügend die Abfassung seines Werkes. Diese Tendenz hätte ihm Stoff genug dargeboten, um das ganze Stück damit auszufüllen. Er hielt es aber für notwendig noch einen zweiten Schaden seiner Zeit zu rügen, nämlich die bis zur Widersinnig-

keit gebliebene bildlich umschreibende Redeweise der Preziösen. Auch diese aus der Anwendung von dichterischen Floskeln am unrechten Orte hervorgegangene Liebhaberei konnte für das geistige Leben eine Gefahr bergen, wenn es derselben gelang, ernsthaften Ausdruck in der Litteratur zu gewinnen.

Dies sind die Ansichten, welche ich mir über den behandelten Punkt nach langer, ausgedehnter Lektüre gebildet habe. Ich bin mir bewusst, vielfachen Widerspruch zu begegnen, sehe aber demselben, soweit er ein sachlicher bleibt, mit der Hoffnung entgegnen, dass die Lösung dieses kleinen Problems dadurch gefördert wird. W. Knörich.

Miszelle.

Herr F. Brunetière als Voltairekritiker.

In der *Revue des deux mondes* vom 1. November 1889 hat der bekannte Verfasser der *Revues littéraires* der erwähnten Zeitschrift auch Bengesco's *Voltaire-Bibliographie* besprochen, deren dritter Teil seit kurzem gedruckt vorliegt. Alles, was Br. zum Lobe dieses überaus fleissigen, sorgfältigen, für den Voltaireforscher unentbehrlichen Werkes sagt, unterschreiben wir vollständig, glauben aber entschiedene Verwahrung einlegen zu müssen, wenn der genannte Kritiker die deutschen und englischen Voltaire-Biographen für angeblich irrtümliche Auffassungen des Philosophen von Ferney verantwortlich macht, in denen sie nicht nur mit den „nationalen" Kritikern völlig übereinstimmen, sondern auch entschieden das Richtige getroffen haben.

Zuvörderst scheint uns die Kenntnis des Herrn Brunetière von der deutschen oder englischen Voltairelitteratur eine sehr eng begrenzte zu sein, er erwähnt nämlich nur *speciminis causa* je eine Schrift. Ein Meister gewandter Dialektik wie er ist, hilft er sich zwar mit der Wendung, er wolle nur die Schriften allerneuesten Datums berücksichtigen, aber da will dass Unglück, dass er Hertz's an sich sehr verdienstvolles Werk über *Voltaire und die französische Strafrechtspflege* hineinzieht, das mit der beanstandeten Auffassung gar nichts zu thun hat. Ob Herr Br. des Deutschen soweit mächtig ist, um die Werke unserer Fachlitteratur im Originale lesen und verstehen zu können, wissen wir nicht, vielleicht muss er, wie so viele namhafte Pariser Gelehrte, sich auf Referate französischer Zeitschriften oder auf mündliche Überlieferung einzelner Abschnitte verlassen,[1]) jedenfalls deutet die Hineinziehung des Hertz'schen Buches darauf hin, dass er das Passende in seinen Zitaten deutscher Fachwerke nicht stets zu finden vermag.

Die beanstandete Auffassung ist nun folgende. Nach allen, die bis jetzt Voltaire's Leben auf Grund eigener oder fremder Studien behandelt haben, ist der Einfluss der englischen Deisten auf des Philosophen spätere kirchenfeindliche oder in Locke's und Newton's Sinne verfasste Schriften ein sehr nachhaltiger gewesen und man braucht

[1]) Letzteres Auskunftsmittel musste z. B. ein französischer Voltaireforscher, nach seinem eigenen Geständnis in Anspruch nehmen, als er des Ref. Schrift: *Voltaire's Leben und Werke* kennen lernen wollte.

hierfür nur die Thatsachen anzuführen, dass Voltaire Locke's und namentlich Newton's System während seines englischen Exils erst kennen lernte und mit der englischen Dichtung und der englischen Sprache nähere Fühlung gewann, dass er für seine kleineren theologisch-philosophischen Streitschriften sehr viele Argumente aus Bolingbroke's *Essays* entnahm, auch, nach brieflichen Äusserungen zu schliessen, Tindal's und Woolston's Schriften nicht fremd blieb. Kein Mensch natürlich, weder ein Franzose, noch ein Deutscher, noch ein Engländer hat jemals glauben können, dass Voltaire erst in England zum Freidenker geworden sei, gegen diese Annahme würde auch die oberflächlichste Kenntnis der vor 1726 von ihm geschaffenen Werke sprechen. Wenn Herr Br. also gegen diese Auffassung kämpft, so streitet er, wie einst der edle Ritter von La Mancha, gegen Windmühlenflügel. Es ist daher völlig unerheblich, ob das ketzerische *Le Pour et Contre* vor oder nach dem englischen Aufenthalte entstanden ist, wenigstens unerheblich für die von Herrn Br. erfundene Streitfrage, wir haben von Voltaire's frühzeitiger Freigeisterei ohnehin direkte Zeugnisse genug. Schon der Verkehr Lord Bolinbroke's mit Voltaire lange vor dessen Reise nach England lässt darauf schliessen, dass der jugendliche Jesuitenzögling nicht nur den bekannten religiösen Anschauungen des englischen Weltmannes nahe stand, sondern auch den englischen Deismus aus den Mitteilungen des Lords kennen lernte. Wann und wodurch Voltaire zum Freigeist geworden, das wäre schon eher ein Gegenstand der Kontroverse. Die Anekdoten über seine ketzerischen Äusserungen während der Gymnasialzeit muss eine bedächtige Kritik wohl verwerfen, aber der Einfluss der Templegesellschaft nach der freigeistigen Richtung hin und die Einwirkung der gesamten ungläubigen und frivolen Weltanschauung der Pariser vornehmen Kreise in den letzten Jahren Ludwig's XIV. sind beglaubigte Thatsachen. Dass auch Bayle, den Herr Br. für Voltaire's Ketzereien allein verantwortlich macht, einen Teil der Schuld oder des Verdienstes trägt, ist wahrscheinlich, aber keineswegs so unbedingt ausgemacht. Hätte Herr Br., der auf Voltaire-Spezialforscher mit einem aus Mitleid und Anerkennung gemischten Wohlwollen hinschaut, einmal Bayle's und Voltaire's philosophische Wörterbücher Zeile für Zeile verglichen, wie Referent es zu thun für nötig erachtete, so würde er in wichtigen philosophischen Fragen natürlich die allen Freigeistern gemeinsamen Berührungspunkte, aber daneben recht viele Abweichungen und in Einzelheiten sogar eine geflissentlich zugespitzte Opposition gegen den älteren Vorgänger gefunden haben. Und was bewiese Bayle's Einfluss, mag er umfassender und nachdrücklicher, oder geringer und oberflächlicher gewesen sein, gegen die Einwirkung des englischen Deisten auf Voltaire's späteres Schaffen?

Nach Herrn Br. ist freilich diese englische Richtung nicht die Lehrerin und Erzieherin der französischen Aufklärung, sondern umgekehrt erst aus Frankreich über den Kanal importirt worden. Sie sei an den religiösen Ketzereien Voltaire's und der Encyklopädisten so wenig Schuld, wie an der französischen Revolution. Zum Beweise beruft er sich auf erbauliche Bussrufe französischer Geistlichen der vor-Voltaire'schen Zeit, denen zufolge der Atheismus die Grundstimmung der französischen Gesellschaftskreise gewesen sei.

Nun, einzelne solcher Klagen und sogar Zeugnisse höchst bedenklicher Ketzereien lassen sich selbst für das mittelalterliche Frankreich beibringen, wir schlagen demnach Herrn Br. die Behauptung vor, dass die Kirchenreformation auch aus Frankreich importiert sei und

auf das Hugenottentum und die Religionskriege des XVI. Jahrhunderts so wenig Einwirkung geübt hätte, wie der englische Deismus auf die Aufklärung des XVIII. und auf die Parteiungen der französischen Umwälzungszeit. Was Herr Br. über die Duplicität in Voltaire's Wesen sagt, ist völlig richtig, aber so bekannt, dass man es in einer der ersten Zeitschriften Europas nicht ausgeführt zu finden erwartet, wenn er aber meint, der Alte von Ferney habe an rücksichtsloser Freigeisterei noch die Encyklopädisten übertroffen, so schiesst er wieder über das Ziel hinaus.

Selbst in seinen Privatbriefen an vertrauteste Freunde und Freundinnen geht Voltaire höchstens ebenso weit wie jene, in den für weitere Kreise bestimmten, obwohl von ihm gewöhnlich verleugneten Schriften ist er viel vorsichtiger. Wie hätte sonst das Sprachrohr der Encyklopädisten, F. M. Grimm, den Patriarchen mehr als einmal als einen lauen und zurückbleibenden Mitstreiter abkanzeln und von ihm sagen können, er spräche über Gott, wie ein liebenswürdiges Kind das thue. Es sind dies Dinge, die ich als zu bekannt nicht weiter ausführe und belege, Herr Brunetière's Beispiel darf mich in dieser Hinsicht nicht verführen.

Nur noch dagegen ein Protest, dass Rousseau's *Emile* Voltaire erst so recht auf die Bahn der Ketzerei geführt habe; ich meine, Voltaire's philosophische Stellung und persönliches Verhältnis zu Rousseau, die grundverschiedenen Anschauungen der *Profession de foi du vicaire savoyard* und der Streitschriften Voltaire's u. A. überheben mich auch hier eines überflüssigen Gegenbeweises. Es ist also völlig gleichgültig, ob eine der vielen antichristlichen Streitschriften Voltaire's etwas früher oder später als *Emile* erschien.

Herr Br. spricht auch von der für den Voltaire-Forscher so überaus wichtigen *Correspondance*, die gegen 11 000, nicht bloss „etliche tausend“ Briefe umfasst, und hat mit seinem treffenden Scharfblick herausgemerkt, dass hier vieles Überflüssige, aber auch manche Lücken zu finden sind. Seinem Vorschlage, diese Sammlung durch zahlreiche Briefe, deren noch Vorhandensein Herr Br. überall erst nachweisen müsste, zu vermehren, stimmen wir unter der Bedingung bei, dass der genannte Kritiker mit uns Voltairisten Freude und Leid der genaueren Prüfung, oftmaligen Lektüre und — was bei Voltaire sehr nötig — der Lesung z w i s c h e n den Zeilen zu teilen bereit ist. Wer, wie Ref., die fast 11 000 Sächelchen einst recht gründlich — auf Kosten seiner Zeit, Gesundheit und Geistesfrische — sich angeschaut hat, begnügt sich einstweilen mit dem vorhandenen Guten, zumal von Herrn Br.'s angestrebter Briefauffindung sich eine wesentliche Vervollständigung des Lebens und Charakterbildes Voltaire's kaum erwarten liesse. Leicht hat es Herr Br., seinem Landsmann Moland einen Vorwurf aus der nach seiner Ansicht ungenügenden Kommentierung der *Correspondance* zu machen. Das Bessere ist zwar des Guten Feind, aber erst muss das Bessere geschaffen werden, und Herr Br.'s Voltaire-Artikel lässt es uns skeptischen Voltairianern wohl zweifelhaft erscheinen, ob der geschätzte Kritiker gerade hier das Bessere bringen kann.

Ich habe oft unsere deutsche Presse bedauert, weil sie nicht ein Organ hat, das sich der *Revue des deux Mondes* im Entferntesten vergleichen lässt, aber so zweck- und kenntnislose Diskussionen, wie die besprochene Rezension des Herrn Br., schwächen dieses Bedauern etwas ab und können dem Renommée des Weltblattes, in Deutschland wenigstens, nur nachteilig sein. R. MAHRENHOLTZ.

Druck von Erdmann Raabe in Oppeln.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Akademie zu Münster i. W. Professor a. d. Universität zu Greifswald

herausgegeben von

Dr. D. Behrens und **Dr. H. Kœrting**
a. o. Professor a. d. Universität zu Jena. Professor a. d. Universität zu Leipzig.

Band XII, Heft 5 u. 7.
Der Abhandlungen
drittes und viertes Heft.

Oppeln und **Leipzig.**
Eugen Franck's Buchhandlung
(Georg Maske).
1890.

Ausgegeben am 20. November 1890.

INHALT.

Abhandlungen.

Beilage: **Katalog** der ***Unterrichtsbücher*** aus dem Verlage von **Friedrich August Herbig** in **Berlin W.,** Postamt 35. Schöneberger Ufer 13.

Ein Lehrplan für den französischen Unterricht am Gymnasium.[1])

Einleitung.

Die Ansicht, dass das Gymnasium nur eine Vorschule der Universität sei,[2]) dass es also seine einzige Aufgabe darin zu sehen habe, seinen Schülern diejenige Vorbildung zu geben, welche sie zu wissenschaftlichen Studien befähigt, setzt voraus, dass wirklich die Gesamtheit, oder wenigstens die Mehrzahl seiner Schüler die Reifeprüfung ablegt und sich der gelehrten Laufbahn widmet. Es müssten dann von den Knaben, die sich alljährlich zur Aufnahme in die unteren Klassen des Gymnasiums drängen, diejenigen ausgewählt werden, welche für gelehrte Studien prädestiniert erscheinen. Es wäre das ein idealer Zustand, der aber eben nur ein Ideal sein kann, solange wenigstens im 9. Lebensjahre über den künftigen Beruf des Menschen eine gewisse Entscheidung getroffen werden muss. Prädestiniert für Universitätsstudien sind ja freilich alle diese kleinen Kerle, die bei den Aufnahmeprüfungen aufmarschieren, oder wohl gar die Vorschule *rite* absolviert haben, aber leider zum Teil nur von sorgsamen Eltern, welche ihren Söhnen eine möglichst glanzvolle Zukunft, die ihnen durch akademische Studien verbürgt scheint, sichern wollen. Das Geschick hat ihnen nicht allen bei der Geburt gelächelt, nicht allen hat es die Fähigkeit auf den Weg gegeben, die schönen Träume der Eltern zu verwirklichen. Und wäre es möglich, dass das Gymnasium sich seine Schüler so

[1]) Ausser den in der folgenden Arbeit angeführten und manchen anderen Schriften stand mir der von dem jetzigen Prov.-Schulrat Herrn Dr. Münch verfasste *Lehrplan für den französischen Unterricht am Realgymnasium zu Barmen* zur Verfügung, dessen Benutzung der Verfasser mir in zuvorkommenster Weise gestattete.

[2]) Siehe G. Kœrting, *Neuphilol. Essays.* Heilbronn, 1887. S. 111.

aussuchte, was sollte dann aus der grossen Masse derjenigen werden, die zurückgewiesen werden müssten? Nur in grösseren Städten würden sie, wie die Verhältnisse einmal liegen, einer anderen höheren Schule sich zuwenden können, um diejenige allgemeine Bildung zu erwerben, welche für ihren Lebensberuf notwendig ist.[1])

Mag man immerhin diese Masse als Ballast bezeichnen, die Thatsache, dass dieser Ballast vorhanden ist, und mitgeschleppt werden muss, lässt sich nicht hinwegleugnen. Nur eine beschränkte Zahl der Schüler des Gymnasiums erreicht in Wirklichkeit das Ziel der Reifeprüfung, und selbst von diesen treten noch manche dem eigenen Triebe oder auch dem Drange äusserer Umstände folgend zu praktischen Berufsarten über. Dass endlich für alle diejenigen, welche nun thatsächlich die Universität beziehen, wirklich wissenschaftliche Arbeit der Lebensberuf werde, darf leider auch füglich bezweifelt werden.

Wäre das Gymnasium nur eine Vorbereitungsschule für gelehrte Studien, so wäre es denkbar, dass ihm nur die Aufgabe zufiele, seine Schüler zu derjenigen allgemeinen Geistesentwickelung zu bringen, welche dieselben zu diesen höheren Aufgaben befähigen würde, während es auf den realen Inhalt des Erlernten nicht ankäme. Es würden sich auch für den französischen Unterricht nach Ziel und Methode Konsequenzen ergeben, wenn anders derselbe ein organisches Glied des Gesamtunterrichts zu sein beansprucht. Würde als Ziel die „Lesefertigkeit“[2]) hingestellt, so würde er aus dem Organismus hinausfallen, er würde wieder an die Peripherie gedrängt, um des praktischen Nutzens wegen als „Nebenfach“ getrieben zu werden. Es wäre dann zugleich aber des Gymnasiums, das nach einer solchen Auffassung allen Utilitätsrücksichten gegenüber sich ablehnend verhalten sollte, unwürdig, das Französische überhaupt in seinen Lehrplan aufzunehmen. Nur insofern es eine rein materiale Bildung an sich ebensowenig geben kann, wie eine rein formale,[3]) würde der französische Unterricht dem Wesen des Gymnasiums entsprechen, während es thatsächlich umgekehrt sein sollte. Auch der französische Unterricht müsste in erster Linie das Ziel der formalen Bildung erstreben, nur nebenher könnte es auf die materiale Seite ankommen, nur nebenher könnte darauf Rücksicht genommen werden, dass der Abiturient die Fähigkeit erlange, späterhin die französische Litteratur, soweit es sein fachliches Interesse verlangt, zu verstehen.

[1]) Siehe Foth, *Der französische Unterricht.* Leipzig, 1887. S. 73.
[2]) Kœrting, *l. c.* S. 134.
[3]) Siehe Völcker, *Zur Reform des höheren Schulwesens.* S. 48 ff.

Zumeist durch den Schlachtruf *Quousque tandem*'s angeregt, haben seitdem viele einer Reform des neusprachlichen Unterrichts das Wort geredet. Das Bestreben der meisten Reformer geht im wesentlichen dahin, die Methode des neusprachlichen Unterrichts von den Fesseln der Nachahmung des altsprachlichen Unterrichts zu befreien, sie der natürlichen Art der Sprachaneignung, welche dem Französischen einerseits als einer lebenden Sprache, andererseits vermöge seines gesamten Organismus zukommt, nach Möglichkeit zu nähern. Bedingung ist dabei, dass die Aneignung des Sprachmaterials nicht als minder wichtig erscheine denn die Vermittelung formaler Bildung. An dem Gymnasium, an dem diese das Endziel alles Unterrichts ist, müsste auch das Französische diesem Endziel zustreben und könnte dann in der That kaum etwas Besseres thun, als sich in der Methode an das Lateinische aufs engste anzuschliessen.

Solange nun der grösste Teil der Gymnasiasten zu einem praktischen Berufe übergeht, muss das Gymnasium auch auf diese seine Schüler Rücksicht nehmen, soviel es vermöge seiner Gesamtorganisation dazu imstande ist. Namentlich muss es dies in denjenigen Fächern, in denen es sich um unmittelbar im Leben verwertbare Kenntnisse handelt. So wenig die Mathematik es sich gestatten darf, über den Geheimnissen des binomischen Lehrsatzes und der trigonometrischen Funktionen das praktische Rechnen zu vernachlässigen, ebensowenig darf der französische Unterricht versäumen, die Schüler in den Gebrauch der Sprache einzuführen, ihnen die, wenn auch zuweilen nur mechanische Fertigkeit beizubringen; er darf nicht in Vornehmthuerei auf eine Aufgabe verzichten, die den wissenschaftlichen und formalbildenden Charakter des Unterrichts in keiner Weise beeinträchtigt. Das Ziel des französischen Unterrichts also sei eine möglichst weitgehende praktische Beherrschung der Sprache, das formalbildende sei die Methode. Dass das Französiche „bei seinem streng logischen Charakter, bei seiner Schärfe und Präzision und seiner Verschiedenheit vom Deutschen auf eine formal nicht weniger bildende Weise gelehrt werden kann“, als das Lateinische,[1]) bedarf keines Beweises.

Praktische Ziele nun sind es vor allen Dingen, welche die Unterrichtsordnung vom 31. März 1882 dem französischen Unterricht steckt, und dabei erkennt dieselbe an, dass das Gymnasium allen seinen Schülern die zeitige Einführung in diese für unsere gesamten bürgerlichen und wissenschaftlichen Verhältnisse wich-

---

[1]) Wiese, *Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen,* II 201. Vergl. uch Perthes, *Zur Reform des lateinischen Unterrichts,* IV 137.

tige Sprache unbedingt schuldig ist. Dadurch aber, dass die Ziele praktische sind, „wird dem französischen Unterrichte im Widerspruche zu dem Geiste der gymnasialen Erziehung, noch nicht der Stempel pädagogischer charakterloser Nützlichkeit aufgedrückt. Da die Art und Weise der Erfüllung der besonderen Aufgabe einer Disziplin durch die Gesamtaufgabe der Schule bestimmt wird, so muss der französische Unterricht seinem speziellen Zweck der materiellen Spracherlernung nur unter Förderung der allgemeinen Erziehungsaufgabe des Gymnasiums zu erreichen suchen."[1])

So ist es ausgeschlossen, dass der Unterricht sich begnügt, eine gewisse Menge positiver Kenntnisse zu übermitteln, es wird vielmehr fortwährend darnach gestrebt werden müssen, den Stoff geistig zu durchdringen und so fruchtbar zu machen für die allgemeine geistige Entwickelung des Schülers. Vergleichung mit verwandten Thatsachen in anderen dem Schüler bekannten Sprachen, Entwickelung der Gründe für die grammatischen Erscheinungen, Eingehen auf das Inhaltliche des Gelesenen, dazu unter Umständen auch hier und da eine Andeutung über die historische Entwickelung einer Spracherscheinung: das werden wesentliche Mittel sein müssen, die geistige Thätigkeit des Schülers zu erwecken und rege zu halten.

Formale Bildung kann und soll jeder Unterrichtszweig im Gymnasium und überhaupt in einer höheren Lehranstalt vermitteln, die harmonische Verbindung von praktischem Können und wissenschaftlichem Erkennen muss das Ziel des französischen Unterrichts sein.

Der Reformbewegung auf dem Gebiete des französischen Unterrichts liegt die Erkenntnis zu grunde, dass die alte grammatisierende Methode psychologische Bedenken errege, dass sie weder dem zu lehrenden Objekte, noch dem lernenden Subjekte genau entspreche. So lange bei dem französischen Unterricht die Bestimmungen der jetzigen Unterrichts- und Prüfungsordnung das Endziel festsetzen, kann von einer Durchführung derjenigen Ansichten nicht die Rede sein, die das Übersetzen aus dem Deutschen für eine Kunst erklären, welche die Schule nichts angeht. Der Wert dieser Ansichten an sich soll hier unerörtert bleiben. Die Bestrebungen für Reform des französischen Sprachunterrichts haben unter den Lehrern des Französischen schnell mehr oder minder begeisterte Anhänger gefunden, nur verhältnismässig wenige derselben dürften heute aus freier innerer Überzeugung heraus auf dem alten Standpunkt verharren.[2]) Nicht

[1]) *Verhandlungen der rhein. Direktoren-Versammlung.* 1887. S. 192.
[2]) *Verhandlungen der rhein. Direktoren-Versammlung.* 1888. S. 200.

als ob alles, was in dieser Hinsicht zu Tage getreten ist, allgemeine Billigung gefunden hätte, allein man darf doch immerhin sagen, dass gewissen Forderungen der Reformer die Zustimmung der meisten Lehrer nicht versagt wird. Ich halte für diese Forderungen die folgenden:

1. Eine korrekte Aussprache ist ein wesentliches Ziel des französischen Unterrichts.

2. Der Lektüre ist eine grössere Bedeutung beizulegen als früher, sie ist in den Mittelpunkt des Unterrichts zu stellen.

3. Der grammatische Stoff ist wesentlich zu beschränken. Hierzu kommt 4. die oben bereits entwickelte Forderung, dass das Können in der Sprache nicht zurücktreten dürfe gegenüber dem Wissen von der Sprache.

Aussprache. Die „Lehrpläne" bezeichnen als erste Aufgabe des französischen Unterrichts die Erzielung einer richtigen Aussprache und eines geläufigen Lesens. Sie stellen damit also eine Forderung auf, die mit der genannten der Reformer übereinstimmt. In der That, jedes Können in einer lebenden Sprache bedingt eine richtige Aussprache. Sich der so an ihn gestellten Aufgabe entziehen, bedeutet für den Lehrer: etwas Unrichtiges, Unwahres lehren, und wenn auch nicht praktische Rücksichten es verlangten, so müssten deshalb doch pädagogische Gründe von uns fordern, dass wir auf eine gute Aussprache hinarbeiten. Dass höhere Ansprüche bezüglich derselben nicht nur in fremder, sondern auch in der eigenen Sprache ausserordentlich hohen pädagogischen Wert haben, wird jeder empfinden, dem nachlässige, dialektische Aussprache eines im übrigen gebildeten Mannes einmal den Genuss eines möglicherweise ganz geistvollen Vortrages verdorben hat.

Warum hat nun die alte Methode des Vor- und Nachsprechens nicht zu einem befriedigenden Resultate geführt? Hauptsächlich weil man sich begnügte und begnügen musste, „mit einer der Muttersprache angenäherten Wiedergabe der Wörter",[1] da das Wesen der Laute überhaupt und damit auch der Unterschied der fremden Laute von den eigenen nicht erkannt war. Heute aber haben wir in dieser Hinsicht festen Boden unter den Füssen. Mag in der jungen Wissenschaft der Lautphysiologie „noch manches unerledigt sein, mögen Theorien noch schwanken und Systeme wechseln, am praktischen Werte des Festgestellten ist kein Zweifel, das Wesen der Laute ist erkannt und kann gelehrt werden, und damit erhält der Betrieb

[1] Münch, *Im pädagogischen Archiv*, XXVIII, S. 526.

der Aussprache im Unterricht seine Würde, seinen wissenschaftlichen Halt, seinen pädagogischen Wert; ein gesundes Ziel ist ihm erreichbar — es muss angestrebt werden".[1] Seither musste der Lehrer sich darauf beschränken, die von dem Schüler hervorgebrachten Laute im gegebenen Falle als unrichtig zu bezeichnen und ihn dann probieren zu lassen, ob er etwa im stande sei, den ihm vorgesprochenen Laut annähernd richtig zu wiederholen, alles war dem Zufall anheimgegeben. Jetzt kann der mit lautphysiologischen Kenntnissen ausgerüstete Lehrer dem Schüler begreiflich machen, worin der Fehler liegt und kann ihm für die richtige Hervorbringung des Lautes eine Beihilfe geben, die nur in seltenen Fällen versagen wird. Lautphysiologische Kenntnisse besitzen muss jeder Lehrer des Französischen und seit die handlichen Bücher von Vietor und von Beyer erschienen sind, ist es ja auch denjenigen, welche in ihren Universitätsjahren sich mit diesen Dingen nicht befasst haben, recht leicht gemacht, dieser Forderung zu genügen.

Ein weiterer Grund zu den Misserfolgen in der französischen Aussprache liegt in der mangelhaften Bezeichnung derselben in den meisten Lehrbüchern. Die seither übliche Art der Aussprachebezeichnung hat namentlich den grossen Nachteil, dass sie den Schüler verleitet die ihm geläufigen — vielfach dialektisch gefärbten — Laute der Muttersprache der Aussprache des Französischen zu Grunde zu legen, so dass ihm ein Verständnis für die Unterschiede deutscher und französischer Laute höchstens in den wenigen Fällen kommt, wo die Schreibung in beiden Sprachen von einander abweicht.

Die Frage, ob und inwieweit lautphysiologische Belehrung in der Schule eintreten solle, wird noch verschieden beantwortet. Das Ziel, welches der genannte Ausspracheunterricht verfolgen muss, ist Treffsicherheit. Es ist nicht abzusehen, wie die Schule, wenn ihr überhaupt die Pflicht auferlegt wird, die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchung für ihre Zwecke zu verwerten, sich der Aufgabe entziehen kann, die Ergebnisse der lautphysiologischen Wissenschaft zur Erreichung dieses Zieles nutzbar zu machen. „Wenn sie (die Lehrer) von dem Schüler genaue Nachahmung ihrer Aussprache verlangen, so müssen sie ihm auch billigerweise die Mittel und Wege zeigen, wie er aussprechen soll."[2] Damit wollen wir allerdings noch nicht der Forderung Breymann's und Möller's zustimmen, dass in jedem einzelnen Falle die Fehlerquelle aufgedeckt und dem Schüler zum Bewusst-

[1] Münch, *l. c.*
[2] *Verhandlungen der rhein. Dir.-Vers. 1888.* S. 213.

sein gebracht werden soll.[1]) Dazu würde eine lautphysiologische Orientierung des Schülers erforderlich sein, die für zehnjährige Knaben zu weit gehen würde und die namentlich nicht, wie die beiden auf pädagogischem Gebiete rühmlichst bekannten Männer annehmen, in einem Kursus von 4—5 Stunden gegeben werden kann. Aber in der That, erst durch die Begründung auf lautphysiologischer Grundlage verliert der Ausspracheunterricht den Karakter des äusserlichen Abrichtens und erhält neben der sprachlichen die hohe pädagogische Bedeutung, die ihm eigen ist. Freilich nur eine dienende Rolle hat die Lautphysiologie zu übernehmen, nicht um ihrer selbst willen ist sie in der Schule zu betreiben. Hier hat sie nur insofern Berechtigung als sie zu dem oben angegebenen Ziele die Wege ebnet und verkürzt.

Die Vorbedingung für die Erreichung einer guten Aussprache ist, wie schon oben angedeutet, dass der Schüler das Bewusstsein von der grundsätzlichen Verschiedenheit der französischen und der deutschen Laute erhalte. Weiterhin hat der Ausspracheunterricht den Schüler zu befähigen, die ihm vorgesprochenen Laute richtig aufzufassen und wiederzugeben. Dies lässt sich nur erreichen, wenn die Organe an die fremden Laute gewöhnt werden.

Zwei Wege scheinen zu diesem Ziele zu führen. Entweder man lässt dem französischen Unterricht einen Lautierkursus vorangehen, oder man führt den Schüler unmittelbar in die Sprache ein und übt die Aussprache am lebendigen Stoffe. Bleiben wir zunächst bei der Betrachtung des letzteren Weges. Es hat auf den ersten Blick etwas Bestechendes, dass das Aussprechen am lebendigen Sprachstoffe erlernt werden soll, praktisch aber scheint es doch nur wenig ausführbar. Will man nicht das etwa vorliegende Lesestück in einzelne Sätze, ja in Wörter und Laute zergliedern, wodurch man dann doch wieder zu dem gelangen würde, was man hat vermeiden wollen, nur in einer ganz unsystematischen, von Zufälligkeiten abhängigen Weise, so werden verschiedene Aufgaben mit einander verquickt, deren Lösung, jede einzeln genommen, dem Anfänger hinlängliche Schwierigkeiten bereitet. Er soll die einzelnen Laute lernen, soll auf Wortton und Satzton achten, und soll schliesslich auch noch dem Inhalte Interesse entgegen bringen. Dies letztere muss vor allen Dingen bei der Durchnahme des Lesestückes, wie sie die Bewältigung der bezüglich der Aussprache gestellten Aufgaben bedingt, sehr bald verschwinden. Ausserdem ist nicht zu ersehen, wie es möglich sein soll, den Schüler an eine korrekte Aussprache

[1]) *Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts.* S. 9.

zu gewöhnen, wenn nur das zufällige Vorkommen im Zusammenhange darüber entscheidet, wie oft jeder Laut geübt werden soll, und auf die Gewöhnung an die Hervorbringung richtiger Laute kommt es doch ganz wesentlich an. Die einzige Abhilfe könnte nur in einem langwierigen Kampfe mit lautlichen Schwierigkeiten gefunden werden, der Lehrer und Schüler gleichermassen ermüden würde.

Es bleibt also nichts Anderes übrig, als dem französischen Unterricht einen Lautierkursus vorauszuschicken, der die Aufgabe hat, den Schüler durch Gewöhnung eine solche Treffsicherheit beizubringen, dass ihm die richtige Aussprache der französischen Laute keine Schwierigkeit bereitet. Dies bedingt naturgemäss, dass die Dauer desselben nicht zu kurz bemessen sei. Um eine stramme Schulung der Organe handelt es sich, nicht um eine Aufklärung des Schülers über die Natur der Laute; darum muss der Lautierkursus etwa 3—4 Wochen dauern. Es möge nochmals daran erinnert werden, dass lautphysiologische Erklärungen, die sich von technischen Ausdrücken, die für den Schüler nicht leicht verständlich sind, frei zu halten haben, immer nur da gegeben werden sollen, wo das Verständnis der Laute oder die praktische Hervorbringung derselben durch die theoretische Auseinandersetzung erleichtert wird. Man gebe sich keinen übertriebenen Hoffnungen über den Erfolg des Lautierkursus hin. Er kann unmöglich die Folge haben, dass die Schüler nun überhaupt keine Aussprachefehler mehr machen, er kann sie nur befähigen, weiterhin mit geringerem Aufwand an Mühe und Zeit, die Laute richtig anfzufassen und wiederzugeben. Damit ist aber schon viel gewonnen; viele Zeit, die bisher im Laufe der Jahre auf die Verbesserung der Aussprache verwendet werden musste, wird erspart werden und kann anderen Aufgaben des französischen Unterrichts zu gute kommen. Darum schrecke man nicht zurück vor der Zeitdauer des Lautierkursus, die Zeit wird um so mehr im weiteren Verlaufe des Unterrichts wieder eingebracht werden, als ja auch bei den Ausspracheübungen sich die Aneignung der Bedeutung der meisten zu grunde gelegten Wörter von selbst ergeben wird.

Von der Notwendigkeit einer Lautschrift für den Schüler habe ich mich seither nicht überzeugen können. Dieselbe bringt eine Belastung des Schülers hervor, die wir zu vermeiden alle Ursache haben. Ich stimme auch der Ansicht Ulbrichs[1]) bei, dass es sich in der Praxis des Unterrichts als höchst gefährlich

[1]) *Über die franz. Lektüre am Realgymn. Progr. des Fried. Rg. Berlin. Ostern 1884.* S. 7.

erweist, dem Lernenden für denselben Lautkomplex zwei Schriftbilder zugleich vorzuhalten, zumal wenn die Entzifferung des falschen, d. h. des phonetischen Schriftbildes gerade die meiste Mühe verursacht. Auch die Kenntnis der phonetischen Bezeichnung der Laute kann nicht an sich, sondern nur insofern wertvoll sein, als sie das Aussprechen erleichtert. Sie erhöht zweifelsohne die Treffsicherheit, wenn dem Schüler eine ihm seither unbekannte Vokabel zum erstenmale entgegentritt und er dieselbe dann nicht nur im konventionellen Gewande einer mangelhaften Orthographie, sondern lautlich korrekt transskribiert erblickt, aber eine neue Vokabel soll dem Schüler im Anfangsunterricht überhaupt zuerst aus dem Munde des Lehrers entgegentreten, und da braucht es dann keiner Erläuterung durch Transkription. Auf der mittleren und oberen Stufe ist sie erst recht entbehrlich. Dass die Lautschrift nun gar um des Lehrers willen, namentlich der klassischen Philologen und der Mathematiker willen, welche zum Unterricht in den neueren Sprachen „kommandiert werden," notwendig sei, wie Kühn[1]) glaubt, will mir nicht recht einleuchten. Ich leugne nicht, dass leider solche „Kommandierungen" noch immer vorkommen, aber ich glaube, man kann von jedem Lehrer, dem ein bestimmter Unterrichtszweig übertragen wird, der ihm zunächst ferner lag, erwarten, dass er sich mit den Aufgaben, die der neue Unterricht ihm stellt, nicht nur nach dem in den Händen der Schüler befindlichen Lehrbuche bekannt macht. Entspricht er dieser Erwartung nicht, dann wird sein Unterricht mit Lautschrift ebensowenig taugen wie ohne dieselbe.

Aus den Lauten setzen sich Silben und Wörter, aus den Wörtern Sätze zusammen, und die Verbindung der Sätze ist die Sprache. Musste als erste Aufgabe des Ausspracheunterrichts die Lautkorrektheit bezeichnet werden, so ist darum das richtige Zusammensprechen des Satzganzen eine nicht minder wichtige Vorbedingung für richtiges Sprechen. Zu diesem Zusammensprechen kleiner Sätze ist darum so schnell wie möglich fortzuschreiten. Es ist dabei darauf zu halten, dass der Schüler wirklich die Wortgruppe als Einheit zum Ausdruck bringt. Der Gewohnheit der meisten Schüler, den Satz in eine zusammenhanglose Reihe einzelner Wörter aufzulösen, ist streng entgegen zu treten. Als eine Folge des Satzsprechens ergiebt sich im Französischen naturgemäss die Bindung. Es sei hier kurz daran erinnert, dass ein „Binden", ohne dass ein wirkliches Zusammensprechen des Satzganzen stattfindet, eine Thorheit ist, die das wirkliche Verhältnis umdrehen und die Bindung statt als Folge

[1]) *Der französische Anfangsunterricht.* S. 21.

als eiue Bedingung des Satzganzen erscheinen lassen würde. Im einzelncu sei hier auf die trefflichen Ansführungen Münch's, „*Zur Förderung des französischen Unterrichts*“, S. 34 ff., verwiesen, einer Schrift, deren Studium jedem Fachgenossen nicht warm genug empfohlen werden kann.

Dass korrektes Laut- und Satzsprechen noch nicht gleichbedeutend ist mit einer guten Aussprache des fremden Idioms überhaupt, namentlich mit einem guten Lesen eines fremden Schriftstellers, ist klar. Hier treten zngleich ganz andere, höhere geistige Forderungen auf, zn deren Befriedigung die Lösung der mehr nach der sinnlichen Seite hin gelegenen Aufgaben, die wir bisher besprachen, nur eine Vorbedingung ist. Wir werden unten bei der Behandlnng der Lektüre daranf zurückkommen.

Sobald der Unterricht etwas höhere Anforderungen an den Schüler stellt, wenn er genötigt wird, nicht nnr dem körperlichen Lantgebilde, sondern auch dem Inhalte desselben seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, stellt sich erfahrungsgemäss meist eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Aussprache ein. Selbst Schüler, die vorher recht gut ansspracben, vernachlässigen sich in dieser Hinsicht und nehmen die bekannte deutsch-französische Aussprache an. Dieses Hinneigen zur Vernachlässigung zeigt sich namentlich auf den oberen Klassen. Der Lehrer darf dann um so weniger lässig werden; auf allen Stufen muss er nnnachsichtlich allen Aussprachefehlern zu Leibe gehn und zu verhüten snchen, dass die mit grosser Mühe erworbene französische Färbung verloren gehe. Anch eine systematische Wiederholung des ganzen Kursus in einigen wenigen Stunden wird zur Erzielung einer gnten Aussprache von grosser Bedentung sein. Dieselbe findet am besteu iu Obersekunda statt. Hier, wo überhanpt im Betrieb der Sprachen eine Änderung eintritt, von wo ab die Begründnug der Spracherscheinungen eine grössere Rolle spielen muss, wird es dann hanptsächlich daranf ankommen, das Wesen der vom Schüler seither zum Teil nnbewusst hervorgebrachten Lautnüancierungen zum Verständnis zn bringen, so dass also hier eine breitere lautphysiologische Grundlage zu legen wäre.

Damit eine Gewöhnung an richtige Hervorbringnng der Laute entstehe, muss jeder Schüler Gelegenheit haben, jedeu Laut des Französischeu innerhalb eines Wortes zu übcu. Es muss also vom Lehrer plaumässig und zwar am besten aus dem zunächst zur Behandlung kommenden Lektürestoff eine Sammlung von Beispieleu zusammengestellt werden. Der Gang, den die lautliche Unterweisung einschlagen kann, ist nicht absolut festzulegeu. Nach meinen Erfahrungen empfiehlt es sich zunächst die einfachen Vokale, vielleicht ohne den *ö*- und *ü*-Lant, zu behandeln,

da dieselben leicht in Wörtern vorgeführt werden können, deren Konsonanten so geringe Abweichungen vom Deutschen zeigen, dass dieselben dem Schüler zum Aussprechen vorgelegt werden können, ohne systematisch behandelt zu sein. Hierauf folgen die Konsonanten, von denen, wenigstens für die hiesige Gegend, nur die *zs*-Laute, sowie *v* und *f* eingehender zu behandeln sind, es schliessen sich an die noch rückständigen Vokale und Vokalverbindungen, den Schluss bilden die Nasale und *ñ*. Das mouillierte *l* wird am besten in Verbindung mit dem *i* betrachtet.

Welche einzelnen Punkte energischere Übung verlangen, wo lautphysiologische Erklärung einzusetzen hat, das wird ganz wesentlich von der Gegend bedingt sein. Für Elberfeld und Umgegend müssen z. B. die geschlossenen Vokale ganz ausserordentlich geübt werden, da die Schüler im allgemeinen zur Verdumpfung derselben neigen. Für ganz Westdeutschland bedarf *v* einer lautphysiologischen Erklärung, da ohne diese der Westdeutsche einen dem englischen *w* ähnlichen Laut zu sprechen und auch zu hören pflegt. Es sei dabei zugleich bemerkt, dass zum richtigen Hören zu erziehen die wichtigste Vorbedingung für die Erreichung einer richtigen Aussprache ist. Man lasse deshalb möglichst von Schülern selbst die gemachten Aussprachefehler richtig stellen. Für Nasale und *ž* sind die Vorbedingungen wohl überall gleich ungünstig, auch die auslautenden *tre, ble* u. a. bieten gleichmässig Schwierigkeiten.

Die vom Lehrer zusammengestellten Beispiele sind den Schülern zu diktieren, die deutsche Bedeutung ist zwar hinzuzufügen, aber das Behalten derselben darf nicht obligatorisch, namentlich nicht Aufgabe häuslicher Einübung sein, damit nicht der Hauptzweck des Lautierkursus aus den Augen verloren werde.

Das gegebene Material ist möglichst bald zu Wortgruppen und kleinen Sätzen zu vereinigen, wodurch Gelegenheit geboten wird, korrektes Zusammensprechen des Zusammengehörigen, sowie den französischen Satzton zu üben.

Der Verzicht auf eine Lautschrift ermöglicht, dass mit der Einübung der Laute die Einführung in die französische Orthographie verbunden werde. An den gegebenen Beispielen können die Elemente derselben dem Schüler leicht klar gemacht werden. Es wird sich empfehlen, sie am Schlusse des Kursus kurz zusammenzustellen. Als das Wichtigste ist etwa das Folgende zu betrachten:

1) Die Bezeichnung der Laute *u, ö, ü* durch *ou, eu, u*.

2) Das Verstummen auslautender Konsonanten und Vokale.

3) c vor *a, o, u* = *k*; *qu* = *k*; *c* vor *e, i* = *s*; *ç* vor *a, o, u* = *s*; *ch* = *š*.

4) *g* vor *a*, *o*, *u* = *g*; *g* vor *e*, *i* = *ž*.

5) *ā* durch *an*, *en*.

6) *y* = *i*.

7) ǐ durch *il*, *ille*.

8) *ō*. auch durch *au*, *eau*; *e*˙ auch durch *ai*, *ei*; *ö* auch durch *œu*.

9) *é*, *è*, *ê* sowie *ó*, *â* bezeichnen bestimmte Nüancen der entsprechenden Laute, die indessen auch durch einfache *e* und *o* gegeben werden.

Alles übrige der Orthographielehre kann gelegentlich betrachtet werden.

Anfangsunterricht. 1. Jahr. Die grammatische Aufgabe, welche den ersten beiden Unterrichtsjahren im Französischen zugewiesen wird, ist die Bewältigung der regelmässigen Formenlehre und der gebräuchlicheren unregelmässigen Verben. Der vielfach empfohlenen Verteilung auf Quinta und Quarta dergestalt, dass jener Klasse die Formenlehre bis einschliesslich der zweiten Konjugation zufällt, kann ich schon deshalb nicht zustimmen, weil — um die Einteilung in die bekannten vier Konjugationen beizubehalten — es durchaus notwendig erscheint, das den Konjugationen Gemeinsame hervortreten zu lassen. Bedenkt man, dass das Pensum der Quarta durch die Pronomina und die unregelmässigen Verben ein hinlänglich schwieriges ist, so wird man dem am hiesigen Gymnasium üblichen Verfahren zustimmen, wonach die Einübung der regelmässigen Konjugationen und der Hilfsverba *avoir* und *être* die grammatische Hauptaufgabe der Quinta ist.

Die Forderung, dass die Lektüre den Ausgangs- und Mittelpunkt im Anfangsunterricht bilde, setzt voraus, dass dem Unterricht ein geeignetes Lesebuch bezw. Lehrbuch zu Grunde gelegt werde; allein dass derselben auch mit einem in dieser Hinsicht mangelhaftem Buche, wenn auch nur notdürftig genügt werden kann, haben mir die mit der Elementargrammatik von Plœtz gemachten Erfahrungen bestätigt. Allerdings nur notdürftig, da die Lesestücke eben nicht für diese Stufe ausgewählt sind. Immerhin aber ist es besser, an solchen Lesestücken dem Schüler wirkliches Französisch vorzuführen, als ihn mit der Anreihung einzelner Vokabeln zu Sätzchen wie: *ma table est belle*, *notre pain est bon*, *Bertha ist meine gute Freundin*, *Unser Schrank ist gut* u. ä. zu quälen. Solche Sätzchen sind nur dann wertvoll, wenn sie aus den im Lesestück gegebenen sprachlichen Thatsachen zur Einübung von Vokabeln und Formen gebildet sind. Wo ein geeignetes Buch nicht im Gebrauch ist, wird dem Lehrer die Aufgabe zufallen, selbst aus dem durchgenommenen Lesestücke gebildete kurze Sätze in reichlichem Masse dem Schüler münd-

lich zur Übersetzung vorzulegen. Es sei für diese mündlichen Übersetzungen gleich hier darauf hingewiesen, dass von dem Schüler zu fordern ist, dass er die Übersetzung zunächst im Kopfe sich zurechtlege und dann den Satz französisch ohne Stocken ausspricht. Jedes stockende Heransbringen eines solchen Sätzchens muss als etwas Unbefriedigendes angesehen werden.

Auch die Erwerbung des Wortschatzes ist naturgemäss ganz an die Durchnahme des Lesestücks geknüpft[1]). Die Vokabel, welche den Schülern bei der mannigfaltigen Durcharbeitung des Lesestücks vorgekommen ist, wird von selbst im Kopfe der meisten haften. Das Vokabellernen um seiner selbst willen, um so kleine zusammenhanglose Sätzchen wie die oben angeführten zu bilden, muss als wertlos nicht nur für die allgemeine Geistesbildung, sondern auch für die Erwerbung positiver Kenntnisse bezeichnet werden.

Auszugehn ist im allgemeinen von dem Laute, die Anschauung in der Schrift folge. Diese Forderung, welche fast alle Reformer aufs Bestimmteste aussprechen, scheint auf den ersten Blick für jeden, dem ein Bruch mit der alten Methode am Herzen liegt, einleuchtend. Allein des Lebens goldener Baum zeigt uns doch die Sache in etwas anderem Lichte als die graue Theorie. Es birgt das Ausgehn vom Laute nicht nur, wie von Sallwürk[2]) richtig bemerkt, die Gefahr in sich, dass der Schüler sich selbst ein Schriftbild schafft, das als falsch der Lehrer Mühe hat wieder fortzubringen, man wird auch im Klassenunterricht, der namentlich auf dieser Stufe vielfach Massenunterricht ist, nicht vom Fleck kommen, falls man Wert darauf legt, die Schüler gleichmässig zu fördern und nicht etwa nur mit den besseren Schülern vorangehen will. Last not least will ich auch nicht verfehlen darauf aufmerksam zu machen, dass das ganze Verfahren konsequent durchgeführt ausserordentlich schädigend auf die Sprechorgane des Lehrers einwirkt, wie ich mich mehrfach durch Erfahrung überzeugt habe. Da es aber erforderlich erscheint, dass die Schüler von anfang an daran gewöhnt werden, gesprochene Laute aufzunehmen und zu verstehn, so sei hier ein gemischtes Verfahren empfohlen. Ob das Ausgehn vom Laute oder von der Schrift im einzelnen Falle überwiegen soll, wird ganz von den Verhältnissen abhängen. Für die allererste Zeit scheint mir jedenfalls das erstere empfehlenswert.

---

[1]) Eine genaue Durcharbeitung nach dieser Richtung hat mich überzeugt, dass bei Plœtz in den Lesestücken und den wenigen Lektionen, welche zusammenhängenden Anschauungsstoff enthalten, fast alle im Buche überhaupt vorkommenden Vokabeln sich finden.

[2]) *Zeitschr. für neufranz. Sprache u. Lit.* VIII, 2. S. 67.

Sofern vom Laute ansgegangen wird, spreche der Lehrer die einzelnen Sätze unter Zerlegnng in Wortgruppen mit Angabe der Bedeutung vor nnd lasse sie solange von einzelnen Schülern wiederholen, bis bei Erfassnng des Inhalts aussprachliche Genauigkeit vorhanden ist. Dabei wird nnn dem Satzton grosse Anfmerksamkeit zugewendet werden müssen. Dann werde das Bnch geöffnet, man lasse das Stück nochmals lesen und übersetzen und diktiere die Vokabeln, falls dieselben ohne dies von dem Schüler in einem alphabetischen Verzeichnis zu snchen wären. Hierauf wird man im Interesse der weniger begabten Schüler nicht verzichten können, da diese sonst leicht zn einer rein mechanischen Aneignung des Stoffes kommen. Auf dieser Stufe ist natürlich noch alles Vorkommende als Vokabel zu fassen und zn lernen. Man lasse dann in der ersten Zeit das Durchgenommene für die nächste Stunde auswendig lernen. Die Wiederholnng in der folgenden Stunde geschehe durch mehrmaliges Übersetzen nnd Lesen, durch Übersetzung kleiner mit dem gegebenen Material gebildeten Sätze, Abfragen der Vokabeln, und endlich etwa von der fünften Stunde an dnrch Beantwortung kurzer französischer Fragen über den Inhalt des Gelesenen. Bei der notwendigen Auleitnng wird es dem Schüler nicht schwer fallen, Fragen wie die folgenden aus dem Inhalte eines bekannten Lesestückes bei Plœtz in französischer Sprache zu beantworten: *à qui ressemblait le chien? qui gardait-il? pour qui prenait-il son confrère? que lui dit-il?* u. s. w. Den Abschlnss der Beschäftigung mit dem Stücke bilde nach einem nochmaligen Lesen dnrch einen besseren Schüler vorbildliches Übersetzen nnd Lesen seitens des Lehrers. Es sei hier von vornherein darauf hingewiesen, dass ein Abfragen isolierter Vokabeln, auch auf späteren Stufen, erst dann einzntreten hat, wenn die Vokabel dem Schüler im Znsammenhang des Gelesenen znm Eigentum geworden sein kann, also nach der Wiederholnng des etwa selbständig Präparierten in der zweiten Stunde.

Für das Ausgehn von der Schrift, das sich im ganzen dem Obigen analog zn gestalten haben wird, sei nur bemerkt, dass die Aufgaben, welche die Anssprache stellt, nicht minder sorgfältig gelöst werden müssen.

Im Verlaufe des Unterrichts bieten die Lesestücke auch in einem nicht eigens zn diesem Zwecke gearbeiteten Buche hinlänglich Gelegenheit auf die einfachsten grammatischen Dinge ansser der Konjungation aufmerksam zn machen und dieselben einznüben. Eine systematische Znsammenfassung eventuell im Anschlnss an die betreffenden Lektionen des Lehrbnchs und mit Benntzung des dort etwa gebotenen Übersetzungsmaterials wird erst gegen Schluss des Jahres einzntreten haben.

Gleich bei Beginn des Kursns hat jeder Schüler unter Anleitung des Lehrers ein Konjugationsschema anzufertigen, in das die vorkommenden Verbalformen eingetragen werden. „Die gesamte regelmässige Konjngation etwa indnktorisch aus der Lektüre gewinnen zu wollen, wäre erstens ein sehr unsicherer nnd langwieriger Weg und zweitens nnnatürlich. Denn nachdem der Schüler überhaupt Konjngation als solche kennen gelernt hat (in unserem Falle am Lateinischen) ist es für ihn keine Zumutung, sondern vielmehr ein Bedürfnis, diese auch in der nenen Sprache bald als solche zu übersehen."[1]) Man gehe, so gering anch die Ausbeute für die 2., 3. und 4. Konjugation noch sein mag, nach drei Monaten an eine Ergänzung und weiterhin an die Einübnng der Konjugation. Nachdem eine hinlängliche Anzahl von Formen konstatiert ist, lasse man die Schüler das denselben Gemeinsame finden. Die nach ihrer Entstehung erkannten Formen sind dann nach ihren Bestandteilen getrennt wieder einzutragen, falls nicht etwa das Lehrbnch in dieser Weise die Konjugation vorführt, da nur so eine Stütze zum Behalten der Erklärung der Formen vorhanden ist. Freilich wird die Erkenntnis der Formen namentlich für das jugendliche Alter des Quintaners an sich nicht zur praktischen Fertigkeit in der Bildung derselben führen, diese lässt sich nur durch eifrige Übnng erreichen und auf diese ist darum nicht weniger Nachdruck zn legen. Jene wird aber einerseits wesentlich znr Anregung des Interesses der Schüler dienen nnd der Forderung, dass anch der Unterricht im Französischen geistbildend sein soll, in geeigneterer Weise entsprechen als die bloss mechanische Aneignung. Die Einübnng erfolge nicht nnr durch Abfragen einzelner Formen, sondern mehr noch durch Übersetzung kleiner vom Lehrer gebildeten Sätze, wie: *je donnerai le livre à mon père, il obéit à sa mère,* sowie in Verbindung mit der Negation und in der Frageform. Auch wird man bereits Dativ und Akkusativ der Personalpronomina anwenden können, natürlich ohne sich auf eine systematische Erörterung einzulassen.

Die Zählung der Konjugationen 1. Infinitiv *-er*, 2. Infinitiv *-ir*, 3. Infinitiv *-oir*, 4. Infinitiv *-re* wird, wo das Lehrbuch sie bietet, nicht gut anfgegeben werden können, jedoch scheint es mir nnbedingt erforderlich, die 3. Konjugation *(oir)* jedesmal in den sog. einfachen Zeiten allen anderen folgen zn lassen, da sie Eigentümlichkeiten bietet, die sich zwar leicht auch dem Quintaner verständlich machen lassen, die ihr aber immerhin eine besondere Stellnng den übrigen Konjngationen gegenüber anweisen nnd die sie zngleich zn der schwierigsten machen. Die Schwierigkeiten

[1]) Münch, *Zur Förder.* S. 26.

bestehen namentlich in dem Wechsel zwischen *oi* und *e* in den stamm- und endungsbetonten Formen und in dem Fall des *v* des Stammes vor einem Konsonanten. Dass der Schüler, der bereits im lateinischen Unterricht mit Stammformen des Verbums zu operieren gelernt hat, auch bei der französischen Konjugation stets auf den Stamm zurückzugehn sich gewöhne und damit zugleich die Herleitung der Konjugation aus dem Lateinischen erkenne, ist eine unabweisliche Forderung. Jeder Gegenstand des gymnasialen Unterrichts muss in gymnasialer Weise getrieben werden, d. h. so, dass er zur Geistesbildung des Schülers beiträgt. Geistige Bildung bewirkt aber nicht, oder doch nur in beschränktem Grade, das stramme Pauken zahlloser regelmässigen und unregelmässigen Formen, nicht die leicht schablonenhaft werdende Anwendung einer möglichst wortgetreu eingeprägten syntaktischen Regel auf eine grössere oder geringere Anzahl von bestimmten Fällen. Bei aller Achtung vor diesen Übungen kann ich sie doch in erster Linie nur betrachten als Übungen zum Zwecke der Erlangung einer praktischen Sprachbeherrschung, einer gewissen Routine, zu der allerdings der Unterricht namentlich in den neueren Sprachen führen soll. Den grössten formalbildenden Wert auf grammatischem Gebiete schreibe ich der Erweckung des Verständnisses für die Entwicklung der Formen und der Begründung der syntaktischen Verhältnisse zu.

Die bezüglich der Konjugation zu beachtenden Punkte sind folgende:[1])

Die Endungen des *Prés. Ind.* sind:

	I	II. III. IV
Sg. 1.	*-e*	*-e*
„ 2.	*-es*	*-s*
„ 3.	*-e*	*-t*

	I–IV
Pl. 1.	*-ons*
„ 2.	*-ez*
„ 3.	*-ent*

An Substantiven ist nachzuweisen, dass ausl. *-a* als *-e* bleibt *(porte, école, plume, victoire)*, also I. Sg. 1. abweichend durch Angleichung.

II. III. IV. entsprechend *legis*, *legit* etc., ebenfalls 1. Sg. angeglichen.

[1]) Vergl. Ohlert, *Die Lehre vom französischen Verb,* und *Die Behandlung der Verbalflexion.*

Plnral für alle *-amus,*[1]) *-atis*, *-ant.* Auf den Wechsel der Tonstelle ist zu achten.

I. III. IV. hängen die Endungen nnmittelbar an den Stamm, II schiebt *-iss* ein. Wo steckt *-iss* im Sg.? (Drei Konsonanten stehen nicht znsammen, ausser wenn *r* der dritte ist, ausl. nur einfache Konsonanz in der Schrift.) Bei IV behauptet sich der Dental des Stammes in der 3. Sg. gegenüber dem *t* der Endung.

III. Stamm *reçoi* = *recip;* betontes lat. ĭ wird *oi*, vergl. *soit (sit) boire (bibere), quoi (quid); v* vor Konsonant fällt; 1., 2. Pl. endungsbetont, also ĭ unbetont; nnbetontes lat. ĭ wird *e*. Es kann hierbei schon verwiesen werden auf denWechsel zwischen *me* n. *moi.*

Die Behandlung der übrigen Tempora ergiebt sich hierans leicht. Die Bildung des *Imparf. Ind.*, des *Prés. Subj.*, des *Impératif*, des *Part. prés.* und *passé* bietet keine Schwierigkeiten. Beim *Passé déf. (Imparf. Subj.)* ist bei I. an *amavi* zn erinnern, bei II und IV anf das *i* als Bindevokal aufmerksam zn machen, bei III auf die lateinischen *u*-Perfekta zn verweisen. Beim *Futur* und *Conditionnel* ist bei IV der leicht erklärliche Ausfall des *-e* vor *-ai* etc. (von *avoir*) bei III der Ausfall des unbetonten Vokals *-e* (*recever* statt *recevoir* wegen Verschiebnng der Tonstelle) zu bemerken.

Die Formen von *avoir* nnd *être* werden nach meinen Erfahrungen am besten im Zusammenhang mit dem Futurum besprochen. Es schliessen sich dann hieran die durch Znsammensetzung mit *avoir* gebildeten Zeiten nnd das Passiv. Den Schlnss bildet der *Subjonctif*, mit dessen Durchnahme das Gebiet des einfachen Satzes verlassen wird.

2. Jahr. Das zweite Jahr des französischen Unterrichts beginnt nun am zweckmässigsten mit der Einübnng des Personalpronomens, mit der sich naturgemäss eine Wiederholnng der Konjngation verbindet. Im allgemeinen wird eine Wiederholung nach einem grösseren Ferienabschnitte sich nicht empfehlen, da es vorzuziehen ist, der nach der Ruhe frischen Kraft des Schülers etwas Neues zu bieten, an dem sie sich doppelt frendig bethätigen kann. In diesem Falle indessen ist das Verhältnis ein anderes, da die Wiederholung nur nebenher eintritt. Für die Kombinationen der Personalpronomina das nötige Material aus der Lektüre herbeizuschaffen, dürfte zu zeitraubend sein. Man sehe also hier, nachdem früher schon eine ganze Reihe einzelner Fälle vorgekommen ist, einige Zeit ganz von der Lektüre ab und widme sich nur der grammatischen Aufgabe. Die Einübnng erfolge in der Art, dass solange mündliche vom Lehrer gebildete knrze Sätze, zn-

[1]) Wenn auch wissenschaftlich nicht ganz sicher.

nächst aus dem Französischen, später auch aus dem Deutschen übersetzt werden, bis sich bei den Schülern für das Ohr eine gewisse Gewöhnung an die übliche Stellung der Pronomina herausgebildet hat. Da man die Bekanntschaft der Schüler mit den Formen auf Grund der früheren Lektüre voraussetzen darf, so übt man gleich alle vorkommenden Kombinationen, einschliesslich der mit der Negation, sowie auch das Reflexivum und die Verbindung des Personalpronomens mit dem Imperativ. In wie weit ein Eingehen auf die vom Lehrbuch etwa gebotenen Übungssätze angezeigt ist, muss der Lehrer nach der jeweiligen Schülergeneration ermessen.[1])

Hierauf gehe man wieder zur Lektüre über. Während im ersten Jahre die Präparation vollständig im Unterrichte erfolgte, wird man jetzt ganz allmählich dem häuslichen Fleisse einen Teil derselben überlassen können, so dass am Schlusse des zweiten Jahres leichtere Stellen selbständig präpariert werden. Auch in dieser Hinsicht wird naturgemäss die Qualität des Schülermaterials bestimmend sein müssen.

Bei der Lektüre ist auf die ausser dem Personalpronomen im zweiten Jahre zu behandelnden grammatischen Erscheinungen mit besonderem Nachdruck hinzuweisen; die vorkommenden Formen der unregelmässigen Verben sind in eine Liste einzutragen. Die letzten Wochen des ersten halben Jahres seien dann der systematischen Durchnahme der genannten grammatischen Thatsachen ausser den unregelmässigen Verben gewidmet. Auszugehen ist auch hier, wie in allen derartigen Fällen, von französischen Beispielen. Die Einübung durch Übersetzung deutscher Sätze oder Stücke (auch der im Lehrbuch enthaltenen) erfolge stets in den unteren und mittleren Klassen ohne vorgängige häusliche Präparation in der Art, dass zunächst alle Schwierigkeiten einzeln gelöst werden, so dass der Schüler ohne Mühe den Satz so zu sagen herunterlesen kann, denn der Erfolg der häuslichen Vorbereitung ist doch recht oft ein negativer, insofern sich manche Schüler, sobald eine Schwierigkeit vorliegt, leicht etwas Falsches einprägen.

Gegen Ende des Jahres sind dann die unregelmässigen Verben in systematischer Weise durchzunehmen. Die bei der Lektüre eingetragenen Formen sind zu ergänzen, und zwar wird dies auf Grundlage ihrer Kenntnisse über die Grundsätze der Formenbildung den Schülern selbst unter Anleitung des Lehrers möglich sein. So wird denselben leicht Klarheit darüber werden,

[1]) Bei Plœtz erfordern jedenfalls die zusammenhängenden Stücke in Lektion 98 und 102 energische Verwertung.

was denn eigentlich an diesen Verben unregelmässig ist, beziehungsweise, dass die meisten derselben eine ihnen leicht erklärbare, zum Teil nur orthographische Eigentümlichkeit haben, die ihnen auf Grund allgemein giltiger Gesetze zukommt. Diese Gesetze selbst etwa, wie manche Grammatiken es nahe legen, auswendig lernen zu lassen, halte ich für nicht richtig. Dieselben müssen durch ihre Anwendung dem Schüler zum geistigen Eigentum werden. „Die Lautgesetze sind nicht etwas Neues, das der Schüler als etwas Besonderes hinzuzulernen hätte, sie sind weiter nichts als blosse Abstraktionen von Erscheinungen, die er bereits kannte, es sind nur neue Gesichtspunkte, die er gewonnen hat, und von denen aus er die einzelnen, getrennten Erscheinungen als organische Glieder des Sprachkörpers erkennen und begreifen lernt.“ [1])

Es empfiehlt sich von den Formen der unregelmässigen Verben ausser dem Infinitiv die *1. Pers. Sg.* und *Pl.*, des *Prés. Ind.*, das *Passé déf.*, das *Part. passé* und weiterhin die etwaigen sonst unregelmässigen Formen in derselben Weise einprägen zu lassen, wie man dies im lateinischen Unterricht mit dem a-verbo zu machen pflegt. Kennt der Schüler z. B. *mourir*, *je meurs*, *nous mourons*, *je mourus*, *mort*, *je mourrai;* oder *conduire*, *je conduis*, *nous conduisons*, *je conduisis*, *conduit;* oder *craindre*, *je crains*, *nous craignons*, *je craignis*, *craint*, so muss er im stande sein, alle anderen Formen zu bilden.

Freilich das Ziel des Unterrichts kann bezüglich der unregelmässigen Verben nicht sowohl sein die Fähigkeit des Schülers die Formen selbständig zu bilden, als vielmehr unbedingte Sicherheit in der Verfügung über dieselben, wenigstens was die gebräuchlicheren unter ihnen betrifft. Es darf daher über dem Analysieren der Formen das immer wiederholte Abfragen derselben in der verschiedensten Ordnung nicht versäumt werden, denn eine völlige Beherrschung der gewöhnlicheren unter den sog. unregelmässigen Verben ist wesentliches Erfordernis für jedes wirkliche Können in der französischen Sprache.

Es ist wünschenswert, dass die unregelmässigen Verben in systematischer Reihenfolge durchgenommen werden, und zwar derart, dass nach Ausscheidung der eigentlich regelmässigen Verben mit orthographischen Eigentümlichkeiten die wirklich unregelmässigen von dén starken getrennt und die gleichartigen zusammengefasst werden. Allein wo das Lehrbuch einem solchen Verfahren nicht zu Grunde gelegt werden kann, würde dies eine

[1]) Schäfer, *Der französische Unterricht in der Schule.* (Ein Begleitwort zu seinen französischen Lehrbüchern.) S. 13.

ziemlich beträchtliche Schreibarbeit der Schüler bedingen, die ich denselben ersparen möchte. Man folge also in diesem Falle der auf der Reihenfolge des zufälligen Vorkommens beruhenden Liste.

Eine Ergänzung bezüglich der durchzunehmenden Verben wird die eigene Liste kaum notwendig machen, da die selten vorkommenden keinen Anspruch auf eingehendere Behandlung machen können. Von *bouillir* werde bei einer Wiederholung in Unter-Tertia gemerkt *(l'eau) bout;* von *gesir(ci-)gît;* von *ouïr (j'ai) ouï (dire). Faillir, seoir, déchoir échoir, paître, confire, clore, frire, braire* dürfen zunächst unerwähnt bleiben. Ebenso wird eine Beschränkung gegenüber den Aufzählungen der meisten Schulgrammatiken bei den Kompositis einzutreten haben, man wird hier vieles der Aneignung bei gelegentlichem Auftreten in der Lektüre überlassen können.

Abschluss der Formenlehre. Nach den beiden ersten Jahren eines üppigen fröhlichen Gedeihens des französischen Unterrichts folgen in der Tertia zwei Jahre der Dürre, des kümmerlichen Vegetierens für denselben, wo bei dem plötzlichen Sinken der Stundenzahl doppelter Eifer des Lehrers notwendig wird, wenn nicht die Ergebnisse der ersten Jahre wieder in Frage gestellt werden sollen. Bei einer Prima und zur Not auch bei einer Sekunda mögen die zwei Stunden genügen, um die für die gedeihliche Entwickelung jedes Sprachunterrichts notwendige Kontinuität herzustellen; für das völlig unreife Alter des Tertianers geht sie durch die geringe Stundenzahl verloren, ganz abgesehen davon, dass durch dieselbe dem französischen Unterricht für die Anschauung des Tertianers der Stempel der Nebensächlichkeit in zu ausgeprägter Weise aufgedrückt wird.

Die Verminderung der Stundenzahl bedingt eine Verschiebung der Methode und möglichste Beschränkung des grammatischen Pensums, zunächst namentlich soweit die Unregelmässigkeiten der Formenlehre in Betracht kommen.

Die Lektüre kann nicht mehr in so ausgedehntem Masse betrieben werden, dass die grammatischen Thatsachen, von denen Kenntnis zu erwerben eine der Hauptaufgaben der folgenden Klassen ist, in ihren Grundzügen sich aus derselben ergeben könnten, so dass, wie in den vorhergehenden Klassen, das Gerippe der Grammatik sozusagen empirisch unter den Händen des Schülers entsteht und nur der Ausfüllung bedarf, oder dass dem grammatischen Unterricht nur die Aufgabe zufiele, die erkannten Thatsachen zu registrieren und zusammenzufassen.[1]) Man rechne

[1]) Rambeau *l. c.* S. 21.

von den jährlich auf das Französische verwendeten Stunden nur 20 für die Zusammenfassung und systematische Einübung der grammatischen Erscheinungen, so bleiben nur 60 Stunden, von denen durch allerlei Zufälle natürlich noch manche verloren gehen, für die Lektüre mit allen sich anschliessenden Übungen übrig. Um nach der grammatischen Seite hin sein Ziel zu erreichen, müsste man da schon die Lektüre ganz und gar vom Standpunkte der Grammatik aus betrachten und behandeln, so dass das Wertvollste, die inhaltliche Erfassung des Gelesenen nur ganz geringe Berücksichtigung erfahren könnte. Es muss daher der Grammatik auf dieser Stufe eine selbständige Rolle neben der Lektüre zugewiesen werden, diese wird jedoch auch fernerhin mindestens die Hälfte der überhaupt gegebenen Zeit beanspruchen können. Einfach eine Teilung zu machen und die eine der beiden wöchentlichen Stunden der Lektüre, die andere den grammatischen Übungen einschliesslich des Extemporales zuzuweisen, halte ich nach meinen Erfahrungen nicht für zweckdienlich. Es dürfte sich mehr empfehlen, von Zeit zu Zeit eine beschränkte Anzahl von Stunden hintereinander der Grammatik zu widmen, um dann immer wieder zur Lektüre zurückkehrend im Anschluss an sie einerseits das bereits Bekannte zu wiederholen, andererseits das Neue in geeigneter Weise nach Möglichkeit vorzubereiten.

Das grammatische Pensum der Untertertia ist: Erweiterung und Abschluss der Formenlehre.[1]) Im Laufe des ersten Tertials werde eine beschränkte Anzahl von Stunden (etwa 10—12) der Wiederholung und Ergänzung der unregelmässigen Verben, namentlich bezüglich der Komposita gewidmet. Ob dies gleich beim Beginn des Tertials zu geschehen hat, oder besser eine Zeitlang aufgeschoben wird, hängt vom Grade der Sicherheit ab, welchen die Schüler sich auf diesem Gebiete in der vorigen Klasse erworben haben.[2])

Bei der Formenlehre des Verbs ist noch zu behandeln der Gebrauch von *avoir* und *être* beim intransitiven Verb. Nur die Gruppe *courir*, *marcher*, *voyayer* etc. bedarf eines eingehenden Studiums und fester Aneignung, da die hierher gehörigen Verben vom Deutschen unbedingt abweichen; ungebräuchlichere wie *transpirer*, *verser* können übergangen werden. Für die je nach

[1]) Nach der Verteilung bei Plœtz wird man die Zahlwörter und das freilich nur zum Teil hierher gehörige Capitel „Präpositionen“ der nächsten Klasse vorbehalten können.

[2]) Mit den orthographischen Eigentümlichkeiten einer Reihe von Verben, die in den ersten Lektionen von Plœtz behandelt werden, verliere man keine Zeit.

der zu grunde liegenden Anschauung mit *avoir* oder *être* verbundenen Verben genügt die Veranschaulichung des in Betracht kommenden Prinzips. Die in vielen Lehrbüchern sich hier anschliessenden wesentlich lexikalischen Bemerkungen über reflexive und unpersönliche Verben können der Aneignung durch den Gebrauch überlassen bleiben.

Der meist umfassende Stoff über die Unregelmässigkeiten und Besonderheiten in der Formenlehre des Substantivs, Adjektivs, Adverbs und des Zahlworts bedarf ganz wesentlicher Beschränkung, vieles kann gelegentlicher Aneignung überlassen werden, wo es möglich ist, wird logische Analyse einzutreten haben. Warum die Wörter auf *-age* Masculina sind, *cage* etc. aber Feminina, warum das Adjektiv vor *gens* in femininer Form steht, ist dem Schüler ebenso leicht zu erklären, wie das bei der Pluralbildung zusammengesetzter Substantive geltende Prinzip. Manches freilich wird gedächtnismässig angeeignet werden müssen, aber man hüte sich vor dem Zuviel und glaube nur nicht, dass das „Gehabt haben" auch ein Besitzen bedeute. Was als notwendig zu betrachten ist, wird aus dem vom Lehrbuch gebotenen Material herauszuschälen sein, da ja leider die Lehrbücher meist immer noch eine Scheidung zwischen diesem und dem nur als wünschenswert zu betrachtendem Stoff nicht eintreten lassen. Ich halte es für ganz berechtigt, dass ein Lehrbuch, welches den Schüler durch seine ganze Schulzeit hindurch leiten soll, mehr enthält, als etwa nur das Allerwichtigste, mit dem sich zur Not auskommen lässt; das Lehrbuch soll ihm ein treuer Ratgeber sein, der es ihm auch ermöglicht weniger gebräuchliche grammatische Erscheinungen im Zusammenhang des Systems kennen zu lernen, aber das wirklich wichtige Sprachgesetz muss sich von der grammatischen Einzelheit auch äusserlich abheben. „Man sollte alles, was nicht absolut notwendig ist zur Erlernung des heutigen Sprachgebrauchs, in besonderer Form, räumlich und durch Druck getrennt, ausscheiden und sondern, und diesen Teil unter keinen Umständen als Lernobjekt, sondern einzig als zum fakultativen Nachschlagen bestimmt behandeln."[1]) Wo daher das Lehrbuch durch seine äussere Einrichtung diesen Anforderungen nicht entspricht, wird es Aufgabe des Lehrers sein müssen, durch Unterstreichen dem Schüler zu Hilfe zu kommen, selbst auf die Gefahr hin, dass das Buch des Schülers sich dadurch so gestaltet, dass es den bezüglich der Reinlichkeit an ein Schulbuch zu stellenden Erwartungen nicht mehr ganz genüge.

Hier noch einige Bemerkungen zur Formenlehre: Über das

[1]) W. Fœrster, *Zeitschr. für neufr. Sprache u. Litteratur.* IV², S. 47.

Geschlecht der Bäume, Jahreszeiten, Länder- und Städtenamen bedarf es keiner Regel. Der praktische Gebrauch bringt die notwendige Kenntnis. Warum die Wörter mit bestimmten Endungen Masculina beziehungsweise Feminina sind, ist zu erklären. Von den Wörtern, welche bei verschiedenem Geschlecht verschiedene Bedeutung haben, sind nur die bekannten zu wiederholen; der Grund ist klar zu machen. Von *gens* und von der Pluralbildung zusammengesetzter Substantive war schon die Rede. Die Regeln über die Pluralbildung der Fremdwörter und der Personennamen sind ganz kurz zu fassen, von den Substantiven auf *-ou*, Plur. *-oux* sind nur *bijou, genou, hibou*, von denen auf *-ail* Plur. *-aux* nur *travail*, von denen auf *-al* Plur. *-als* nur *bal, choral* zu merken. Mit veränderter Bedeutung im Plural genügt es *fer, lettre, arme, ciseau* zu erwähnen. — Bei der Femininbildung der Adjektive werde im wesentlichen das bereits Bekannte wiederholt und soweit angängig der historische Grund für die betreffende Bildung nachgewiesen. Jedenfalls ist bei allen diesen Gruppen eine gedächtnismässige Aufzählung zu vermeiden. Selten vorkommende Adjektive sind ganz zu übergehen. — Bezüglich der Pluralbildung der Adjektive genügt der Nachweis, dass dieselbe derjenigen der Substantive entspricht. Von Einzelheiten sei nur auf *bleu* und *fatal* aufmerksam gemacht. — Beim Adverb dürfen nicht zuviel Einzelheiten gebracht werden, es muss aber immerhin manches fest angeeignet werden. Es werde darauf hingewiesen, dass Formen wie *aveuglément* nicht der Willkür verdankt werden, sondern aus *aveuglé* (neben *aveugle*), *conformé* (neben *conforme*) etc. entstanden sind, während andere durch Analogie zu dieser Klasse geschlagen wurden. — Beim Zahlwort können Sammelzahlen und Verhältniszahlen zurücktreten.

Es werde hier zugleich der Präpositionen gedacht, welche sich bei Plœtz unmittelbar an die oben behandelten Kapitel anschliessen. Für eine ganz auf logischer Grundlage beruhende Behandlung der Präpositionen, so wünschenswert sie sein mag, hat der französische Unterricht am Gymnasium nicht die genügende Zeit. Wir müssen uns darauf beschränken, nachdem bei der Lektüre die nötige Vorarbeit geleistet ist, an einer Reihe von Beispielen die durch die Präpositionen zum Ausdruck kommenden wichtigeren Beziehungen unter Ausgang von der ursprünglichen Bedeutung zu erörtern. Welche logische Auffassung Ausdrücken wie *arriver* **par** *le chemin de fer, mourir* **de** *faim, marcher* **à** *pas lents* zu grunde liegt, muss den Schülern klar werden. Eine spezielle Einübung durch Übersetzung von diesbezüglichem Übungsmaterial halte ich nicht für durchaus notwendig.

Syntaktischer Vorkursus. Bevor in Ober-Tertia der

Beginn mit der systematischen Behandlung der Syntax gemacht wird, hat die Lektüre vielfach Veranlassung gegeben, eine gewisse Anzahl syntaktischer Thatsachen zu beobachten. Es wird ohne grosse Mühe möglich sein, diejenigen derselben, welche häufig wiederkehren, also die wichtigeren zur Einprägung zu bringen. Nur durch einen möglichst frühzeitigen Hinweis auf manche Eigentümlichkeiten der französischen Syntax wird sich der immer wieder auftretenden Unsicherheit in gewissen elementaren Dingen in den oberen Klassen mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten lassen. Es wird notwendig sein, im Unterricht die hierher gehörigen Regeln zusammenzustellen. Es empfiehlt sich, zunächst die betreffenden Beispiele geordnet in das Heft, welches für die Formen der unregelmässigen Verben bestimmt wurde, eintragen zu lassen, zu geeigneter Zeit die Regel abzuleiten und in möglichst knapper Fassung niederzuschreiben. Vieles, was hierher gehört, wird auch das Lehrbuch, wenn auch nur in einzelnen verzettelten Bemerkungen, bieten. Es bedarf für jede Schule einer Einzelausarbeitung im Anschluss an das Lehrbuch. Folgendes scheint das im allgemeinen Notwendige: Unterschied von Imparfait und Passé défini, sowie von Plusqueparfait und Passé antérieur. Tempora im Konditionalsatze. Subjonctif nach den Verben des Wollens, der Gemütsbewegung und der unbestimmten Aussage. Infinitiv mit und ohne Präposition. Artikel bei Ländernamen. Stellung des Adjektivs. Von allen diesen Punkten muss der Schüler schon vor der Durchnahme im Lehrbuch den Grundzügen nach gehört haben; ausserdem wird ihm manche Einzelheit, wie die Konstruktion von *demander*, *commencer par* und *finir par*, *partir pour* und anderes durch den Gebrauch ebenso bekannt sein wie die Grundzüge der Wortstellung.

Syntax. In der Ober-Tertia beginnt dann die systematische Durchnahme der Syntax. Dieselbe muss in Ober-Sekunda im wesentlichen zum Abschluss kommen, so dass der Prima nur eine Wiederholung und Ergänzung bleibt, bei der eine Vertiefung des logischen Verständnisses angebahnt werden muss.

Wenn bei der Lektüre syntaktische Thatsachen auch fernerhin propädeutisch zur Behandlung kommen, bevor sie an der ihnen zukommenden Stelle im Zusammenhange besprochen werden, so erscheint eine systematische Durchnahme der Syntax hinsichtlich der Spracherlernung erlaubt, hinsichtlich der Erwerbung formaler Bildung geboten. Wenn man nun einerseits vom Leichteren zum Schwereren fortzuschreiten suchen wird, so muss doch wieder beachtet werden, dass diejenigen Teile der Syntax, welche sozusagen als die notwendigsten bezeichnet werden müssen, mög-

lichst frühzeitig zur Durchnahme gelangen. Die etwaige Verteilung des Stoffes im Lehrbuche darf uns daher nicht einschränken. Wir werden der Ober-Tertia die Tempus- und Moduslehre überweisen, da dieselben diejenigen Thatsachen behandelt, welche bei jeder Bewegung in der französischen Sprache zu wissen notwendig sind und die ausserdem eine eingehende Übung verlangen. Namentlich die Wahl des Tempus pflegt bekanntlich auf allen Stufen Schwierigkeiten zu bereiten. Wir haben damit für diese Stufe zugleich ein Gebiet der französischen Syntax, dessen logische Analyse ungemein einfach und verständlich ist und das überdies der Verteilung des syntaktischen Lehrstoffes im lateinischen Unterricht zu entsprechen pflegt. In Unter-Sekunda schliesst sich dann naturgemäss die Lehre vom Infinitiv, Partizipium und Gerundium an, darauf folgt der Artikel und endlich das Adjektiv, sodass für Ober-Sekunda die Wortstellung, das Adverb und Pronomen bleiben. Für Unter-Sekunda scheint das Pensum zunächst etwas umfangreich zu sein, aber wenn beim Artikel und ebenso beim Adjektiv auf überflüssiges Beiwerk, namentlich auf Aneignung idiomatischen Materials im grammatischen Unterricht verzichtet wird, halte ich die empfohlene Verteilung für durchaus angängig. Wünschenswert ist dieselbe auch für diejenigen Schüler, welche mit dem Zeugnis für den einjährigen Dienst abgehen, denn sie sind so mit einem allgemeinen Überblick über die französische Syntax ausgestattet, da das Wichtigste aus den rückständigen Kapiteln jedenfalls auch ohne systematische Durchnahme ihnen bekannt geworden ist.

Mehr noch wie bei der Formenlehre ist bei der Syntax auszugehen vom Anschauungsmaterial. Eine Reihe französischer Sätze einfacher Art werde übersetzt. Aus diesen und den in der letzten Zeit bei Gelegenheit der Lektüre vorgekommenen bezüglichen Beispielen werde in gemeinsamer Arbeit die Regel, das Prinzip abgeleitet. Soweit es das geistige Vermögen der Schüler gestattet, sind diese Prinzipien logisch zu begründen und so zum wirklichen Verständnis zu bringen, so dass der Schüler ein Gefühl dafür bekommt, dass wir es nicht mit willkürlich aufgestellten apodiktischen Bestimmungen zu thun haben, sondern mit Sprachgesetzen, die im Wesen der Sprache und in der historischen Entwickelung derselben begründet sind. Lediglich als praktische Anweisungen muss der Schüler angeleitet werden, die „Regeln" der Grammatik zu fassen, über denen eben das von ihm zu erkennende Prinzip und der souveräne Wille der Sprachentwickelung steht. Ein Hinweis auf gleichartige Verhältnisse in anderen dem Schüler bekannten Sprachen wird dabei ebenso von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit sein,

wie auf oberen Klassen eine Andeutung über die historische Entwickelung gewisser Spracherscheinungen, die ohne diese in der Luft zu schweben scheinen.[1] Im allgemeinen wird sich eine solche Andeutung an die Lektüre der Schriftsteller der klassischen Periode, namentlich der poetischen anzuschliessen haben, insofern diese die Vermittelung zwischen Gegenwart und Vergangenheit bilden.

Die so bereits eintretende Beschränkung des gedächtnismässig Anzueignenden wird noch weiter durchzuführen sein, namentlich durch geeignete Behandlung aller Gruppen von Wörtern, die als Beispiele und dergl. für bestimmte Regeln gegeben werden. Selbstverständlich ist nicht zu verlangen, dass dieselben hintereinander aufgezählt werden. Nicht alle „Regeln" der Grammatik können Anspruch auf gleiche Wichtigkeit erheben, einzelne werden darum sich mit einer grundsätzlichen Erörterung begnügen müssen, einzelne werden sogar ganz in Wegfall kommen können. Unbedingt notwendig ist vor allen Dingen, dass wirklich das Prinzip, aus dem sich etwa bestimmte Einzelvorschriften ergeben, zu vollkommener Aneignung gebracht werde, während diese letzteren, namentlich aber Zusätze und Erklärungen in den Hintergrund treten. Man vergesse nicht, dass nur diejenigen grammatischen Erscheinungen jedem Schüler geläufig sein müssen, welche den gewöhnlichen Sprachgebrauch darstellen, wie ihn die Schullektüre bietet.

Keine Art der Behandlung der Grammatik indessen, darüber dürfen wir uns keinem Zweifel hingeben, kann zu dem vorgeschriebenen Ziele führen, ohne dem Gedächtnis Arbeit zuzumuten, und zwar recht stramme Arbeit. Und wenn ja auch immerhin eine möglichst geringe Belastung des Gedächtnisses wünschenswert erscheint, so ist doch auch andererseits die Gedächtniskraft eines Schülers der mittleren Klassen nicht so armselig und verkümmert, dass ihr nicht auch ihr voll gerüttelt und geschüttelt Mass an der zur Erwerbung der Sprachkenntnis notwendigen Arbeit aufgeladen werden dürfte. Aber man verliere nie aus den Augen, dass „nicht das Auswendiglernen der Regel, sondern das Finden derselben am Sprachmaterial und die Anwendung derselben das Wesentliche ist, das, worin wir den grammatischen Unterricht setzen."[2]

Für die geistige Entwickelung der Schüler scheint es mir förderlich im allgemeinen die Fassung der Regel freizustellen. Allerdings wird hierzu die Kraft nicht aller Schüler ausreichen,

[1]) Vergl. Rambeau, *l. c.* S. 21.
[2]) Foth, *l. c.* S. 109.

diesen muss dann die oft ja auch wirklich dafür bevorzugte Gedächtniskraft die mangelnde geistige Beweglichkeit ersetzen. Zudem gibt es thatsächlich eine Reihe von Regeln, deren Formulierung für den Schüler überhaupt als zu schwierig bezeichnet werden muss. So werden wir in der Praxis bei einer gewissen Anzahl von Regeln einen ganz bestimmten Wortlaut zu verlangen haben, ohne dass indessen gegenüber gut beanlagten Schülern an dieser Forderung festzuhalten wäre, um so mehr, da gerade bei diesen oft genug das Gedächtnis die schwache Seite ist.

Im lateinischen Unterricht ist es bekanntlich seit langer Zeit üblich, zu den meisten syntaktischen Regeln Übungssätze lernen zu lassen. Man will damit erreichen, dass im Geiste des Schülers die abstrakte Regel sich unmittelbar mit dem konkreten Falle verbindet, so dass er sozusagen aus diesem die Regel abzulesen im stande ist. In dem Masse, dass der Schüler die ganze Syntax in Beispielen besitzt, lässt sich die Einrichtung naturgemäss nicht durchführen, da eine solche Masse von Sätzen eingeprägt werden müsste, dass dieselben eher eine Überlastung als eine Stütze des Gedächtnisses darstellen würde. Von dem Gesichtspunkte aus, dass der Schüler durch diese Mustersätze ein Anschauungsmaterial erhält, das ihm schnell und sicher zu Gebote steht, ist die Einprägung derselben empfehlenswert und zwar in der durch den oben erwähnten Umstand gebotenen Beschränkung. Man wird diesen Mustersätzen nicht einen zu hohen Wert beimessen dürfen, da sie für die richtige Auffassung und Anwendung der Regel an sich nur von geringer Bedeutung sind, und wird deshalb solchen Schülern gegenüber, deren Gedächtnis als schwach bezeichnet werden muss, nicht gerade eine vollkommene Aneignung verlangen. Im allgemeinen wird es genügen, wenn der Schüler, nachdem ihm das Deutsche gesagt ist, mit einiger Geläufigkeit das Französische herausbringt. Bei jeder Wiederholung wird der Lehrer gerade auf diese Sätze immer wieder zurückgreifen. Es müssen als Mustersätze stets solche bezeichnet werden, welche auch inhaltlich des Behaltens wert sind. An diese Mustersätze wird sich zunächst das Abfragen der Regeln anzuschliessen haben.

Mündliche Übersetzungen aus dem Deutschen. Nächst der auf obige Weise erfolgenden Einübung der Regeln tritt eine Übersetzung von Übungssätzen der bereits besprochenen Art ein, welche allein den Zweck haben, die eben durchgenommene Regel zu verdeutlichen. Wer das Übersetzen aus dem Deutschen überhaupt für ein Mittel der Spracherlernung hält, wird gewiss den Wunsch haben, nach Beendigung des Anfangsunterrichts von diesem Mittel einen ausgiebigen Gebrauch zu

machen, allein aus Mangel an Zeit müssen wir uns darauf beschränken, aus dem reichlichen Material, das die Übungsbücher zu bieten pflegen, eine geeignete Auswahl zu treffen, indem wir gleichzeitig die bei der Lektüre etwa gebotene Gelegenheit der Einübung grammatischer Verhältnisse nach Möglichkeit nutzbar machen. Man scheide im Übungsbuche namentlich alles aus, was die Kenntnis grammatischer Besonderheiten voraussetzt, jedenfalls überlasse man derartiges nie der häuslichen Präparation der Schüler, sondern lasse unter Umständen, wenn es einmal wünschenswert erscheint, dass der Schüler an dieselbe erinnert werde, die Übersetzung eines entsprechenden deutschen Satzes in bekannter Weise nach Analyse der Schwierigkeiten eintreten.

Das Hauptergebnis der Übertragung von Einzelsätzen wird immer nur die Einübung bestimmter grammatischer Regeln sein. Zur Erlangung einer gewissen Gewandtheit im Übersetzen in die fremde Sprache und damit im Gebrauch der Sprache überhaupt, kann sie nur eine Vorstufe bilden. Diese selbst kann — soweit es durch Übersetzungen aus dem Deutschen überhaupt möglich ist — nur erreicht werden durch die Übertragung zusammenhängender Stücke. Diese können einerseits nicht vollkommen auf die Einübung einzelner grammatischen Erscheinungen zugeschnitten sein, während sie andererseits bei richtiger Abfassung doch das eben behandelte grammatische Gebiet zu illustrieren und zugleich zur Wiederholung früherer Pensen immer wieder Gelegenheit zu geben vermögen. So stellen sie grössere Anforderungen an das Unterscheidungsvermögen und genügen demgemäss auch besser der Förderung formaler Bildung. Bei der Übersetzung eines zusammenhängenden Stückes hat der Schüler zu zeigen, wie sein geistiges Auge für das Erkennen grammatischer und sonstiger Schwierigkeiten geschult ist, während er bei der Übertragung von Einzelsätzen leicht nur schablonenhaft die Subsummierung des in dem Satze offenbar vorliegenden Falles unter die Regel vollzieht. „Es sind immer dieselben Operationen, welche der Geist bis zur Ermüdung zu wiederholen hat, immer dieselben Schlussfolgerungen, durch welche er den im Beispiel gegebenen einzelnen Fall unter das in der Regel gegebene Gesetz subsummiert und dieses auf jenen anwendet, und die er am Ende so mechanisch und gedankenlos vollzieht, dass er, wenn ausserdem noch Subsumptionen unter andere als die eben gegebenen Vorschriften notwendig sind, diese fast regelmässig übersieht.“[1]) Was endlich die zusammenhängenden Stücke gegenüber den Einzelsätzen empfiehlt, ist die Einheitlichkeit des Inhalts, welche

[1]) Ulbrich, *l. c.* S. 4.

dem Geiste ein ruhiges Verweilen und Fortschreiten in derselben Richtung gestattet und ihn nicht von einem Wissensgebiet in das andere zerrt.

Wo das Lehrbuch nach dieser Richtung nicht ausreicht, wird der Lehrer genötigt sein, auf andere Weise Ersatz zu schaffen. Am besten geschieht dies durch Umbildung gelesener Stücke eines Schriftstellers.[1])

Schriftliche Arbeiten. Die Angriffe, welche gegen das Übersetzen in die fremde Sprache überhaupt gerichtet werden, treffen naturgemäss mehr noch als die mündliche die schriftliche Übertragung. Kein Ausdruck scheint manchen Reformern stark genug, um die Sinnlosigkeit dieser Übungen zu geisseln. Hervorgegangen sind diese Bestrebungen aus einer Reaktion gegen das Übergewicht, welches bei der Beurteilung der Leistungen namentlich dem Extemporale gegenüber der mündlichen Bethätigung vielfach beigelegt wurde. Andererseits gab Veranlassung zu denselben der frische Aufschwung, den die Phonetik in den letzten Jahren genommen hat. Die Geringschätzung der geschriebenen Sprache gegenüber der gesprochenen, die hier zu Tage tritt, die Bezeichnung derselben als Notbehelf für den mangelnden mündlichen Verkehr, beruht, wie Hornemann[2]) richtig auseinandersetzt, auf einer Verkennung des Wesens der Sprache überhaupt. Der schriftliche und der mündliche Ausdruck sind als zwei gleichwertige Äusserungen der Sprache anzuerkennen; Können in einer Sprache setzt in gleicher Weise Können im schriftlichen wie im mündlichen Ausdruck voraus.

Auf die Erreichung des letzten Zieles aller schriftlichen Übung in einer fremden Sprache, des freien schriftlichen Gedankenausdrucks muss das Gymnasium Verzicht leisten. Das Gebiet der schriftlichen Leistungen beschränkt sich auf Übersetzungen ins Französische. Der Ansicht, dass diese schriftlichen Übersetzungen als eine Ergänzung derjenigen mündlichen zu betrachten seien, welche den Zweck haben, bestimmte grammatische Thatsachen einzuüben, oder dass sie nach der mündlich erfolgten Einübung derselben den Prüfstein für die feste Aneignung des Gelernten abzugeben hätten, kann ich nicht beitreten. Diesen Luxus kann sich das Gymnasium bei seiner beschränkten Stundenzahl nicht gestatten. Die schriftlichen Arbeiten haben vielmehr einen gewissen Ersatz zu bieten für den Aufsatz der Realanstalten; es fällt ihnen daher in erster Linie die Aufgabe zu, gewisser-

---

[1]) Vergl. Schmager, *Zur Methodik des franz. Anfangsunterrichts.* S. 8 f.

[2]) *Zur Reform des neuspr. Unterr.* 2. Heft. S. 3 ff.

massen als eine Vorstufe für freie schriftliche Arbeiten, dem Schüler eine praktische Anleitung im guten schriftlichen Ausdruck der Gedanken im Znsammenhang der Rede zu verschaffen, dadurch, dass sie ihm Gelegenheit geben, an dem auf grnnd des dentschen Textes selbst Niederznschreibenden die allgemeinsten Grundzüge des französischen Stils praktisch zu üben neben der Anschauung derselben bei der Lektüre.

Gerade die praktische schriftliche Fixierung wird zur Aneignung charakteristischer Eigentümlichkeiten des französischen Stils im höheren Grade beitragen, als die mündliche Übersetznng, bei der ähnliche Zwecke wenigstens auch in Frage kommen, gleichwie auch beide Arten von Übersetzungen den allgemeinen Zweck verfolgen, die geistigen Fähigkeiten des Schülers anzuregen und zu fördern, dadurch, dass demselben der Unterschied der beiden Sprachen zum Bewusstsein gebraeht und das Unterscheidungsvermögen geschärft wird. Vorbedingung dabei ist, dass wirkliches Deutsch zur Übersetzung vorgelegt werde. Es darf das indessen keine Erschwerung der Arbeit bedenten, „ist dann Hülfe, sind dann Stützen, Winke, Anmerknngen nötig, so mögen sie hinzugefügt werden, aber das wirkliche Verhältnis der Sprachen mnss zur Anschaunng kommen.“[1])

So erhalten die schriftlichen Arbeiten in erster Linie den Charakter von Übungsarbeiten, womit nicht ausgeschlossen sein kann, dass dieselben dem Lehrer zngleich eine Handhabe zur Beurteilung der Leistungen eines Schülers bieten, ja sogar, dass einzelne Extemporalien geradezu als Prüfungsarbeiten angesehen werden. Indessen mnss sich der Lehrer hüten, den Extemporalien, namentlich soweit sie wirkliche a-tempo Extemporalien sind, einen zn grossen Wert für die Benrteilung des Schülers beizulegen. Die mannigfachsten Faktoren spielen bei der Anfertigung derartiger Arbeiten eine nicht unwesentliche Rolle, besonders werden diejenigen Schüler, die geistig etwas schwerfällig sind, hinter den regsameren zurückstehen, obwohl sie dieselben an Kenntnissen vielleicht überragen. Jedenfalls darf die schriftliche Leistung bei der Beurteilung eines Schülers nicht als wichtiger betrachtet werden, als die Gesamtheit der mündlichen Bethätigung.

Wenn so der Zweck der Übnng bei den schriftlichen Arbeiten vorangestellt wird, so wird sieh daran die Forderung knüpfen, dass dieselben, soweit es sich nieht um ganz bestimmt als solche bezeichnete Prüfungsarbeiten handelt, aus dem Unterrichte hervorzngehen haben nnd in zweckentsprechender Weise vorznbereiten sind. Über den Grad der Vorbereitung der schrift-

[1]) Münch, *Zur Förderung des franz. Unterrichts*. S. 58.

lichen Arbeiten lässt sich eine allgemeine Bestimmung nicht treffen, namentlich wird hierfür auch die Klassenstufe einen Unterschied bedingen. In der Ober-Sekunda wird die Vorbereitung möglichst zu beschränken sein mit Rücksicht darauf, dass am Schlusse dieser Klasse das Versetzungs-Extemporale ohne besondere Vorbereitung zu schreiben ist.

Wenn auch beim Extemporale dem Schüler scharfes Denken zugemutet werden darf und soll, so muss sich dasselbe doch im allgemeinen davon fernhalten, grammatische Besonderheiten zur Einübung bringen zu wollen, wofern nicht bei der Vorbereitung die gebührende Rücksicht auf dieselben genommen ist, oder es sich um Dinge handelt, die unter allen Umständen dem Schüler durch den Gebrauch geläufig sein müssen. Eine Häufung derselben ist jedenfalls zu vermeiden, damit nicht ihre Einübung zum Hauptzweck des Extemporales werde oder wenigstens zu werden scheine.

Eher wird das häusliche Exerzitium zur Einübung einer grammatischen Einzelheit dienen können, die dem Schüler bekannt sein soll, auch ohne dass sie gerade im systematischen Gange des Unterrichts mit besonderem Nachdruck behandelt wäre. Unzweifelhaft erscheinen die vielgeschmähten häuslichen Exerzitien nicht als unbedingt notwendig für die Erreichung des Zieles, welches dem französischen Unterricht am Gymnasium gesteckt ist. Aber alle Gründe, die gegen dieselben vorgebracht werden, können nicht als stichhaltig anerkannt werden, wenn das Exerzitium nur den Zweck der Übung verfolgt und in der richtigen Weise vorbereitet wird, d. h. so, dass die Schwierigkeiten, die dasselbe bietet, in gemeinsamer Arbeit vorher gelöst sind, so dass sich der Schüler nirgends vor einem unüberwindlich scheinenden Hindernis findet. Dann wird namentlich auch das Hauptargument gegen das Exerzitium in Wegfall kommen, dass es den Schüler zur Täuschung verleite, denn bei einer in dieser Weise vorbereiteten Arbeit wird er leicht der Versuchung, sich unerlaubter Hilfsmittel zu bedienen, widerstehen. Pädagogische Gründe sind es namentlich, welche die Beibehaltung häuslicher Exerzitien wünschenswert erscheinen lassen, dieselben werden sich jedoch auf die unteren und mittleren Klassen beschränken müssen. Grundsätzlich wenigstens wird in den oberen Klassen aus praktischen Rücksichten von ihnen abzusehen sein, damit nicht der französische Unterricht eine ungebührlich grosse Arbeitszeit in Anspruch nehme, obgleich sie gerade hier recht am Platze wären wegen der Möglichkeit einer unbehinderten, dem freien schriftlichen Ausdrucke näher kommenden Bewegung in der Sprache. Unter besonders günstigen Umständen wird daher

auch hier ein einzelnes Exerzitium statt eines Extemporales eintreten können. Zu empfehlen ist an seiner Stelle auf dieser Stufe, sowie auch in mittleren Klassen das Klassenexerzitium, eine schriftliche Arbeit, die mit derselben Genauigkeit wie das häusliche Exerzitium vorbereitet von den Schülern in der Klasse angefertigt wird mit allen Hilfsmitteln, die ihnen bei der häuslichen Arbeit zu Gebote stehen. Das Klassenexerzitium hat den Vorzug, dass einerseits zweifelsohne eigene Arbeit des Schülers in demselben vorliegt, andererseits, dass bei der Erlaubnis bei etwaigen Schwierigkeiten Hilfsmittel zu benutzen, das Fehlermachen nach Möglichkeit vermieden wird und dass jedem Schüler verstattet ist, in dem ihm bequemen Tempo zu arbeiten, so dass ein richtigeres Bild von dem Können jedes Einzelnen entstehen wird als bei dem a-tempo Extemporale. Den letzteren Vorzug teilen diese Arbeiten mit denjenigen Extemporalien, zu denen der deutsche Text zunächst diktiert wird. Diese sind deshalb für alle eigentlichen Prüfungsarbeiten vorzuziehen und mögen in mittleren und oberen Klassen zuweilen an die Stelle der a-tempo Extemporalien treten, die ihrerseits dadurch sich auszeichnen, dass sie den Schüler an eine unmittelbare Wiedergabe des vorgesprochenen Textes gewöhnen, somit zu einer strafferen Konzentrierung des Geistes nötigen und eine nicht zu unterschätzende Gymnastik des Geistes bilden. Zudem scheint gerade für eine neuere Sprache die Gewöhnung an eine rasche Verwendung des vorhandenen Sprachmaterials von besonderer Wichtigkeit.

In den Erläuterungen zu den Lehrplänen vom 3. März 1882 wird gefordert, dass von Zeit zu Zeit französische Diktate statt der Extemporalien geschrieben werden, „behufs sicherer Gewöhnung des Ohres an das fremde Idiom und gleichzeitiger Befestigung in der Orthographie.“ Das letztere Ziel wird meines Erachtens durch derartige Diktate nicht erreicht werden, das erstere nur unvollkommen. Es scheint mir nicht zweifelhaft, dass die Wahrscheinlichkeit grösser ist, dass ein vom Lehrer diktiertes, und zwar im Zusammenhang diktiertes Wort, auch wenn es an sich dem Schüler schon bekannt ist, falsch aufgefasst und dargestellt wird, als das Wort, an das der Schüler sich selbst nach Lautbestand und orthographischer Form unmittelbar oder unter der Anregung der deutschen Bedeutung erinnert, es müsste denn das Tempo des Diktierens ein so langsames sein, dass der Text in eine zusammenhanglose Reihe einzelner Wörter zerrissen wird. So ist eine verhältnismässig grosse Zahl orthographischer Fehler unvermeidlich, und das falsche Wortbild, das der Schüler vor sich sieht, wird naturgemäss von unheilvollem Einfluss auf die Entwickelung seines Könnens nach der orthographischen Seite

hin sein. Die notwendige Übung in der Orthographie wird überdies durch die übrigen schriftlichen Arbeiten in hinreichendem Masse gewährt.

Die Erreichung des ersten Zweckes dieses Diktatschreibens, die Gewöhnung des Ohres an das fremde Idiom, erscheint nur möglich, wenn — normales Tempo im Diktieren vorausgesetzt — diese Übungen sehr zahlreich sind. Hierzu aber reicht die Zeit auf keiner Stufe. Der Zweck wird besser erreicht werden durch die bereits erwähnten und weiterhin noch näher zu behandelnden Sprechübungen.

Wichtiger wie die Diktate erscheint mir eine andere Art von schriftlichen Arbeiten, die seither an Gymnasien nicht oder nur wenig im Gebrauch ist. Wenn das Gymnasium auf das bei der gegenwärtigen Stundenzahl nicht erreichbare Ziel des freien eigenen Gedankenausdrucks, wie er im Aufsatz zu Tage tritt, verzichtet, so sind doch Übungen, welche dieses Ziel in unmittelbarerer Weise wie die Übersetzungen vorbereiten, empfehlenswert.

Es ist das die freie Nacherzählung eines kürzeren, in sich abgeschlossenen französischen Stoffes.[1]) Das französische Original wird vom Lehrer wiederholt vorgelesen und frei nacherzählt und dann mit den Schülern in Frage und Antwort verarbeitet, so dass der Schüler es sich mit dem ihm eigenen phraseologischen und stilistischen Material aneignet. Hierauf wird eine mehrmalige mündliche Nacherzählung durch Schüler folgen und schliesslich die schriftliche Fixierung. Es kann nicht ausgeschlossen sein, dass durch Diktieren von Wendungen und Übergängen Hilfe gegeben werde. Wenn die „Lehrpläne“ mit dem Ausdrucke „wenig variierte Reproduktion des Gelesenen“ an eine mündliche Inhaltsangabe des jeweiligen Lektürestoffes zu denken scheinen, so muss die hierdurch gestellte Aufgabe als eine sehr hohe, nur unter besonderen Umständen zu lösende, bezeichnet werden, gegen welche die Befriedigung der von uns aufgestellten Forderung als leicht erscheint. Vorbereitet werden diese Leistungen in den unteren Klassen durch die schriftliche Beantwortung in französischer Sprache von in derselben Weise mündlich vorgelegten Fragen, die sich an einen geeigneten Abschnitt der Lektüre oder an ein eigens ausgewähltes Lesestück anschliessen.[2]) Schon in den mittleren Klassen wird man dann mit schriftlichen Arbeiten der oben erwähnten Art beginnen können.

Allgemeinem Brauche scheint es zu entsprechen, wenn über die Zahl der schriftlichen Arbeiten folgendes festgesetzt wird:

---

[1]) Vergl. Münch, *Zur Förderung des franz. Unterr.* S. 63.
[2]) Vergl. Rambeau, *l. c.* S. 23.

Quinta und Quarta wöchentlich, Tertia und Sekunda alle vierzehn Tage, Prima alle drei Wochen. So muss in den meisten Klassen, wenn wir von den vereinzelten häuslichen Arbeiten absehen, in jeder vierten Stunde eine schriftliche Arbeit angefertigt werden; das ist im Verhältnis zur Stundenzahl reichlich oft, so dass ich die sich ergebenden Zahlen als die Maximalzahlen betrachtet sehen möchte und eine Verminderung in der Weise vorschlage, dass eine Klassenarbeit in allen Klassen nur in jeder sechsten Stunde geschrieben werden darf, wozu in Quinta und Quarta in jedem Tertial zwei, in Tertia und Sekunda in jedem Tertial ein häusliches Exercitium zu kommen hätte.

Auch bei dieser Anzahl der schriftlichen Klassenarbeiten wird darauf Bedacht zu nehmen sein, dass ohne Beschleunigung des Tempos nicht zuviel Zeit auf jede einzelne Arbeit verwendet werde. Für das Schreiben der Arbeiten darf im allgemeinen nur angesetzt werden: für die unteren Klassen 20—25, für die mittleren 25—30, für die oberen 30—40 Minuten. Die Rückgabe der Arbeiten darf nicht mehr als 15 Minuten in Anspruch nehmen.

Wenn aus praktischen Gründen eine grössere Ausdehnung der schriftlichen Arbeiten nach Zahl und Umfang unthunlich erscheint, so wird mancher Lehrer die so gebotene Gesamtmasse der schriftlichen Übung für unzureichend halten. Eine Abhilfe sehe ich darin, dass auf allen Stufen recht häufig einige wenige Sätze als Extemporale in das Diarium geschrieben und von den Schülern selbst korrigiert werden, dergestalt, dass wenigstens die schwächsten Schüler mit den besten die Hefte austauschen. Ich verkenne nicht die Bedenken, welche dieser Massregel entgegenstehen, die überhaupt nur in mässig bevölkerten Klassen zur Anwendung kommen kann, wo der Lehrer die Möglichkeit hat, selbst den grössten Teil der Hefte schnell während der Durchnahme und Korrektur einzusehen. Ich halte dies Verfahren höchstens für eine bedauerliche Notwendigkeit.

Bezüglich der Korrektur und Rückgabe der Arbeiten einige wenige Bemerkungen: Man versäume nicht von Anfang an die Haupteigentümlichkeiten der französischen Interpunktion zur Geltung zu bringen. Verstösse gegen die orthographische Regel, dass ein *e* nur in offener Silbe einen Accent bekommen kann, sind als schwere Verfehlungen anzusehen, damit endlich Fehler wie *protéstant* u. ä. aus den Heften der Primaner verschwinden. Bei der Rückgabe, die möglichst in der ersten Stunde, nachdem die Arbeit abgegeben wurde, stattfinden soll, ist die Besprechung vorzunehmen, bevor die Schüler die Hefte zurückerhalten, da die Spannung der Schüler infolge der Ungewissheit, ob sie nicht

selbst die znr Besprechung gelangendeu Fehler gemacht habeu, grösser ist. Nur für die Quinta wird sich ein anderer Modns empfehlen. Auch eine Durchnahme der Arbeit gleich, nachdem sie geschrieben ist, erscheint znweilen wertvoll. Bei der Rückgabe der Arbeiten werden dann nur noch einzelne Punkte zur Besprechung zu kommen haben. Jedenfalls müssen alle diejenigen Dinge bei der Rückgabe der Arbeiten erörtert werden, dereu Besprechung für die Gesamtheit der Klasse nntzbriugend ist. Dass bei der Besprechung jedes Ansprechen des Falscheu zu vermeiden ist, ist ebenso selbstverständlich, wie dass bei der Beurteilung der Arbeiteu nicht uur die Zahl, sondern auch die Art der Fehler zu berücksichtigen ist. Als Korrektur grundsätzlich die ganze Abschrift machen zu lassen, empfiehlt sich schou deshalb nicht, weil dadurch eine zu grosse hänsliche Belastnng der Schüler eintritt. Man begnüge sich mit der richtigen Niederschrift des verfehlten Wortes oder der Wortgruppe, nur bei verfehlter Stellung der Wortgrnppen wird die Abschrift des ganzen Satzes zu fordern sein. Die Abschrift der ganzen Arbeit möge nur verlangt werden, wo die Fehlerzahl eine zu grosse ist, oder pädagogische Gründe dieselbe notwendig machen.

Das Extemporale soll, wie schon gesagt, aus dem Unterricht hervorgehen. Es wird Aufgabe des Lehrers seiu, dasselbe im Anschluss an die Lektüre unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Hanptthatsachen des znletzt absolvierten grammatischen Pensums auszuarbeiten. So wird dem Schüler wirklich nur zugemutet werden, im Extemporale das ihm aus dem Unterricht Bekannte zu verwerten; es wird Gelegenheit sein, das stilistische und idiomatische Material, welches der in der letzten Zeit dnrchgenommene Abschnitt der Lektüre darbot, zur Einübung zu bringen. So werden die schriftlicheu Arbeiten die ihnen oben zugewiesene Aufgabe zu erfüllen im stande sein. Endlich wird die Benutzung der Lektüre für die schriftlichen Arbeiten, auf diese selbst von dem günstigsten Einfluss sein nnd zu einer Vertiefung des Verständnisses derselben beitragen. Es wird meist nicht zu schwer sein, einen kleineren Abschnitt der Lektüre, der ein in sich abgeschlossenes Ganze bietet, auszuwählen. Dass auch hier dem Schüler zur Übersetzung wirkliches Deutsch geboten werden mnss, ist selbstverständlich. Der Anschluss an die Lektüre wird ein mehr oder minder genauer sein können, zuweilen wird sogar in unteren nnd mittleren Klassen geradezu eine Rückübersetzung einer entsprechend leichten Stelle des Gelesenen eintreten können. Nach oben hin sei der Anschluss an die Lektüre ein freierer, anch stofflich Neues wird zuweilen am Platze sein, namentlich iu den obereu Klassen. Derartige Arbeiten

werden besonders zur Zeit der poetischen Lektüre im Vordergrunde stehen. Unmittelbare Anlehnung an die Lektüre sei ausgeschlossen bei Probearbeiten, damit von jedem wirklich das, was er kann, zum Ausdruck gebracht werde und nicht der mit einem besseren Gedächtnis begabte Schüler einen unmittelbaren Vorzug habe vor dem in dieser Beziehung weniger Begünstigten.

Wenn der Lehrer sich der freilich nicht geringen Mühe unterzieht, die schriftlichen Übersetzungen selbst in der angegebenen Weise auszuarbeiten, so wird er im stande sein, gerade diejenigen Thatsachen, welche ihm im Verlaufe des Unterrichts am wertvollsten erschienen, einzuüben, und die grössere Schaffensfreudigkeit der Schüler, sowie befriedigende Ergebnisse in den Extemporalien werden ihn für seine Mühe belohnen.

Satzextemporalien, die ganz speziell grammatischen Stoff zur Einübung bringen sollen, seien zwar nicht ganz ausgeschlossen, sie mögen immerhin vereinzelt auftreten, indessen sei der Lehrer darauf bedacht zu vermeiden, dass mechanischem Arbeiten Vorschub geleistet werde, andererseits aber auch, dass durch Herbeiziehung idiomatischer Einzelheiten eine Häufung von Schwierigkeiten eintrete, die den jugendlichen Geist in Verwirrung zu setzen im stande ist. Ein Formenextemporale wird naturgemäss nur auf der ersten Stufe ganz vereinzelt vorkommen können.

Lektüre. a. Allgemeines. Die Stellung, welche wir der Lektüre im französischen Unterricht zuweisen, haben wir in den obigen Ausführungen bereits gekennzeichnet. Wir haben sie auf der unteren Stufe zum Ausgangs- und Mittelpunkt des Unterrichts gemacht; weiterhin haben wir den grammatischen Übungen eine eigene Stellung neben ihr angewiesen, dabei aber die Lektüre in die innigste Wechselbeziehung zu jenen gesetzt und ihr auch nach Umfang die hervorragendste Stelle angewiesen. In der Prima endlich wird die Lektüre den Vorschriften entsprechend zur unbeschränkten Herrin im Gebiete des französischen Unterrichts. Wenn bisher nur von der Lektüre in ihrer Beziehung zur Grammatik die Rede war, von der Ausbeutung der Lektüre für die sprachliche und speziell die grammatische Bildung, so muss hier daran erinnert werden, dass die Lektüre an sich eine hohe Wertschätzung verdient. Sie vor allem ist bestimmt beizutragen zu einer allgemeinen harmonischen Bildung des Geistes. Es darf daher niemals die Form von grösserer Wichtigkeit erscheinen als der Inhalt, niemals darf der Schriftsteller erniedrigt werden zu einer blossen Fundgrube grammatischer Regeln, derselbe ist vielmehr dem Schüler als litterarisches Kunstwerk zur Anschauung zu bringen, seines Inhaltes muss der Schüler bewusst werden. Darum muss derselbe

durch ein Schriftwerk hindurchgeführt werden, nicht nur in dasselbe hinein. Es mag, wenn der Stoff, obwohl man eine Reihe von Abschnitten mehr kursorisch liest, sich zu umfangreich erweist, um in der zur Verfügung stehenden Zeit ganz durchgenommen zu werden, durch Ausscheidung weniger bedeutenden Stellen gekürzt werden. Zu einem bestimmten Abschluss aber ist die Lektüre mit jedem Jahre zu bringen. Es ist selbstverständlich, dass ich nicht ganze umfangreiche Werke eines Schriftstellers der Lektüre zu Grunde legen will, sondern in sich abgeschlossene Ganze aus diesen Werken in der Art, wie die meisten Schulausgaben sie uns bringen.

Den Stoff zur Lektüre bot uns beim Anfangsunterricht das Lehrbuch. Es ist darauf Bedacht zu nehmen, dass für Quinta und Quarta ein geeignetes Lesebuch zur Hand sei, das eine nach Inhalt und Form für diese Stufe passende Auswahl von Lesestücken enthält. Diese Lesestücke müssen den weiter unten für die Auswahl der Lektüre überhaupt entwickelten Grundsätzen entsprechen, namentlich müssen sie eine Einführung in die elementare Grammatik und den einfachsten Wortschatz bieten und sachlich wert sein der Jugend zur geistigen Nahrung zu dienen. Eines Urteils über die in dieser Hinsicht vorhandenen Hilfsmittel enthalte ich mich.

Ob das Lehrbuch auch noch für die Tertien den nötigen Lesestoff zu bieten habe, ist eine Frage, die nicht kurzer Hand zu entscheiden ist; jedenfalls aber muss meines Erachtens in Untersekunda spätestens die Schriftstellerlektüre beginnen.

b. Auswahl. Die Frage nach der Auswahl der Lektüre hat in den letzten Jahren verschiedentlich, so besonders auf der Direktoren-Versammlung in Hannover im Jahre 1882 eingehende Behandlung erfahren. Die Anerkennung dieser Versammlung sowohl wie die vieler anderen Fachmänner hat das von Münch in seiner Besprechung des Vogelschen Programmes der Realschule zu Perleberg 1880[1]) und sonst aufgestellte pädagogische Prinzip erfahren, wonach zur Lektüre aus der Litteratur der zu erlernenden Sprache auszusuchen ist, „was durch Form und Inhalt, durch das Mass der Schwierigkeit und der nötig werdenden geistigen Arbeit, durch die vorbildliche Kunstschönheit der Darstellung, durch das Gewicht und die Zugänglichkeit des Gegenstandes am besten erziehend zu wirken vermag.“ Dieselben Grundsätze werden vertreten von Perle, in seiner eingehenden Untersuchung über die historische Lektüre am Realgymnasium[2])

[1]) *Zeitschrift für neufr. Sprache u. Litteratur* III. S. 100.
[2]) *Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur* VIII[1]. S. 81 ff. (auch separat).

und von Ulbrich in seiner bereits mehrfach erwähnten gehaltvollen Programmabhandlung über die französische Lektüre an Realgymnasien. Breymann und Möller in ihren wertvollen Bemerkungen über die Reform des neufranzösischen Unterrichts bekennen sich fast wörtlich (S. 20) zu diesen Grundsätzen. Vogel allerdings stellt in seiner oben erwähnten Programmabhandlung die litterarisch ästhetische Bildung in den Vordergrund, wonach „durch die Lektüre dem Zögling die Kenntnis und Würdigung der fremden Litteratur, ihrer Kunstformen und deren geschichtliche Entwickelung"[1]) vermittelt werden soll. Für eine Würdigung dieser beiden Prinzipien, die naturgemäss bezüglich vieler einzelnen Schriften denselben Vorschlag machen, ist hier nicht der Ort. Nach der Gesamtheit der Auffassung des französischen Unterrichts, welche in der vorliegenden Abhandlung vertreten wird, kann ich mich nur der Ansicht Münchs anschliessen.

Wenn wir den Umfang des den klassischen Sprachen am Gymnasium gewidmeten Studiums in Betracht ziehen, so werden wir es diesen überlassen können durch die Schriftstellerlektüre zur Vertiefung der Erkenntnis des Altertums beizutragen[2]) und der französischen Lektüre vielmehr als ein gewisses Gegengewicht die Beschäftigung mit dem bereits Toten, das für das Verständnis der heutigen Kultur, so wichtig es sein mag, allein nicht ausreicht, die Aufgabe zuweisen, den Schüler in die Kultur der Gegenwart einzuführen, soweit sie sich in den Litteraturwerken der französischen Sprache spiegelt. Die französische Lektüre wird namentlich diejenigen Schriftwerke in Betracht zu ziehen haben, welche das Verständnis für die gedeihliche Entwickelung, die staatlichen Einrichtungen, das Wesen und die Eigenart des französischen Volkes vermitteln. Mit Rücksicht darauf, dass der englische Unterricht am Gymnasium nicht obligatorisch ist, werden solche litterarischen Erzeugnisse, welche zum Verständnis der Gesamtentwickelung der beiden grossen Kulturvölker, welchen das Englische die Muttersprache ist, beitragen, auch der Berücksichtigung bei der Auswahl der französischen Lektüre wert sein, während grundsätzlich von denjenigen Werken wird abgesehen werden können, welche der Geschichte des Altertums gewidmet sind. Freilich werden Ausnahmen durch besondere Verhältnisse gerechtfertigt erscheinen. Unter den uns zu Gebote stehenden Schriften werden wir solche auswählen, welche auch bezüglich ihrer Sprache, nach Ausdruck

---

[1]) *Ibidem.* S. 103.
[2]) Vgl. dagegen Kœrting, *Neuphil. Essays.* S. 162.

und Stil, für den Schüler als Muster zu wirken geeignet sind; wir werden uns also möglichst an moderne Schriftsteller halten und das klassische Jahrhundert — hierin werden wir gewissermassen dem litterarhistorischen Prinzip ein Zugeständnis machen müssen — nur insofern in den Kreis der Lektüre ziehen, als es wünschenswert erscheint, dass der Abiturient auch von den unvergänglichen Meisterwerken jener Periode eigene Kenntnis erhält. Meisterwerke sind es doch immerhin, die Dramen Corneille's, Racine's und die Komödien Molière's, so manche Bedenken wir auch heute gegen sie erheben werden. Wenn uns die historischen Schriften jener Zeit das Jahrhundert Ludwigs XIV. *schildern*, in ihnen atmen wir sozusagen die Luft jenes Zeitalters. Der grosse König und sein Hof werden vor unserem Auge wieder lebendig mit all ihrer Pracht, mit all ihrer Vornehmheit, aber auch mit all ihrer Steifheit und Fadheit. Und gerade als Sittengemälde aus jener Zeit sind diese Dramen nicht zu entbehren, sowie aus denselben Gründen eine *Auswahl aus den Briefen der Frau von Sévigné* und weiterhin *aus den persischen Briefen Montesquieu's* in einen Kanon der französischen Schulschriftsteller aufgenommen zu werden verdient.

Wenn auch die historischen Schriften — ich fasse das im Sinne von Perle, d. h. mit Einschluss von Reden und Briefen — als inhaltlich bedeutender den Vorzug haben werden, so dürfte es sich doch empfehlen, auch eine moderne Novelle und namentlich ein modernes Lustspiel zu lesen, es wird dabei als unverbrüchliche Regel anzusehen sein, dass dieselbe Generation von jeder Gattung nur eins liest, dass namentlich nicht dieselben Schüler mehrere Jahre hintereinander nur mit der leichten Kost der Novelle und des Lustspiels genährt werden. Die Gründe, welche Ulbrich[1]) gegen das Vorwiegen der historischen Lektüre am Realgymnasium vorbringt, können für das Gymnasium nicht als stichhaltig angesehen werden; hingegen bedarf die Aufnahme eines Romans in den Kanon der Schullektüre einer Rechtfertigung gegenüber den Ausführungen Perle's,[2]) welcher befürchtet, „dem ohnehin leicht erregbaren jugendlichen Geiste Gelegenheit zu müssigem Gedankenspiel zu geben“. Es ist natürlich nicht gleichgiltig, welcher Art die Novelle ist, welche gelesen werden soll. Für die Schule brauchen wir einen poetischen Stoff, der so behandelt wird, dass er auf der einen Seite in die Sprache des täglichen Lebens einführt, andererseits uns das französische Volk in seinem Thun und Trachten am eigenen Herde, in der Familie

---

[1]) *l. c.* S. 18 ff.
[2]) *l. c.* S. 110.

schildert, das uns über die Eigenart des Individuums aufklärt, wie der historische Stoff über die Eigenart der Gesamtheit. Die Novelle ist gewissermassen die Kleinmalerei gegenüber dem grossen Gemälde, welches die historische Lektüre vor uns entrollt. Mit Ulbrich[1]) möchte ich diese Stoffe der Mittelstufe zuweisen.

Auf einen Punkt möchte ich bezüglich der Auswahl der Lektüre noch aufmerksam machen. Wenn eine einheitliche Reihe von Schriften, die von der untersten bis zur obersten Stufe gelesen werden soll, nicht aufgestellt werden kann, so ist es doch notwendig, dass bei der Bestimmung der Lektüre einer Klasse stets auf die frühere Lektüre Rücksicht genommen wird, damit, wie Perle[2]) sich ausdrückt, „die gesamte im Laufe der Zeit zu bewältigende Lektüre, als ein Ganzes betrachtet, ein solches ideell darstelle, und dass dieses Ganze .... die Eigenart des fremden Volkes in ihrer mannigfaltigen Bestimmtheit enthalte und damit ein einheitliches Gesamtbild des fremden Nationalcharakters gewähre, sowie er sich in der äusseren Geschichte, in der Umbildung der religiösen, gesellschaftlichen und politischen Zustände, in der litterarischen ..... Thätigkeit eines Kulturvolkes zu offenbaren pflegt.“

An Ausgaben französischer Schriftwerke, welche für die Schullektüre geeignet sind, ist heutzutage kein Mangel. Wenn auch bezüglich der Kommentierung in manchen derselben Grundsätze herrschen, denen wir nicht beizutreten vermögen und welche den Kommentar für den Schüler zuweilen bedenklich erscheinen lassen, so wird man doch befriedigende Ausgaben der zu lesenden Werke im allgemeinen leicht auftreiben können. Wie es beim Unterricht in den klassischen Sprachen dem Schüler nicht gestattet wird, eine kommentierte Ausgabe in der Unterrichtsstunde zu benutzen, so werden wir auch bei der französischen Lektüre zu verhindern suchen, dass während des Unterrichts die Aufmerksamkeit des Schülers sich mehr auf die etwaigen Fussnoten als auf den Text richte und dass der Schüler wohl gar erst während des Unterrichts mit Hilfe der Fussnoten sich vorzubereiten suche. Aus diesem Grunde werden aus den Sammlungen französischer Schriftsteller für den Schulgebrauch die bei Weidmann erschienenen, obwohl sich manche recht tüchtige Leistungen darunter befinden, während des Unterrichts in den Händen der Schüler ebensowenig zu dulden sein, als die A.-Ausgaben des Velhagen & Klasing'schen Verlags. Wegen der Vorzüglichkeit der Ausstattung und der Beschränkung bezüglich der Anmerkungen verdienen die Renger'schen Ausgaben in erster Linie in betracht

[1]) *l. c.* S. 14.
[2]) *l. c.* S. 106.

gezogen zu werden, weiterhin die B-Ausgaben von Velhagen & Klasing und diejenigen des Theissing'schen Verlags. Auch Friedberg & Mode haben eine neue Ausgabe französischer Schriftsteller eröffnet, in der ebenso wie in den Ausgaben der Firma Seemann die Anmerkungen vom Texte getrennt sind. Eine neue Sammlung von Textausgaben in guter Ausstattung und zu billigen Preisen hat neuerdings die Firma Hermann Schlutter in Gera eröffnet.

Wenn man sieht, mit welcher Verschiedenheit bei der Verteilung der Schriftsteller auf die einzelnen Klassen verfahren wird, so wird man sich der Ansicht nicht verschliessen können, dass das Mass der Schwierigkeiten vieler zur Schullektüre geeigneten französischen Litteraturwerken noch nicht in befriedigender Weise festgestellt ist. Aus diesem Grunde hat es auch zur Aufstellung eines festen Kanons für die französische Lektüre noch nicht kommen können. Aber auch in dieser Beziehung wird im französischen Unterricht nicht Willkür walten dürfen, so wenig wir auch Grund haben uns so enge Fesseln aufzulegen wie im altsprachlichen Unterricht. Freie Bewegung innerhalb bestimmter Grenzen bleibe dem französischen Unterricht. Ein aufzustellender Kanon wird also mehrere parallele Glieder für jede Klasse haben müssen; die Verteilung auf die verschiedenen Klassen wird nicht ausschliessen dürfen, dass ein Schriftsteller auch in einer anderen als der ursprünglich festgesetzten Klasse gelesen werde, namentlich wird ein einer niederen Klasse zugewiesenes Werk sich zu einer mehr kursorischen Behandlung in einer höheren eignen, auch werden die für Unter-Prima vorgeschlagenen Werke meist für Ober-Prima Verwendung finden können und umgekehrt. Der hier folgende Kanon ist somit weiter nichts als ein Vorschlag, an dem der Lehrer eine Stütze findet bei der Bestimmung des zur Lektüre zu wählenden Schriftstellers.

Wo ein geeignetes Lehrbuch nicht eingeführt ist, wird man sich genötigt sehen, bereits in **Quarta** die Schriftstellerlektüre zu beginnen. Für diese Stufe ein unseren oben dargelegten Anforderungen entsprechendes, in geeigneter Ausgabe vorliegendes Werk zu finden, ist kaum möglich. Wir werden für diese Klasse zu der Herodot-Ausgabe von Ricken[1]) greifen, obwohl dieselbe stofflich als ungeeignet bezeichnet werden muss, da sie den Schüler in einem durch den lateinischen und geschichtlichen Unterricht sattsam behandelten Kreise festhält.[2])

Für **Unter-Tertia** werden namentlich Michaud's *Kreuz*

---

[1]) Velhagen & Klasing 1 Mk.

[2]) Auch die Sprache ist nicht immer nachahmungswert.

züge in Vorschlag gebracht. Der erste und besonders der dritte Kreuzzug[1]), die in geeigneten Ausgaben vorliegen, sind nicht ganz leicht, aber die vorhandenen Schwierigkeiten sind bei geeigneter Anleitung zum Präparieren dieses Schriftstellers auch von Unter-Tertianern zu lösen; auch inhaltlich lässt sich nichts gegen sie erinnern. Ausserdem halte ich aus Barante's *Histoire des Ducs de Bourgogne*[2]) die Geschichte der Jungfrau von Orleans für eine ganz geeignete Lektüre. Daneben endlich sei noch erwähnt aus Rollin's *Histoire ancienne* die Geschichte des zweiten punischen Krieges,[3]) wenn auch inhaltlich unserem Programm nicht entsprechend, namentlich dürfte diese Schrift nicht in Betracht kommen, wenn in Quarta Herodot gelesen wurde.

In **Ober-Tertia** behauptet sich vielfach Voltaire's *Charles douze.*[4]) Namentlich sprachlich verdient derselbe die Stellung, die ihm so angewiesen wird, und als Geschichte eines modernen Zeitabschnitts würde er auch inhaltlich gegen unser Programm nicht sehr verstossen. Immerhin bleibt zu erwägen, und zwar nicht zum geringsten Teile deshalb, weil eine leicht zugängliche Übersetzung vorliegt, ob nicht an seiner Stelle aus Duruy's *Histoire de France* der von Hartmann herausgegebene Abschnitt: *Siècle de Louis XIV.*[5]) zu lesen sei. Dazu halte ich auch einen Überblick über die wichtigsten Abschnitte der neueren Geschichte Frankreichs nach Michelet's *Précis de l'histoire moderne*[6]) für empfehlenswert. Auch Erkmann-Chatrians *Histoire d'un conscrit*[7]) oder *L'Invasion*[8]) scheinen für diese Stufe angemessen. Die Lektüre einer derartigen Novelle würde sich wohl am ersten für diese Klasse eignen.

In **Unter-Sekunda** hat aus Thiers' *Histoire du consulat*

---

[1]) *Histoire de la première croisade.* Weidmann 1,50 Mk. Velhagen & Klasing 1 Mk., Theissing 0,80 Mk.; *Siège et Prise de Jérusalem.* Renger 1,25 Mk. — *Histoire de la troisième croisade.* Weidmann 1,50 Mk. Velhagen & Klasing 1 Mk., Theissing 0,80 Mk., Friedberg & Mode 1 Mk., Schlutter 0,60 Mk.

[2]) *Jeanne d'Arc.* Velhagen & Klasing 0,90 Mk., Weidmann 1 Mk., Renger 1,40 Mk., Theissing 0,60 Mk.

[3]) *Histoire de la 2e. guerre punique.* Velhagen & Klasing 0,60 Mk.

[4]) Weidmann 1,50 Mk., Velhagen & Klasing 2 Teile à 0,90 Mk., im Auszuge 0,90 Mk.; Renger 1,40 Mk. Siegismund & Volkening 1,20 Mk. Theissing 1 Mk., Friedberg & Mode 1 Mk., Schlutter 0,60 Mk.

[5]) Friedberg & Mode 1,20 Mk.

[6]) Velhagen & Klasing: 2 Teile 0,50 Mk. und 0,80 Mk.

[7]) Velhagen & Klasing 0,90 Mk., Renger 1,40 Mk., Friedberg & Mode 1 Mk.

[8]) Velhagen & Klasing 1,20 Mk.

et de l'empire die *Expédition en Égypte*[1]) Bürgerrecht erworben. Daneben empfiehlt sich aus demselben Werke die *Campagne d'Italie*,[2]) ferner aus Guizot's französischer Geschichte die *Histoire de Louis XI.*,[3]) welche die Begründung der französischen Monarchie zur Darstellung bringt und als ein Bild aus der Völkerwanderung die von Timme und von Münch empfohlene *Histoire d'Attila*[4]) von Amédée Thierry. Eine beschränkte Anzahl von Stunden könnte in dieser Klasse unter günstigen Umständen einem modernen Lustspiel gewidmet werden; ich empfehle Scribe, *Bertrand et Raton*,[5]) sowie Feuillet, *le Village*.[6])

Die **Ober-Sekunda** berücksichtige in erster Linie Ségur's *Histoire de Napoléon et de la grande armée*[7]) weiterhin aus dem Geschichtswerke Duruy's die Zeit der religiösen Kämpfe (*Histoire de France* 1560—1643).[8]) Daneben kommen in Betracht: Mignet, *Vie de Franklin*[9]) und desselben Verfassers *La Germanie au huitième siècle*,[10]) eine Schrift, welche namentlich, wenn auch mit einer gewissen Einseitigkeit, den Einfluss der Kultur Frankreichs auf Deutschland in jener Periode nachzuweisen sucht. Hier ist dann auch die geeignetste Stelle für die klassische Tragödie. Corneille's *Cid*[11]) und Racine's *Athalie*[12]) verdienen in erster Linie genannt zu werden als diejenigen, in welchen die Schwächen der klassischen Tragödie am wenigsten störend auf den deutschen Leser wirken. In zweiter Linie sei Racine's *Britannicus*[13]) empfohlen, der durch seine Sprache diese Schwächen vergessen macht.

---

1) Weidmann 1,50 Mk., Renger 1,50 Mk., Friedberg & Mode 1 Mk., Theissing 0,50 Mk. Römke, Cöln, 1,20 Mk.

2) Velhagen & Klasing 0,80 Mk., Friedberg & Mode 1 Mk., Weidmann 1,50 Mk., Renger 1,50 Mk.

3) Velhagen & Klasing 0,75 Mk.

4) Theissing 0,90 Mk., Renger 1,30 Mk.

5) Velhagen & Klasing 0,60 Mk., Weidmann 1 Mk.

6) Velhagen & Klasing 0,60 Mk., Weidmann 0,50 Mk.

7) Weidmann 4 Teile à 1 Mk., Velhagen & Klasing 2 Teile à 1,20 Mk. *Napoléon à Moscou* und *Passage de la Béresina*, Renger 1,50 Mk. *Passage de la Béresina*. Teubner 1,50 Mk. *Les désastres de la grande armée* Theissing 0,80 Mk.

8) Renger 1,30 Mk.

9) Velhagen & Klasing 0,90 Mk.

10) Springer, Berlin 1,20 Mk.

11) Velhagen & Klasing 0,60 Mk., Weidmann 1 Mk., Renger 1,30 Mark. Theissing 0,40 Mk. u. a.

12) Velhagen & Klasing 0,60 Mk., Teubner 1 Mk., Renger 1,20 Mark, Theissing 0,40 Mk.

13) Velhagen & Klasing 0,60 Mk., Weidmann 1 Mk., Renger 1 Mk.

Für Unter-Prima empfehlen sich gleicher Weise Mignet's *Histoire de la Révolution*[1]) und Lanfrey's *Histoire de Napoléon*, aus letzterer namentlich der Abschnitt *Campagne de 1806—1807*,[2]) in zweiter Linie *Campagne de 1809*[3]) und *Expédition d'Égypte et Campagne de Syrie.*[4]) Ferner komme in Betracht Mignet's *Essai sur la Formation territoriale et politique de la France*[5]) und ausgewählte Briefe der *Madame de Sévigné*[6]) und *Montesquieus.*[7]) Für die Poesie seien Sandeau, *Mademoiselle de la Seiglière*[8]) und Molière's *Femmes savantes*[9]) in Vorschlag gebracht; auch Delavigne's *Louis XI.*[10]) wird mit Vorteil gebrancht werden können. Das erstgenannte Werk wird zwar meist für eine frühere Stufe angesetzt und kann auch ohne Bedenken schon früher gelesen werden, allein die Unter-Seknnda scheint mir doch noch nicht der richtige Ort dafür zu sein, und in der Ober-Sekunda ziehe ich das klassische Drama vor.

Für Ober-Prima eignen sich die Reden Mirabeaus,[11]) Guizot's *Histoire de la civilisation en France*,[12]) sowie desselben Verfassers *Étude sur Washington.*[13]) Anch auf Augustin Thierry's *Lettres sur l'histoire de France*[14]) und eine Auswahl französischer Kanzelreden[15]) sei hingewiesen. Von letzteren wird man jedenfalls absehen müssen, wenn vorher Briefe Montesqnieu's und der Sévigné gelesen werden, damit den Schülern nicht zu lange die Prosaschriftsteller des

---

1) Velhagen & Klasing 2 Teile à 1,20 und 1,80 Mk., Teubner 4 Teile à 1,50, 1,50, 120, 1,50 Mk. Renger *Histoire de la Terreur* 1,50 Mark, Basser, Quedlinburg 2,25 Mk., Friedberg & Mode 1 Mk.

2) Weidmann 1,50 Mk., Renger 1,50 Mk., Friedberg & Mode 1,20 Mk.

3) Renger 1,50 Mk.

4) Velhagen & Klasing 0,75 Mk.

5) Renger 1,30 Mk.

6) Das Nötige findet sich in *Chefs-d'œuvres épistolaires* Theissing 0,90 Mark.

7) Weidmann 0,50 Mk.

8) Weidmann 1 Mk., Seemann 1 Mk., Velhagen & Klasing 0,60 Mk.

9) Weidmann (Fritsche) 1 Mk., (Brunnemann) 0,50 Mk., Velhagen & Klasing 0,60 Mk., Teubner 1,35 Mk., Leiner 3 Mk.

10) Velhagen & Klasing 0,60 Mk , Weidmann 0,50 Mk., Renger 1,80 Mk.

11) Weidmann 3 Teile à 1 Mk., Velhagen & Klasing 0,90 Mk

12) Weidmann 2 Teile à 1,50 Mk., Renger 1,40 Mk.

13) Weidmann 0,50 Mk., Theissing 0,80 Mk., Schulthess-Zürich 1,40 Mk.

14) Deichert-Erlangen 0,65 Mk.

15) Renger 1,25 Mk.

19. Jahrhunderts verschlossen bleiben. Von Molière werde auf dieser Stufe gelesen: *le Misanthrope*[1]) oder *l'Avare*[2]).

In den Klassen Quinta bis Ober-Tertia und falls dort keine sonstige poetische Lektüre eintreten sollte, auch in Unter- und Ober-Sekunda ist eine Anzahl französischer Gedichte zu lesen. Sofern das etwa eingeführte Lesebuch nicht genügendes bietet, sei die Sammlung von Gropp & Hausknecht empfohlen.

c. Übertragung des Schriftstellers. Die Fähigkeit, einen fremden Schriftsteller ins Deutsche zu übertragen, muss dem Schüler anerzogen werden. Darum darf, wie schon oben gesagt, in den beiden ersten Jahren eine selbständige Vorbereitung von dem Schüler nicht gefordert werden, der Lehrer wird jedoch in dem zweiten Halbjahre der Quarta seine Hilfe immer mehr beschränken können. Auch in den Tertien wird der Schüler bei Eintreten eines neuen Schriftstellers zunächst durch gemeinsame Präparation in der Klasse angeleitet werden müssen. Haben die Schüler eine befriedigende Gewandtheit in der Übertragung des Schriftstellers erlangt, so wird man keine Bedenken tragen, namentlich am Ende des Schuljahres, eine Reihe von Abschnitten extemporieren zu lassen, um eine Gewöhnung an ein flottes Auffassen der Sprache herbeizuführen und zugleich um die notwendige Durchführung durch das Schriftwerk zu ermöglichen. Es bleibe indessen nicht unausgesprochen, dass dieses zeitweilig flottere Tempo im Lesen des Schriftstellers nicht zum Durchjagen werden und der Gründlichkeit der Behandlung der Lektüre im ganzen keinen Abbruch thun darf.

Aus unseren seitherigen Erörterungen über die Lektüre ergiebt sich, dass wir an die Übertragung der Schriftsteller einen möglichst hohen Massstab gelegt wünschen. Wenn der Wert der Lektüre nicht zum geringsten Teil darin besteht, dass durch dieselbe der Schüler französisch lernen soll, d. h. lernen das ihm gebotene Sprachmaterial in einer dem Vorbilde des gelesenen Schriftstellers sich nach Möglichkeit nähernden Weise verwenden, so bedingt dies allein schon, dass die Unterschiede zwischen französischem und deutschem Ausdruck in grammatischer und stilistischer Beziehung, zwischen französischer und deutscher Ordnung der Begriffe und logischer Auffassung voll erfasst werden, denn für eine rein instinktive Aneignung der Sprache vermittelst

---

[1]) Weidmann (Fritsche) 1 Mk., (Brunnemann) 0,50 Mk., Velhagen & Klasing 0,60 Mk., Renger 1,25 Mk., Leiner 2 Mk., Teubner 1,80 Mk.

[2]) Weidmann (Fritsche) 1 Mk., (Brunnemann) 0,50 Mk., Velhagen & Klasing 0,50 Mk., Leiner 2,50 Mk., Teubner 1,80 Mk., Seemann 1 Mk., Theissing 0,40 Mk.

der Lektüre ist der Umfang derselben bei weitem nicht ausreichend. Zieht man dazu in Betracht, dass der Schriftsteller auch seiner selbst willen, wegen seines Inhalts gelesen wird, so wird man kein Bedenken tragen der Forderung zuzustimmen, dass durch die Übersetzung von dem Schüler nicht eine mehr oder minder oberflächliche Präparation durch Nachschlagen einer Anzahl von Vokabeln oder der etwaigen Bemerkungen des Kommentars nachzuweisen ist, sondern dass er durch die Übersetzung zeigen muss, dass er in den Sinn der von ihm übersetzten Stelle eingedrungen ist und sich nicht begnügt hat — was ja gerade im Französischen so leicht möglich ist — dem Wortlaut gegenüber befriedigendes zu leisten, ohne dass ihm der Inhalt zum Bewusstsein gekommen wäre. Die handwerksmässigen Übersetzer pflegen ja freilich damit zufrieden zu sein, im erziehenden Unterricht muss Erfassung von Form und Inhalt gefordert werden. Es muss demgemäss bei der Übersetzung dem echtem Französisch echtes Deutsch gegenüber gestellt werden. Dies ist allerdings eine ideale Forderung, und man darf von der häuslichen Präparation des Schülers namentlich in den mittleren Klassen die Erfüllung derselben nicht erwarten. Das Herausbringen des Sinnes darf indessen nur dann als genügend gelten, wenn Bemühungen des Schülers nach jener Richtung hin zu erkennen sind. Aufgabe des Unterrichts ist es, einen guten deutschen Ausdruck in gemeinsamer Arbeit festzustellen und so die Schüler zur selbstständigen Auffindung desselben anzuleiten. In den oberen Klassen werden naturgemäss höhere Ansprüche nach dieser Richtung zu machen sein, Schülern gegenüber, denen bei der Übersetzung der alten Schriftsteller Aufgaben gestellt werden, im Vergleich mit denen eine wortgetreue Übersetzung eines französischen Schriftstellers ihnen eine geradezu lächerlich geringe Mühe zumuten würde.

Eine gute deutsche Übersetzung werde gefordert, dabei aber bleibe unvergessen, dass die im Unterricht festgestellte Übertragung des Schriftstellers doch noch nicht immer die absolut gute ist, die keiner Verbesserung mehr fähig wäre und deren wörtliche Wiedergabe bei einer Wiederholung demgemäss von dem Schüler zu verlangen wäre. Es sei dem Schüler gestattet, der Übersetzung eine grössere Vollendung zu geben, missrät es unter seinen Händen, was verschlägt's? Der Lehrer wird bei einer minder guten Leistung ohne Mühe erkennen können, wodurch ein Teil der Ladung verloren ging, ob durch Nachlässigkeit oder durch das an sich gewiss berechtigte Streben, minder Gutes durch Besseres zu ersetzen. Eine solche Nachübersetzung findet überhaupt am besten nicht in der auf die erste Durchnahme

folgenden Stunde statt,[1]) sondern in dieser selbst, während der Schüler sich in jener über die erfolgte häusliche Wiederholung in anderer Weise auszuweisen hat.

Es sei nun im Folgenden auf einige Punkte hingewiesen, welche bei einer Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche einer besonderen Beachtung wert erscheinen:

Der französische Stil unterscheidet sich vom deutschen nicht unwesentlich in seinen Grundzügen durch einen mehr rhetorischen Charakter, mit der die Vorliebe für die Antithese und die asyndetische Anreihung der Sätze und Wortgruppen, sowie die Bevorzugung der Beiordnung der Sätze vor der Unterordnung in enger Verbindung steht. Auf eine angemessene Abschwächung des rhetorischen Charakters durch Einschiebung von Partikeln wird daher bei der Übersetzung Bedacht zu nehmen sein; das Asyndeton wird nicht selten aufgegeben werden müssen, und Subordination wird zuweilen statt der Koordination einzutreten haben, jedoch sei bezüglich des letzteren Punktes Vorsicht empfohlen, da wir Veranlassung haben, hierin den deutschen Stil gegenüber seiner durch das Lateinische beeinflussten Vorliebe für Einschachtelung von Sätzen einer Zucht durch das Französische zu unterwerfen.

Dem Französischen eigentümlich ist eine gewisse Einförmigkeit im Beginn der Sätze, während das Deutsche nach Abwechselung strebt; namentlich wird der im Französischen übliche Beginn der Sätze mit demselben Subjekt — wenn auch in verschiedener Form — zu einer Änderung auffordern. Bezüglich der Ordnung der Wortgruppen wird sich vielfach ein Wechsel empfehlen, soweit jedoch durch die Eigentümlichkeit in der ursprünglichen Ordnung eine bestimmte Nüance des Sinnes zum Ausdruck gelangen soll, wird dieselbe nicht aufzugeben sein, unter Umständen wird eine Änderung der Konstruktion dann eintreten müssen. Gründe des Wohlklangs werden wie bei der Wahl des Ausdrucks, so bei der Anordnung der Wörter und Wortgruppen nicht ausser acht zu lassen sein.

Infinitiv-Sätze und sonstige verbale Wendungen sind vielfach durch deutsche Verbalsubstantive auf -ung wiederzugeben: *il aspira à acquérir une fortune* = Erwerbung; auch die den Thäter bezeichnenden Verbalsubstantiva sind nicht so zahlreich als im Deutschen; *celui qui parlait* = der Redner, ähnlich *ce qui suit* = das Folgende. An den Gebrauch zusammengesetzter Substantive und Adjektive werde erinnert: *la soif de la gloire* = die Ruhmsucht; *avec la rapidité du trait* = pfeilschnell. Die Übersetzung von *aller*, *venir*, *faire* und ähnlichen Ausdrücken,

[1]) Vgl. Münch, *Zur Förd. des franz. Unterr.* S. 79.

sowie von *il y a* bedarf oft besonderer Aufmerksamkeit. Häufiger als im Französischen wird das Präsens für das Futurum einzutreten haben, dem Konditionnel entspricht oft der Konjunktiv des Plusquamperfektums. Die verschiedenartige Übersetzung von *même* sei bemerkt, *tout ce qui* und *tous ceux qui* sind durch alles was, alle welche wieder zu geben. Für *il* tritt oft deutsches dieser oder derselbe ein. Das Adverb entspricht oft einem umfangreicheren französischen adverbialen Ausdruck oder einer verbalen Wendung: *avec courage* mutig, *sans peine* mühelos, *on sait* bekanntlich, *ne pas laisser* doch, *aimer à* gern, *commencer par* zuerst, *cesser de* nicht mehr, *réussir à* glücklich. Ein Adjektiv tritt ein in Fällen wie *le livre en question* fraglich, *le traître de paysan* verräterisch.

Oft ist die Auslassung und umgekehrt die Einfügung eines Wortes notwendig: *la question de savoir si* die Frage ob, *coup d'épée* Stoss, andererseits *moyens* Mittel und Wege, *manière* Art und Weise, *brûler de faire* vor Begierde brennen, *exposer* der Gefahr aussetzen, *s'obstiner à faire* auf einem Entschlusse bestehen u. s. w.

Endlich sei noch auf die richtige Auflösung von Partizipialsätzen, auf die Übersetzung von Appositionen und auf die Notwendigkeit einer genauen Wahl zwischen etwa zu Gebote stehenden Synonymen aufmerksam gemacht.

Nur einzelne Punkte sind hier zur Sprache gebracht worden, gewissermassen als Nachweis der Schwierigkeiten, welche sich einer guten Übersetzung eines französischen Textes entgegenstellen. Wir verfehlen nicht auf die geistvolle Abhandlung Münch's: „Die Kunst des Übersetzens aus dem Französischen,"[1]) hinzuweisen, worin auch vieles von dem, worauf hier nur mit einem einzelnen Beispiele kurz hingewiesen wurde, ausführlicher behandelt wird.

d. Erklärung. Die Erklärung der Schriftsteller ist eine zweifache, eine sprachliche und eine sachliche. Die sprachliche Erklärung hat in erster Linie alles dasjenige in Betracht zu ziehen, was zum Verständnis des Inhalts des Gelesenen notwendig erscheint. Hiermit kann sie sich bei der kursorischen Lektüre begnügen. Im allgemeinen aber soll an dem lebendigen Sprachstoff im Schriftsteller das Walten der Sprachgesetze zur Anschauung gebracht werden, es soll namentlich auch die logische Begründung syntaktischer Erscheinungen dem Schüler aus dem

---

[1]) *Zeitschrift für neufranz. Spr. u. Lit.* IX[1]. 59 ff., auch *„Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst."* S. 165 ff. Vgl. auch Franke, *Franz. Stilistik* und Beckmann, *Anleitung zu franz. Arbeiten.*

inneren Zusammenhang des Gelesenen heraus klar werden. Die Erklärung hat also weiterhin auch diejenigen Spracherscheinungen zu berücksichtigen, welche ein neues Licht auf bereits bekannte Gesetze werfen oder sonstwie zur Erweiterung des grammatischen Verständnisses beizutragen geeignet sind. Auch diejenigen Dinge müssen kurz berührt werden, welche zur Illustration des gerade behandelten grammatischen Gebietes dienen. Wie in unteren Klassen die grammatischen Kenntnisse zunächst an der Lektüre zu entwickeln sind, wie ferner in den mittleren Klassen syntaktische Vororientierung aus der Lektüre zu schöpfen ist, wurde bereits gezeigt. Vor einem Zuviel hat man sich nach dieser Richtung zu hüten, indessen möge man sich nicht scheuen, einen kleineren Abschnitt, dessen inhaltliches Verständnis keine Schwierigkeiten bietet, hier und da nach der sprachlichen Seite hin gründlich durchzuarbeiten. Auch die phraseologischen und die einfachsten stilistischen Eigentümlichkeiten des Textes bedürfen der Besprechung und wenn möglich der logischen Analyse. Es empfiehlt sich, die zur Erörterung kommenden sprachlichen Punkte von den Schülern mit leichtem Bleifederstrich im Buche bezeichnen zu lassen, damit sie bei der häuslichen Wiederholung von neuem im Zusammenhange darauf aufmerksam werden. Nur weniges wird in das erwähnte Regelheft in den mittleren Klassen einzutragen sein, hierbei braucht nur die Fassung der Regel in der Stunde diktirt zu werden, die etwaigen Beispiele, aus denen sich dieselbe ergiebt, oder welche sie illustrieren, kann der Schüler nach entsprechender Bezeichnung im Unterricht zu Hause eintragen.

Soll der Schüler wirklich in den Inhalt eines Schriftstellers eingeführt werden, so ist es notwendig, dass an der geeigneten Stelle zu sachlichem Umblick vorweilt werde. Ein nicht zu umfangreicher zusammengehöriger Abschnitt ist inhaltlich zu analysieren, Reden und Dramen sind zunächst in ihren einzelnen Teilen, später im Ganzen nach ihrem Aufbau zu besprechen. Wiederholung solcher zusammengehörigen Abschnitte durch Übersetzung, blosses Lesen, Verarbeitung des Stoffes in Extemporalien, Sprechübungen, die sich an den Inhalt des Gelesenen anschliessen, scheinen mir die Mittel zu sein, durch welche ausserdem das Verständnis des Inhalts gefördert wird. Inhaltliche Schwierigkeiten sind durch sachliche Erklärungen zu heben, es kann bei dieser Erklärung alles dasjenige mit ziemlicher Kürze abgemacht werden, was bereits durch den dem Buche des Schülers etwa beigegebenen Kommentar berücksichtigt ist, andererseits ist auf alles näher einzugehen, was zur Erkenntnis französischer Sitte und Anschauungsweise, sowie französischen Volks- und Geisteslebens beizutragen geeignet ist. Möglichst knapp aber werden

wegen der karg bemessenen Zeit die diesbezüglichen Bemerkungen des Lehrers sein müssen. Die Lektüre französischer Geschichtswerke wird nicht selten Veranlassung geben, einseitige Auffassung geschichtlicher Ereignisse zu korrigieren; vor der Anführung zahlreicher geschichtlicher Einzelheiten, wie sie viele Kommentatoren lieben, sei gewarnt.

e. Lesen. Beim Lesen des französischen Textes ist natürlich auf äusserste Korrektheit der Laute und auf sinngemässe Betonung zu halten. Namentlich werde darauf geachtet, dass im Zusammenhang der Wortton gegenüber dem Satzton zurücktritt. Mit einiger Vollkommenheit zu lesen ist nur dann möglich, wenn Erfassung des Inhalts bereits eingetreten ist, darum lasse man, soweit es sich um Stellen handelt, die in häuslicher Arbeit vom Schüler präpariert sind, das Lesen den Abschluss der Beschäftigung mit dem Schriftsteller bilden, dergestalt, dass dasselbe erst nach der Übersetzung eintritt. Verteilt man den Stoff so, dass möglichst — eine strenge Beachtung dieses Grundsatzes erscheint nicht durchführbar — in jeder Stunde ein in sich abgeschlossener Abschnitt zur Behandlung kommt und scheidet von der Betrachtung desselben mit dem Lesen, so wird man dem Schüler in der geeignetsten Weise Anschauung lebendiger Sprache und Verständnis von Inhalt und Form des Sprachmaterials verschafft haben, auch wird der Schüler mit einem Gefühle grösserer Befriedigung sein Buch schliessen, als wenn ihm in dem letzten Teile der Unterrichtsstunde sprachliche Einzelheiten geboten sind. Nicht nachdrücklich genug kann darauf hingewiesen werden, — und darum sei es an dieser Stelle wiederholt — dass befriedigende Leistungen auf dem Gebiete der Aussprache nur dann erwartet werden können, wenn in allen Klassen gleichmässig mit Entschiedenheit diesem Zweige des französischen Unterrichts Rechnung getragen wird.

Sprechübungen. Als Mittel zur Förderung des Verständnisses der Lektüre wurden oben u. a. Sprechübungen im Anschluss an die Lektüre empfohlen, wie sie auch von der Unterrichtsordnung gefordert werden. Die Reproduktion des Inhaltes eines im Unterricht durchgearbeiteten Lektürestoffs in Frage und Antwort ist der geeignetste Weg, um zu einem gewissen Grade des Könnens in der fremden Sprache zu gelangen. Die Sprechübungen sind sozusagen das mündliche Extemporale, sie haben dazu den Vorzug, dass der Schüler ohne die Krücke, welche der bei einer Übersetzung vorgelegte deutsche Text bietet, zu gehen genötigt wird, dass er ohne Vermittelung deutscher Vokabeln den in seinem Kopfe angesammelten Sprachstoff in Bewegung setzen muss.

Zum Erfolg der Sprechübungen ist eine wesentliche Vorbedingung, dass der Stoff, an den sie sich anschliessen, allen Schülern vollkommen geläufig sei. Man wird daher alle abstrakteren und mehr reflektierenden Teile des Lektürestoffes für dieselben nicht in Betracht ziehen, vielmehr sich an das rein Erzählende halten und unter Umständen geradezu einen besonderen Stoff zu Grunde legen, den eine vom Lehrer wiederholt vorgelesene oder erzählte kleinere Geschichte bietet. Nur wenn der Schüler weiss, was er sagen soll, werden ihm die Schwierigkeiten, wie er es sagen soll, nicht unüberwindlich erscheinen. Es ist notwendig, dass der Schüler mit Frische, mit einem gewissen Mute an die Sache herantritt, und diese Kühnheit, mit der er vielleicht bezüglich der Konstruktion zuweilen ganz gründlich vorbeirät, darf ihm nicht durch Tadel etwaiger Verfehlungen geraubt werden. Er muss das Gefühl haben, dass er hier gerade heraus, ohne viel Überlegung seine Antwort auf die Frage des Lehrers sagen soll, und darum werde zwar alles Verfehlte sorgfältigst richtig gestellt, aber Tadel und wohl gar Strafe auch für die gröbsten Sünden gegen die Grammatik sei verbannt. — Nach oben hin wird der Anschluss an die Lektüre ein freierer sein können.

Durch die an die Lektüre sich anschliessenden Sprechübungen ist es leicht, den Schüler zu nötigen, den bei derselben erworbenen Schatz an Vokabeln und Redensarten im Zusammenhang zu verwerten. Wird auf diese Art der Nachweis über den Grad der Einprägung derselben erbracht, so wird das Abfragen isolierten Sprachstoffes wesentlich beschränkt werden können. „Durch vieles und fortgesetztes Sprechen werden dem Schüler mehr Vokabeln und grammatisch und stilistisch richtige Ausdrucksweisen beigebracht und in seinem Gedächtnis befestigt, als durch hundert lange Vokabellisten, tausend Regeln und Übersetzen unzähliger schlecht stilisierter Einzelsätze." Indessen werde isoliertes Abfragen nicht ganz verbannt, nur darf man, wie schon oben erwähnt, nicht verlangen, dass der Schüler schon gleich bei der Präparation alle etwa vorkommenden Vokabeln und Redensarten sich so fest eingeprägt hat, dass er sie ausserhalb des Zusammenhanges weiss; es muss genügen, dass ihm dieselben dann innerhalb des Satzes bei der Übersetzung bekannt sind; isoliertes Abfragen hat erst seine Berechtigung, nachdem sie durch den Unterricht eingeübt sind, also nach erfolgter Repetition.[1])

Synonymik. Zum vollen Verständnis der Lektüre ist die

[1]) Vgl. auch Bernh. Schmitz, *Encyclopädie*[2] IV. S. 185.

auch von der Prüfungsordnung geforderte Kenntnis der wichtigsten Synonymen notwendig. Auf diesem Gebiete viel zu leisten ist dem Gymnasium freilich nicht möglich, aber gewisse Dinge müssen unweigerlich auch hier gewusst werden. Systematisches Vorgehen würde unfruchtbare Gedächtnisarbeit sein, die Synonymik hat vielmehr aus dem Unterricht heraus zu erwachsen. Im Anschluss an das etwa in der Lektüre vorkommende Wort werde die Bedeutung aus dem Zusammenhange und wenn eben möglich aus dem lateinischen Etymon entwickelt und seinem Synonymon gegenübergestellt. Synonymische Unterweisung kann nicht Unterrichtsgegenstand einer bestimmten Klasse sein, es muss vielmehr schon früh das Auge für die diesbezüglichen Unterschiede geöffnet werden; jede Klasse muss ihren Teil zur Erwerbung synonymischer Kenntnisse beitragen, so dass in der Prima ein gewisser Schatz vorhanden ist, den es gilt zu erweitern und im Verständnis zu vertiefen. Zur festen Aneignung sind alle diejenigen Synonymen zu bringen, deren Verwechslung geradezu sinnloses ergäbe (Stümper-Synonyma) wie *expliquer* und *déclarer*, *lourd* und *difficile*, oder die in so schroffer Weise sich von einander scheiden, dass wesentliche Schiefheiten durch ihre Vertauschung entstehen würden, wie *vieux*, *ancien*, *antique; langue* und *langage*. Es ist notwendig, dass der Schüler gewöhnt werde an eine knappe, schulgemäss einfache, dabei wissenschaftlich richtige, wenn auch nicht ganz erschöpfende Definition der Synonymen, wie sie sich im Anschluss an die Bücher von Bernh. Schmitz und von Koldewey leicht geben lässt. Folgende scheinen mir diejenigen Synonymen zu sein, deren Kenntnis man bei dem Abiturienten muss voraussetzen können:

allgemein *général*, *universel*,
alt, *vieux*, *ancien*, *antique*, *âgé*,
annehmen, erhalten, *prendre*, *accepter*, *recevoir*, *obtenir*,
Aufstand, *insurrection*, *rébellion*, *révolte*, *révolution*, *(soulèvement*, *sédition)*,
Berg, *mont*, *montagne*,
berühmt, *célèbre*, *fameux*, *renommé (illustre)*,
beschliessen, *conclure*, *résoudre*.
betrachten, *regarder*, *considérer*,
brauchen, *employer*, *se servir de*, *avoir besoin de*, *falloir*,
Bürger, *citoyen*, *bourgeois*,
denken, *penser*, *songer*, *rêver*,
erklären, *déclarer*, *expliquer*,
ernst, *sérieux*, *grave*,
Fehler, *faute*, *défaut*,
Fleisch, *chair*, *viande*,

Fluss, *rivière*, *fleuve*,
folgen, *suivre*, *succéder*,
führen, *guider*, *conduire*, *mener*,
Furcht, *crainte*, *peur*, *appréhension*,
furchtbar, *redoutable*, *formidable*,
Geschlecht, *sexe*, *genre*, *race*, *génération*,
Glück, *bonheur*, *fortune (prospérité)*,
heilig, *saint*, *sacré*,
Hoffnung, *espoir*, *espérance*,
hören, *entendre*, *écouter*,
Jahr u. ä., *an*, *année*,
jeder, *tout*, *chaque*,
leicht, *léger*, *facile (aisé)*,
leiden, *souffrir*, *endurer*, *supporter (tolérer)*,
Macht, *puissance*, *pouvoir*, *force*,
Opfer, *sacrifice*, *victime*,
Person, *personne*, *personnage*,
raten, *conseiller*, *deviner*,
regieren, *régner*, *gouverner*, *régir*,
Regierung, *règne*, *gouvernement*, *régime*,
Ruhe, *tranquillité*, *calme*, *repos*,
Sache, *chose*, *cause*,
scheinen, *paraître*, *sembler*,
sicher, *sûr*, *certain*,
schwer, *lourd*, *difficile (grave)*,
Sprache, *langue*, *langage*,
stolz, *fier*, *orgueilleux*, *hautain*,
Stunde, *heure*, *lieue*, *leçon*,
Stück, *morceau*, *pièce*,
Teil, *partie*, *part*, *portion*,
teilen, *diviser*, *partager*, *distribuer*,
Ufer, *bord*, *rive*, *rivage (plage)*,
verfolgen, *poursuivre*, *persécuter*,
wählen, *choisir*, *élire*,
Wort, *mot*, *parole*,
Wunder, *prodige*, *merveille*, *miracle*.

Auch andere synonymische Begriffe werden gelegentlich zur Erörterung kommen, und man wird die Schüler auch auf feinere Unterscheidungen wie *culture* und *civilisation; ascendant*, *ardeur* und *zèle; méfiance* und *défiance* aufmerksam machen.

Litteraturgeschichte. Von der Geschichte der französischen Litteratur ist weder in den Lehrplänen noch in der Prüfungsordnung die Rede; gleichwohl wird der französische Unterricht auch am Gymnasium nicht umhin können, den Schülern einige

Kenntnisse auf diesem Gebiete zu übermitteln. Nicht freilich ist Litteraturgeschichte an sich zu treiben, äusserste Beschränkung ist notwendig, aber diese Beschränkung darf nicht soweit gehen, dass der Schüler nur von dem zufällig von ihm gelesenen Schriftsteller etwas erfährt, umsoweniger, da nicht nur Schriftsteller von hervorragender litterarischer Bedeutung sich zur Schullektüre eignen. Namen wie Boilean, J. J. Ronsseau, Victor Hngo dürfen dem Abiturienten kein blosser Klang sein, auch wenn er selbst von ihnen noch nichts gelesen hat. Noch viel weniger darf andererseits der Geist des Schülers mit Daten und Einzelheiten aus dem Leben des gelesenen Schriftstellers überlastet werden. Es handelt sich vielmehr darum, im Anschluss an die Lektüre einen kurzen Überblick über die Entwicklung der gesamten Litteratnr zu geben, die in ihr hervortretenden Strömungen nach Ursache nnd Folge zu erklären und ein Verständnis zu erwecken von dem Wesen der zur Erörterung kommenden Schriftsteller, von ihrer Stellung innerhalb des Verlaufs der Geschichte der Litteratur, von ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung, sowie den Wechselbeziehungen zwischen der französischen und der vaterländischen Litteratur. Im wesentlichen wird dieser Zweig des französischen Unterrichts der Prima zufallen müssen.

Es könnte auf den ersten Blick schwierig oder wenigstens gezwnngen erscheinen, die litterargeschichtliche Belehrung an die Lektüre anzuschliessen. Aber bietet sich nicht bei der Behandlung eines Molière'schen Lustspiels fortwährend Veranlassung auf die persönlichen litterarischen Verhältnisse dieses Dichters, auf seine Stellnng gegenüber Racine und Corneille, sowie auf die alte volkstümliche Litteratur der Franzosen einen Blick zu werfen? Die *Femmes Savantes* im besonderen nötigen zu einem Hinweis anf das Hotel de Rambonillet und ähnliche Bestrebungen, sowie auf die gesamte Einwirkung der Renaissance auf die französische Litteratur. Die Betrachtung der Sprache Molière's gegenüber der heutigen richtet unser Auge auf die Bestrebungen der Plejade nnd Malherbe's. Der Ban des klassischen Dramas nnd seine Metrik weist auf Boileau einerseits und auf Victor Hugo und die Romantiker andererseits hin; die Lektüre Mignet's zwingt nns der Schriftsteller des XVIII. Jahrhunders, namentlich J. J. Rousseau's, Voltaire's, sowie Montesquien's zu gedenken; Lanfrey erinnert an die Urheber der napoleonischen Legende. Erckmann-Chatrian und *Mademoiselle de la Seiglière* bieten Veranlassung zu Bemerkungen über die neneste Litteratur, über das Verhältnis von Klassizismus und Romantik, über das Aufkommen des Realismus und die Ausartnng desselben den Naturalismus u. s. w.

Es wurde bereits die alte volkstümliche Litteratur der

Franzosen erwähnt. Ich halte es für wertvoll, dass der Schüler weiss, dass die französische Litteratur nicht erst mit dem klassischen Zeitalter beginnt. Von dem Inhalt und der Bedeutung des Rolandsliedes, auch von der litterarischen Wichtigkeit der altfranzösischen Kunstepen, von denen unsere mittelhochdeutschen Epen zum Teil unbedeutende Nachahmungen sind, von der Existenz der grossen alten Chronisten muss der Schüler eine Ahnung erhalten, er muss von der gewaltigen Natürlichkeit eines Rabelais hören, und die Entwickelung des Dramas darf ihm nicht fremd bleiben.

Metrik. An die poetische Lektüre schliesst sich die notwendigste Belehrung über die französische Metrik an. Die erste metrische Anweisung hat da statt zu finden, wo zum ersten Male französische Verse gelesen werden, jedoch sei sie hier rein praktischer Art und beschränke sich darauf, richtiges Lesen französischer Verse beizubringen. In den mittleren Klassen werde dann das allgemeine Prinzip der französischen Metrik nachgewiesen und im Anschluss an die zu lesenden Gedichte das Notwendigste über Strophenbau, Silbenzählung und Reim vorgeführt. Bei der Lektüre der klassischen Dramen wird dann weiterhin die natürliche Stelle sein zu einem Eingehen auf den Alexandriner mit Cäsur, Enjambement, sowie auf Eigentümlichkeiten der dichterischen Sprache, womit eine Erweiterung der früher erworbenen Kenntnisse zu verbinden ist. Alles Einzelne ist jedenfalls aus der praktischen Beobachtung zu gewinnen, theoretische Belehrung an sich muss als wertlos bezeichnet werden, somit alles dasjenige verbannt sein, was nicht zum richtigen Lesen der Verse, oder zur Erkenntnis der Wechselbeziehung von Form und Inhalt, sondern vielmehr zur Versbildung notwendig erscheint.

Sprachgeschichte. Es bleibt uns schliesslich ein Punkt im Zusammenhang kurz zu besprechen, der schon mehrfach erwähnt wurde. Bei der Behandlung der Grammatik wurde die Forderung aufgestellt, dass überall da, wo es für das Verständnis der grammatischen Erscheinungen wünschenswert erscheine, auf den Ursprung derselben im Lateinischen zurückgegangen werde. Das Gymnasium hat die Pflicht, auch die Ergebnisse der historischen Grammatik für den Unterricht nutzbar zu machen, wenn sie so leicht in den Dienst derselben gestellt werden können, wie es hier der Fall ist. Bei jedem Schritte stösst der Schüler auf Dinge, welche nach seiner eigenen Erkenntnis mit den ihm geläufigen Erscheinungen im Lateinischen zusammenhängen. Die Frage: wie hat sich die Umformung des lateinischen Wortes oder der lateinischen Form vollzogen, drängt sich ihm von selbst auf und erheischt darum Antwort. Wollte der Lehrer diese

Antwort nicht geben, so wird sich nur eine unbestimmte Ahnnng des wirklichen Zusammenhangs der Dinge im Geiste des Schülers bilden, die ihn zu den falschesten Schlüssen verleiten würde. Gewisse Grundbegriffe müssen daher an dem durchznarbeitenden Sprachmaterial erkannt werden, massgebend muss dabei stets die Bedeutung derselben für die praktische Formen- nnd Wortbildung sein.

Die allgemeinen Grundsätze der Lantentwickelung: die Erhaltung der Tonsilbe, meist nnter Verwandlung des Vokals; das Znsammenschwinden nnbetonter Silben und das Verstnmmen der Endungen ausser *a*, die Schwächung inlautender Konsonanten müssen dem Schüler vor Augen geführt werden.

Im einzelnen ist die regelmässige Behandlung der betonten Vokale in offener und geschlossener Silbe nnd der inlantenden Konsonanten bezüglich der Lautlehre darzulegen. In der Formenlehre wird namentlich die Konjngation, wie schon oben auseinandergesetzt wurde, durch Hinweise auf die historische Entwickelung, zum Verständnis zu bringen sein. Wie weit mit solchen historischen Erklärungen gegangen werden darf nnd muss, hat der Takt des einzelnen Lehrers zn entscheiden, jedenfalls mnss dem Schüler durch dieselben ein Blick in das Leben der Sprache eröffnet werden, der eben wegen der Bekanntschaft mit dem Lateinischen in keiner anderen Sprache so leicht zu erreichen ist. Eine kurze planmässige Zusammenfassung des Dagewesenen wird sich in der Ober-Prima leicht in einer bis höchstens zwei Stunden geben lassen.

F. Tendering.

Syntaktische Notizen zu Jean Calvin.

Calvin's *Institution* ist von Grosse zuerst in *Herrig's Archiv* 1879 nnd sodann in der Dissertation *Syntaktische Studien zu Jean Calvin*, Giessen 1888, untersucht worden. Über diese letztere Arbeit habe ich in dieser *Ztschr.* XI[2], 177 berichtet. Eigene Lektüre der Schrift Calvin's zeigte mir, dass Grosse in Beziehung auf das Material durchaus nicht so vollständig ist, wie dies erforderlich wäre, dass er einige wichtige Sachen ganz übersieht und in einzelnen seiner Angaben nicht genau ist. Ich will daher in den folgenden Notizen Grosse ergänzen resp. berichtigen, ohne jedoch jede Unrichtigkeit in der grammatischen Auffassung richtig zu stellen. Wenn bei einer besprochenen Erscheinung nicht angegeben ist, dass Gr. bereits dieselbe erwähnt, fehlt sie bei ihm gänzlieh, das sei hier ein- für allemal bemerkt. In der Disposition wäre es für mich das Natürlichste gewesen, mich an die vorliegende Abhandlung anzuschliessen, doch ist mir die dort innegehaltene Anordnung so wenig sympathisch, dass mir das unmöglich schien. Gar nicht berücksichtigt ist die Wortstellung, die eine ausführliche Abhandlung für sich allein erheischen würde. Bei den Notizen, die ich gebe, kommt es mir auf das Material, nicht auf die Erklärung der an und für sich bekannten Erscheinungen an, nnd der sprachhistorische Gesichtspnnkt ist für mich massgebend gewesen, wenngleich ich davon absehen muss, sprachhistorische Bemerkungen zu geben. Zu Grunde gelegt habe ich den Text des *Corpus Reformatorum*, Braunschweig 1865, Vol. XXXI und XXXII. Zitiert ist nach Band (I. und II.) und Seite, ein Verfahren, das praktischer schien als das von Gr. befolgte, welcher nach Buch, Kapitel und Paragraph zitiert, da die meisten Paragraphen weit über eine Seite hinausreichen. Ausser der *Institution* habe ich auch die Briefe in der Ausgabe von Jules Bonnet, Paris 1854, 2 Bände, gelesen, welche ganz mit der ersteren Schrift übereinstimmen, aus denen ich jedoch

hier und da einzelne mit *L* bezeichnete Stellen beizufügen mir erlaubt habe.

Das betonte Personalpronomen im Casus obliquus als unbezeichneter Dativ findet sich noch, wie das im 16. Jahrhundert keine Seltenheit ist, bei *(qu'il) souvienne*, so I, 144 *Souvienne-vous qu'on ne doit oster de sa gloire tant petit que ce soit*; II, 427 *Souvienne-nous de le supplier que etc.*; ebenso L. II, 358, 408.

Das aus den Briefen notierte I, 234 *Il sera si impudent de vous oultrager cent fois plus que vous n'oseriez pas luy* ist im 16. Jahrhundert oft genug zu finden.

Sehr oft ist *soi* in Abhängigkeit von Präpositionen im abhängigen Satze in Beziehung auf das Subjekt des regierenden Satzes zu beobachten, ein Latinismus, welcher im Altfranzösischen nur „bei bestimmter Anlehnung an lateinisches Original sich hin und wieder findet“ (Gessner I, 12) und in der Institution selbstverständlich am allerwenigsten befremden kann, doch auch aus den Briefen zu belegen ist; vgl. z. B. I, 330 *Qu'il parle de ceux qui sont regenerez, il appert de ce qu'ayant dit qu'il n'habitoit aucun bien en soy, il adjouste etc. (ubi dixerat in se bonum nullum habitare)*; II, 702 *Gregoire ne maintient point que l'honneur qu'il denie à l'autre, appartienne à soy*, I, 95 *Incontinent la majesté de Dieu viendra au devant, laquelle domtera toute audace de contredire, nous contraignant d'obeir à soy;* II, 884 *Les uns le laissent là comme une chose n'appartenant de rien à soy (alii velut rem ad se minime pertinentem);* I, 164 *Nous voyons donc que non seulement le ministere de remettre les pechez est par devers Jesus Christ, mais aussi la puissance laquelle Dieu a une fois denoncée devoir demeurer à soy eternellement (potestatem quam a se ad alium transituram Dominus negat);* II, 828 *Quand le pecheur donne tesmoignage de repentance à l'Eglise, et par cela oste, entant qu'en soy est, le scandale et l'efface, il ne doit estre pressé plus outre (quantum in se est)*, ferner I, 350, 458, II, 363, 567, 709, 800, 936, 1040 und sonst; in den Briefen I, 369 *Lequel nous commande de regarder simplement à soy;* II, 231 *Il use de tels moiens pour recueillir ceulx qui sont à soy.*

Dass das unbetonte Personale, das übrigens schon völlig in neufranzösischer Weise vom betonten geschieden ist, noch in *ce suis-je* u. ä. sich findet, hebt Gr. S. 35 hervor, wie derselbe auch S. 15 auf die Attraktion des Verbums an das Prädikat in diesem Falle aufmerksam macht. Den von ihm beigebrachten Stellen füge ich hinzu I, 135, 164, 179, 199, 253, 259, 261, 330, 342, 350, II, 172, 259, 800, 1053, denen sich noch andere anreihen liessen. Die Menge der Beispiele, d. h. derjenigen, welche nicht das Pron. der 3. Pers. aufweisen, zeigt,

dass Darmesteter mit Unrecht (*Seizième Siècle* § 217) *ce sommes-nous, c'êtes-vous* für im 16. Jahrhnndert ungebräuchlich geworden erklärt. Vgl. auch L. II, 461 *Devant que nous feussions advertis que c'estiez-vous, les frères de Poitiers nous en demandèrent conseil.*

Die Beispiele, welche Gr. S. 33 für die „Auslassung" des unbetonten Objektspronomens beibringt, sind recht nnglücklich gewählt, da in dem einen (4, 2, 9 *et aussi (le) seront*) prädikatives *le* vorliegt, in zwei anderen (3, 10, 2 und 4, 16, 9) das Verbum sehr wohl als intransitives fungieren kann und in einer (4, 2, 2) nur die Ausgabe von 1564 das Pronomen nicht hat. Auch der vorliegende Text bietet zu dieser in noch viel späterer Zeit keineswegs seltenen Erscheinung eine ganze Menge von Beispielen, vgl. nur I, 308 *Ils luy attribuent quelque faculté, ou pour le moins semblent advis luy attribuer;* II, 818, *Ils demandent quelque tribut, dit-il, nous ne luy refusons point,* ferner I, 357, 471, II, 681 u. s. w.

Das neutrale *il* in voller demonstrativer Kraft ist auf jeder Seite fast zu lesen und braucht durch Beispiele nicht belegt zu werden.

Ils = *on* in dem bei Calvin häufigen Latinismus *qu'ils appellent* vgl. L. I, 390 *Quant à la taxe, elle est faicte par l'évesque avec les commis du clergé, qu'ils appellent.*

Auf Sätze wie I, 367 *Homme, qui es-tu qui veux imposer loy à Dieu,* ähnlich II, 490, mag hingewiesen werden.

Statt eines absoluten Substantivs oder Pronomens mit *de* steht *en* keineswegs pleonastisch, wie Gr. S. 44 meint, und begegnet auch heute oft genug, dagegen wird dasselbe nicht mehr im Neufranzösischen nach vorhergehendem Relativ mit *de* resp. *dont* sich betreffen lassen, wie z. B. I, 9 *Desquels j'en voyoye plusieurs avoir faim et soif,* I, 206 *dont luy-mesme en est cause* und so unendlich oft; auch II, 287 *entre lesquels il n'y en a nul qui soit etc.* Ebenso kam früher das Pron. der 3. Pers. und *y* nach vorhergehendem Relativ vor, was Gr. S. 45 bei *y* erwähnt.

En fehlt nach modernem Gebrauch nicht nur in den drei von Gr. S. 45 gegebenen Wendnngen, denen sich noch viele andere anreihen (z. B. II, 810 *Il ne sera pas ainsi de vous,* II, 1005 *Comme s'il se falloit precisément tenir aux mots,* II, 379 *Toutefois se remettans à ceste bonté dont ils sont esclairez,* u. a.), sondern auch in Fällen wie I, 128 *Je demande à ces bons docteurs quels sont ces idiots qui ne peuvent estre enseignez que par images: ils ne peuvent alleguer d'autres sinon etc.;* I, 137 *Les simulacres ont plus de vertu à courber les povres ames . . . qu'ils n'ont à les redresser,* ebenso II, 586, 674 und sonst.

Auch Fälle wie I, 476 *Et pensent-ils que . . . la vengeance ne s'en ensuyve incontinent?* I, 493 *Il lui falloit mourir de faim s'il ne s'en fust fuy,* begegnen oft.

Sehr selten ist *y* in *il y a* vernachlässigt, doch kommt auch dieses vor, während Gr. S. 45 „diese Auslassung nicht angetroffen hat", so I, 498 *Certes celuy qui apres avoir confessé qu'il n'a rien de ferme ne permanent en ce monde, retient toutefois fermeté d'esperance en Dieu etc.;* der lateinische Text lautet *Sane qui nihil esse in terra solidum aut stabile, confessus etc.* Auch II, 667 *L'ordre des diacres est aboly entre eux, passé a ja long temps* ist so aufzufassen. L. I, 19 *Longtemps a que nostre Seigneur m'avoit fait tellement sentir etc.*

Das betonte Possessivum in attributivem Gebrauch ist von Gr. S. 35 in Verbindung mit dem Demonstrativum und mit *aucun* nachgewiesen, dasselbe findet sich auch noch mit dem bestimmten Artikel II, 1072 *Tout cela estoit par la sienne seule oblation parachevé,* in der überaus häufigen Anknüpfung mit dem attributiven Relativ *lequel* I, 9 *Laquelle mienne deliberation on pourra facilement appercevoir,* oft mit *quelque* z. B. II, 1077 *Ils nous enseignent de quelque sienne promesse,* ferner I, 139 *un autre sien compagnon.*

Kaum ist in der *Institution* betontes Personale mit possessivem *de* statt des Possessivums anzutreffen (Gr. S. 35), nur begegnet es oft in der Wendung *en faveur de,* z. B. I, 571 *A sa requeste et en faveur de luy nous sommes agreables à Dieu;* I, 153 *Il vaut mieux les piquer de propos deliberé, que parler obscurement en faveur d'eux.* Die Briefe bieten einige Beispiele, vgl. I, 7 *Si je ne voulois estre traistre à la verité de Dieu et au salut de luy;* I, 296 *Or pource qu'il fault que le pere d'elle en soit adverty, nous avons pensé etc.;* I, 155 *Je supplye nostre bon Dieu d'estre tousjours garde de vous.*

Das demonstrative Neutrum *ce* ist noch von sehr ausgedehntem Gebrauch. Abgesehen von den Gr. S. 38 gegebenen Fällen, zu denen zu bemerken ist, dass *ce* als Objekt eines Verbums nur bei *faire* unendlich oft, sonst aber nicht so erscheint, findet es sich oft nach *de, avec, par,* bildet auch mit *pour* die Konjunktion *pource,* welche nicht nur in der Ausgabe 1541 S. 3 (Gr. S. 58), sondern auch II, 903 *Pource il seroit un grand Prestre* vorkommt, und tritt auch mit attributivem *tout* auf II, 420 *Et tout ce y est si bien et si parfaitement comprins.*

Als Subjekt fehlt es sehr oft, z. B. I, 144 *Et est à bon droit qu'en invoquant le nom de Dieu en tesmoignage, il est dit que etc.;* I, 520 *Certes ils s'y sont employez avec grande difficulté; et n'est point de merveille;* II, 194 *Et seroit chose superflue de*

repeter tout ce qui en a esté dit; II, 301 *Et n'est pas la doctrine des Sophistes nouveaux seulement, mais leur grand maistre en dit autant;* II, 325 *Laquelle dit qu'il a creu à Dieu, et luy a esté imputé à justice;* II, 1102 *Et sont ceux qui s'ensuyvent.*

Ebenso erscheint *ce* auch als Subjekt = neufrz. *il*, z. B. II, 711 *Ce n'est point d'un Evesque comme d'un Roy;* L. I, 40 *C'estoit de nostre debvoir envoyer quelques-uns etc.* Das Gr. S. 39 angeführte *c'est mal argué qu'il y ait deux ames* ist nicht zutreffend.

Das determinative *ce* war früher in Konjunktionen gewöhnlich, welche dasselbe später entbehren konnten. Es tritt auf ausser in den Gr. S. 61 gegebenen *sans ce que* und *cependant que* auch in dem sehr häufigen *outre ce que*, z. B. I, 428 *Outre ce que la raison contredit à cela,* I, 436, II, 1038; L. I, 72, 118, 159 u. a. In den Briefen ist auch *selon ce que* gebraucht II, 279 *Selon ce que chacun est en degré éminent, qu'il pense etc.* Daselbst kommt auch öfters *avec ce que* vor, z. B. I, 6 *Avec ce que je voy la promptitude que nous avons pour nous bien justifier;* I, 143 *Je ne m'esbahis point, si . . ., avec ce qu'on est tout accoustumé à Heidelberg d'ouir ceste doctrine desjà de long temps,* s. Gräfenberg S. 132.

Unendlich oft ist dies *ce* als Stütze einem Satze mit *que* beigegeben, welcher absolut vorangestellt ist. Gr. S. 56 berührt ganz nebenbei diese überaus häufige Erscheinnng, indem er angibt, dass „*quant à* vor *ce que* zu ergänzen sei", und eine Stelle anführt, doch erscheinen derartige Sätze, die auch in noch viel späterer Zeit sich zeigen, nicht nur in jener Weise und nicht nur als vorangestelltes Subjekt, z. B. I, 418 *Ce que nous ne le pouvons faire, c'est de notre vice;* I, 358 *C'est que ce que les iniques pechent, cela vient de leur propre,* II, 72 *Car ce qu'ils confondent la foy avec la penitence, est repugnant à ce que dit etc.* und oft, sondern auch als nachgestelltes Subjekt, z. B. I, 17 *D'une mesme source d'ignorance provient ce qu'ils la reputent douteuse et incertaine;* als Objekt, z. B. I, 349 *Qu'on ne die point que les graces . . . soyent tellement pour remunerer ce qu'il a bien usé de la premiere grace;* II, 429 *A quoy on peut rapporter ce que sainct Paul exhorte les fideles de son temps de lever etc.;* nach komparativem *que*, z. B. I, 245 *Il n'y a rien plus ordinaire en nature, que ce que nous sommes nourris de pain;* L. I, 2 *Ce qui provient certainement plus de vostre prudence qu'avez eu à me supporter en cest endroict, que ce que je me suis porté comme il appartenoit.* — L. II, 29 *De quoy j'estoye bien marry, voyant ce que cela ne tendoit qu' à reculler l' Evangile* ist diese Hinweisung auf den folgenden Objektssatz ganz altfranzösisch (Gessner I, 37).

Als adjektivisches Demonstrativ figuriert *celui*, wenigstens in der Femininform *celle*, nicht so selten in der *Institution*, wie Gr. S. 37 meint, der 3, 4, 1 anführt und auf die Ausgabe 1541, S. 19 verweist; vgl. II, 425 *si en certaine foy nous acceptons celle grande beneficence;* II, 880 *pour avoir celle signification;* II, 888 *à celle sentence;* II, 891 *à celle signification — de celle verité;* II, 899 *celle promesse* (2 mal); — *celle varieté;* II, 926 *celle promesse;* II, 929 *celle unique ceremonie;* II, 979 *celle promesse* (2 mal); II, 984 *celle fontaine de vie;* II, 1014 *en celle condition;* II, 1045 *à celle dignité;* II, 1056 *celle participation;* II, 1065 *celle communité;* II, 1078 *celle varieté;* II, 1156 *par celle mesme ordonnance.*

Dass neutrales *ce* vor *être* mit einem weiblichen singularischen Prädikatssubstantiv von letzterem attrahiert wird, darauf weist Gr. S. 37 durch zwei Beispiele hin. Dieser auch im Altfranzösischen nicht seltene Gebrauch (Gessner I, 35) ist in der *Institution* überaus häufig, z. B. I, 31, 211, 337, 420, 424, II, 143, 179, 227, 274, 308 u. s. w. Daneben findet sich auch das Ortsadverbium, z. B. II, 1121 *Ceste-ci est la justice;* II, 806 *Ceste estoit cy la façon commune.* Die gleiche Attraktion ist bei dem determinativen Pronomen, das Prädikat ist und dem ein Relativum folgt, zu beobachten, wo auch das Neutrum stehen müsste, vgl. I, 352 *Disant que Dieu tire bien les hommes selon leur volonté, et non par contrainte; mais que la volonté est celle qu'il a formée en eux;* II, 381 *L'invocation de Dieu est celle qui nous demonstre principalement que c'est que vaut* etc.

Substantivisches *celui* = neufrz. *celui-ci* habe ich noch (Gr., S. 37 gibt eine Stelle 2, 8, 11) gefunden II, 711 *Le principal point de l'office Episcopal est de prescher la parolle de Dieu au peuple. Le second, prochain à celuy, d'administrer les Sacremens.*

Statt des determinativen *celui* kommt auch *cet* vor, so II, 397 *Tousjours elles dependent de ceste seule de Jesus Christ (intercession);* II, 1008 *Veu que ceste seule que j'ay alleguée (sentence),* wenigstens scheint mir eine andere Auffassung nicht gut möglich.

Über die mit den Ortsadverbien *ci*, *là* zusammengesetzten Formen gibt Gr. S. 37 an, dass *cestuy-cy* auch vor *qui* und *de* stehe, und S. 38, dass *cela* oft auf einen folgenden Satz mit *que* oder auch Infinitiv mit *de* hinweise, während unser Autor hierin die ganze Freiheit der älteren Sprache zeigt. So treten die Komposita sehr oft unmittelbar vor dem Relativum oder vor *de* als Determinativa auf, z. B. I, 119 *Or ceux-là qui en delaissant l'Escriture, imaginent etc.;* II, 1078 *Outre ceux-là qu'ils avoyent*

ordinaires; II, 869 *Ceux-cy du temps present . . . ont rompu le lien d'unité;* II, 1079 *Combien peu voit-on au Baptesme cela qui seulement y devoit reluire et apparoistre?* II, 979 *Cela qu'on attribue au pain et au vin, selon ceste analogie et similitude, leur convient tres bien.* Oft dient auch *cela* als Subjekt vor *être* mit prädikativem Adjektiv statt des modernen *il* resp. *ce*, z. B. II, 216 *Cela n'est nullement tolerable qu'il n'y ait point tant de lumiere etc.;* I, 438 *Ce qu'apres il les punit . . ., cela n'est point pour les pechez d'autruy, mais pour les leurs.* Dabei mag auf die früher so beliebte Form *icy* verwiesen werden, z. B. II, 810 *ceux icy*, ebenso II, 951; II, 427 *à ce Pere icy* und sonst. Andererseits erscheint, was ich hier gleich anschliesse, *ci* = neufrz. *ici*, z. B. II, 405 *Ce qui se fait cy bas;* I, 50 *C'est-cy un point resolu à tous ceux qui etc.* L. I, 28 *(Il) a délibéré de cy venir;* L. I, 220 *Entre cy et la fin de janvier;* L. I, 236 *Entre cy et trois mois vous verrez*, und so sehr oft in dieser heute veralteten Wendung.

Sehr oft ist, wie bei allen Autoren jener Zeit und noch viel später, das Determinativum zur Zurückweisung auf ein vorhergehendes Substantivum vor einer attributiven Bestimmung mit *de* vernachlässigt, z. B. I, 496 *Ils ont certes cognu et attendu une autre beatitude que de la vie terrienne*, ebenso I, 313, 506, II, 341, 696 und sonst. L. I, 205 *Après m'estre humblement recommandé à vostre bonne grâce, et de Mademoiselle, je prieray etc.*, und so sehr oft.

Das kausale, früher sehr gebräuchliche *comme celui qui* z. B. II, 1151 *Et pour ceste cause leur porter honneur et reverence, comme à ceux qui sont lieutenans et vicaires de Dieu;* L. I, 131 *Je ne vous allègue pas ces choses comme à celuy qui soit ignorant* (= „nicht als ob").

Als Relativum fungiert auch *quel* einmal, II, 413 *Comme aussi Isaie . . . exhorte les fideles à chanter cantique nouveau et non accoustumé. En quel sens se doit prendre ce que David dit aussi ailleurs: Seigneur, tu ouvriras mes levres etc.*

Auf einen ganzen Satz bezogen kommt *quoi* als Objekt zu *faire* (Gessner II, 12) noch vor in der Formel *en quoi faisant*, so I, 468 *En quoy faisant il ne permet rien à la cupidité de l'homme*, ebenso II, 149, 411, 989. Auch L. II, 345 *Quoy attendans nous prierons Dieu etc.*

Der alte Nominativ *que* (Gessner II, 2) findet sich als Neutrum I, 510 *Ce que mesme est advenu aux Manichéens*, ausserdem L. I, 339 *Si je ne faisoye ce qu'en moy est pour délivrer etc.;* ebenso II, 344, wie denn in den Briefen auch sonst *que* als Nominativ noch auftritt, vgl. II, 524 *Et n'y a celuy que*

ne desire s'employer à vous faire service; II, 526 *Il n'y avoit homme que luy au païs de Syrie qui craignoit Dieu, ne que eust dévotion de le servir;* II, 338 *Craignant que ceux que m'en portoyent la parole ne s'avançassent etc.;* I, 195 *Tant celuy qu'a parlé à vous que aulcuns autres;* I, 119 *Sans fleschir pour rien que soit;* I, 23 *Pour rendre compte de la cause que luy a esté commune avec nous.*

In den Briefen habe ich auch beziehungsloses *qui* im Pluralis gefunden: II, 349 *D'aultant plus il se devra garder de n'avoir plus alentour de luy qui ne luy donnent courage de bien faire,* und auch das Neutrum *que* in der der älteren Sprache so geläufigen Wendung *faire que sage,* I, 332 *Toute fois il ne semble pas qu'il veuille faire que bien,* wenigstens scheint mir dieses *que* nicht anders aufzufassen, wenngleich das *bien* zeigt, dass die ursprüngliche Konstruktion bereits dem Sprachbewusstsein geschwunden war, vgl. *Ztschr. f. rom. Phil.* I, 506.

Dass auch bei Calvin, wie bei seinen Zeitgenossen und noch oft im 17. Jahrh., beziehungsloses *qui* mit dem Verbum in der 3. Person bei eigenem Snbjekt des Hanptsatzes, z. B. II, 351 *Ils disent que ce sont choses indifferentes, ce que je confesse, qui en useroit indifferemment,* dass die noch länger gebräuchliche Konstruktion II, 483 *Quel propos y a il que Dieu appelle à soy ceux lesquels il sait qui n'y viendront pas?* vorkommen, darauf mag hingewiesen werden.

Auch das über die Adverbien *que* und *où* Anzuführende gehört dem Sprachgebrauch jener Zeit an: I, 428 *Selon l'ordre que nous les coucherons;* II, 275 *Ils n'ont pas rapporté leurs œuvres . . . à la fin qu'ils devoyent* und so sehr oft; dagegen II, 1150 *C'est là où revient toute la somme.* — Temporales *où* I, 317 *Si nous mesprisons les dons de Dieu là où ils nous sont offerts,* II, 1058 *Mais où il aura esté prouvé tresclairement que ceste Messe . . . opprime et ensevelist sa croix . . ., aura-elle aucunes tant profondes racines, lesquelles ceste coignée trespuissante, c'est à dire la parolle de Dieu ne couppe, tranche et abatte?* auch II, 1153 und sonst. Adversatives *où* II, 691 *L'impieté d'Eutyches se conferma, là où elle eust esté esteinte s'il ne s'en fust meslé;* II, 899 *Dieu ne pourra-il point par sa parolle signer et marquer ses creatures, afin qu'elles soyent faites Sacremens, où elles n'estoyent rien auparavant que nuds et purs elemens!* auch II, 122, 1065, 1089 und sonst.

Sehr oft ist dem durch *où* bestimmten Substantivum das Adverbium *là* beigegeben, z. B. II, 867 *Il estoit encore bien loin du but là où il se vantoit d'estre parvenu;* II, 337 *Au lieu là où ils ont à vivre eternellement,* I, 84, 166, 321, II, 694, 698 und sonst.

Das prädikative Neutrum *que* ist vernachlässigt I, 539 *Qu'est-ce l'homme, que tu as souvenance de luy?* ebenso I, 298, 504, II, 848, 916.

Über die Interrogativa weiss Gr. S. 41 nichts zu bemerken. Er hat, wie er ausdrücklich angibt, *quel* = neufrz. *lequel* nicht gefunden. Dass jedoch *quel* und *lequel* noch nicht streng geschieden sind (Gessner II, 16, 20), zeigen II, 705 *Il y en a bien peu, ou du tout nulles, lesquelles ne sentent ou ne craignent ceste playe. Demondes-tu quelles?* II, 770 *Les constitutions humaines . . . ont couleur de sagesse pour nous tromper. Si nous demandons quelle, il respond que etc.* — I, 30 *Car auquel costé mettront-ils le nom de l'Eglise?* II, 812 *Laquelle dignité vous semble advis plus grande, de remettre les pechez, ou de diviser les possessions?* II, 795 *Pareillement il ne peut chaloir quels sont les jours . . ., lesquels Pseaumes on chante en un jour ou en l'autre.*

Ausserdem findet sich noch *quantième* II, 1089 *Car la quantième partie de leur peuple enhuilent-ils opres le Baptesme?* ebenso I, 195.

In den Briefen zeigt sich auch noch *quoi* als Objekt eines Verbum finitum II, 390 *Quoy ferois-je sinon de requérir etc.* (Gessner II, 19), ebendaselbst auch das neutrale *que* — *que* II, 185 *Ils en ont enserré plus de trente qu'hommes que femmes.*

Das Adverbium *comme* (I, 506 *Comme leur oserions-nous oster l'heritage de vie?* ebenso II, 286, 1173) kommt selten vor, *comment* herrscht bereits ganz überwiegend.

Das Neutrum des Interrogativums leitet noch überaus häufig den indirekten Fragesatz ein. Beispiele finden sich auf jeder Seite.

Unverständlich ist, was Gr. S. 41 über *qui* „was?" bemerkt. Unter Berufung auf Gräfenberg S. 54 zitiert er aus der Ausgabe von 1564 *Qui penses-tu que nous devions faire ou juger?* Unser Text und die anderen Ausgaben lesen I, 93 *que*, das allein berechtigt ist, da ein Akkusativ des Neutrums *qui* nicht möglich wäre. Übrigens handelt Gräfenberg l. c. nur von dem Nominativ *qui*.

Zu den indefiniten Interrogativen im verallgemeinernden Konzessivsatze, mit denen die in Sätzen dieser Art vorkommenden Adverbia und Präpositionen gleich mit behandelt werden, ist der Passus aus Weissgerber, *Der Konjunktiv in den franz. Prosaikern des XVI. Jahrh. (Ztschr.* VIII[1], 305—313) zu vergleichen, eine Arbeit, die Gr. gar nicht berücksichtigt hat, der über diesen Abschnitt nur unter *quelque* und *quiconque* S. 43 einige Notizen gibt. Attributives *quel*, das früher erst allmählich

durch das viel spätere *quelque* verdrängt wird, habe ich aus der *Instit.* nicht belegen können und nur in den Briefen gefunden I, 327 *Mais quelle difficulté ou longueur qu'il y ait, l'excellence de l'ouvrage est bien digne que etc.* — *Lequel que* II, 679 *Qu'ils eslissent lequel qu'ils voudront (bien)*; II, 878 *Que l'on choisisse laquelle qu'on voudra de ces deux definitions.* — Den Angaben über *quiconque* und *quelconque* Gr. S. 43 n. Weissg. S. 310 und 311 ist hinzuzufügen, dass prädikatives *quiconque* = neufrz. *quel que* bei Calvin keine Seltenheit ist (übrigens auch mit dem Indikativ II, 257 *Quiconques sera cestuy-là, qu'il vienne en avant)*, dass dasselbe auch = neufz. *qui que* erscheint II, 1051 *Ceste coustume . . . est une trescertaine invention du diable, par quiconques qu'elle ait esté mise sus* (von Weissg. zu anderem Zwecke zitiert), L. II, 255 *Je n'ay garde de l'approuver, quiconque l'ait fait* (übrigens, um dies gleich hier zu erwähnen, entsprechend dem neufrz. Gebrauch, aber als Pluralis auch L. I, 295 *Parquoy quiconques attentent de rien changer jusques à l'avénement de nostre Seigneur Jésus, se monstrent rebelles à luy).* Wenn Gr. l. c. sagt, „in folgender Stelle ist *quelque* zu ergänzen" *il ne prétend nulle part en façon que ce soit* 1, 7, 3, so könnte es scheinen, als ob dieser alte Gebrauch, dem zu verallgemeinernden Substantivum überhaupt kein Pronomen beizugeben, nur das eine Mal vorkäme, die Formel kommt aber oft vor, z. B. I, 88, II, 1015, L. I, 254, 362, II, 78, 488, 522 und sonst, vgl. L. 377 *Qu'il vous plaise nous faire ce bien, que s'il est cogneu que nous défaillions en sorte que ce soit, nous en advertir.* Für diese Wendung tritt auch ein II, 897 *Ce n'est point pour deroguer en façon qui soit à sa vertu souveraine;* L. I, 39 *Car le desir que j'ay de . . . , ne me laissera point targer en lieu qui soit;* und besonders häufig *rien qui soit*, z. B. II, 324 *Ce n'est pas son intention de detracter en rien qui soit*, s. darüber Weissg. S. 302 (wo übrigens II, 451 statt *que nous advienne* — *qui* zu lesen ist). Dem *en façon que ce soit* sind an die Seite zu stellen Sätze wie I, 120 *Garde toy doncques d'estre deceu, en te faisant nulle remembrance que ce soit;* L. II, 516 *Vous sçavez que je n'ay point accoustumé de vous prier pour nul que ce soit*; L. II, 530 *Nous vous prions . . . de ne laisser passer la moindre occasion que ce soit;* nur dass *que* dort selbstverständlich Adverbium, während es hier prädikatives Neutrum ist. Die neuere Sprache kennt solche Fügungen nicht mehr. Ähnlich ist auch L. I, 160 *Le mal est en la longue attente, et pourtant n'y voy pas grant propos. Je prye Dieu en que ce soit, qu'il le veuille bien adresser*, wo man heutzutage *quoi que ce soit* sagen muss, insofern auch hier das verallge-

meinernde Indefinitum fehlt. — Über das Adverbium *tant* siehe Weissg. S. 306 f. — *Pour-qui*, *que* z. B. I, 118 *Pour n'estre point esbranlé pour assault qui vous vienne* s. Weissg. S. 305. Zu dem *l. c.* S. 308 berührten, noch ins XVII. Jahrhundert hineinreichenden Gebrauch von *pour quelque* vor dem Substantiv, der auch aus Calvin belegt ist, führe ich an, dass in derselben Weise *par* vorkommt, das ja früher in kausaler Bedeutung vielfach mit *pour (parquoi* und *pourquoi)* konkurriert, II, 789 *Aucuns ne s'esmeuvent pas beaucoup par quelque raison qu'on leur ameine.*

Unter den Indefiniten ist *tout* zu erwähnen, welches verstärkt durch *très* (Gessner II, 34) vorkommt II, 621 *Sainct Paul ne parle point de soy, mais d'eux trestous, quand il dit etc.* II, 659 *En quelle estime donc les aurons-nous trestous?* Zur Verstärkung anderer Wörter erscheint *tout* abweichend von der neueren Sprache bei *chacun* (Gessner II, 27), I, 540 *Cela ne s'estend pas à tout chacun*, vor *ainsi que*, wo dasselbe auch im 17. Jahrhundert oft zu finden ist, unendlich oft, z. B. I, 210 *Tout ainsi qu'il met d'un costé un bon Ange, ainsi de l'autre il en met un mauvais*, I, 293, 426, II, 389 u. s. w., ebenso zeigt sich auch unendlich oft attributives *tous les deux*, z. B. II, 765 *En tous les deux passages il est monstré que etc.*, I, 532, II, 107 u. a. Ganz gewöhnlich ist auch *tout* vor *tel*, z. B. I, 502 *Car toutes telles parolles demonstrent etc.;* II, 1130 *Il enseigne que toute telle puissance est ordonnance de Dieu;* II, 964 *Tous tels seroyent condamnez sans exception*, I, 292, II, 108, 131, 171, 654, 658, 659, 756, 807 u. s. w. (cf. Gessner II, 34).

Tel mit *autre* (Gessner *l. c.*) vgl. I., 506 *Estre abondans en richesses . . ., avoir grande lignée, et autres telles choses que desirent les hommes mondains;* II, 604 *Ils nous alleguent le temple, la prestrise, et toutes autres telles masques*, II, 445, 655 und sonst. Ebenso wenig gestattet die neuere Sprache II, 851 *Cela donc nous engendre une dispute touchant les vœuz qui se font outre la parolle de Dieu expresse, assavoir en quelle estime on les doit avoir: et si un homme Chrestien en peut faire quelcun tel: et s'il en a fait, combien il en est obligé.* Auch wird man kaum noch sagen II, 425 *Il ne se peut trouver nulle telle affection d'amour*, ebenso I, 467, II, 973. — Substantivisches *tel* im Pluralis, das als Demonstrativum resp. Determinat. mit folgendem Relativum häufig auftritt, begegnet auch heute, wenngleich nicht so oft.

Über *chacun* gibt Gr. p. 41 an, dass es „auch adjektivisch gebraucht werde;“ vielmehr erscheint in der Instit. und den Briefen *chaque* überhaupt nicht. Für adjekt. *chacun* im Plur. gibt Gr. ein Beispiel, ein anderes ist II, 1063 *Car chacunes*

Messes ne promettent-elles point nouvelle remission de pechez? (*singulae missae*).

Zu *rien* „etwas“ im positiven Satze giebt Gr. S. 42 drei Beispiele, von denen das erste ganz zu streichen ist, in den beiden anderen *rien* auch durch den negativen Gedanken veranlasst sein könnte. Doch kommt *rien* auch noch in unzweifelhaft positiven Sätzen vor, z. B. II, 732 *Que tout ce qu'ils auront arresté d'une part ou d'autre, nous soit ferme et resolu. S'ils ont rien approuvé, que nous le recevions sans aucun scrupule; s'ils ont rien condamné, que nous le tenions aussi pour condamné;* II, 694 *Les Evesques de Gaule luy ont resisté fort et ferme, quand il a fait semblant de vouloir rien usurper sur eux*, I, 110. — Für *rien* tritt noch oft *néant* auf, z. B. I, 326 *Ils les reputent pour neant;* II, 300 *Comme si cela estoit dit pour neant*, I, 199, 421, II, 445 983 und sonst. — Adverbiales *rien*, von Gr. S. 42 mit einem Beispiele belegt, ist unendlich häufig.

Nul ist nach dem Sprachgebrauch der damaligen und noch der späteren Zeit unendlich oft = *aucun* gebraucht, z. B. II, 1031 *Je croy qu'à grand' peine trouveront-ils nulle issue à ceste question;* L. I, 227 *Qu'il vous face nul service pour le present, il n'y a point d'espoir*, I, 49, 54, 73, 119, 122, 135, 252 u. s. w. Die alte Form *nully* kommt vor II, 706 *(il) ne veut estre sujet à nully* und II, 1045.

Hinsichtlich der Zahlwörter (Gr., S. 44) ist zu bemerken, dass Calvin dem Gebrauche seiner Zeit (Darmest. § 182, Gräfenberg S. 26 f.) folgt, wenn er schreibt II, 815 *cent et trente ans* II, 399 *Sur le Pseaume nonante et quatrieme;* I, 198 *L'Ange du Seigneur tua pour une nuict cent quatre vingts et cinq mille hommes;* I, 36 *Le premier jour d'Aoust, mil cinq cens trente cinq;* L. I, 38 *De Strasbourg ce dix-neufviesme de febvrier mil cinq cens quarante et un;* L. II, 521 *Auquel il ordonna bailler vingt-cinq mil francs;* L. I, 27 *Il a fait offrir par son ambassadeur cents mil ducats.* — Beim Datum wird immer die Ordinalzahl geschrieben, doch findet sich auch mitunter das Zahlzeichen der Kardinalia.

Als transitive Verba sind ausser den Gr. S. 16 angeführten zu erwähnen: II, 460 *Elle le veut apprendre d'aller*, auch II, 358; I, 141 *Tout ce que nous attentons par zele inconsideré n'est rien qui vaille*, I, 205 und oft. — II, 654 *Chacun en a ce qu'il en a peu butiner.* — I, 361 *Executer ce qu'il a deliberé*, II, 412 und sonst. — I, 146 *Il differe l'un d'avec l'autre.* — I, 112 *Il a eschappé leur fureur*, I, 56, 103, 482, 493 und oft. — I, 182 *Tout ce que Dieu nous a eslargi*, so sehr oft. — I, 144 *Depuis l'ambition est survenue, laquelle a emparé*

les hommes mortels des despouilles qu'elle avoit ravi à Dieu, I, 159. — I, 77 *Le lendemain estant derechef enquis (il) redoubla le terme;* II, 457 *La parolle de Dieu est la voye unique pour nous conduire à enquerir tout ce qui est licite de cognoistre de luy.* — I, 283 *Telle doctrine, laquelle enseigne l'homme d'acquiescer en soy mesme*, I, 334, 441, 448, II, 216, 337 und sonst noch sehr oft. — I, 135 *La source de tout le mal est une folle convoitise qu'ils ont eu de les ensuivre*, I, 351, 435, II, 204 und sonst, ebenso oft genug in den Briefen, z. B. I, 97. — I, 234 *Ayant evadé miraculeusement la mort.* — I, 142 *Entre lesquels elle partit sa vertu*, I, 146, 204, 372, unendlich oft. II, 288 *Si on veut persuader quelcun à faire une chose.* — I, 145 *Pour ne rien speculer de luy terrestre ou charnel.* — II, 233 *Le soleil vegete la terre;* I, 62 *Ceste grace celeste de laquelle nous sommes touz vegetez*, I, 235.

Unter den Verben, welche ohne Reflexivpronomen vorkommen, erwähnt Gr. S. 20 auch merkwürdigerweise *cela ne fait gueres pour eux*, das natürlich ganz anders geartet ist. Hinzuzufügen sind nur das häufige *désister*, z. B. I, 325 *L'homme voyant qu'il fait mal, ne desiste pas pourtant*, I, 421 *Ils n'ont point desisté de ceste audace;* ferner II, 596 *Ma misericorde n'en departira point;* II, 465 *Un miroir de l'election, qui ne peut escrouler qu'elle ne parvienne à son plein effect;* I, 568 *Quand l'Esprit est reposé sur luy en forme de colombe.*

Gar nicht erwähnt hat Gr. die bei Calvin vorkommenden Reflexiva, welche heutzutage nicht mehr resp. nicht mehr in demselben Sinne reflexiv gebraucht werden, z. B. II, 1060 *Ce grand Prestre ou Pontife Christ . . . s'est apparu;* II, 1024 *Il ne s'est point fait invisible, mais seulement s'est disparu.* — I, 213 *Elles ne se peuvent bouger d'un certain lieu.* — II, 123 *Ils se combattent eutre eux de ceste puissance*, II, 683 *Les Eglises se combattoyent ensemble.* — II, 350 *Car il ne se commence pas icy un legier combat.* — II, 690 *C'estoit un subterfuge commun . . . que de s'encourir à Rome.* — II, 112 *Ils ne se feignent point aux autres choses de forger de faux decrets.* — II, 843 *Jamais ils ne se partoyent d'un Concile provincial, qu'ils n'eussent assigné le lieu etc.* — II, 126 *Comme un pelerin lassé ou defaillant se sied au milieu de la voye.* — I, 450 *Aucuns entendemens legiers se tempestent aujourd'hui à cause du Dimanche*, II, 1011. — I, 149 *Se virans çà et là comme serpens, ils trouvent maniere d'eschapper.* — Aus den Briefen ist das oft im XVI. Jahrhundert vorkommende *se délibérer* zu notieren, z. B. L. I, 88 *Il se deliberoit de marcher pour venir etc.*, I, 154, 236, II, 533 und sonst. (Aus den Briefen

möchte ich hier anch anmerkungsweise auf das unpersönlich gebrauchte *se douter* „vermuten“ hinweisen L. II, 553 *Car il me doubte qu'il vouloit seulement signifier que etc.),*

Über Person nnd Nnmerus des Verbums gibt Gr., S. 15 ansser dem bereits erwähnten *ce suis-je* noch singular. Prädikatsverbum (ohne *il)* mit nachfolgendem pluralischen Subjekt, die bekannte altfranzösische Konstruktion, welche er noch jetzt, nachdem von derselben so oft die Rede gewesen, durch Auslassung von *il* erklärt. Dazu zu ziehen sind Stellen wie I, 419 *Pareillement y est demonstré une merveilleuse benignité;* II, 93 *Qu'en son nom fust presché penitence et remission des pechez;* L. II, 32 *Jamais ne s'est passé année qu'il n'y eust quelque querelle.* Ebenso entspricht älterem, doch nicht mehr neufranzösischem Gebrauch die Attraktion I, 116 *C'est de me cognoistre le Dieu qui fay misericorde, justice et jugement en la terre;* II, 984 *Je suis le pain de vie qui suis decendu du ciel;* L. II, 135 *Nous ne sommes pas ceux qui vouldrions refuser de vous gratifier.* Auch I, 135 *Si ne feront-ils jamais qu'une mesme chose soyent deux* wird man nicht mehr sagen.

Die Tempora erscheinen schon fast ganz in neufranzösischer Weise gebraucht. Wenn Gr. S. 21 in 3, 2, 28 *Si je cheminoye en obscurité de mort, je ne craindray point* „das Futurum statt des Conditionale“ notiert, so ist diese rein äusserliche Betrachtung solcher durchaus nicht seltenen und auch heute noch vorkommenden Sätze zurückzuweisen, s. Weissgerber, *Ztschr.* VIII[1], 323. In dieser Abhandlung sind die Tempora in den hypothetischen Sätzen bei Calvin gebührend berücksichtigt, und dem, was hier gesagt ist, habe ich nur hinzuzufügen, dass das Imperf. Konj. überhaupt nur zwei Mal und zwar nach *comme si* (*l. c.*, S. 330) auftritt, vgl. I, 193 *Comme si bastir le monde de jour à autre ne fust pas chose decente à sa puissance;* II, 77 *Comme si en voulant definir cecy ou cela il ne fust pas requis de prendre etc.* Einmal ist einem Satze mit *comme si* und dem indikativischen Plusquampf. ein Satz mit *que* nnd dem Präsens des Konj. koordiniert, wie denn auch früher *comme si* mit dem Präsens des Indikativ nnd auch Übergang vom Imperf. in das Präsens, von der Irrealität in die Thatsächlichkeit, vorkam, vgl. II, 1162 *Comme si Dieu en ordonnant des hommes mortels pour dominer, leur avoit resigné son droit: ou bien que la puissauce terrienne soit amoindrie quand elle est abaissée en son reng inferieur sous l'empire souverain de Dieu.*

Zu beachten ist *c'est* in der indirekten Frage statt *c'était* II, 959 *Sainct Pierre estant interrogué de ceux qui se vouloyent convertir, que c'est qu'ils avoyent à faire etc.*, vgl. *Z. f. r. Ph.* XI, 438 ff. Diese Erscheinung steht in dem Gebrauche der damaligen Zeit nicht vereinzelt da. Ungleich häufiger sind bei

Schriftstellern des 16. Jahrhunderts und auch noch späterer Zeit folgende Abweichungen vom neufranzösischen Gebrauch: das Präsens Fut. statt des Impf. Fut. nach *quand* in Konzessivsätzen wie II, 104 *Quand nous accorderons que ces choses auront esté bien dites des Anciens . . ., toutefois elles n'ont pas esté dites en ce sens*, auch II, 940 und sonst. Die gegebene Stelle dient auch als Beispiel für die formale Angleichung der Tempora. Wie hier das fut. Tempus des abhängigen Satzes nur durch das Fut. des regierenden Satzes veranlasst ist, so die perfektischen Tempora resp. der Infinitiv Perf. in folgenden Beispielen: II, 198 *De la condition à laquelle il a fallu que Christ nostre chef se soit soubmis;* II, 300 *Qui eust attendu que ceux qui . . ., eussent ainsi despouillé Jesus Christ de sa vertu?* I, 410 *Car ç'a esté une pure superstition de leur avoir assigné cest estat et office, qui ne leur estoit pas donné de Dieu.* Nicht hierher zu rechnen sind Stellen wie L. II, 407 *Nous pensions bien que l' experience du temps passé vous deust avoir esloignez à vous tenir coys et paisibles*, da hier wohl *deust* = *devrait* und nicht = *eût dû* ist, so dass der wohlbekannte ältere Gebrauch vorliegt, die Vollendung am Infinitiv statt am Hilfsverbum auszudrücken. Der Infinitiv Perf. statt des Infinitiv Präs., wenn nicht die Ausführung, sondern die bereits vollendete Handlung ins Auge gefasst wird, kommt vor L. II, 352 *Il est aussi besoin d'avoir aresté devant toutes choses quel ordre on devra tenir;* L. II, 391 *Je me doibs garder de m'estre induist par ambition à me justifier.* Gr. berücksichtigt auch die Bildung der zusammengesetzten Zeiten mit *avoir* und *être*, was nicht erforderlich war. Er hätte dann aber auch den noch im ganzen 17. Jahrhundert so häufigen Gebrauch I, 47 *Il n'y a eu . . . maison qui se soit peu passer de religion* berühren sollen, für den ein sehr gutes Beispiel ist II, 750 *Ils ne s'en sont faits que moquer.*

Der Konjunktiv ist in der bereits mehrfach erwähnten Arbeit von Weissgerber gründlich behandelt, doch ist auch hier Einiges nachzutragen, zumal W. von der *Institution* l. I. und II. nicht herangezogen hat. — Im selbständigen Satze erscheint als Konjunktiv der Einräumung ohne *que* nur *être* und *vouloir* in der Alternative. Dass Gr. dieses *vouloir* übersehen hat, ist um so auffälliger, als dasselbe verhältnismässig oft vorkommt, vgl. ausser den Stellen, die W. giebt, noch I, 267 *Balaam vousist-il ou non, ne se peut tenir de dire etc.*, I, 62, 63, 99, 324, 360, 367, 502, 556, II, 45, L. I, 242. — *Fût* ist auch von W. gegeben, vgl. noch L. II, 52 und ausserdem II, 474 *Qu'est-ce que pretendront . . . ceux qui assignent quelque lieu aux œuvres en nostre election, soyent precedentes ou futures?*

Im indirektem Fragesatze soll nach Gr. S. 22 der Konjunktiv „nicht häufig“ sein, doch ist derselbe ansser in den beiden daselbst gegebenen Stellen noch mindestens zwölf Mal zu finden, vgl. Weissgerber, S. 279 und 293, nud den hier gegebenen Stellen füge ich hinzu I, 136, 160, 240, 270, II, 135, 639 nnd L. II. 339, 406, 452, 518. Diese Beispiele reihen sich in die zwei von W. gemachten Abteilnngen ein, nur I, 240 *C'est merveille comment quelcun en puisse douter* mnss besonders gestellt werden. Die Stellen mit *il ne chaut* habe ich gar nicht aufgezählt. Übrigens können zn dem von W. gegebenen Beispiele, welches den Indikativ in dem von *il ne chaut* abhängigen indirekten Fragesatze aufweist, noch mehrere gleichartige hinzugefügt werden, z. B. II, 697, 795, 1057.

Im Relativsatze ist der Konjunktiv statt des heute notwendigen Indikat. gebraucht II, 980 *Ce n'est le Sacrement qui face que Jesus Christ commence de nous estre pain de vie;* I, 342 *Ce ne sommes-nous pas qui nous ayons faits*, Stellen, welche zeigen, dass die zur Hervorhebung dienende Wendung (wie auch *est-ce* nnd *si c'est*, s. *Ztschr.* XI[1], 219) noch ihrer Bedentung nach empfunden wurde. Mit Unrecht führt Weissgerber S. 298 *qui est-ce qui a enseigné, qui sera-ce qui pourra* als vom Neufranzösischen abweichende Indikative an, wogegen in *Qui est celuy qui y va* u. ä. selbstverständlich heute nnr der Konj. am Platze ist. Solche Sätze letzterer Art, welche nicht mit jenen zusammenzustellen sind, begegnen sehr oft, z. B. noch I, 149, II, 66, 124, 730, 652 *(Qui sera l' homme qui recevra cela?)* 544 *(Qui sera le maistre ou docteur qui nous enseignera etc.)* nnd sonst; daneben natürlich in gleichem Falle anch der Konj., z. B. II, 128, 500. — Dem von Gr. S. 43 erwähnten Falle (der Indik. in dem relativischen verallgemeinernden Satze, welcher sich an ein durch *quelque* bestimmtes Subst. anschliesst, Sätze, in welchen der Indik. in älterer Zeit nicht selten vorkam) füge ich hinzn L. I, 87 *Car quelque résistance que luy faict le clergé . . ., il ne laisse pourtant de perseverer*; L. II, 459 *En quelque sorte qu'il plaira à Dieu nous mectre en praticque, il nous fault estre prests.* — In einer grossen Anzahl von Relativsätzen finden wir den Konj. nach lateinischer Weise gebraucht, z. B. I, 471 *En toute la Loy on ne lit point une seule syllabe qui donne reigle à l'homme de ce qu'il doive faire ou laisser pour son profit (quae regulam homini de iis statuat, quae carnis suae commodo facturus aut omissurus sit);* II, 1065 *Et la voye a esté ouverte aux Messes privées, lesquelles representassent plustost quelque excommunication que celle communité qui a esté instituée de nostre Seigneur (aditus missis privatis est patefactus, quae*

excommunicationem quandam magis referrent quam communitatem illam a Domino institutam). Die neuere Sprache setzt hier den Indikativ. Der Konj. im ersten Satze ist analog dem Konjunktiv im indirekten Fragesatze nach verneinten Verben. Im zweiten Satze erklärt er sich als Zweckbestimmung, wie denn in solchen explikativen Relativsätzen der Konj. früher nicht ungewöhnlich war, s. Weissg. S. 301. Nicht also der Modus ist hier eigentlich das, was vom Neufranzösischen abweicht, sondern die relativische Anknüpfung. Eben dasselbe gilt von explikativen Relativsätzen wie den folgenden II, 60 *Ceux-cy forgent une Chrestienté, laquelle n'ait que faire de l'Esprit de Christ;* II, 1065 *On feind que le sacrifice de la Messe est un payement qu'on fait à Dieu, lequel il reçoyve de nous en satisfaction (sacrificium missae pretium Deo numerare fingitur, quod ipse in satisfactionem accipiat);* I, 522 *Ce seroit une trop folle arrogance de ne point conceder à Dieu, qu'il sache les raisons de ses œuvres, lesquelles nous soyent cachées.* Der Konjunktiv bezeichnet die Irrealität und ist durch den regierenden Satz veranlasst. Knüpft man die relativischen Sätze durch *et* und die vom regierenden Verbum abhängig zu machende Konjunktion *que* an, so ist der Modus in allen Sätzen solcher Art, wenn nicht immer nach neufranzösischem, so doch mindestens nach dem Gebrauch der damaligen Zeit, nicht befremdlich. Im letzten Satze wäre ein *et de dire que,* das sich aus dem Vorhergehenden ergibt, zur Erklärung des Sachverhalts hinzuzuziehen. Solche Sätze finden sich in grosser Zahl. Gr. hat das auch gemerkt, wie seine Bemerkungen S. 22 zeigen, die freilich nicht ausreichen. Aus den Briefen möchte ich noch anführen I, 55 *Cela ne dis-je pas pour vous admonester de faire ce que vous ne faciez de present, mais affin que etc.,* wo *fassiez* veranlasst ist durch den Gedanken „dieses sage ich, nicht als ob Ihr nicht thätet *(non que vous ne fassiez)*".

Im Konjunktionalsatze mit *que* nach Ausdrücken des Wollens findet sich der Indik. (ausser nach *attendre,* worauf Weissg. hingewiesen hat, vgl. auch L. II, 304) I, 375 *Il a tenu à leur perversité qu'il ne les a entretenus en bonne fortune;* I, 468 *Et ne doit chaloir que ce verbe, Tu ne convoiteras point, est reiteré pour la seconde fois;* L. II, 141 *Et si quelquefois il permet (Dieu) que le sang des siens est espandu, toutefois il ne laisse pas de tenir leurs larmes precieuses* (vgl. dazu *Frz. St.* V, 1, 51). Diesen Stellen schliesst sich an I, 227 *Il ya danger qu'elles ne nous pourroyent aider de gueres, et nous pourroyent beaucoup tourmenter par leur obscurité.*

Einen breiten Raum nehmen die von Ausdrücken des Affekts oder der billigenden resp. missbilligenden Beurteilung abhängigen Nebensätze mit dem Indikativ ein, welche Gr. gar nicht erwähnt. Ausser dem, was Weissg. S. 275 ff. giebt, sind zu erwähnen: I, 246 *Il me deplaist que ... j'ay si souvent nommé Fortune;* II, 33 *C'est une chose merveilleuse, que la foy soustient les cœurs des fideles au milieu de telles concussions,* ebenso II, 643; II, 1128 *Et doit sembler estrange que je remets maintenant etc.;* ausserdem noch eine ganze Anzahl von Stellen aus den Briefen, so *regretter que* und Indik. I, 108, II, 131; *s'ébahir* I, 356, II, 52 (aber mit *de ce que* und dem Konj. II, 304); *je suis bien aise* I, 286; *je suis joyeux* I, 142, 235; *je suis marri* II, 4; *c'est pitié* I, 238; *c'est grand' honte* I, 243; *c'est assez* II, 512, u. a.

Zu dem von Gr. S. 22 und Weissg. S. 288 ff. behandelten Konjunktiv nach nicht verneinten Verben des Denkens vgl. I, 119 *Les idolatres ont cuidé qu'il leur soit prochain;* II, 24 *On peut dire en quelque maniere, que les reprouvez croyent que Dieu leur soit propice;* I, 145 *Il imaginoit que la deité fust departie par tout le monde;* L. II, 98 *On présumera aisément que vous aiez cherché occasion de les fascher,* ebenso L. II, 388. — Nach *prétendre* „behaupten" ist der Konj. oft zu finden, z. B. I, 121, 363 und sonst. — Den Konj. nach einem nicht verneinten Ausdruck des Hoffens habe ich nur notiert L. I, 253 *Il nous fault avoir esperance que cependant que nos corps dorment en terre, que nos âmes vivent avec luy.* — In einer ganzen Reihe von Stellen wird nicht allein, wie in den oben zitierten Stellen, durch den Konj. der Inhalt des Nebensatzes als irreal bezeichnet, sondern es ist auch bereits im regierenden Satz durch die Fassung desselben in irgend einer Weise darauf hingewiesen, s. Weissg. S. 292, wo verwiesen ist auf II, 732; die Stelle lautet *Voyons de quels arguments ils s'aident pour monstrer que ceste puissance ait esté donnée à l'Eglise,* ferner II, 1071 *Ils manifestent leur impieté, enseignans que plus grande augmentation de vertu soit conferée en la Confirmation qu'au Baptesme;* II, 112 *Je m'esmerveille de quelle hardiesse ils osent assurer que la confession de laquelle ils parlent soit le droit divin,* u. a. — Es ist noch hinzuweisen auf II, 301 *Elles ne signifient pas seulement que la faculté d'acquerir justice ou salut nous advienne par Jesus Christ, mais que l'une et l'autre nous est en luy donnée;* II, 481 *Comment ces deux choses s'accordent que tous soyent appellez à repentance et à foy par la predication exterieure, et que toutesfois l'esprit de repentance et de foy n'est pas donné à*

tous, je l'ay desja expliqué ailleurs. Ein solcher Wechsel des Modus, wo es sich um Aussagen handelt, die auch nach des Autors Meinung Thatsachen sind, ist in der älteren Sprache nicht unerhört, der Konj. erklärt sich lediglich als Modus der Reflexion. — Das heute nur familiäre *il y a beaucoup à dire que ne* mit dem Konj. I, 418, II, 743. (Wenn Gr. S. 23 die Stelle 2, 8, 4 *Que c'est que nous peuvent profiter les promesses d'elles mesmes, il a esté desja dit* als solche anführt, wo heute der Konj. stehen müsste, so hat er übersehen, dass wir es mit einem indirekten Fragesatze zu thun haben, *que* = *ce que).*

In den von Ausdrücken des Seins und Geschehens abhängigen Nebensätzen zeigt sich Ähnliches wie oben, z. B. II, 401 *Et est advenu non seulement (ce que le Prophete reprochoit aux Israelites) que les dieux ayent esté dressez selon le nombre de villes* (der lateinische Text bot keine Veranlassung zum Konj.); I, 339 *Il use donc de ces parolles: qu'il est advenu par la liberté de l'homme qu'il soit en peché, maintenant que la corruption . . . a fait de liberté necessité (per libertatem factum est ut esset homo in peccato),* und so findet man noch sonst, wo es sich um Thatsachen handelt, unter völlig gleichen Bedingungen bald den Indik., bald den Konj. — Der Konj. nach *il est vraisemblable* (Weissg. S. 281) steht II, 1024 *Combien qu'il est aussi vraysemblable que la pierre se soit levée.* Ähnlich sind Stellen wie I, 428 *Je suivray ce qui me semble le plus probable, c'est que la sentence dont ils font le premier precepte tienne comme un lieu de Proeme sur toute la Loy,* wo die Ausgabe von 1561 *tient* liest. — In II, 522 *Estoit-ce pource qu'il esperast pouvoir adoucir son cœur?* ist der Konj. nicht befremdend, da der Satz selbstverständlich = *ce n'estoit pas pource que etc.* und die frühere Zeit gern *non parce que (pource que)* zur Ablehnung einer Annahme gebrauchte, was Gr. S. 60 für Calvin nachweist, während das Neufranzösische in diesem Falle *non (pas) que, ce n'est pas que* sagt. — L. II, 94 *Je veoy bien cependant en quelle extrémité vous demeurez; mais encores est-ce qu'il nous faille resister* ist *estre* = einem Ausdruck des Wollens.

Kausales *comme* mit dem Konj. erscheint in der im XVI. Jahrhundert und auch bei Calvin unendlich häufigen Formel *comme ainsi soit que,* welche Gr. S. 59 erwähnt. Die Wendung ist vollständig formelhaft geworden, da dieselbe ohne Rücksicht auf das folgende Tempus fast immer präsentisch erscheint, z. B. I, 214, 439, 553, II, 515, 672, 1108 u. s. w., selten *comme ainsi fust que* II, 1123. Ganz überwiegend folgt im abhängigen Satze mit *que* der Konj., doch auch der Indik.,

z. B. II, 11, 1158 und sonst. Auch sonst habe ich, freilich in der ganzen *Instit.* nur einmal, *comme* mit dem Konj. gefunden II, 1142 *Mais comme il soit bien necessaire qu'ils n'entreprennent rien sinon . . ., il est expedient etc.* Neben dem unendlich oft nach *combien que* sich zeigenden Indik. (Gr. S. 61) erscheint derselbe Modus auch nach *encore que*, was nicht nur im XVI., sondern auch im XVII. Jahrhundert oft genug zu beobachten ist, z. B. II, 452 *Encore que quelque fois Dieu ne nous satisfait pas à noz premiers souhaits*, L. II, 150. In den Briefen habe ich gefunden I, 5 *Quand il soit question de accomparer telles compaignies aux synagogues des Juifs, je craindrois de faire injure etc.*, eine Stelle, in der mir der Konj. der Annahme recht auffallend und kaum durch die hypothetische Natur des *quand* erklärbar erscheint. Nicht so befremdlich wäre L. II, 50 *Quand nos commis nous eussent faict leur rapport . . . . , nous pensions etc.*, wie ja auch früher in gleichem Falle nach *après que* das Plusqupf. Konj. vorkam, allein *eussent* könnte auch = *eusrent* stehen, wie L. II, 133 *La response qu'ils eusreunt de vous.* Nach *afin que* erscheint der Indik. L. I, 198 *Vous y adviserez selon que vos affaires le porteront affin que le Sr. d'Albiac le peult faire venir, et par ce moien que vous ne demeuriez pas longtemps desproveu;* L. I, 351 *Comme je désire vostre repos, afin qu'estans paisibles vous ayez meilleure opportunité de servir à Dieu, et le faictes de meilleur courage, j'ay esté marry etc.;* in beiden Sätzen ist ein Wechsel des Modus zu beobachten. Unzweifelhafte Indikative finden sich im XVI. Jahrhundert nach *afin que; zu faites* s. Tobler, *V. B.* S. 26.

Sind Konjunktionalsätze koordiniert, so folgt, älterem Gebrauch entsprechend, öfters einem Bedingungssatze mit *si* der Konjunktiv ohne *que* (Weissg. S. 339), z. B. II, 206 *En cela se demonstre la force d'un homme fidele, si estant tenté du sentiment d'une telle aigreur, combien qu'il travaille grievement toutesfois en resistant il surmonte et vienne au dessus;* II, 258 *Toute ceste dispute seroit froide et sans saveur, si chacun ne s'adjourne devant le Juge celeste: et estant en soucy d'obtenir absolution, s'abatte de son bon gré et s'aneantisse.* — Auf einen Satz mit *quand* und dem Indik. folgt *que* mit dem Konj. (Weissg. S. 340), wie Gr. S. 22, 4 nachweist, ebenso L. II, 339 *Quant vous y seriez, et qu'on vous écoustast, je croy bien etc.* — Nach *combien que* mit dem Konj. ist *que* mit dem Indik. gebraucht II, 415 *Combien qu'elles ne puissent estre continuelles, et qu'elles ne se peuvent ou doyvent faire que selon la police ordonnée etc.* — Vgl. noch L. II, 127 *Puisque*

ceux-là estoient nomméz pour parties au procès, et que ceux qui restent les eussent acceptéz et advouéz pour leurs consorts, comme les actes en font foy, c'estoit pour le moins que les heritiers prinssent la cause. Der Indikativ statt des Konj. der Einräumung im Vergleichungssatze nach einem durch *si* resp. *tant* hervorgehobenen Adj. resp. Adv. war früher nicht ungewöhnlich, vgl. II, 1010 *Mesme leur nonchalance si lourde qu'on la voit, monstre etc.;* L. I, 380 *Si peu de moiens qu'il vous offrira, vous estes délibéré de les prendre;* L. I, 47 *Tant peu que Dieu luy a donné d'intelligence de son Escripture, il l'a tousjours fait servir etc.*

Der Infinitiv ohne Präposition war im 16. Jahrhundert von sehr ausgedehntem Gebrauch. Calvin hat denselben abweichend vom Neufranzösischen ausser in den von Gr. S. 23 f. beigebrachten Stellen noch sehr oft in Fällen wie I, 19 *C'est la finesse de Satan, se transfigurer en Ange de lumiere;* II, 246 *La justice de la foy est, croire que J. C. est mort et ressuscité,* L. I, 6, II, 67 und sonst; II, 1047 *Secondement en charité, laquelle mesme il suffist presenter imparfaite à Dieu, afin qu'il l'augmente en mieux;* L. I, 3 *Qu'il ne fust nullement possible vous desmouvoir de propos,* II, 46. Ferner II, 510 *Sinon quelcun affecte de son bon gré se mettre en danger;* II, 348 *Quelque œuvre, pour laquelle elles n'attendroyent rapporter que malediction;* II, 1138 *Dieu qui le commande ainsi faire,* L. II, 400; I, 531 *La nature humaine, de laquelle desja le Père avoit decrété le revestir;* II, 385 *(que) mesmes ne desdaignions point à l'exemple de David, entre-lacer tout ce qui peut donner etc.;* II, 1010 *Je ne doute pas le prendre comme une similitude tirée des hommes,* II, 540; II, 1004 *Satan s'efforce encore aujourd'huy la denigrer de calomnies;* I, 369 *De laquelle il prie Dieu remplir le cœur des Thessaloniciens,* L. I, 18 und unendlich oft hier; II, 1161 *Daniel proteste n'avoir en rien offensé le Roy;* I, 321 *Ceste instruction qu'il promet donner,* L. I, 86, 256, II, 367, 490. Endlich II, 69 *Nul ne se peut resoudre estre à Dieu sinon que etc.;* I, 351 *Il y a peu de gens ... qui ne soyent bien aises, quant à ces choses, estre veus entre tous les autres,* L. II, 218. Dazu kommen noch aus den Briefen *chercher f. qc.* L. I, 148; *être contraint f. qc.* L. II, 15, 56; *craindre f. qc.* L. I, 217, 387, II, 198; *(se) délibérer f. qc.* L. I, 22, 236, II, 136; *exhorter q. f. qc.* L. II, 136; *n'avoir garde f. qc.* L. I, 101; *ordonner à q. f. qc.* L. II, 251; *oublier f. qc.* L. I, 238; *être tenu f. qc.* L. I, 380; *il me semble bon f. qc.* L. II, 134; *La peine que j'ai prise f. qc.*

L. II, 226 u. a., (vgl. *R. Std.* V, 512—518; Gräfenberg S. 92—96).

Das Snbjekt ist dem von einer Präposition abhängigen Infinitiv nur selten beigegeben, z. B. II, 857 *Je n'impose point loy à ceux qui auront failly en quelque sorte, de faire tous un' semblable vœu;* L. I, 272 *Ce catechisme servira à deux usages, assavoir d'instruction à tout le peuple pour tous profiter à ce qu'on preschera etc.;* L. II, 380 *Vous donneriez occasion de s'esmouvoir grans tumultes sans profit.*

Dem von Gr. S. 17 zitierten Beispiele sind hinzuzufügen II, 379 *Pour les faire invoquer Dieu;* I, 346 *Pour le faire produire fruit.*

Die Angaben von Gr. S. 28 über das Partizipinm des Präsens resp. das Gernndinm sind insofern ungenau, als er behauptet, die Form *-ante(s)* in Beziehnng auf weibliche Nomina finde sich nur beim Verbaladjektiv. Ich habe folgende Stellen in der *Instit.* mit transitiven Verben gefunden: I, 311 *Toutes choses concernantes la vie bien heureuse de l'ame sont aussi esteintes en luy,* ebenso II, 371, 1127 nnd II, 424 *Toute chose concernante nous et nostre profit;* II, 444 *Toutes les mauvaises conceptions de nostre entendement nous induisantes à transgresser la Loy, ... sont tentations;* II, 1075 *Ce qu'il interprete estre le fruit des levres glorifiantes son Nom;* II, 1076 *C'est à dire, le fruit des levres confessantes son Nom.* Ansserdem gibt es eine ganze Anzahl Partizipia intransitiver Verba mit weiblicher Endung, welche nnmöglich adjektivisch gefasst werden können, resp. Fälle, in denen sicher die neuere Sprache das Gerundium wählt, z. B. I, 608 *Jésus Christ est Mediateur du nouveau Testament, afin que sa mort intervenante pour recompenser et abolir les pechez ..., les fideles reçoyvent etc.;* I, 241 *Les pluyes venantes outre leur saison corrompent et gastent les semences,* II, 136 *L'absolution servante à la discipline de l'Eglise, ne concerne point les pechez secrets;* ebenso finden sich die beiden letzten Partizipien z. B. noch I, 261, 365, II, 244, 297, 983. Mitunter schwankt Calvin, wie II, 1039 *procedant de* in demselben Falle sich findet, wo sonst *procedante de* geschrieben ist, z. B. II, 72, ebenso in dem von Gr. gegebenen *Elle est chargée de pechez, ... encline toujours à mal, tendant à tout vice,* wo sehr mit Unrecht von Gr. *tendante* verlangt wird, zumal *encline* doch Verbum und nicht Adjektivnm ist.

Dass sogar nach der Präposition *en* statt des Gerundiums mitunter in früherer Zeit missbränchlich das Partizipium vorkam, kann bei der damals herrschenden Verwirrung zwischen beiden

Formen nicht zu sehr befremden. Gr. gibt eine Stelle aus der Ausgabe von 1564, die mit den anderen Texten nicht übereinstimmt, und I, 458 *Ceux qui cheminent en leurs voyes, c'est à dire en leur vocation: de laquelle se destournent tous ceux qui en delaissans les moyens que Dieu leur baille veulent par folle temerité surmonter leur necessité.* Hier könnte man *en* auch als Adverbium auffassen, dagegen sind ganz sicher II, 76 *Voila pourquoy . . . il nous est commandé de despouiller le vieil homme . . .: et en nous retirans de noz cupiditez de mettre peine à estre renouvellez etc.;* II, 442 *Il est bien à souhaitter, qu'en nous estans bien acquittez de tous devoirs, nous puissions etc.;* II, 544 *Nous sommes instruits qu'en sortans de ce pelerinage terrien nous sommes receus du Père;* L. II, 142 *En nous tenans coys pour luy obéir, nous sommes assurez que etc.;* L. II, 426 *Ceux qui . . . en faisans semblant de favoriser au bon parti, n'ont leurs regards qu'au monde.*

Zu dem Partizipium Perfekti (Gr. S. 29 f.) ist nur zu notieren, dass nach dem noch im ganzen 17. Jahrhundert sich zeigenden Gebrauch das Partizip reflexiver Verba bei dativischem Reflexivpronomen sehr oft mit dem Subjekt kongruiert (z. B. I, 56 *La crainte s'est forgée des dieux;* I, 119 *Ils s'en sont faits des dieux,* I, 131, 136 u. s. w.), dass *excepté* noch nicht vor nachfolgendem Subjekt zur Präposition erstarrt ist, z. B. II, 691 *Exceptez les Metropolitains, qui ne voulurent pas etc.;* und andererseits *joint* vorkommt, das sich so nur in *ci-joint* erhalten hat, wie I, 53 *Laquelle procede d'un appetit desbordé de plus savoir que leur mesure ne porte, joint une fausse presomption dont ils sont pleins.*

Die Briefe bieten mehrere Unregelmässigkeiten, die im 16. Jahrhundert nicht befremden dürfen (Gräfenberg, S. 106). So kongruiert das mit *avoir* verbundene Partizip noch mit dem folgenden Objekt L. I, 146 *Pour me monstrer en quelle auctorité vous aviez ouvertes celles qu'il m'escrivoit.* Ferner L. I, 163 *Les vostres (lettres) m'avoient estés rendues par Alexandre.* Sodann L. I, 40 *Vostre Eglise n'est pas encore délivrée des troubles et fascheries qui y sont naguère advenu;* L. I, 254 *Cest argument est desduit plus au long aux livres qui en sont expressément escrit.* Endlich L. II, 107 *Nous espérons . . . qu'ayans vus les raisons qui nous empeschent, vous ne serez point offensez etc.*

Die Adverbien behandelt Gr. S. 48—53. Obwohl einige derselben nur am Schluss des Abschnittes als vorkommend ohne Belege angeführt werden, z. B. *adonc, paravant,* bei anderen hätte angegeben werden können, ob dieselben oft oder selten

vorkommen, so will ich doch nur das, was ganz übergangen ist, hinzufügen. So wäre unter den Zeitadverbien (ausser dem bereits oben, übrigens natürlich auch lokal vorkommenden *cy)* zu erwähnen das im 16. Jahrhundert noch sehr häufige *souventes fois,* z. B. I, 32 *Auxquels souventes fois il advient d'estre estonnez par tels scandales,* I, 125, 358 und sonst. Ebenso gewöhnlich war *quelque fois* = neufrz. *une fois, un jour* cf. II, 519 *Vous estiez quelque fois tenebres maintenant estans lumiere en Dieu etc.* (der lat. Text hat *aliquando);* II, 95 *Platon dit quelque fois que la vie d'un Philosophe est meditation de mort.* — *Longuement* war auch sehr häufig, z. B. I, 266 *Afin de ne demeurer plus longuement sur ce propos etc.,* I, 372, 454, II, 415 und oft, ebenso *tantôt* = *bientôt,* z. B. I, 583 *Il a esté tantost apres le temps des Apostres adjousté,* II, 829, L. I, 163 und sonst. Das veraltete *ensemblement* ist nicht selten, z. B. II, 1013 *Que demandes-tu à la puissance de Dieu, qu'elle face qu'un corps soit ensemblement corps et non corps?* II, 1052, 1059, 1145 und sonst. Das einfache *tôt* habe ich in der *Inst.* nicht beobachtet, nur I, 81 *Combien qu'il faille imputer au vice des hommes, ce qu'ils corrompent ainsi tost la semeuce que Dieu a plantée en leurs cœurs,* wo *ainsi* = *aussi* steht, wie früher *ainsi* vor Adj. und Advb. nicht selten ist, mag angemerkt werden. In den Briefen kommt auch einfaches *tôt* vor, z. B. L. I, 272 *Si vous désirez de bastir ung edifice de longue durée, et qui ne s'en aille point tost en decadence, faictes etc.* Hier ist auch noch *encore* „schon" gebraucht, z. B. L. I, 174 *Pource que je n'estois pas certain si on vous avoit encore adverty de la mort de M. . . . , je n'avoye osé en faire mention;* ferner sehr oft das alte *atant,* z. B. L. I, 31, 35, 39, 40, 84, 88, II, 57 und sonst; auch *ce temps pendant,* z. B. L. I, 31 *Ce temps pendant nostre Seigneur nous fera ouverture etc.*

Das alte Ortsadverbium *illec* begegnet II, 678 *Il s'ensuit donc qu'il a colloqué illec le siege de sa primauté.*

Das alte bis ins XVII. Jahrhundert hineinreichende *mon* = *certainement* begegnet II, 16 *Nous ne disputons pas icy, assavoir-mon si le ministere de l'homme est necessaire etc.,* genau so II, 696.

Mêmement = *surtout* (Darmest. § 254) II, 419 *Il est bon que mesmement la langue soit employée à ce faire,* II, 426 und sonst.

Adverbial ist auch das der ganzen älteren Sprache geläufige *aussi* bei *être,* wo die prädikative Bestimmung aus dem vorhergehenden Satze zu ergänzen ist (Tobler, *V. B.*, S. 87),

wie II, 609 *Dieu m'est tesmoin, et aussi seront tous ceux qui etc.;* I, 457 *L'homme est l'image de Dieu; puis aussi est nostre chair,* Sätze, die sehr oft begegnen. So ist auch das von Gr. S. 33 zitierte 4, 19, 34 *C'est certes une ordonnance de Dieu bonne et saincte. Aussi sont bien les mestiers de laboureurs, maçons etc.* zu fassen, wo nach Gr. *bien* prädikativ statt *bons* stehen soll! *Si* habe ich in gleicher Funktion nicht beobachtet, doch *ainsi* öfters, z. B. L. I, 203 *Et d'aultant est-il plus prisé de moy, et je sçay que ainsi sera-il envers vous.* Adverbiales *si*, auf den vorhergehenden Satz zurückweisend, vgl. L. I, 221 *Ce regard ne vous deveroit retarder, si me semble,* eine Wendung, die früher nicht selten war.

Guère in positivem Sinne reicht ins XVII. Jahrhundert hinein, vgl. II, 862 *Lesquelles ne sont point en grande quantité, ne gueres friandes;* L. I, 140 *Non pas que j'aye grand espoir de profiter gueres envers tel homme;* I, 201 *Nous n'eusmes loysir de gueres parler ensemble.*

Plus = *plutôt* war ganz gewöhnlich, z. B. I, 359 *Ce qu'ils ont fait, comme je pense, plus pource qu'ils ne vouloyent debatre . . . , que pour asseurer cela comme certain,* I, 363, 425 und sonst.

Ein Beispiel der alten Steigerung durch *mieux* = *plus* könnte man sehen in II, 477 *Le conseil de Dieu demeure ferme, voire mieux que les cieux.*

Tant = *autant* kommt nicht nur in den Wendungen vor, welche hente noch gebräuchlich sind (Gr. S. 52), sondern auch sonst, z. B. II, 51 *Tant qu'il y a de promesses, elles sont en luy Ouy et Amen (quotquot sunt Dei promissiones);* L. II, 107 *Et tant que nostre petit pouvoir se pourra entendre* (sic!), *nous tascherons de monstrer etc.*

Schliesslich mag noch auf das hente veraltete nnd nnr der Volkssprache verbliebene *à tout le moins,* z. B. II, 122 *Ils ordonnent que tous ceux qui . . . confessent à tout le moins une fois l'an,* II, 1052, 1057 und oft, anf die heute nur in familiärer Rede üblichen *paraventure* nnd *d'aventure,* z. B. I, 92, II, 159, 727 nnd sonst, und auf *bien* in *quand bien* = *quand (bien) même* hingewiesen werden, das früher häufig war, z. B. II, 318 *Quand bien nous y aurions satisfait, encore sommes-nous serviteurs inutiles.*

Die Negation *non* erscheint noch beim Verbum vicarinm *faire* und beim Infinitiv, wo sie am längsten sich erhält *(Ztschr. f. r. Ph.* I., 502; Gräfenberg S. 136), II, 1149 *Je respon que non font;* II, 650 *Ceste coustume est receue et usitée, de non ordonner pour Pasteurs des Eglises, sinon barbiers, cuisiniers etc.*

Das heute familiäre resp. provinzielle *nenny* II, 890 und *nenny pas* II, 72.

Mal zur Negation von Adjektiven resp. Adverbien kam häufig vor, vgl. I, 370 *Que nous reputions combien nous sommes mal prests.* — *Ne-du tout point = ne point du tout* reicht ins XVII. Jahrhundert hinein, vgl. I, 378 *Nous n'en avons du tout point*, II, 830 und sonst. — *Ne-bonnement* ist heute veraltet, vgl. I, 248 *Ne pouvans bonnement determiner de ce qu'on leur demande,* L. I, 391, II, 4 und sonst. — Statt *point* sagt man heutzutage *pas* vor den Adverbien der Quantität und des Grades, vgl. dagegen II, 757 *Ils ne font point plus de scrupule que etc.*, I, 175, II, 917 und oft.

Dass die Negation vielfach abweichend vom heutigen Gebrauch im abhängigen Satze vorkommt, hat Gr. S. 46 erwähnt. Für *défendre* giebt er ein Beispiel, wo dem Infinitiv mit *de* ein *ne* hinzugefügt ist. Abgesehen von diesem häufig vorkommenden Falle, erscheint dieses *ne* auch ganz gewöhnlich in dem abhängigen Satze mit *que,* z. B. I, 145, 467, II, 83, 291, 402, 643, 687 und sonst, auch *ne-point,* z. B. I, 181 *Dieu qui a defendu en sa Loy qu'on n'adorast point autre que luy.* Ferner erscheint die Negation nach *sans que,* z. B. II, 796 *A grand'peine on les pourroit bien purger . . . , sans que beaucoup de ceremonies ne soyent ostées*, und in einer ganzen Anzahl von Stellen entweder analog dem Gebrauch der Negation nach *défendre* nnd nach Verben, die ein Verhindern bezeichnen, oder analog der Negation nach *ne pas douter (nier) que* (früher auch *ne pas ignorer que-ne,* was Gr. erwähnt), vgl. II, 715 *Le Roy interdit à son de trompe que nul de ses sujets ne fust de sa communion,* L. II, 347 *Les fideles estoyent forcloz de ne sonner mot;* II, 121 *Tant s'en faut que je resiste que les brebis ne se presentent à leur pasteur;* II, 636 *Le sainct Esprit a voulu obvier que . . . nul n'imaginast quelque principauté;* II, 388 *Rien ne les doit retarder qu'ils ne courent alaigrement;* II, 1110 *Je ne repugne point qu'on ne la reçoyve pour Sacrement;* II, 681 *Je ne contredy pas qu'il ne soit mort à Rome,* L. II, 65; L. I, 351 *Vous deviez avoir ceste raison et humanité en vous de ne souffrir que nous ne fussions meslés ny enveloppés en leurs follies;* I., 556 *Il n'y a nulle difficulté qu'il ne soit appellé Fils d'homme;* L. II, 347 *Et n'y aura nulle difficulté que les estats ne fassent ce qui est à desirer;* I, 27 *Et ne nous doit estre aucunement incertain, que Jesus Christ n'ait tousjours regné sur terre depuis qu'il est monté au ciel*; L. II, 197 *Vous n'estes pas insensible que vous n'ayez à batailler contre beaucoup de*

tentations; II, 318 *Nous n'ostons point cela à la Loy de Dieu, qu'elle ne contienne parfaite justice;* II, 1079 *Comme cela est osté aux hommes, qu'ils ne puissent faire n'ordonner de nouveaux Sacremens.* Solche Sätze begegnen oft genug. Wenn Gr. S. 38 bei Erwähnung eines dem zuletzt zitierten ganz analogen Satzes sagt „hier ist der Satz mit *que*, welcher eigentlich logisches Snbjekt sein sollte, übergegangen in einem Adverbialsatz der beabsichtigten Folge", so ist das nicht zu billigen; der Satz mit *que* bleibt Subjektssatz, nnd *ne* ist durch *ôter* veranlasst, so auch beim Infinitiv II, 595 *Or je demande si par la venue de Christ . . . , cela a esté osté aux fideles de n'oser plus prier pour obtenir pardon, de ne trouver nulle misericorde. Et que seroit cela à dire autre chose, sinon que Christ est venu pour la ruine des siens?* (Der lateinische Text lautet *hoc ademptum est fidelibus beneficium, ne pro delictorum venia audeant supplicare, ne, si Dominum offenderint, ullam misericordiam consequantur).*

Auch in einem Satze mit *empêcher que-ne-pas*, der öfters nicht nur bei Calvin, sondern in jener Zeit überhaupt begegnete, will Gr. S. 47 „den Gegenstandssatz zu einem Umstandssatze" werden lassen, „*que* im Sinne von *de sorte que*" gebraucht sehen. Dass *pas* und *point* vielfach im Widerspruch mit dem heutigen Gebrauch angewendet werden, bemerkt Gr. ebendaselbst. Ich notiere noch II, 281 *Il n'y a nul juste, dit l'Escriture, qui face bien, et ne peche point.* — Ausserdem weise ich hin auf I, 175 *Il nous faut bien estre sur nos gardes, que nos pensées ou nos langues ne s'avancent point plus loin que les limites de la parolle de Dieu ne s'estendent,* und andererseits auf das Fehlen der Negation in Sätzen wie II, 674 *Pierre n'avoit pas plus de puissance sur les autres qu'iceux avoyent sur luy;* II, 716 *Ils ne sont donc non plus vicaires de Christ à cause du siege, qu'une idole est Dieu quand on la colloque au temple de Dieu,* II, 932, 1128 und sonst.

Die Präposition *de* (s. Gr. S. 18 f. und 53 f.) dient noch oft zur Einführung des Nomens, welches nach neufrz. Auffassung Prädikat ist. Gr., welcher S. 54 diese Erscheinnng berührt, sagt, „*de* stehe pleonastisch, wo jetzt *que* in gleicher Weise gebraucht werde und zuweilen stehe auch *que* vor *de*." Doch kommen auch Stellen vor wie I, 540 *L'autheur de saincteté et ceux qui sont sanctifiez sont d'un;* II, 301 *Ils ne nient pas que la principale cause ne soit de la grace.* Hierher gehören sodann die zahlreichen Sätze, in denen *de ce que* in ganz gleicher Weise verwandt ist, z. B. I, 108 *Ce n'est point donc une petite approbation de l'Escriture, de ce qu'elle a*

esté signée par le sang de tant de tesmoins; I, 539 *C'est une eschappatoire frivole de ce qu'ils babillent que etc.*, I, 557, II 541, 932 und sonst; ferner das sehr beliebte *ce (qui) n'est point de merveille,* z. B. I, 93, 441 und sonst, sowie *il est de besoin,* z. B. I, 212 *Entant qu'il est de besoin,* I, 137 und oft (vgl. L. I, 139 *Tout ce qui sera de mestier*), *ce qui est de* mit einem Adjektivum, z. B. *Tout ce qui est de bon* I, 346, II, 95 und sonst oft.

Ähnlich ist *de* beim prädikativen Akkusativ früher sehr gewöhnlich in *avoir de coutume,* z. B. II, 358 *Vulgairement en a de coustume de les appeler etc.*, I, 351 und sonst. Auch bei dem Akkusativ, welcher heute Objekt ist, kam es vor, so I, 54 *faire du borgne,* L. I, 235 *Il ne cessera de mesdire et faire de l'enragé,* und so sehr oft, ferner I, 321 *Nous ne pouvons pas dire du contraire,* I, 402 und sonst. Ob hier *de* partitive Kraft habe, scheint mir zweifelhaft, vielmehr dürfte es die Sphäre, aus der die Handlung hervorgeht, bezeichnen.

Das komparative *de* habe ich nicht beobachtet, doch scheint dasselbe neben komparativem *que* vorzuliegen II, 703 *Pouvions-nous avoir meilleure exhortation à saincteté que de ce que dit sainct Jean que etc.*

In weitem Umfange wurde *de* = „was anbetrifft, in Beziehung auf“ gebraucht, was Gr. S. 57 durch ein Beispiel andeutet, vgl. II, 736 *De nous, si nous leur concedons ce point* . . ., *c'est avec tel sens etc.*, und oft, ebenso sehr oft *de ce que,* z. B. II, 518 *De ce qu'ils ne tombent point en impieté desesperée, cela ne se fait point etc.*, ferner I, 7 *Celuy qui aura bien compris . . . pourra aisément juger et se resoudre de ce qu'il doit chercher en l'Escriture,* I, 176, II, 58 und sonst; I, 248 *Ne pouvans bonnement determiner de ce qu'on leur demande,* I, 577, II, 736 und sonst; II, 705 *Je ne parle point encore de la seigneurie terrienne et puissance seculiere, desquelles nous verrons cy apres à leur tour;* I, 159 *Il y a plus grand debat d'un autre passage de Jeremie;* II, 110 *Ils mentent de cela;* II, 395 *Nous serons exaucez de tout ce que nous demanderons en son nom;* II, 88 *Quelques autres exercices externes, desquels nous usons . . . pour attester de nostre repentance,* und so liessen sich noch manche andere Stellen beifügen.

Auch kausales *de* ist, wie das in jener und späterer Zeit ganz gewöhnlich war, ausgedehnter als heutzutage, z. B. II, 482 *La cause dequoy est assignée etc.*; I, 78 *(Ils) sont condamnez de telle temerité par Jesus Christ;* II, 737 *Pareillement se confiant des promesses qui luy sont données elle aura etc.;*

II, 1117 *Ils se delectent si fort des ceremonies Mosaiques;* I, 521 *Pourquoy donc noterons-nous Dieu d'inconstance, de ce qu'il a distingué la diversité des temps par certaines marques?* I, 549, II, 739 nnd sonst.

Ebenso war *de* mit einem Abstraktum zur Bezeichnung der Art nnd Weise sehr üblich, z. B. I, 590 *Plusieurs la mesprisent (la mort) de telle constance qu'il semble etc.*, II, 582 *Ceux qui examinent d'une telle rigueur les Eglises etc.*

Zu dem von Gr. S. 54 angeführten *ne nuire de rien* kann man eine Menge ähnlicher Wendungen fügen, z. B. II, 337 *n'aider de rien* I, 103 *ne profiter de rien*, I, 206 *n'appartenir de rien*, II, 1096 *n'empêcher de rien*, II, 741 *ne profiter de guère*, II, 871 *De quoy appartient etc.;* I, 367 *Si les exhortations ne profitoyent d'autre chose entre les fideles*, I, 136, *Les histoires peuvent profiter de quelque advertissement, ou souvenance qu'on en prend*, u. a., Wendungen, welche sehr oft begegnen.

Im eigentlichen lokalen Sinne ist *de* abweichend vom heutigen Gebrauch in dem sehr geläufigen *de mot à mot* zu finden, z. B. I, 126 *Il parle ainsi de mot à mot*, I, 244, II, 159, 298, 494 und sonst, von der Zeit ebenso oft in *de longtemps*, z. B. I, 119 *La superstition des hommes avoit commencé desja de longtemps de falsifier etc.*, I, 132 und sonst; auch = *à*, II, 699 *La principale raison pourquoy on avoit du commencement donné le premier lieu à Rome etc.*, II, 706 und sonst. In der Übertragung I, 286 *L'homme se soustrait de la superiorité de son createur;* II, 65 *Combien qu'il ait caché sa face de nous;* I, 436 *Aucuns ne pouvans se depescher de ceste difficulté, entendent etc.*; II, 287 *Entre les Corinthiens il a cedé de son droit;* I, 348 *Il ne falloit en cest endroit mesme aucunement diminuer de la grace de Dieu.*

Im einzelnen möchte noch hinzuweisen sein auf II, 911 *Ainsi qu'un homme d'armes porte la livrée de son Prince, pour s'advouer de luy*, auf *de* und das Personale zur Verstärkung des Possessivums, z. B. II, 110 *Car ce que J. C. laisse aux Prestres de la Loy, n'appartient en rien à ses ministres de luy*, I, 183, auf I, 529 *Ce qu'il dit aussi en un autre passage n'auroit point de lieu*, I, 606, wo, wie in anderen Wendungen, z. B. II, 204, II, 133 und sonst, das partitive *de* heute nicht gesetzt wird, und endlich auf das früher als Zeichen des Genetivs entbehrliche *de* I, 107 *L'Evangile sainct Jean*, I, 548, wo Gr. S. 56 „*selon* ergänzen“ will!

Der Infinitiv mit *de* ist absolut vorangestellt nicht nur in dem von Gr. S. 25 erwähnten Falle, sondern auch sonst,

z. B. II, 457 *De chercher la gloire ne tonrnera pas à gloire aux curieux:* II, 518 *De les confermer il ne pouvoit,* I, 257 u. a. Statt des modernen *à* ist *de* ausser in den von Gr. gegebenen Fällen (bei denen zu dem erwähnten *ce qui est bon de faire, il reste de faire* mehr Beispiele hätten gegeben werden können, da dieses *de* sehr oft vorkommt, z. B. II, 502 *Que pensons-nous qu'il soit de faire?* I, 141, II, 9, 133, 1153, II, 341 *Et est une doctrine necessaire de cognoistre à tous Chrestiens,* n. a., wobei auch zu erwägen wäre, ob nicht vielfach *qui* = *qu'il* steht, z. B. I, 528 *Ce qui nous suffira de prouver par ce tesmoignye etc.,* II, 1041 *Ce qui nous est commandé d'annoncer la mort . . . , n'est autre chose etc.)* noch nachznweisen I, 25 *Isaie instruisoit les esleuz de Dieu de ne dire Conspiration,* II, 349; I, 204 *Laquelle (la philosophie) enseigne de venir à Dieu par le moyen des Anges,* I, 370; II, 365 *En ce que nous nous accoustumions d'avoir en luy nostre refuge,* II, 892; II, 492 *Nous desapprenons de bien parler;* II, 416 *Qui nous aide d'entrer en nostre cœur,* L. II, 228; II, 511 *Si nous demandons d'avoir la clemence paternelle de Dieu;* I, 185 *Sainct Irenée insiste du tout là dessus de monstrer que etc.;* II, 253 *Tous ceux qui persistent d'estre pecheurs,* L. II, 168; II, 252 *L'homme tend par icelles de rendre obeissance à Dieu;* II, 341 *La question induisoit le Seigneur d'ainsi respondre;* II, 361 *Il a mis peine de cheminer etc.;* II, 989 *Il travaille beaucoup d'excuser l'absurdité;* I, 533 *Jesus Christ estoit predestiné en l'Esprit de Dieu d'estre fait homme;* I, 204 *Que nous regardions de nous munir d'armes qui soyent suffisantes etc.;* I, 583; I, 327, *Nous ne sommes pas idoines de penser quelque chose,* II, 470 und sonst, II, 961 *à* und *de* nebeneinander; I, 409 *Combien qu'il soit deliberé en son cœur de servir bien à son maistre* (= neufrz. *résolu à f. qc.).* Ans den Briefen füge ich hinzn L. I, 33 *Il nous fault préparer d'attendre une aultre journée,* L. I, 175; L. I, 366 *M'apprestant de comparoistre devant Dieu,* L. II, 170; L. II, 181 *Si vous fault-il estre plus tost incitée par là de vous arrester du tout au ciel;* eher = *pour* L. I, 16 *Si nous nous sommes presentez de satisfaire devant toutes les Eglises;* L. I, 215 *Qui n'a point de force d'exécuter ce qu'il a présumé.*

De beim Infinitiv, wo hente derselbe ohne Präposition steht, vgl. II, 838 *Car il vaudroit beaucoup mieux de n'user point de jusnes,* L. I, 205 nnd sonst; I, 48 *Ils ayment mieux d'adorer une piece de bois* I, 57, 489 nnd sonst; II, 171 *Celuy qui confesse d'avoir mestier qu'on le supporte:* I, 496

Celuy qui afferme d'avoir esté en miseres continuelles, ne concede pas d'avoir senty une telle prosperité que Dieu luy avoit promise; L. I, 4 *Si ne fait-il jamais bon d'estre tant liberal.*

Die Infinitivkonstruktion wäre der neueren Sprache in einigen Fällen nicht gut möglich, z. B. I, 45 *Elle se confie d'estre en la garde et protection d'iceluy* I, 58, 284, II, 447 und sonst; I, 422 *Ils veulent dissimuler d'estre contempteurs d'icelle*; I, 563 *Je ne prise point de rien savoir, sinon J. C.*, u. ä.

Die Präposition *à* (Gr. S. 17 und 54) als Dativzeichen abweichend vom Neufrz. ist auch oft in *prier à q.* zu beobachten, z. B. I, 322 *Priant à Dieu qu'il donne aux Ephesiens esprit de sagesse,* II, 377, 444, 702 und sonst, *éclairer à q.*, II, 507 *Dieu esclaire par sa parolle à ceux qui n'ont rien merité, attoucher*, I, 274 *Les blasphemes qu'ils desgorgent contre le ciel n'attouchent point à Dieu,* I, 265, II, 701; *ennemi*, I, 294 *Toutes affections de la chair sont ennemies à Dieu.* Auch dient nicht nur „der Dativ eines persönlichen oder relativen Pronomens beim Passivum zur Angabe des Urhebers", wie Gr. S. 54 sagt, sondern auch Substantiva mit *à* kommen so vor, z. B. I, 247 *Sa mort n'estoit point seulement preveue à Dieu,* II, 984 *J'espere qu'elle sera approuvée à tous bons cœurs et craignans Dieu,* und so sehr oft.

In eigentlicher lokaler und in übertragener Bedeutung ist *à*, dem Gebrauche der damaligen Zeit entsprechend, oft genug zu finden, wo das Neufrz. andere Präpositionen anwendet, z. B. II, 407 *Telle coustume n'a jamais esté à l'Eglise ancienne;* II, 163 *Tous les saincts ont lavé leurs robbes au sang de l'Agneau;* I, 202 *Nous serons tousjours à seureté;* II, 45 *Nous serons à sauveté;* I, 245 *Les autres en ont à foison;* II, 433 *Lesquelles se dressent à grand foulle pour batailler contre luy;* I, 234 *Aucuns ne s'osent pas mettre au chemin, quand ils oyent dire etc.;* I, 157 *Descendant du Père de lumiere auquel n'y a point de changement, ny ombrage tournant;* I, 172 *Le Pere est totalement au Fils, et le Fils est totalement au Pere, comme luy-mesme l'afferme, disant, Je suis en mon Pere etc.;* I, 407 *Ceste affection se monstre plus appertement en d'aucuns, aux autres elle est plus cachée;* I, 359 *Dieu met diverses affections aux hommes;* I, 317 *L'Esprit habite seulement aux hommes fideles,* jede Seite bietet Beispiele für diesen Gebrauch; ferner I, 6 *Afin que je n'eusse point occasion de me desplaire au travail que j'y avoye pris;* II, 238 *A ce qu'il nous despartisse les biens ausquels il abonde;* I, 58 *(Ils) s'amusent à eux ou aux creatures; Combien qu'il ne soit pas loisible . . . de hanter privément, et*

avoir grande familiarité aux excommuniez; I, 571 *Nous n'avons nul accez à Dieu;* I, 296 *Comment Dieu seroit-il courroucé à la plus noble de ses creatures?* I, 456, II, 149 und sonst; II, 263 *Et que dirons nous à ce qu'enseigne l'Evangeliste, que etc.;* II, 558 *La reparation des vices qui ont eu leur origine du peché à laquelle toutes creatures gemissent.*

Es ist noch zu bemerken, dass nicht nur in einem Satze, wie es nach Gr.'s Angabe S. 55 scheinen muss, *à* = *sur* steht, sondern auch sonst, z. B. I, 220, 471 u. a. Ferner ist hinzuweisen auf II, 263 *Nous luy mentons impudemment,* auf II, 598 *Il a desja esté exposé . . . jusques à où nous luy devons porter cest honneur,* ebenso II, 828, auf II, 729 *Voila les armes spirituelles, puissantes à Dieu pour la demolition des munitions etc.,* wo der lateinische Text lautet *spiritualia, potentia Deo* und die Anmerkung unserer Ausgabe *de par Dieu* erklärt, II, 323 *Il ne tache à autre fin que d'abattre etc.,* und II, 437 *Nous sommes serviteurs à Dieu, servans à son honneur etc.*

A beim Infinitiv (Gr. S. 26) ist nicht „ausnahmsweise", sondern sehr oft statt *de* in *il est facile à voir que, il est aisé* u. ä. zu beobachten, z. B. I, 37, 86, 169, 341, 396, 468, 538 u. s. w. Die beiden ersten der von Gr. gegebenen Stellen sind nicht zutreffend, denn 3, 19, 3 *Que ceux soyent pervers expositeurs qui disent . . . . , il est facile à expliquer,* 3, 16, 1 *La raison pourquoy, il est facile à expliquer,* ist *il* = *cela,* das auf den vorhergehenden (im zweiten Beispiele elliptischen) Satz hinweist, und *à* ist ganz am Platze.

Dass *à* vor dem Infinitiv sehr oft = *pour* ist, hat Gr. angegeben. Es wären als Beispiele hinzuzufügen, II, 518 *Il avoit assez de matiere à espouvanter les hommes;* II, 513 *Cela fait aussi grandement à establir nostre fiance;* und besonders II, 301 *Les bonnes œuvres ne peuvent gueres à exalter l'homme,* II, 44 *Il est puissant à se venger,* II, 260, 1100, L. I, 368. Selten ist in der *Instit. à* = *de,* z. B. I, 230 *La volonté estoit libre à eslire le bien,* II, 238; II, 869 *A ce que les Princes . . . n'empeschassent l'Eglise à faire son office,* L. II, 36. Öfter ist es in den Briefen zu beobachten, z. B. *prier qc. à f. qc.* L. I, 279, II, 269; *refuser à f. qc.* L. I, 375, II, 94; *oublier à f. qc.* L. II, 503; *tenter à f. qc.* L. I, 95; *se hâter à f. qc.* L. II, 259, *machiner à f. qc.* L. II, 74, u. a. Ferner sind zu notieren L. II, 84 *Je n'entens point à vous abstraindre* (sic) *à l'authorité des hommes* (in der *Instit.* in gleichem Falle *de,* s. Gr. S. 26); L. II, 440 *Je ne pretens point à vous animer contre luy.* Nicht angänglich wäre die Infinitivkonstruktion in

Fällen wie z. B. II, 458 *Quand il mettra fin à enseigner;* I, 421 *Avant qu'entrer à traiter particulierement un chacun article, il est bon etc.*, eine Wendung, welche recht oft begegnet.

En (s. Gr. S. 55 und S. 19) ist in unzähligen Fällen = neufrz. *à* verwandt, wie das der älteren Sprache eigen war, z. B. II, 1050 *Toutefois quant en substance elle (la doctrine) a este suivie;* II, 1152 *La moderation que doyvent garder toutes personnes privées quant ès affaires publiques;* II, 365 *Afin que nostre cœur soit enflambé d'un vehement et ardent desir de le tousjours chercher ..., en ce que nous nous accoustumions d'avoir en luy nostre refuge; en la fin* unendlich oft, z. B. 313; II, 333 *Les uns en la premiere heure du jour, les autres en la seconde; tendre en la gloire de q.* I, 18; *tourner en notre ruine* I, 135; *parvenir en un si haut degré* I, 233; *inciter q. en l'obéissance* I, 409; *amener q. en cette opinion* I, 301; *appeler q. en participation de la gloire* I, 486; *élever les yeux en qc.* I, 502; *lever le cœur en q.* II, 265; *tomber en terre* I, 258; *attacher en la croix* I, 581; *s'abaisser en telle petitesse* I, 538; *s'attacher en une folle amour* II, 210; *adjoindre q. en la compagnie* II, 630; *penser en* II, 832 und oft; *appeler q. en son aide* II, 406; *avoir quelque regard en qc.* II, 649; *avoir recours en qc.* I, 516; *trouver à redire en qc.* I, 335, II, 327 und sonst; *enclin en qc.* II, 210; *incliné en qc.* I, 468; *destiné en qc.* II, 223; *idoine en qc.* II, 656, u. a.

Sehr viel seltener ist *en* in Fällen gebraucht, wo das Neufranzösische andere Präpositionen verwendet, z. B. I, 39 *Il se glorifie ès dons de Dieu,* I, 216. — I, 599 *Il monte en son throne,* II, 74; *L'Apostre insiste principalement en cela, que etc.*, I, 497, II, 772; II, 50 *J'ay medité en toutes tes œuvres,* I, 410; I, 533 *Tous ont esté formez en ce patron.*

Zu notieren ist noch *en quelque part* II, 1096 und *en nulle part* II, 677.

Nicht nur *envers* wird in dem von Gr. S. 56 angegebenen Sinne gebraucht, in welchem es ungemein häufig ist, sondern auch *vers*, das in der älteren Sprache noch nicht ganz von jenem geschieden ist, z. B. I, 129 *De ceste simple parolle on eut peu plus profiter vers les simples;* I, 542 *Le nom de la famille demeure tousjours vers les masles;* L. I, 94 *Mes lettres seront bien venues vers vous,* und so sehr oft; (L. I, 377 *s'adresser vers q. = à q.*). Ebenso *devers*, z. B. I, 320 *Devers toy, Seigneur, est la fontaine de vie,* und auch sehr oft *par devers*, das heute auch noch nicht ganz geschwunden ist, in derselben Bedeutung und ebenso in lokalem Sinne. Auch *par-dessous* (von Gr. S. 56 erwähnt) nnd *par-dessus* sind von sehr ausgedehntem Gebrauch.

Outre in lokaler Bedeutung „über — hinaus" ist nicht selten, z. B. I, 41 *Cependant que nous ne regardons point outre la terre . . ., nous sommes bien aises etc.;* I, 115 *Afin qu'ils ne s'esgarent point outre leurs limites,* und sonst; ebenso oft in der Übertragung I, 498 *Nous ne sommes encore passez outre Moyse;* I, 531 *N'estimant rien digne d'estre cognu outre J. C.;* I, 18 *On pourroit dire qu'ils ont cela particulier outre nous, qu'ils peuvent confirmer leur doctrine par continuels miracles;* und auch oft in diesem Falle = „gegen" (cfr. *Zeitschr. f. rom. Phil.* I, 205), z. B. I, 248 *Combien que les Philistins ayent soudain pris les armes et outre l'opinion des hommes, nous ne dirons pas etc.;* I, 68 *Tout ce que nous voyons avenir outre le cours ordinaire de nature;* I, 106 *Par dessus et outre l'opinion de tout le monde il l'a retirée saine et sauve de la cruauté de cest horrible tyran* u. a.

Auparavant als Präposition reicht bis ins 17. Jahrhundert hinein, ist aber bei Calvin sehr selten, vgl. I, 521 *Ne pouvoit-il pas bien tant auparavant l'advenement de Christ qu'apres, reveler la vie eternelle?* Dabei möchte ich erwähnen L. II, 434 *Du desjà auparavant le mesme message m'avoit esté fait,* wo das Adverb substantiviert ist und temporales *de* bei sich hat, also dem im Mittelfranzösischen so beliebten *du depuis* an die Seite zu stellen ist.

Entre zeigt sich noch nach altfranzösischer Weise zur Bezeichnung der Subjekte, zwischen welchen die Handlung stattfindet, I, 504 *Esveillez-vous, et levez-vous, entre vous qui habitez en la poudre (expergiscimini, et exsultate, qui habitatis in pulvere),* und II, 660 *Que faisons-nous entre nous Pasteurs qui recevons le loyer etc. (sed nos, o pastores, quid agimus, qui mercedem consequimur).* Statt des neufranzösischen *parmi* kommt es öfters vor, z. B. I, 483 *Cela n'empesche qu'il ne soit nombré et tenu entre les prescheurs de l'Evangile,* und sonst; auch in Sätzen wie II, 1154 *Ce que j'estime estre resolu entre tout le monde,* I, 394 *Ce qui estoit receu entre tout le peuple* u. ä. würde man heute nicht wohl *entre* anwenden.

Parmi I, 200 *Nous voyons que les esclairs volent parmi le ciel.* — II, 382 *La foy . . . estant meslée parmi l'apprehension de nos miseres.*

Après ist in der nunmehr veralteten, früher aber beliebten Wendung *être après à (pour) f. qc.* zu notieren, z. B. I, 115 *Nous sommes encore après à deduire la cognoissance simple etc.;* I, 205 *Nous ne devons avoir ne paix ne treves avec celuy qui est sans cesse apres pour y contredire,* II, 260, 809, L. I, 114, II, 111 u. a.

Das alte *fors* kommt nicht oft vor, II, 129 *Fors possible les prestres*, I, 165 *Il n'y a nul bon fors qu'un seul Dieu*, II, 575, 643, 695.

Puis ist noch Präposition (Gräfenberg, S. 115) in *puis nagueres* I, 16 und II, 882. Es ist nicht gut angänglich, mit Gr. S. 51 *puis* als Adverbium zu fassen und jene Wendung dem *puis après* an die Seite zu stellen. Das *naguère* wurde nicht mehr seinen Bestandteilen nach empfunden. Auch erfordert der Sinn I, 16 *Ils l'appellent Nouvelle et forgée puis nagueres*, II, 882 *Et ne peuvent dire que ceste similitude soit puis nagueres controuvée par nous*, die Bedeutung „seit kurzer Zeit".

Pour = *par* I, 46 *Elle ne se retient pas seulement de mal faire pour crainte de punition. Non pas pour un* II, 593 *Il pardonne donc non pas pour un coup ou deux; mais à chacune fois que etc.* Sätze wie I, 51 *Ils n'auront de quoy pour estre preferez aux bestes*, II, 241, 268, 639 sind sehr häufig. Vgl. noch II, 1077 *Desquels (des sacrements) l'usage a esté donné à l'Eglise chretienne dès le commencement du nouveau Testament pour jusques à la consommation du siecle.*

Von Präpositionalien sind zu erwähnen II, 780 *Il y avoit danger que leurs inventions ... ne s'en allassent incontinent à val l'eau*, II, 843; II, 869 *Encore qu'ils habitassent arriere des autres*, I, 493, II, 41; I, 160 *Christ est appelé Dieu au regard de soy; au regard du Pere il est appelé Fils*, I, 172, 553, II, 364; die sehr häufigen *à l'entour de*, z. B. I, 170, 200 und *de par*, z. B. II, 728, 1161.

Nicht selten erscheint abweichend vom heutigen Gebrauch die mit *de* zusammengesetzte Präposition, z. B. II, 514 *S'ils eussent esté de nostre trouppeau, jamais ne fussent sortis d'avec nous;* II, 681 *La dispute d'entre luy et Simon Magus;* II, 409 *Que jamais les fideles ayent cherché des advocats d'entre les morts;* II, 464 *Ils ont esté esleus d'entre tout le genre humain.* (Vgl. II, 580 *Pourquoy se diviseroyent-elles d'ensemble?)*

Die Konjunktion *que* „dass" war nach komparativem *que* der Sprache lange entbehrlich (s. Tobler, *V. B.* S. 186), vgl. II, 509 *Car il n'y a rien plus de raisonnable quand l'Escriture nous dit ..., que ceste clairté nous esblouisse tellement etc.*, II, 640, 1162 und oft. — Nicht selten ist *que* noch konsekutiv, z. B. II, 339 *Dieu n'est pas injuste, qu'il ne nous tienne promesse;* II, 253 *La main de Dieu n'est point accourcie, qu'il ne nous puisse sauver (ut servare nequeat);* II, 803 *Voilà comment leurs administrations doyvent estre conjoinctes, que*

l'une soit pour soulager l'autre et non pas pour l'empescher (Sic conjunctae debent esse operae, ut altera sit adjumento alteri, non impedimento). Oft auch final und zwar nicht nur nach imperativischen und diesen ähnlichen Sätzen, wo ja auch heute noch *que* so vorkommt, z. B. II, 742 *Mais il faut icy tenir mesure, que par cela il ne soit rien derogué à J. C.*, sondern auch sonst, z. B. I, 566 *Nous sommes enseignez qu'il regne pour nous plus que pour soy, voire au dedans et au dehors: c'est qu'estans enrichis de dons spirituels . . . nous sentions par telles premices que nous sommes vrayement conjoincts à Dieu;* L. II, 51 *Ce n'a pas esté pour vous faire soubscrire avec nous, mais seulement puisqu'avions esté diffaméz, qu'on sceut qui a tort ou droit.* Kausal erscheint die Konjunktion z. B. II, 871 *Cestuy-là (mal) sans autre a esté assez grand, qu'elle a introduit (telle profession de vivre) un exemple en l'Eglise dangereux et nuisible;* II, 72 *Et de fait, la chose ne repond point mal à ces vocables, que la somme de penitence est, que nous estans retirez de nous-mesmes, soyons convertis à Dieu* (wo der lateinische Text allerdings relativisch anknüpft *Nec utrique etymologiae res male respondet: cujus summa est, ut etc.)*; I, 351 *Toute la faute est venue, qu'ils s'arrestent à la translation.*

Einen Übergang von der direkten in die indirekte Rede (Tobler, *V. B.* S. 219) kann man sehen II, 543 *Sainct Paul adjouste, Cependant que nous habitons en la chair, nous sommes separez de Dieu comme pelerins: et ainsi, que nous desirons de luy estre plus prochains par l'absence de nostre corps.*

Zu erwähnen wäre noch I, 413 *L'image vive et expresse des biens celestes estoit manifestée, ayant en soy la perfection de ce que les ceremonies anciennes n'avoyent que les premieres traces et obscures,* wo statt des zu erwartenden Relativums konjunktionales *que* eingetreten ist. Die Stellen, welche Gr. S. 17 anführt *c'est ce qu'il se complaind, se soucier que c'est etc.* sind nicht auffällig.

Von den mit *que* „dass" gebildeten Konjunktionen sind zu notieren I, 68 *Quant à ce que souvent il permet que les meschants s'esgayent pour un temps et se gaudissent de ce qu'ils n'endurent nul mal; à l'opposite que les bons et les innocens sont affligez . . ., cela ne doit point obscurcir etc.* (wo *que* als das *que* in *quant à ce que* aufnehmend und *à l'opposite* adverbial zu fassen nicht möglich ist); I, 205 *Touchant qu'il est souvent parlé du diable et de Satan au nombre singulier, en cela est etc.;* II, 808 *Et n'y a jamais eu nul Evesque, durant qu'il y avoit encores quelque forme apparente d'Eglise*

(quamdiu). (In demselben Sinne findet sich *pendant que* II, 260 *Je ne suis point pauvre en merite, pendant que le Seigneur est riche en misericorde* und *cependant que* in dem oben zitierten II, 543, während heute diese Bedeutung der Konjunktion nicht mehr zukommt, s. Littré s. v. Synon.) Auch in adversativer Bedeutung tritt *pendant que* auf II, 815 *Ils se reposoyent à leur aise en leur maison, et sans soucy pendant qu'il eust esté besoing de reprimer vertueusement la convoitise des Papes (ubi maxime opus erat* lautet der lateinische Text). Ähnlich ist II, 263 *Ce n'est point de merveilles si nous sommes aveugles en cest endroit, cependant que nul de nous ne se garde de ceste folle et dangereuse affection (quum nemo nostrum caveat).* Ferner *mais que* I, 366 *Mais toutes ces folies n'ont point de lieu, veu que la doctrine de Dieu est fondée en trop bonne raison, mais qu'elle soit bien considerée; si que* II, 838 *Il est bien vray que la vie des fideles doit estre attrempée d'une sobrieté perpetuelle, si qu'il y ait comme une espece de jusne en l'homme chrestien.* Dass *parquoy que*, wie Gr. S. 51 sagt, auch final vorkomme, ist nicht richtig; die Stelle, welche er angiebt, ohne sie anzuführen, lautet II, 44, (3, 2, 26) *Parquoy que la crainte de Dieu nous soit une reverence etc.*, das *que* gehört zum Konjunktiv. *Tant que* „bis" z. B. L. I, 304 *La perfection à laquelle il nous fault aspirer, tant que nous soyons sortis de ce monde.*

Zu den mit *que* „als" gebildeten Konjunktionen ist *auparavant que* I, 129 *Les idoles ont esté en usage long temps auparavant que ceste folle ambition regnast entre les hommes*, II, 451, hinzuzufügen. Das eximierende *que* I, 588 *Ceux qui nient que J. C. ait esté Fils de Dieu, que depuis avoir vestu nostre chair, ne font que etc.*

Pour autant que war früher gebräuchlich, z. B. II, 1090 *Non pas possible, pour plus grande vertu et utilité qu'elle confere, mais pour autant qu'elle est donnée par personnes plus dignes. D'autant que* kommt sehr oft = *autant que* vor, z. B. I, 262 *Nous tendrons à ce que nous penserons nous estre profitable, d'autant que nostre intelligence se peut estendre*, II, 428 *Ceux que cognoissons, d'autant qu'en pouvons juger, estre presentement des vrais fideles*, I, 264, 372, 376, 386, 458, II, 72, 427 u. s. w. (Gr., der *d'autant* vor Adjektiven im Positiv berührt, giebt *d'autant que* in kausaler Bedeutung und führt dasselbe als „hypothetisch, also = *autant que* in folgendem Satze" an: 3, 1, 2 *Vous n'estes plus en chair, mais en Esprit; d'autant que l'Esprit de Dieu habite en vous*). — Dem von Gr. S. 49 erwähnten *si grand que rien plus* ist zuzufügen II,

664 *Leur Hierarchie est tant bien ordonnée que merveilles.* Anzumerken ist noch II, 18 *Or il s'en faut beaucoup que l'entendement de l'homme, ainsi qu'il est aveuglé et obscurcy, puisse penetrer etc. (ut caeca est),* und L. I, 259 *Selon comme j'y suis tenu.*

Ni in logisch negierten Sätzen kommt auch heute vor, nicht mehr in *sans ne sans* (Gr. S. 48) und Stellen wie II, 1154 *Il declaire que, quels qu'ils soyent, ne comment qu'ils se gouvernent, qu'ils n'ont la domination que de luy.*

Ains wird von Gr. S. 58 als „wenig gebräuchlich" bei Calvin bezeichnet, dasselbe kommt aber ausser der einen dort gegebenen Stelle, zu welcher eine andere aus der Ausgabe von 1541 gestellt ist, noch vor I, 164, 256, II, 61, 288, 292, 303, 390, 419, 423, 429, 446, 527, 891, 913, 918, 926, 995 1137.

A. Haase.

Bretonische Elemente in der Arthursage des Gottfried von Monmouth.

Gottfried hat wenig wählerisch die Mosaikstückchen zu seinem Roman *(Historia regum Britanniæ)* von überall her genommen. Schon oft hat sich mir der immer wieder abgewehrte Gedanke aufgedrängt, dass er einzelne Bausteine zu Buch VIII, 17—XI, 2 aus den romantischen Erzählungen der Bretonen[1]) über Arthur genommen und in seine zwar keineswegs welsche Heldensage überall wiedergebende, aber im Geiste der welschen Heldensage gehaltene Darstellung eingefügt hat. Auf die positiven Angaben, welche er über eine bretonische Quelle macht, will ich erst zum Schluss eingehen, wenn wir einige dieser bretonischen Elemente und Einflüsse in Gottfried's Werk näher betrachtet haben.

Göttinger Gel. Anz. 1890, S. 525 ist schon darauf hingewiesen, dass der mittelwelsche Text Kulhwch und Olwen, für dessen früheste Abfassungszeit ich *Gött. Gel. Anz.* 1890, S. 827

---

[1]) Gegenüber der Verwirrung, die französische Gelehrte dadurch angerichtet haben, dass sie *breton* willkürlich (siehe *Gött. Gel. Anz.* 1890, S. 794) nicht nur von den Bretonen in der heutigen Bretagne (dem alten Aremorica) gebrauchen, sondern auch für „Kymren" (kymrisch, welsch) im heutigen Wales und für die mittelalterlichen keltischen Überreste in der Halbinsel Cornwales und deren Sprache (kornisch) mit verwenden, bleibe ich bei dem seit dem Mittelalter feststehenden Sprachgebrauch: mit „Bretonen" (bretonisch) bezeichne ich nur die Nachkommen der nach dem alten Aremorica geflüchteten keltischen Britannier, die dort noch bis heute zum Teil ihre keltische Sprache bewahrt haben.

[2]) Die folgenden Ausführungen bildeten einen Teil einer Besprechung der *Histoire littéraire XXX*, die *Gött. Gel. Anz.* 1890, S. 785—832 gedruckt ist, mussten aber aus Raummangel dort ausgeschieden werden. Sie ziehen nebenbei, wie ich hoffe, einige nicht unwesentliche Thatsachen für Beurteilung der Herkunft der *matière de Bretagne* ans Licht.

letztes Viertel des 12. Jahrh. wahrscheinlich zu machen suchte, eine grossartige Nomenklatur enthält der in welscher Sage jener Zeit mit Arthur in Verbindung gebrachten Persönlichkeiten (Rhys-Evans, *Red Book* I, 106—112): sowohl in dieser Nomenklatur als unter den zahlreichen handelnd auftretenden Persönlichkeiten der Erzählung fehlen zwei Figuren, ohne die man sich die französische Arthursage und die auf ihr beruhenden mittelwelschen Arthurerzählungen nicht denken kann, nämlich *Owein-Yvain*, *Peredur-Perceval*. Darans kann man, sofern nicht andere Momente widersprechen, den Schluss ziehen, dass in Wales Ende des 12. Jahrh. Owein und Peredur noch nicht der Arthursage angehörten. Dass wir diesen Schluss ziehen müssen, lehren die altwelschen Gedichte und dasjenige, was sich aus Kombination ihrer Nachrichten mit den kurzen Notizen der *Annales Cambriæ* und *Nennius* § 63 ergibt: *Peretur* und *Ouein* sind darnach hervorragende Figuren der welschen Heldensage, aber nicht mit Arthur gleichzeitig, sondern der auf ihn folgenden Zeit der Kämpfe gegen die Angeln, gegen die Nachfolger Ida's von Northumberland angehörig. Zwischen Nennius-altwelschen Gedichten einerseits, sowie dem Text Kulhwch und Olwen andererseits steht der Zeit nach Gottfried von Monmouth mit seiner *Historia*. In einem wichtigen Punkte herrscht unter diesen verschiedenen Quellen volle Übereinstimmung: in den altwelschen Gedichten (*Black Book of Caermarthen*, fol. 47b, 1 ff.), sowie Kulhwch und Olwen sind Genossen Arthur's und hervorragende Teilnehmer seiner Kämpfe und Abenteuer *Kei* und *Bedwyr*; ebenso sind die hervorragendsten Genossen Arthur's in seinen Schlachten bei Gottfried *Cajus dapifer* und *Beduerus pincerna* (IX, 11, 12, 13; X, 3, 6, 9), beide begleiten Arthur allein bei dem gefährlichen Abenteuer (X, 3), kämpfen in der Entscheidungsschlacht heldenhaft und fallen (X, 9). Und wo sind die in den welschen Bearbeitungen Chrétien's (*Jarlles y Ffynnawn*, *Geraint*, *Peredur*) neben Arthur so hervortretenden Figuren *Owein* und *Peredur* bei Gottfried? Nirgends treten sie in der detailreichen und farbigen Schilderung von Buch IX—XI, 2 ähnlich wie *Kei* und *Bedwyr* hervor; sie werden bloss an je einer Stelle genannt und der eine so, dass man klar sieht, dass er gewaltsam eingeschmuggelt ist. Unter den zahlreichen Figuren, die IX, 12 zur Königskrönung erscheinen, wird ein *Peredur map Eridur* erwähnt, ein Held, der nach den alten *Annales Cambriæ* 580 stirbt (Arthur + 537) und der im Gododin wie Owein als Kämpfer auftritt. Bezeichnender ist XI, 1: in den Kämpfen, welche Arthur bei seiner Rückkehr nach England gegen den treulosen Modred zu bestehen hatte, also kurz vor Arthur's

Entrücknng nach Avalon, fällt *Auguselus rex Albaniæ* und gewissermassen in Parenthese wird hinzugesetzt *successit autem Auguselo in regnum Eventus filius Uriani fratris sui qui postea (!) in decertationibus istis multis probitatibus claruit.* Hier legt also Gottfried dnrch den Zusatz *qui postea(!)* etc. direkt Zeugnis ab, übereinstimmend mit der älteren Überliefernng in den altwelschen Gedichten nnd Nennins, sowie der jüngern in Kulhwch und Olwen, dass Owein in der welschen Sage nicht in die Arthursage gehört.[1] Wie kommt nnn Gottfried dazu, *Peredur* nnd *Owein* in die Arthurerzählung der welschen Quellen zu interpolieren? Die Namensform *Eventus filius Uriani* gibt uns die Antwort. Seit der Mitte des 10. Jahrh. ist die einzige welsche Form des Namens *Ouein*, wie ich *Gött. Gel. Anz.* 1890, S. 527 ff., 798 mit Anmerkung gezeigt habe, während noch Mitte des 12. Jahrh. *Even* die bretonische Form ist. Da nun letztere Form offenbar die Grundlage zu *Eventus* ist (gebildet wie *Gormun-dus* von *Gormun)*, so liegt die Annahme an der Hand, dass die Kenntnis dessen, dass die Bretonen in ihrer allerdings ganz anders als in Wales gearteten Arthnrsage *Even (Yvain)* und *Perceval* aufs engste mit Arthur verknüpfen, Gottfried bestimmt hat, den *Eventus* und *Peredurus* wenigstens beiläufig in seine Darstellnng einzuführen.

Lehrreich in Bezug auf letztere Annahme ist Meister Wace in seiner Bearbeitung von Gottfried's Werk. Wie Gottfried unter Einfluss der ihm bekannten bretonischen Arthursage den *Eventus filius Uriani* wenn auch nnr lose in seine Darstellung von Arthur hineinbrachte, so hat Wace offenbar aus demselben Grunde den *Yvain* noch an einer anderen Stelle gegen seine Vorlage eingeführt. *Historia regum Britanniæ* 9, 12 beginnt die Aufzählung der bei dem von Arthnr zur Feier der Siege angeordneten Feste erscheinenden Fürsten mit den Worten: *venerunt ergo Auguselus rex Albaniæ quæ nunc Scotia dicitur, Urianus rex Murefensium, Caduallo Lewirh rex Venedotorum* etc. Die welsche Übersetzung hat (Rhys-Evans, *Red Book* II, 200) *Ac wrth y wys honno ydeuthant yno: Arawn uab Kynvarch brenhin y Scotlont, Uryen y brawt brenhin Reget, Katwallawn lawir brenhin Gwyned.* Wace gibt die Stelle *(Brut.* 10519 ff.): *D'Escoce i vint rois Aguisel — Qui fu aparilliés mult bel. — De Moroif*

[1]) Die Übereinstimmung der altwelschen Gedichte, Gottfried's, sowie Kulhwch und Olwen in diesem Punkte ist belehrend dafür, dass die Arthursage in Chrétien's Epen nicht welsche Sagenform sein kann. Die Übereinstimmung *Even-tus — Yvain* mit der bretonischen Form *Even* beweist, dass die nicht welsche Quelle für Gottfried und Chrétien aus der Bretagne kommt.

Uriens li rois — Et Yvains ses fils li cortois etc. Wace ist, wie ich *Gött. G. A.* 1890, S. 795 gezeigt habe, wohlbekannt mit der spezifisch bretonischen Arthursage; wo anders her soll er den Anstoss bekommen haben, den *Yvain* Sohn des Urien gegen seine Vorlage einzuführen? zumal, wenn man bedenkt, dass in der welschen Heldensage Owein nicht Zeitgenosse Arthur's ist, also diese nicht seine Quelle sein kann. Diese Kenntnis der bretonischen Arthursage, wonach Arthur und Yvain Genossen sind, bestimmte Wace, an einer anderen Stelle etwas aus seiner Vorlage wegzulassen. In der oben zitierten Stelle Gottfried's XI, 1 gibt die welsche Übersetzung das wichtige *postea* getreu wieder *(y gwr gwedy hynny a vu clotuawr, Red Book* II, 230); Wace führt *(Brut.* 13597 ff.) Gottfried's Worte weit aus, lässt aber *postea* weg *(A Ivain le fil Urien — Qui de la cort estait mult bien — Dona Escoce en héritage — Et Ivain l'en a fait homage. — Ivains fu de mult grant valor — De grant pris et de grant honor — Et mult fu prisiés).* Ich denke, der Zusatz *(Brut.* 10519 ff.) und die Auslassung *(Brut.* 13597 ff.) sind aus demselben Gesichtspunkt verständlich: Wace wollte den ihm und seinen französischen Lesern bekannten Anschauungen der bretonischen Arthursage, soweit es ging, damit entgegen kommen.

Weisen also in diesem Falle sowohl die Art, wie die Figur auftritt, als auch die Namensform auf eine andere als welsche Quelle und zwar eine Quelle, aus der auch die französischen Arthurstoffe geflossen sind und welche nur eine bretonische sein kann, so ist bei einem anderen Helden die von Gottfried gebotene Latinisierung des Namens kaum anders als aus der Form der französisierten Bretonen[1]) erklärlich: Arthur's Neffe heisst bei Gottfried *Walgainus (Walguainus, Walganius)* IX, 9, 11; X, 4, 6, 9, 10; XI, 1. Wie die welsche Übersetzung Gottfried's für *Eventus filius Uriani* einfach *Owein vab Uryen* setzt (Rhys-Evans, *Red Book* II, 230), so für *Walgainus* die welsche Form *Gwalchmei uab Gwyar* (Rhys-Evans, *Red Book* II, 214, 215, 230 etc.). In dem sicher auf bretonische Quellen zurückgehenden *lai Lanval* der Marie de France (vgl. *Gött. Gel. Anz.* 1890, S. 798) hat *Lanval* neben *Ywains* auch *Walwains* zum Freunde (227, 229, 402); nimmt man dazu noch die Form des Namens bei Chrétien *Gauvains*, so scheint mir

---

[1]) Über die französisierten resp. gemischtsprachigen Bretonen als Vermittler der bretonischen Arthurerzählungen für Normannen und Franzosen handelt mein Aufsatz *Gött. Gel. Anz.* 1890, S. 785 ff. an verschiedenen Stellen.

klar, dass das Wort im Munde der französisierten Bretonen *Gualvain* lautete, woraus sich Gottfried's *Walgainus* eher erklärt als aus welschem *Gwalchmei.* Die rein bretonische Form des Namens, die sich also zu der französisch-bretonischen verhält wie bretonisches *bleizlavaret:* französisch-bretonischem *bisclaveret* (s. *Gött. Gel. Anz.* 1890. S. 800) ist uns in einer bretonischen Urkunde des 9. Jahrhunderts erhalten. Unter den Urkunden von Redon, die, soweit sie übers 11. Jahrhundert hinausgehen, nicht Originale sind, sondern eine — von einem des Bretonischen unkundigen oder wenig kundigen Schreiber angefertigte — Abschrift des 11. Jahrh., in diesen Urkunden ist eine am 9. Juni 861 oder 867 ausgestellte von dem Schreiber des 11. Jahrh. doppelt kopiert (fol. 67v und 73v. Courson, *Cartulaire,* S. 60 und 76). Hier treten als *testes* auf *Arthur* und *Uualcmoel* (fol. 67v), *Uualtmoe* (fol. 73v); bei der häufigen Verwechslung von *c* und *t* durch den Abschreiber ist die Besserung *Uualcmoei* gegeben. Dieses *Uualcmoei* (d. h. *Gualchmoe)* ist die bretonische Orthographie des 9. Jahrh. für das mittelkymrische *Gwalchmei* (vgl. Loth, *Chrestomathie bretonne* 152, Anm. 5). Das aspirierte *c* *(ch)* ist in französischer Aussprache nach *l* geschwunden wie in *Guigemar* = *Guihomarcus* (d. h. *Guihomarch,* s. *Gött. Gel. Anz.* 1890, S. 797) nach *r.* Die weitere Umgestaltung des Wortes *Gwalmai* zu *Gwalvain (Gwalwen)* im Munde der französisch redenden Bretonen entzieht sich den Gesetzen der Lautentwickelung. Am wahrscheinlichsten ist, dass *Gwal-vain* für *Gwal-mai* eingetreten ist durch eine Art Association und Anlehnung an den Namen einer anderen hervorragenden Figur der französisch-bretonischen Arthursage an *Y-vain (Euuen).*[1])

Ganz analog liegt der Fall mit einem anderen bei Gottfried öfters vorkommenden Namen. *Gött. Gel. Anz.* 1890, S. 516 ff. habe ich nachgewiesen, dass die alte nordirische Heldensage ein berühmtes Schwert kennt, welches den Namen *Caladbolg* führt; ich habe auch schon hervorgehoben, dass das Schwert, welches Arthur in der welschen Arthurerzählung Kulhwch und Olwen führt, denselben Namen trägt *Caletwwlch* (Rhys-Evans, *Red Book* I, 105, 136): die lautliche Übereinstimmung ist eine vollkommene. Nun hat Arthur bei Gottfried (IX, 4, 11; X, 11) ein Schwert, mit dem er immer im Entscheidungskampf den Sieg erringt,

[1]) Da die Umwandlung von *Gwalchmei* zu *Gwalwen* in Anlehnung an *Ewen* voraussetzt, dass beide Helden zusammen auftreten, so kann die welsche Sage, nachdem was S. 232 über Owein bemerkt ist, nicht den Stoff romanischem Munde geliefert haben. Dagegen sind in dem auf bretonische Quelle zurückgehenden *lai Lanval* der Marie de France *Wal-wains* und *Y-wains* Genossen (227 ff.).

welches genannt wird *Caliburnus;* der welsche Übersetzer Gottfried's setzt an allen Stellen — wie *Owein* für *Eventus*, *Gwalchmei* für *Walguainus* — dafür *Caletvwlch* (Rhys-Evans, *Red Book* II, 189, 190, 227). Dass mit *Caliburnus* das berühmte Schwert keltischer Sage, irisch *Caladbolg*, welsch *Caletvwlch*, gemeint ist, liegt auf der Hand; aber ebenso klar scheint mir — besonders wenn man Gottfried's Latinisierungen welscher Wörter ins Auge fasst —, dass die welsche Form *Caletvwlch* nicht der Ausgangspunkt für die Latinisierung *Caliburnus* war. Hinzu kommt, dass wir sonstwo eine viel näher liegende Form haben. Ausser Spiel bleiben müssen die Formen der Handschriften Biblioth. du Roi No. 27 und No. 73, Cangé von Wace's *Brut;* von ihnen liest die erstere nach Lincy an 3 Stellen *Calabrun* (10341, 13291, 13330), an einer Stelle *Calabrum* (9515), die letztere liest *Caliborne* (13330, 13312, 10341, 9515): beides *(Calabrun* und *Caliborne)* offenbar Wiedergabe von Gottfried's *Caliburnus*. Dagegen bietet die Handschrift Biblioth. du Roi No. 7515[3.3] nach Lincy's Angaben die wichtige Form *Callibourc* (10323), *Calliborc* (13291), *Escaliborc* (13330). Hierzu stimmt die in den *Annales Colecestrenses* (Liebermann, *Ungedruckte anglo-normannische Geschichtsquellen* S. 158) belegte Form *Caliborch*. *Brut* 11938 steht ohne Variante *Escalibor*, welche Form durch zwei weitere Stellen bei Favre, *Dictionaire historique* V, 460 belegt wird. Im Perceval steht *Escalibour* (7280), *Esclaribour* (19219, wo die Handschrift von Montpellier *Escalibor* liest), *Esclaribourc* (19045); vgl. Seiffert, *Namenbuch*, S. 72. Von diesen Formen steht der durch irische und kymrische Lautform gesicherten keltischen Ausgangsform am nächsten *Calibourc (Caliborc)*, worin *c* die Gutturalspirans, welsch-bretonisch *ch*, wiedergibt. Die daneben stehende Form *Calibour (Calibor)* verhält sich dazu, wie in bretonischen Urkunden des 11. und 12. Jahrh. *Guihomar* (1144): *Guihomarcus* (1108, 1145), *Escomar* (1051, 1060): *Excomarcus* (1072), *Iscumarc* (1047). Die Entstellung beider Formen durch vorgesetztes *es* ist dieselbe und hat gleichen Ursprung *(de, des, d'Es)* wie z. B. in *Escalvaire*, *mont Escalvaire*, welche Form Godefroy III, 351 mit zahlreichen Stellen belegt. Die Form, welche Gottfried's Latinisierung *Caliburnus* zu Grunde liegt, ist offenbar *Calibour* (cfr. *Calibur-nus: Calibour = Even-tus: Even).* Wenn der welsche Ursprung der französischen Arthurmaterie nachgewiesen wäre, dann müssten wir annehmen, dass in anglonormannischem Munde aus der welschen Form ein *Caliburch*, *Calibur* entstanden sei, worauf sowohl die Form Gottfried's, sowie die französische zurückgingen. Da aber (s. *Gött. Gel.*

Anz. 1890, S. 524 ff., 796 ff.) der welsche Ursprung der französischen Arthurerzählungen vollkommen ausgeschlossen ist, dieselben vielmehr in der Bretagne ihre Quelle haben und französisierte Bretonen (aus der Haute-Bretagne) als ihre Träger zu Normannen und Franzosen gelten müssen, so wird bei ihnen die Form *Caliburch, Calibur* entstanden sein. Dass Gottfried dorther die Vorlage für *Caliburnus* bezogen hat, wird durch ein weiteres Moment gestützt. Buch IX, 4, wo Sache und Wort bei Gottfried zuerst vorkommen, heisst es: *accinctus etiam Caliburno gladio optimo et in insula Avallonis fabricato.* Name und Vorstellung von der Insel *Avalon* ist, wie wir gleich sehen werden, der welschen Sage vor Gottfried absolut unbekannt und stammt aus bretonischer Sage.

Noch zwei Namen seien vorher erwähnt. Der erste Gemahl von Arthur's Mutter ist nach Gottfried ein *Gorlois* dux Cornubiae (VIII, 6, 18, 19, 28). Der Name kann wegen dès zweiten Gliedes nicht welsch sein. Mit Rücksicht auf *Sulleisoc* in Bodmin Gospels fol. 1b *(Rev. Celtique* I, 333) ist es auch unwahrscheinlich, dass er kornische Form trägt. Dagegen sind bei Bretonen Namen mit *-loies, -lois* im ersten und zweiten Glied ganz gewöhnlich: *Loiesauual, Loiesbidoe, Loiesbritou, Loiesbudic, Loiescant, Loiescar, Loieshoiarn, Loiesuuallon, Loiesoc* und andere finden sich in Redoner Urkunden (Courson, *Cartulaire* S. 674). Die altbretonische Form für *Gorlois* findet sich als *Uuorloies* um 847 (Courson, *Cart.* S. 82), als *Gurloies* im Jahr 820 (*l. l.* S. 202); mittelbr. *Gurloes* im Cartulaire von Quimperlé (s. Loth, *Chrestom.* S. 211). Da der welsche Übersetzer Gottfried's einfach *Gwrlois* herübernimmt, so ist klar, dass die Figur ihm vollkommen fremd war.

Buch VII, 4, 12, also in demjenigen Teile der Prophezeiung Merlin's, welcher weit über Gottfried's Zeit hinausreicht, heisst es *Vindicabit leonem vulpes Kaerdubali et totum suis dentibus consumet.* Mit dieser Stadt *Kaerdubal* hat keiner der Kommentatoren Merlin's von Alanus ab Insulis bis auf San-Marte etwas anzufangen gewusst; auch der welsche Übersetzer, der für die latinisierten Namen nach Kräften die welschen Äquivalente gibt, übersetzt verständnislos *llewynawc Kaer dubal a dial y llew ac ae treula oll ae danhed.* In zahlreichen französischen Texten der *matière de Bretagne* ist *Carduel* eine Residenz Arthur's (s. Seiffert, *Namenbuch,* S. 59. *Histoire littéraire* 30, 623 s. v.). Dieses *Carduel* ist, wie *Gött. Gel. Anz.* 1890, S. 524 ff. gezeigt wurde, das alte *Luguballium,* altkymrisch *Caer Ligualid* (Nennius), neukymrisch *Caer liwelydd (= Castra*

Luguballia) = *Carlisle* in Cumberland.[1]) Liegt die Annahme nicht nahe, dass Gottfried sein *Kaerdubal* aus dem *Carduel* in der *matière de Bretagne* gebildet hat? Ein sachlicher Grund ist freilich ebensowenig ersichtlich, wie dafür, dass er die Formen *Walwen*, *Calibur* u. a. als Ausgangspunkt für seine Latinisierung nahm.

Auf den ersten Blick viel weniger in die Augen fallend, aber bei näherem Zusehen viel bedeutungsvoller ist eine stoffliche Entlehnung Gottfried's aus der bretonischen Arthursage. Nachdem er den Tod Modred's und zahlreicher Führer in der in welscher Heldensage berühmten Schlacht von Camlan erzählt hat, schliesst er mit den Worten: *Sed et inclytus Arturus rex letaliter vulneratus est, qui illinc ad sananda vulnera sua in insulam Avallonis advectus, cognato Constantino . . . diadema Britanniae concessit* (XI, 2). Von dieser Insel Avalon und den damit zusammenhängenden Vorstellungen ist in der welschen Litteratur vor Gottfried nichts bekannt. In den sogenannten altwelschen Gedichten findet sich nirgends der Name *Avalon*, nirgends eine Andeutung, dass Arthur noch lebe und wiederkehren werde.[2]) Auch Nennius weiss weder etwas von *Avalon*, noch davon, dass Arthur noch lebe und wiederkehren wird. Hält es Jemand für denkbar, dass der Verfasser des den ältesten Nenniushandschriften angehängten Traktates *De mirabilibus Britanniae* (San-Marte, § 67—75) von einer Insel *Avalon* etwas wusste? zumal wenn man bedenkt, dass er in den *Mirabilia* darauf ausgeht (§ 73), mit Arthur verknüpfte *Mirabilia* zu erwähnen. Auch das scheint mir beachtenswert, dass die ausserhalb der Arthursage stehenden mittelwelschen romantischen Erzählungen wie Pwyll Prinz von Dyfed, Branwen Tochter des Llyr, Manawyddan Sohn des Llyr, Math Sohn des Mathonwy u. a. von einer Insel *Avalon* nichts wissen; *ynys Afallon* „fairyland“ kommt nach Evans, *Dictionary* I, 80 zuerst in dem modernen, 1842 erschienenen Werk des Thomas Price vor: *Hanes Cymru*, S. 267, 265! Was das Fortleben

[1]) Vgl. auch schon Windisch bei Foerster, *Yvain* S. 274, woselbst die Stelle aus Beda's Vita des St. Cuthbert: „*venit ad Lugubaliam civitatem, quae a populis Anglorum Luel vocatur.*“

[2]) Die Stelle in dem die Begräbnisplätze berühmter Persönlichkeiten behandelnden Gedicht im *Black Book of Caermarthen* fol. 32—35 kann in keiner Weise hiergegen angeführt werden, sie sagt bloss aus, (fol. 34a, 13), dass man Arthur's Grab nicht kenne. Die Handschrift enthält mehrere Gedichte, die dem Ende des XII. Jahrhunderts angehören müssen.

Arthnrs auf Avalon anlangt, so tritt zu dem *Argumentum ex silentio*, welches uns Nennius und die altwelschen Gedichte liefern, das positive Zeugnis der alten *Annales Cambriae* des X. Jahrhunderts, in denen zum Jahre 537 direkt gesagt ist *Gueith Camlan in qua Arthur et Medraut corruerunt.* Nach der Anschauung der welschen Heldeusage vor Gottfried war also Arthur gleichwie die anderen Figuren des Heldenzeitalters (*Urien, Ouein, Peredur, Geraint, Kei, Bedwyr* etc.) gefallen. Hierzu kommt noch ein wichtiger Punkt: die in deu frauzösischen Texten mit Arthnr und Avalon aufs engste verknüpfte Fee *Morgan* ist der welschen Sage überhaupt, nicht blos der Arthursage, ebenfalls absolut nnbekannt.[1]) Die Unbekanntschaft der Welschen mit dieser Figur hat den welschen Bearbeiter von Chrétien's *Yvain* und *Erec* zu einem komischen Missverständnis Anlass gegeben; er hat aus *Morgan la fee* eineu am Hofe Arthur's lebeudeu Leibarzt *Morgan Tud* gemacht, eine iu welscher Anschauung gedachte aber der welschen Litteratur absolut unbekannte Persönlichkeit[2]) (s. Foerster, *Erec*, S. XXVII ff.).

Nach Feststellung dieser Thatsachen — also dass die Vorstellungen von der Fee Morgan, der Insel Avalon und Arthurs Fortleben der welschen Sage vor Gottfried unbekannt sind — wenden wir uns den Schriftstellern des XII. Jahrhnnderts zu, um zu erfahren, ob sie uns uicht Auskunft geben können, woher diese Vorstellungen nnd Anschanungen stammen. Marie de France schliesst den lai von Lanval mit den Worten (V. 659): *Od li s'en vait en Avalun — ceo nus recuntent li Bretun — en un isle qui mult est beals — la fu raviz li dameiseals. — Nuls n'en oi puis plus parler — ne io n'en sai avant cunter.* Dass hier unter *li Bretun* nur wirkliche Bretonen, nicht Kymren, können gemeint sein, habe ich *Gött. G.-Anz.* 1890 S. 798 gezeigt. Ihneu eigen ist der Glaube an eiue Insel *Avalun*, wo-

---

[1]) Gleichfalls eine sehr instruktive Thatsache hinsichtlich der Annahme von G. Paris, dass die „matière de Bretagne" aus Wales bezogen sei.

[2]) Eine interessante Parallele liefert ein dentscher Bearbeiter eines französischen Textes. Gottfried von Strassburg sagt im *Tristan* V. 5882 ff.: *Umbe den zins was eȝ so gewant: — der do ze Irlande kunik was — als ich'ȝ an der historie las — unde als daȝ rechte maere seit: — der hieȝ Gurmun Gemuotheit — unde was geborn von Affrica — unde was sin vater kunik da.* Hier sind (s. Hertz, *Tristan* S. 569 ff.) die beiden Bundesgenossen, der Vikingerführer *Gurmun (Godrum, Gorm)* und *Isembard de la Ferté (la Ferté* in *Ponthieu;* eiu *sire de la Ferte* bei Wace, *Normannenchronik* II, 8601) zusammengeflossen; *ferté* ist mit *fierté* verwechselt und mit ähnlicher falscher Auffassung des Zusatzes, wie wir sie in *Morgan Tut* kennen lernen, entstand *Gurmun Gemuotheit.*

hin Männer von Feen entrückt werden. — Wace gibt Brut 13 681 ff. die oben angeführte Stelle Gottfried's über Arthur's Ende so wieder: *Artus, se l'estore ne ment, — fu navrés el cors mortelement; — en Avalon se fit porter — por ses ploies médiciner.* Nach dieser getrenen Wiedergabe der Vorlage macht er folgenden persönlichen Exkurs: *Encor i est, Breton l'atandent, — si com il dient et entandent; — De là vandra, encor puet vivre. — Maistre Gasse qui fiste cest livre, — n'en valt plus dire de sa fin — qu'en dist li profètes Merlin. — Merlins dist d'Artus, si ot droit, — que sa fin dotose seroit. — Li profete dit verité: — tostans en a l'on puis doté — et dotera, ce crois, tos dis, — où il soit mors, où il soit vis* (Brut 13 685 ff.); dann nimmt er mit den Worten *Porter se fist en Avalon* (V. 13 697 = 13 682) wieder seine Vorlage auf. Wace sieht sich also veranlasst, zweierlei seiner Vorlage hinzuzufügen: einmal, dass nach dem Glauben der *Breton* Arthur noch auf Avalon ist und dass sie sein Kommen erwarten; sodann, dass er (Wace) persönlich nicht über die Merlin in den Mund gelegten Worte *exitus ejus dubius erit* (Gottfried VII, 3) hinausgehe. Die *Breton*, deren festem Glanben Wace seinen Zweifel entgegenstellt, sind doch keine anderen als die *Breton*, die er Brut 9998 ff. ebenso in einem Zusatz zu seiner Vorlage als Zeugen für die Errichtung der Tafelrnnde einführt nnd die *Breton*, welche vom Walde Brecheliant fablen (*Normannenchr.* II, 6396), d. h. wirkliche Bretonen aus der Wace's Nachbarschaft (vgl. *Göttinger Gel.-Anz.* 1890, S. 795).

Über das letztere lässt ein jüngerer Zeitgenosse des Gottfried von Monmouth, Alanus ab Insulis, keinen Zweifel aufkommen. In seinem Kommentar zu dem VII. Buch Gottfried's, den Prophezeiungen Merlin's, schreibt er zu der auf Arthur bezüglichen Stelle: *Aper Cornubiae succursum praestabit . . . . et exitus ejus dubius erit* (VII, 3) gerade mit Bezug auf die letzten Worte, die auch Wace im Sinne hat: *Verissime quidem sicut hodieque probat varia hominum de morte ejus et vita opinio. Quod si mihi non credis, vade in Armoricum regnum, id est, in minorem Britanniam et praedica per plateas et vicos Arthurum Britonem more ceterum mortuorum mortuum esse et tunc certe re ipsa probabis, veram esse Merlini prophetiam, qua ait Arthuri exitium dubium fore; si tamen immunis evadere inde potueris, quin aut maledictis audientium opprimaris aut certe lapidibus obruaris* (Usher, *Antiquitates* S. 272; S. Marte, *Sagen von Merlin* S. 55). Alanus ab Insulis ist Zeitgenosse Chrétien's nnd schrieb zu Lebzeiten Heinrich's II. (1154—1189) seinen Kommentar zu dem aus der

Feder eines welschen Schriftstellers geflossenen Werke. Wenn er seine Leser nun in die Dörfer und auf die Strassen in der Bretagne schickt, um sich die handgreifliche Bestätigung zu holen, so scheint mir dies bezeichnend dafür, woher Gottfried von Monmouth die Vorstellung hat, die er mit den Worten *exitus ejus dubius erit* in die Form der Prophezeiung kleidete.[1]) Nun wird, denke ich, das Zeugnis eines vierten Schriftstellers des Giraldus Cambrensis im *Speculum ecclefiae* II Kap. 9 verständlich: *Quoniam de rege Arthuro et ejus exitu dubia multa referri solent et fabulae confingi, Britonum populis ipsum adhuc vivere fatue contendentibus, ut fabulosis exsuflatis, et veris ac certis asservatis, veritas ipsa de caetero circa haec liquido pateat, quaedam hic adjicere curavimus indubitata veritate comperta. Post bellum de Kamlan apud Cornubiam, interfecto ibidem Moderedo proditore nequissimo et regni Britannici custodiae suae deputati contra avunculum suum Arthurum occupatore, ipsoque Arthuro ibi lethaliter vulnerato, corpus ejusdem in insulam Avaloniam, quae nunc Glastonia dicitur, a nobili matrona ejusdem cognata et Morgani vocata est delatum: quod postea defunctum, in dicto caemiterio sacro, eadam procurante, sepultum fuit. Propter hoc enim fabulosi Britones et eorum cantatores fingere solebant, quod Dea quaedam phantastica scilicit Morganis dicta corpus Arthuri in insulam detulit Avaloniam ad ejus vulnera sanandum. Quae cum sanata fuerint, redibit Rex fortis et potens ad Britones regendum (ut dicunt) sicut solet; propter quod ipsum expectant ad huc venturum, sicut Iudaei Messiam suum, majori etiam fatuitate et infelicitate simul ac infidelitate decepti.* (Usher, *Antiquitates* S. 272 ff.)[2]) Dass unter

---

[1]) Den Einwand, dass der Glaube in der Bretagne zur Zeit des Alanus auf Gottfried's Werk zurückgehe, wird wohl kaum Jemand erheben. Wenn Gottfried's Werk der Ausgangspunkt wäre, wie sollten gerade die Bretonen nicht lange nachher bis in die Kreise der gemeinen Leute mit solchem Fanatismus auftreten? Woher sollte denn Gottfried die Insel Avalon und die Vorstellung von Arthur's Fortleben haben, die der welschen Sage unbekannt sind?

[2]) Die einzige erhaltene Handschrift des *Speculum ecclefiae* ist durch Feuer und andere Umstände sehr beschädigt, so dass manche Stellen besonders in Buch II schwer oder gar nicht lesbar sind. Der Herausgeber des IV. Bandes der *Opera Giraldi Cambrensis* (London, 1873) hat keine Ahnung, dass Usher in seinen *Antiquitates* das Werk viel benutzt hat und manche Stelle, wo Brewer nur mehr zusammenhanglos Buchstaben und Silben erkennen kann, deutlich las; so auch *Antiquitates* S. 272 im Vergleich mit Brewer S. 48. Die hauptsächlich hier in Frage kommende Stelle von *Arthuro ibi lethaliter vulnerato* an liest auch Brewer noch.

den *Britones* wirklich die „Bretonen" gemeint sind, wird durch zwei Umstände sicher gestellt. Einmal: die Latein schreibenden Schriftsteller des XII. Jahrhunderts gebrauchen, wenn sie von ihrer Zeit reden, gewöhnlich *Britones* für „Bretonen" und *Walenses* für Kymren, also wie im Französischen *Bretun* und *Galois;* ich verweise nur auf Malmesbury Gesta Regum Anglorum[1]) und Giraldus Cambrensis Itinerarium und Descriptio Cambriae. Sodann beweist die Nachricht von der *Dea quaedam phantastica scilicit Morganis dicta,* dass die *fabulosi Britones et eorum cantantores* nur „Bretonen" sein können, da die Fee Morgan der welschen Sage unbekannt ist, wie wir sahen. Was nun den Unterschied anlangt, welchen Giraldus macht zwischen dem, was er *indubitata veritate* erfahren haben will und dem, was er Fabeleien der Bretonen nennt, so muss man die Zeit im Auge behalten, in der er sein *Speculum* schrieb (nach 1190) und die Entwickelung, welche sich unterdessen vollzogen hatte. Ehe ich diese jedoch darlege, will ich noch einige weitere Zeugen vorführen, deren Aussagen in diesem Zusammenhang klar werden: Heinrich von Huntingdon und Wilhelm von Malmesbury.

Heinrich von Huntingdon hielt sich auf einer Romreise im Jahre 1139 einige Tage in dem in der Normandie gelegenen Kloster Bec Helwin auf; hier machte er Bekanntschaft mit Gottfried's von Monmouth zwischen 1032 und 1035 verfassten *Historia regum Britanniae,* die er alsbald exzerpierte. Dies Exzerpt liegt in einem Brief an einen Bekannten in England vor, dessen Name ist *Warinus Brito.* Der Brief beginnt: *Quaeris a me, Warine Brito, vir comis et facete, cur patriae nostrae gesta narrans a temporibus Julii Caesaris inceperim, et florentissima regna, quae a Bruto usque ad Julium fuerunt, omiserim. Respondeo igitur tibi quod nec voce nec scripto horum tem-*

---

[1]) Malmesbury hat im Buch III—V und der *Historia novella,* also in dem Teil seines Werkes, welches die Zeit von Wilhelm dem Eroberer (1035) bis 1142 behandelt, folgenden Sprachgebrauch. *Britannia* findet sich III, § 236 dreimal; III, § 258; III, § 276; V, § 392; V, § 404; *Hist. novella* I, § 463; es bezeichnet immer Bretagne. *Britannicus* findet sich III, § 236 und bedeutet bretonisch. *Britones* kommt V, § 402 zweimal vor und bezeichnet Bretonen, während in dem direkt vorhergehenden Paragraphen (V, § 401), wo Malmesbury von Verhältnissen Heinrich's I. zu Wales und den Welschen handelt, dreimal *Walenses* „die Kymren" vorkommt und von *provincia Walliarum* die Rede ist. So stehen auch III, § 258 *Walenses* „die Kymren" und *transmarina Britannia* „Bretagne" nebeneinander. Nirgends bezeichnet in diesem Zeitraum *Britones* „Welsche, Kymren" in Malmesbury's Werk.

porum saepissime notitiam quaerens invenire potui. Dann teilt er mit, dass er bei Robert von Torigni zu seinem Staunen *scripta rerum praedictarum* gefunden: *excerpta, ut in epistola decet, brevissime scilicet, tibi dilectissime, mitto.* Dann folgt ein Auszng aus Gottfried's *Historia regum Britanniae,* worin ein interessanter Zusatz bei Gelegenheit von Gottfried XI, 2: *(Arturus) gladio per aciem viam sibi parans, in medio suorum Modredum galea arripuit, el collum loricatum velut stipulam gladio resecavit. — Inter eundum tamen et in ipso actu tot vulnera recepit quod, et ipse procubuit. Mortuum tamen fuisse Britones parentes tui negant, et eum venturum sollenniter expectant.* Nachdem Huntingdon noch den Rest exzerpiert, verweist er den Freund auf den *librum grandem Gaufridi Arturi,* aus dem er das Exzerpt gemacht. *(Chronicles of the reign of Stephen,* Henry II, Richard I, London 1889, Band IV, S. 65—75). Mit den Worten *in ipso actu tot vulnera accepit quod et ipse procubuit* ist offenbar Gottfried's *letaliter vulneratus est* wiedergegeben, und die Worte *mortuum tamen fuisse Britones parentes tui negant et eum venturum sollenniter expectant* belehren uns, woher Gottfried's Anschauung *ad sananda vulnera sua in insulam Avallonis advectus* stammt. Vielleicht hat Huntington diese Belehrung in Bec erhalten, wo man mit den Anschaunngen der Bretonen wohl vertraut sein konnte, zumal Robert der Besitzer der Handschrift in Torigini, also in einem dem Bretonengebiet angrenzenden Teile der Normandie geboren war. Denn, dass *Warinus Brito* ein Bretone und kein Welscher war, demnach seine Angehörigen *(parentes),* die *Britones* wirkliche Bretonen und keine Welschen, lässt sich mit verschiedenen Gründen nachweisen. Der Name *Warin* ist dem Welschen volständig fremd, dagegen in Bretonischen Urkunden vom XI. Jahrhundert an hänfig in dem doppelsprachigen Gebiet, in dem die Abtei Roton liegt: *Garinus* Bischof von Rennes 1026, derselbe als *Warinus* in einer Urkunde 1029—1037; *Guarinus testis* 1051; *Guariuus diaconus* 1062; *Guarin* 1061—1075; *Guarinus* 1084; *Guarin* 1104; *Johannes Guarini filius* 1116. Der Name ist normannischen Ursprnngs, aber bei den Bretonen angenommen, da der Bruder des *Guarin* von 1104 den reinbretonischen Namen *Judicael* führt und der Vater der Brüder *Guarin* und *Judicael* ebenfalls reinbretonisch *Gleuden* heisst. Zu diesem durchschlagenden Grunde, dass *Warinus Brito* ein in England lebender Bretone Namens *Guarin, Warin* war[1]), kommen noch andere Stützen.

[1]) Über das massenhafte Auftreten der mit den Normannen eng verbündeten Bretonen in ganz England nach 1066 habe ich *Göttinger*

Der *magister Bernardus Brito cancellarius ecclesiae Carnotensis* (Chartres) bei Robert von Torigni a. 1159 war doch sicher ein Bretone; auch *Guilelmus Brito* (um 1165—1226) der Capellan Philipp Augusts, der eine Philippis dichtete, war ein Bretone, nennt er sich doch selbst *natione Armoricus (Hist. littéraire* XVII, 336 ff.); ebenso *Gisle Brito* in einer Urkunde von Mont-Saint-Michel a. 1159: Mont-Saint-Michel liegt an der Grenze der Bretagne (Dol) und der Beiname *Brito* im Normannengebiet hat sein Gegenstück in *Normant Pontel* im Bretonengebiet (a. 1086. Courson, *Cartulaire de Redon* S. 290). Dies stimmt zu dem S. 242 belegten Sprachgebrauch. Schliesslich kann auch der Name des *Giraldus Cambrensis* dafür ins Feld geführt werden, dass *Warinus Brito* ein Bretone und kein Welscher war. Wir haben also ein neues Zeugnis (für 1139), dass die Anschauung von Arthur's Fortleben und was damit zusammenhängt aus der Bretagne stammt.

Wilhelm von Malmesbury schloss die *Gesta regum Anglorum* 1124 oder 1125 ab, schrieb also ein Dezennium vor Gottfried von Monmouth. Im Beginn des ersten Buches exzerpiert er abwechselnd Beda, *Hist. ecclesiastica* und Nennius *Historia Britonum.* In Buch I § 8 heisst es nun nach dem Tode Vortemer's des Sohnes von Wortigern: *jam tunc (Britones) profecto pessum issent, nisi Ambrosius, solus Romanorum superstes, qui post Wortigernum monarcha regni fuit, intumescentes barbaros eximia bellicosi Arturis opera pressisset. Hic est Artur de quo Britonum nugae hodieque delirant; dignus plane quem non fallaces somniarent fabulae sed veraces praedicarent historiae, quippe qui labantem patriam diu sustinuerit, infractasque civium mentes ad bellum acuerit; postremo in obsessione Badonici montis, fretus imagine Dominicae matris, quam armis suis insuerat, nongentos*

Gel. Anz. 1890 S. 790 Nachweise gegeben. Es ist noch hinzuzufügen, dass der Bretone *Hervei*, der 1092 Bischof von Bangor vorübergehend geworden, Bischof von Ely war von 1109—1133 (Freeman, *Norman Conquest* V, 210—220). — Ein *Warin* war nach Stubbs Angaben (Malmesbury, *Gesta Regum* I, S. XXVII) Prior in Malmesbury von 1124 bis 1143. Seit der Eroberung Englands finden wir Kontinentale als Äbte von Malmesbury: 1067 wurde Turold, ein Mönch aus Fécamp, Abt von Malmesbury an Stelle des Engländers Brihtric; dem Turold folgte 1070—1081 Warin, ein Mönch aus Lire in der Normandie; ihm folgte 1081—1105 Godefridus, ein Mönch aus Jumièges in der Normandie (Malmesbury, *Gesta Pontificum*, ed. Hamilton, London 1870, Buch V, § 264 ff.). Auch diese Thatsachen sind geeignet, die kontinentale Herkunft von Huntingdon's Freund Warin wahrscheinlich zu machen und dann kann er *(Brito)* nur ein Bretone gewesen sein.

hostium solus adorsus incredibili caede profligavit (Malmesbury, *Gesta regum Angl.*, ed. Stubbs I, S. 11 ff.). Der Schlusssatz macht es zweifellos, dass Malmesbury hier Nennius § 56 exzerpiert hat. Den Arthur der welschen Sage, wie er bei Nennius erscheint, fasst Malmesbury als historische Figur und setzt ihr entgegen die *nugae Britonum* seiner Zeit (*hodieque*). Das ist ein Dezennium vor Gottfried geschrieben. Gibt dasjenige, was wir über die welsche Arthursage des XII. Jahrhunderts wissen, ein Recht von *nugae* zu reden im Gegensatz zu Nennius' Bericht? Wohl aber können die romantischen Arthurerzählungen der Bretonen, wie wir sie durch die Nordfranzosen kennen lernen, *nugae* und *fallaces fabulae* genannt werden. Hinzu kommt, dass schon der oben S. 242 Anm. nachgewiesene Sprachgebrauch Malmesbury's in Buch III—V rät, in den *Britones* seiner Zeit (*hodieque*) wirkliche Bretonen zu sehen; endlich sprechen auch die Zeugnisse der Marie de France, des Wace, Alanus ab Insulis, Giraldus Cambrensis und Heinrich von Huntingdon für dieselbe Auffassung. Wir haben dann in diesen Worten Malmesbury's das älteste Zeugnis für die romantische Arthursage der Bretonen und einen Beweis, dass ihre charakteristische Verschiedenheit von der welschen Arthursage, die wirkliche Heldensage ist, nicht das Werk der französischen Dichter ist.

Wir sind nunmehr in der Lage, den Unterschied zu erklären, welchen Giraldus Cambrensis im *Speculum ecclesiae* II, § 9 macht zwischen dem, was er *indubitata veritate* erfahren haben will und dem, was er Fabeleien der Bretonen nennt (siehe oben S. 242). Mag die Verknüpfung der bretonischen Anschauung, dass der romantische Arthur nicht gestorben sei, sondern auf der Insel Avalon fortlebe, mit der Anschauung der welschen Heldensage, dass Arthur ebenso wie Medraut bei Camlan fiel — mag die Verknüpfung beider Anschauungen dahin, dass Arthur bei Camlan zwar tötlich verwundet worden, aber zur Heilung nach Avalon gebracht worden sei, durch Gottfried vorgenommen sei, oder mag er sie sonstwo vorgefunden haben[1]): sie wurde im zweiten Viertel des XII. Jahrhunderts der Keim zu Gelehrtenfabeleien, die dann ihrerseits wiederum Schwindeleien im letzten Viertel des Jahrhunderts zur Folge hatten. Der alte Name von *Glastonbury* in Sommerset war *Glastengebirh* (Huntingdon, *Hist. Angl.* S. 186), wurde aber latinisiert *Glastonia* (cf. *Wintonia = Winchester, Caer Wint*); in diesem *Glastonia* sah man im ersten Gliede ein *glas* „vitrum", und da Glastonia

[1]) Ich komme auf diese Möglichkeit im Verlauf zurück.

auf einer Art Insel lag[1]), so dichtete man Glastonia die Bedeutung *insula vitrea* an, infolge dessen man die absolut unbegründete Behauptung aufstellte, der Ort habe vor der sächsischen Eroberung bei den Britanniern *Ynis witrin* geheissen. Die Etymologisierung von *Glastonia* als *insula vitrea* führte in Verbindung mit der bretonischen Anschauung von einer *isle de voirre* — die zwar *Yvain* 1945 ff. von der *isle d'Avalon* verschieden gedacht wird, aber offenbar nur ein anderer Ausdruck derselben Grundvorstellung ist — dazu die fabelhafte Insel *Avalon* mit *Glastonia* zu identifizieren und anzunehmen, dass *Avallonia* ein anderer alter Name für *Glastonia* sei. Diese Fabeleien waren Malmesbury im Jahre 1125, als er seine *Gesta Pontificum Anglorum* schrieb, noch unbekannt, denn er handelt S. 196—198 (Ausgabe von Hamilton, London 1870) ausführlich über Glastonia und seine Entstehung ohne Erwähnnng der Etymologie (*insula vitrea*) und der angeblichen älteren Namen *Ynis witrin* und *Avallonia*. Als er aber 1139 seine *Antiquitates ecclesiae Glastoniensis* schrieb, waren die Fabeleien im Schwange (siehe die Stelle bei S. Marte, Gottfried S. 422 ff.). Die Identifizierung der fabelhaften Insel *Avalon* mit Glastonbury verbunden mit der anderen Angabe, dass Arthur tötlich verwundet nach der Insel *Avalon* gebracht worden sei, wurde dann der Ausgangspunkt zu einer Komödie gegen Ende des XII. Jahrhunderts. Noch zu Lebzeiten Heinrich's II. († 1189) veranstaltete der Abt von Glastonbury, wie Giraldus Cambrensis im *Spec. Eccl.* II Kap. 9 erzählt, eine Ausgrabung: man fand Arthur's Grab und die Inschrift: *Hic jacet sepultus inclytus rex Arthurus in insula Avallonia cum Wenneveria uxore sua secunda.* Wendower, *Flores Historiarum*, ed. Hewlett I, 203, meldet das Auffinden Arthur's zum Jahr 1191 unter Richard (vgl. auch Usher, *Antiquitates* S. 61 ff.). Giraldus Cambrensis hat die Inschrift, wie er bezengt, selbst gelesen nnd glaubt natürlich an die Komödie. Auf diesem Glauben beruht der Unterschied, den er (siehe oben S. 242) zwischen Geschichte und den Fabeleien der Bretonen macht; er sah natürlich nicht ein, dass die sogenannte Geschichte auf dem Baume der Fabeleien gewachsen ist.

Wenn auch durch die Erörterungen Seite 238—245 wie ich glaube festgestellt ist, dass die Vorstellungen von der Insel *Avalon* und was damit zusammenhängt dem britannischen Boden fremd sind und aus den romantischen Arthurerzählungen der Bretonen erst dorthin verpflanzt wurden, so glaube ich doch ein

[1]) „*Glastonia est villa in quodam recessu palustri posita, tam et equo et pede aditur, nec situ nec amenitate delectabilis.*“ Malmesbury, *Gesta Pontificum* S. 196. Vgl. auch Gaston Paris, *Romania* X, 491.

weiteres Argument nicht übergehen zu dürfen. Die welsch-kornische Auffassung des fremden Wortes liegt schon in dem zweitältesten Zeugnis für sein Vorkommen auf britannischem Boden in Malmesbury's *Antiquitates ecclesiae Glastoniensis* vor (1139); sie knüpft an die erwähnte Annahme an, dass *Avallonia* nur ein anderer alter Name für Glastonbury sei. Nachdem Malmesbury erzählt hat, wie Glastonbury durch einen gewissen Glasteing seine Bewohner erhalten habe, der auf der Suche nach seiner Sau *(scrofa)* sie dort unter einem Apfelbaum säugend fand, berichtet er *De diversis nominibus ejusdem insulae* mit folgenden Worten: *Haec itaque insula primo Yniswitrin a Britonibus dicta, demum ab Anglis terram sibi subjugantibus, interpretato priore vocabulo dicta est sua lingua Glastinbiry vel de Glasteing, de quo praemisimus etiam, insula Avallonia celebriter nominatur, cujus vocabuli haec fuit origo. Supradictum est, quod Glasteing scrofam suam sub arbore pomifera juxta vastatam ecclesiam invenit, ubi quia primum adveniens, poma in partibus illis rarissima reperit, insulam Avalloniae sua lingua, i. e. insulam pomorum nominavit; avalla enim britonice poma interpretatur latine, vel cognominatur de quodam Avalloc, qui ibidem cum suis filiabus, propter loci secretum, fertur inhabitasse* (San-Marte, *Gottfried*, S. 423).[1]) Im Welschen findet sich *afal (aval)* Plur. *afalau* „der Apfel", *afall* Plur. *efeill* „Apfelbaum", *afallen* Plur. *afallenau* „Apfelbaum", *afallach* Plur. *afallachau* „Apfelgarten": eine Ausdeutung des fremden *Avalon* durch diese Wortdeutung lag nahe, zumal wenn man von der eigentlichen Bedeutung des Wortes keine Ahnung hatte und von der Annahme ausging, dass es ursprünglich eine Name für Glastonbury gewesen sei. Dass es sich aber wirklich nur um eine Ausdeutung eines fremden Wortes handelte und das Wort *Avalon* dem Welschen vollständig unbekannt, dafür sind noch zwei Thatsachen lehrreich: 1) in der welschen Übersetzung Gottfried's wird an den beiden Stellen, wo *insula Avallonis* vorkommt (IX, 4; XI, 2), dies wiedergegeben mit *Ynys Avallach;* 2) wo in jüngeren welschen Texten (s. die Stellen bei Evans, *Dictionary* I, 79; hinzuzufügen ist

---

[1]) Giraldus Cambrensis, *Specul. eccl.* II, 9 (Usher, *Antiquitates*, S. 273) fusst offenkundig auf Malmesbury, wenn er sagt: *Avalonia dicta est vel ab aval britannico verbo, quod pomum sonat, quia solet locus ille pomis et pomeriis abundare, vel ab Avalone quodam territorii illius quondam dominatore.* Ist es nicht lehrreich, dass der Zeitgenosse der Marie de France und Chrétien's, der Welschmann Giraldus, der den welschen *fabulator Bledhericus* (Bréri) kennt, keine Ahnung von der Insel Avalon in der Sage hatte?

Rhys-Evans, *Red Book* I, 299) die Fabelei übernommen ist, dass *Avallonia* ein alter Name für Glastonbury sei, wird dies welsch mit *Ynys Afallach, Ynys Afallen* gegeben. Dies ist offenkundig korrekte welsche Übersetzung von *insula pomorum* und beweist, dass der welschen Sprache und Litteratur Wort und Begriff von *insula Avallonis, insula Avalloniae* zugleich mit der zuerst bei Malmesbury vorkommenden Gelehrtenfabelei bekannt geworden ist. Es können also weder die Vorstellungen über die *isle d'Avalon* in der Litteratur des 12. und 13. Jahrh. (vgl. San-Marte, *Gottfried,* S. 424 ff.), noch der Name selbst aus dem Welschen stammen.

Schön wäre es, wenn auf bretonischem Boden sich ein urkundliches Zeugnis für das Vorbild des Namens *Avalon* beibringen liesse, wie *Arthur, Even, Urbien, Ualcmoi, Guihomar, Gurloies* u. a. in Urkunden auftreten. Mir sind zwei Zeugnisse bekannt, von denen ich aber keines für absolut sicher ausgeben möchte. In einer Redoner Urkunde vom Jahre 1101 kommt eine *villa Bothavalon* vor (Courson, *Cartulaire* S. 321); *bot* (jünger *bod* = ir. *both* Hütte, welsch *bod* a dwellingplace, residence) ist in bretonischen Ortsnamen ebenso häufig erstes Glied des Namens wie *kaer, lis, treb* (s. Courson, *Cart.* S. 637, 736 ff.), so dass an der Bedeutung „Dorf Avalon" nicht zu zweifeln wäre, wenn *Botavalon* oder *Bodavalon* geschrieben wäre. Es findet sich jedoch noch in einem zweiten Fall in derselben Handschrift *both* in einem Ortsnamen für *bot* geschrieben:[1]) *villa Gelloc in plebe Rufiaco* (*a.* 846, Courson, *Cart.* S. 105) ist offenbar identisch mit *Bothgellet* (lies *Bothgellec*, vgl. oben S. 235) *sita in plebe Rufiac* (*a.* 867, Courson, *Cart.* S. 122); so wird denn auch *Bothavalon* für *villa Avalon* zu fassen sein, zumal eine andere Deutung ausgeschlossen ist. Ein sachliches Pendant hat diese *villa Avalon* im mittelalterlichen bretonischen Ortsnamen *Barazoes* (d. h. Paradies) in Morbihan (s. Rosenzweig, *Dictionnaire topographique* bei Loth, *Chrestomathie* S. 190). Nach den weiteren Angaben der Urkunde (s. Courson, *Cart.* S. 737) lag *villa Avalon* im romanisierten Bretonengebiet (s. *Gött. Gel. Anz.* 1890, S. 802 ff.) im heutigen Departement Ille-et-Vilaine, Canton de Pipriac, commune de Sixte. Es muss daher *Avalon* nicht rein bretonische Form sein. Vielleicht dürfen wir dieselbe in einem Ortsnamen in rein bretonischem Sprachgebiet suchen. Eine zu Zeiten des Abtes Conuuoion zwischen 851 und 856

[1]) In derselben Urkunde (Courson, *Cart.* S. 189) heisst dieselbe Person *Guenuureth* und *Guenuuret,* wo der mittelbretonische Name *Guenvred* ausweist, dass es sich, wie in *both* für *bot,* um *t* resp. jüngeres *d* handelt (vgl. Loth, *Chrestomathie* S. 209 Note 1).

(imperante Lothario imperatore, regnante Karolo rege, dominante Erispoe Britanniam) ausgestellte Urkunde von Redon beginnt so: *Haec carta indicat atque conservat qualiter dedit Erispoe illam plebem quae vocatur Chaer, cum massis et manentibus ei pertinentibus, id est, Avaellon et Clides et Vilata cum vineis et pratis et insulam quae vocatur Crialeis, id est, Enes manac, ad fabas monachis Sancti Salvatoris in elimosina etc.* (Courson, *Cartulaire* S. 55; Loth, *Chrestomathie* S. 123, Anm. 1). Es führte also um die Mitte des IX. Jahrhunderts ein im heutigen Canton Lokmariaker (Morbihan) am Ocean oder Golf von Morbihan gelegener Ort den Namen *Avaellon.* Mag man am geschriebenen Buchstaben festhalten oder — was nach der Orthographie des Schreibers möglich ist (Loth, *Chrestomathie* S. 108) — ein *Avellon* darin sehen, in beiden Fällen steht nichts im Wege in ihm die reinbretonische Form für das französisierte *Avalon* zu suchen.[1])

Wenden wir uns wieder zu Gottfried von Monmouth. Hat er die Verknüpfung der bretonischen Fabelei von Arthur's Fortleben auf der Insel Avalon mit der welschen Sage von Arthur's Tod, wie er durch Nennius und altwelsche Gedichte indirekt, die *Annales Cambriae* direkt bezeugt ist,[2]) selbst vorgenommen oder

---

[1]) *Avellon* ist gebildet wie die bretonischen Namen *Catlon, Fidlon, Gradlon, Haethlon, Urblon* mit dem suffixartig verwendeten Adjektiv *lon* = welsch *lawn.* Dürfen wir im ersten Glied bret. *avel* (= kymr. *awel,* korn. *awel)* „Wind, Luft" sehen, so bietet sich eine einigermassen passende Deutung. *Enes Avellon* bedentete dann im Bretonischen „Luftinsel, aus Luft bestehende Insel," also die Insel, die beim Nahen der Menschen sich in Luft auflöst. Eine sachliche Parallele zu dieser Bezeichnung haben wir: *Erec* 1946—1958 werden zwar die Fabelinseln *isle de Voirre* und *isle d'Avalon* verschieden gedacht; allein schon die oben (S. 246) besprochene Identifizierung von *insula Avallonis* mit dem als *insula vitrea* gedeuteten *Glastonia* weist darauf hin, dass man die *insula Avallonis (isle d'Avalon)* auch als eine *insula vitrea (isle de verre)* dachte, also *isle d'Avalon* und *isle de Voirre* anderswo als identisch betrachtet wurden. Wie *isle de Voirre* „Glasinsel", so wäre *isle d'Avalon* „Luftinsel".

[2]) Ich möchte darauf hinweisen, wie zurückhaltend Gottfried gegen die der welschen Sage fremde Anschauung ist: XI, 2 sagt er bloss *ad sananda vulnera in insulam Avallonis advectus,* also nichts davon, dass Arthur wirklich geheilt wurde und lebt, was man doch wegen des vorangehenden *letaliter vulneratus est* erwarten sollte. Dem entsprechend heisst es auch VII, 3 *exitus ejus dubius erit.* Halten wir dazu den ausgesprochenen fanatischen Glauben der Bretonen, wie ihn Wace, Huntingdon, Alanus ab Insulis, Giraldus Cambrensis bezeugen, so scheint mir, dass Gottfried von Monmouth nicht ohne Absicht sich so diplomatisch vorsichtig ausdrückt: er will, soweit es geht, welscher und bretonischer Anschauung gerecht werden. Keine zweihundert Jahre später glauben die unterworfenen Kymren ebenso fest an Arthur's Wiederkommen wie die Bretonen (s. San-Marte, *Gottfried* S. 417). Haben

hat er dieselbe schon irgendwo vorgefunden und wo? Aremorikanische Bretonen stellten nnter Führung Alan Fergant's das Hanptkontingent an Hilfstruppen bei der Eroberung Englands durch die Normannen: Vornehme nnd gemeine Leute fanden hier Lohn und dauernden Aufenthalt in den verschiedensten Teilen (Cornwall, Devon, Sommerset, Suffolk, Linkolnshire, Yorkshire) nnd diese Bretoneninvasion Englands danerte bis zu den Zeiten Heinrich's II., und Richard's I. *(Gött. Gel. Anz.* 1890, S. 789 ff.).[1] Die *fabulosi Britones et eorum cantatores,* die ja meistens die Sprache der Normannen redeten, konnten also die romantische Arthursage mit den Phantastereien und wunderbaren Abenteuern schon geraume Zeit vor Gottfried in England verbreitet haben. Ein Zengnis für Bekanntsein der bretonischen Arthursage im anglonormannischen England vor Gottfried's Historia liefert uns Malmesbury in *Gesta regum Anglorum* I, § 8, wie wir oben S. 245 sahen: er setzt den *nugae Britonum* seiner Zeit und ihren *fallaces fabulae* von Arthur entgegen den Arthur, der die Stütze seines Vaterlandes in Zeiten der Not war, also der romantischen Arthursage der Bretonen entgegen die welsche Heldensage von Arthur. Noch an einer späteren Stelle desselben Werkes (III, § 287) hat Malmesbnry ein Zeugnis für die französisch-bretonische Arthursage: er berichtet dass *tempori Willelmi regis* in Süd-Wales *(in provincia Wallarum quae*

---

wir dadurch ein Kriterium für die Abfassungszeit der Triade *Llyfr coch o Hergest* col. 589, 590 (Rhys-Evans, *Red Book* I, 299)? Sie setzt sicher Kenntnis von Gottfried's Historia und von den an die Identification der insula Avallonis mit Glastonia geknüpften Fabeleien (s. S. 245 ff.) voraus. Hätte aber eine welsche Triade einfach sagen können *Ac yna y bu weith Camlan y rwng Arthur a Medrawt, ac y lladawd Arthur Uedrawt, ac y brathwyt Arthur yn angheuawl ac o hyny y bu uarw, ac y mywn plas yn ynys Auallach y cladwyt* „und da fand statt die Schlacht von Camlan zwischen Arthur nnd Medraut, und Arthur tötete den Medraut, und Arthur wurde tötlich getroffen nnd davon starb er nnd mitten im Palast von Insel Avallach (Glastonbury) wurde er begraben“ — hätte eine welsche Triade so sagen können, wenn es schon welscher Nationalglanbe gewesen wäre, dass Arthur lebe und wieder komme?

[1]) Wie stark gerade in Yorkshire das bretonische Element war dnrch die Verleihung des Earldom von Richemond an Alan Fergant nnd wie lange die Verbindung mit der Bretagne dauerte, darauf habe ich *a. a. O.* noch hingewiesen. Hier sei ein Zengnis nachgetragen. Als 1174 der König von Schottland von Heinrich II. geschlagen und in Richemond Castle gefangen gesetzt, sah man darin eine Erfüllung der Prophezeiung Merlin's: *Indignabitur Albania et convocatis collateralibus sanguinem effundere vacabit; dabitur maxillis ejus frenum quod in Armorico sinu fabricabitur* (Gottfried VII, 3, 79 ff.), indem man unter *sinus Armoricus* einfach *Richemond Castle* verstand (s. S. Marte, *Gottfried* S. 348).

Ros vocatur) aufgefnnden wurde *sepulchrum Walwen, qui fuit haud degener Arturis ex sorore nepos.* Es kann nur *Gwalchmei-Gauvain* gemeint sein: *miles virtute nominatissimus, sed a fratre et nepote Hengistii regno expulsus, prius multo eorum detrimento exilium compensans suum, communicans merito laudi avunculi, quod ruentis patriae casum in plures annos distulerint.* Die Figur ist, wie auch bei Gottfried, aus der welschen Heldensage genommen, aber der Name zeigt die oben S. 235 besprochene französisch-bretonische Form, die nur aus der keltischen Form *Walchmei, * Wal-mei* durch Anlehnung an *E-uuen* bei den französisierten Bretonen entstanden sein kann.

Verbreiteten so die Bretonen ihre romantische Arthursage in England, so konnte dies für einen Teil des anglonormannischen England von Einfluss werden. In dem politisch unterworfenen Cornwall sass noch unassimilierte Keltenbevölkerung und in den benachbarten dem Bristol Kanal entlang und Südwales (Glamorgan, Monmouth) gegenüber liegenden Grafschaften Devon und Sommerset war im XI. Jahrhundert das keltische Element auch noch nicht völlig im englischen aufgegangen (s. Freeman, *Norman Conquest* II, 315, 316). Neue Nahrung erhielt das keltische Element in diesen Teilen des anglonormannischen England durch den Zuzug von Bretonen nach 1067 infolge der Landschenkungen Wilhelms (Freeman, *Norman Conquest* IV, 172).[1] Wenn nun hier auf britannischem Boden Arthur wie in dem benachbarten unabhängigen Wales noch als Figur der wirklichen Heldensage lebendig war, mussten nicht die romantischen Erzählungen der Bretonen in gewissem Sinne befruchtend wirken? Lag der Anreiz nicht nahe, wenn Arthur als historische Persönlichkeit fortlebte, Züge der romantischen Arthurerzählungen gewissermassen geschichtlich zu fassen? Wir haben thatsächlich ein Zeugnis dafür, dass man um die Mitte des XII. Jahrhunderts in dem bretonisch infizierten Cornwall, Devon und Sommerset einen Zug der romantischen Arthursage zu Geschichte zuschnitt. In der Aufzählung der lehenspflichtigen Könige, die Arthur zur Feier von Erec's Hochzeit an seinen Hof beschied, heisst es in Chrétien's *Erec* 1945 ff.:

Avuec ceus que m'oez nomer
Vint Maheloas, uns hauz ber,
Li sire de l'Isle de Voirre;
An cele isle n'ot l'an tonoirre
Ne n'i chiet foudre ne tanpeste,
Ne boz ne serpanz n'i areste
N'il n'i fet trop chaut ne n'iverne.

[1] Dass die Beziehungen zwischen Cornwales und Bretagne im XII. Jahrhundert enge waren, kann man aus den lais der Marie de France ersehen.

Dass es sich in diesen Versen, wie auch in der Fortsetzung bis 1957, um eine fabelhafte Insel handelt, liegt auf der Hand. Nun vergleiche man, was wir in der Vita S. Gildae (San Marte, *Nennius u. Gildas,* S. 111—124) lesen: Gildas war Zeitgenosse *Arturi regis totius majoris Britanniae* (§ 5); im Verlaufe seines Lebens wurde er nach *Glastonia* in Sommerset verschlagen. Damals herrschte (als lehnspflichtiger *regulus)* in Sommerset *Melvas,* welcher Arthur's Gattin *Guennuvar* geraubt und nach „*Glastonia id est Urbs vitrea*" entführt hatte. Arthur führt dorthin die waffenfähige Mannschaft *totius Cornubiae et Devoniae* (§ 10). Da treten Gildas und der Abt von Glastonia zwischen die Streitenden und stiften Frieden (§ 11).

Dass dieser in damals *urbs vitrea* (§ 10), *insulu vitrea* (§ 13) gedeutetem Glastonbury sich aufhaltende *regulus* von Sommerset *Melvas,* den wir als Zeitgenossen Arthur's *regis totius majoris Britanniae* und dem Arthur lehnspflichtig denken müssen, identisch ist mit dem sagenhaften *Maheloas sire de l'Isle de Voirre,* der Arthur lehnspflichtig ist, liegt auf der Hand und ist von Gaston Paris, *Romania* X, 490 ff. bemerkt. Ebenso klar liegt aber auch anf der Hand, dass die Vorstellnng, wie sie in Chrétiens *Erec* vorliegt, die ursprüngliche ist, aus der die Geschichte der Vita zugeschnitten ist. Die Abfassung der Vita lässt sich annähernd bestimmen. Von den Handschriften gehen zwei nach Hardy, *Descriptive Catalogue* S. 151 ff. ins XII. Jahrhundert, davon soll eine sein „*written about the year 1166*". Die Vita kennt die Deutung von *Glastonia* als *urbs vitrea* aber noch nicht die auf dieser Deutung fussende Ausdeutung auf *Avallonia.* Hält man dazu, dass letzteres schon 1139 Malmesbury in den *Antiquitates ecclesiae Glastoniensis* bekannt ist und erinnert sich (vgl. S. 246 ff.), zu welchem Schwindel die Auffassung von Glastonbury als *Avallonia* in Verbindnng mit Gottfried's Nachricht (1135), dass Arthur nach der Schlacht von Camlan tötlich verwundet nach der *insula Avallonis* gebracht worden sei, führte — dann wird man die Abfassung der Vita kaum in viel jüngerer Zeit als die Entstehung von Gottfried's *Historia* und Malmesbury's *Antiquitates eccles. Glaston.* setzen dürfen; sie muss also älter sein als Chrétien's *Erec.* Beider Quelle ist die romantische Arthursage und diese kann nur die bretonische sein. Nicht ohne Bedeutung ist noch, dass die Figur *(Maheloas = Maelvas)* und ihr Reich *(Isle de Voirre)* auch Gottfried das Material abgab für eine Persönlichkeit seiner Arthursage. Wie *Erec* 1946 *Maheloas sire de l'Isle de Voirre,* als lehnspflichtiger König von Arthur entboten, an dessen Hof erscheint, so kennt Gottfried IX, 12 unter den lehnspflichtigen

Königen, *qui ex collateralibus insulis oceani ad curiam venire deberent*, und welche zu dem von Arthur gegebenen Feste auch erscheinen, den *Malvasius rex Islandiae*. Die Situation und die Namen des Königs sind im *Erec* und bei Gottfried gleich; die Ausdeutung der fabelhaften *Isle de Voirre* auf das ferne Island im Ocean liegt nahe. Der welsche Übersetzer Gottfried's hat keine Ahnung, was hinter diesem *Malvasius rex Islandiae* steckt, denn er übersetzt schlankweg *Melwas brenhin Islont;* gewiss auch nicht verlockend, die bei dem Nordfranzosen am getreuesten bewahrte keltische Vorstellung von der Fabelinsel und ihrem Herrscher aus welscher Sage herzuleiten.

Im Gefolge der Normannen befindliche Bretonen brachten also ihre romantischen Arthurerzählungen nach England; in Cornwales, Devon und Sommerset, wo Arthur als historische Persönlichkeit gefühlt wurde, findet sich nachweislich ein Zug der romantischen Arthursage zu Geschichte umgestaltet und mit dem Arthur der dort heimischen Sage verknüpft[1]: die Möglichkeit, dass Gottfried bretonische Elemente seiner Arthursage nicht direkt herübergenommen, sondern eben in jenen Gegenden mit der spezifisch britannischen (kornisch-welschen) Arthursage schon verknüpft vorfand, ist daher nicht ausgeschlossen. Ich möchte diese Möglichkeit desshalb besonders betonen, weil wir in Gottfried's Arthursage Persönlichkeiten begegnen, deren Namen mög-

[1]) Wie die Arthursage des Gottfried von Monmouth für die französischen Dichter der matière de Bretagne gewissermassen eine zweite unabhängige Quelle repräsentiert neben den bretonischen Arthurerzählungen (woher z. B. *Carlion* im Graal und sonst Residenz Arthurs), so mischten sich auch die auf der romantischen Arthursage der Bretonen beruhenden Geschichtszustutzungen im anglonormannischen England ihrerseits in die matière de Bretagne. Nach dem Zeugnis des Giraldus (s. S. 241) erzählten die *fabulosi Britones et eorum cantatores*, dass die Fee Morgan *(dea quaedam phantastica Morganis dicta)* den Arthur nach der Insel der Glücklichen Avalon entführt habe, ganz ebenso wie nach dem Zeugnis der Marie de France die *Bretun* erzählen, dass eine Fee den Lanval nach Avalon entführt habe *(Lai Lanval* 659 ff.). Aus dieser Fee *(dea phantastica)* machte man im anglonormannischen England eine den Arthur überlebende *nobilis matrona quaedam ejusdem cognata et Morganis vocata* (siehe S. 241). In den Texten der matière de Bretagne ist *Morge (Morgan)* auch noch *fee (Erec* 1957, *Graal* 30 324) und zur *isle d'Avalon* in Beziehung stehend *(Erec* 1955 ff.), aber auch Schwester (*Erec* 4218), Nichte Arthur's *(Graal* 30 324), geschickt im Bereiten von heilkräftigen Salben *(M. la sage)*. — Die in England zu stande gekommene Identifikation der fabelhaften Insel Avalon mit Glastonbury ist S. 246 besprochen. Wenn im Durmart nun öfter *Glatingebieres, Gastingebiere* (5330. 5415. 6004. 9321) als Residenz Arthurs erscheint, so ist das doch nur eine Folgerung aus jener Identifikation, da ja dann die Annahme an der Hand lag, dass Arthur in seiner Residenz beerdigt wurde.

licherweise kornische Lautgebung tragen. Für Gottfried's Arthursage charakteristisch ist der Neffe und Verräter *Modredus* (IX, 9; X, 2. 13; XI, 1. 2; XII, 2). In den alten *Annales Cambriae* des X. Jahrhunderts lautet der Name *Medraut* und die welsche Übersetzung von Gottfried's Werk setzt für *Modredus* immer *Medrawt*, ganz ebenso wie sie für *Walgainus, Eventus, Caliburnus* die welschen Formen *Gwalchmei, Ouein, Caletvwlch* einsetzt (s. Rhys-Evans, *Red Book* II, Index s. v.); auch in anderen welschen Texten heisst die Figur immer *Medrawt* (s. Rhys-Evans, *Red Book* I, Index s. v.). Die welsche Form des Namens ist also *Medraut*. Woher hat dann Gottfried sein *Modredus?* In den sogenannten Bodmin Gospels, der aus Beginn des XI. Jahrhunderts stammenden Handschrift *Add. Ms.* 9067 des British Museums, finden sich auf verschiedenen Blättern Freilassungsurkunden, die zahlreiche kornische Namen enthalten — Bodmin ist die Hauptstadt von Cornwall —, und unter ihnen begegnet fol. 8a *Tedion Modredis sunu (Revue Celtique* I, 335; Earle, *Handbook of the Land-Charters*, Oxford 1888, S. 273). Es ist also *Modred* als kornische Namensform urkundlich belegt. Als bretonische Form des Namens lernen wir fürs IX. Jahrhundert aus zwei Urkunden des Klosters Redon (Courson, *Cartulaire* S. 78, 100) *Modrot* kennen. Das gemeinbritannische Substrat für altwelsch *Medraut*, kornisch *Modred*, altbret. *Modrot* ist *Mŏdrāt*. Vortoniges kurzes *o* wird im Welschen zu *ĕ (i)*, während es im Kornischen und Bretonischen erhalten bleibt; da nun *ā* der Endsilben im Welschen zu *au* und im Altbretonischen zu *o* wird, so entsprechen sich altwelsch *Medraut* und altbret. *Modrot* vollkommen. Was das vokalische Verhältnis der kornischen Form zu der altwelschen und altbretonischen, sowie zu der Ausgangsform anlangt, so liegt in altwelsch *Finnaun* (Nennius § 70), altbreton. *Funton* (Courson, *Cartulaire* S. 284), kornisch *funten* (Vocab. 9b) aus lat. *fontāna* eine genaue Parallele vor, sofern man den durch das nachfolgende gedeckte *n* hervorgerufenen Übergang des *e* resp. *o* der ersten Silbe zu *i* resp. *u* in Abzug bringt. Stimmen somit die urkundlich belegten Formen (welsch *Medraut*, korn. *Modred*, bret. *Modrot)* mit den sonstigen Spracherscheinungen der drei britannischen Dialekte, so ist gleichwohl der Schluss nicht zwingend, dass Gottfried's *Modredus* nur auf kornische Quelle zurückgehen kann. An Stelle des in den Endsilben für altes *ā* eintretende *o* erscheint im Bretonischen schon im XI. Jahrhundert ebenfalls *e*, wie z. B. aus *Brouuerec* (Courson, *Cartulaire* S. 284, zweimal) für älteres *Brouueroc* (Courson S. 47. 133 etc.) hervorgeht. Es

ist daher die Möglichkeit vorhanden, dass *Modredus* auf eine bretonische Form des XI.—XII. Jahrhunderts zurückgeht, wenngleich eine solche speziell nicht nachgewiesen ist: ausgeschlossen ist auf alle Fälle, dass die Form, auf der die Latinisierung *Modredus* beruht, aus welscher Sage stammt.[1])

Ähnlich ein anderer Fall, wo der welsche Ursprung ebenso sicher ausgeschlossen ist. Gottfried X, 12 findet sich unter den eingeladenen Gästen auch *Caduallo Leuirh rex Venedotorum qui nunc Nortgualenses dicuntur.* Der welsche Übersetzer hat *Katwallawn law(h)ir brenhin Gwyned.* Dem irischen *lām* „die Hand" entspricht welsch *law*, kornisch *levff*, *lef* (ZE. 95): „longimanus" ist also welsch *lawhir* — ein *rex Demetiae regionis Aircol Lauhir* findet sich *Liber Landav.* 111, 118, 123 — kornisch *levhir.* Auch die Latinisierung *Caduallo* weist eher auf bretonische als welsche Form. Die kornische, eventl. kornisch bretonische Lautgebung, die in *Caduallo Leuhir* vorliegt, ist um so bemerkenswerter, als es sich um den Namen eines nordwelschen Fürsten handelt.

Fassen wir nun Gottfried's eigene Angabe über seine Quelle ins Auge. Er schreibt: *obtulit Walterus Oxinefordensis archidiaconus quendam Britannici sermonis librum vetustissimum, qui a Bruto primo rege Britonum usque ad Cadwaladrum filium Cadwalonis actus omnium continue et ex ordine perpulcris orationibus proponebat* (I, 1); *ut in Britannico praefato sermone invenit et a Gualtero Oxinefordensi audivit* (XI, 1); *quos* (sc. Malmesbury und Huntingdon) *de regibus Britonum tacere jubeo, cum non habebant illum librum Britannici sermonis, quem Gualterus Oxenafordensis archidiaconus ex Britannia advexit* (XII, 20). Die letzte Stelle scheint mir ausschlaggebend. *Sermo britannicus* könnte „welsche, bretonische oder kornische Sprache" sein, da ja alle 3 Dialekte der altbritannischen Sprache angehören; *Britones* können auch im 12. Jahrh. gelegentlich „Welsche" sein, mit Erinnerung

[1]) Die Konsequenzen für die Herkunft der *Matière de Bretagne*, in der *Modred* (gewöhnlich entstellt *Mordret*) in vielen Texten vorkommt (s. Seiffert, *Namenbuch*, S. 113; *Histoire littéraire* 30, 631), ergeben sich von selbst. Warum übrigens am letztgenannten Ort ein *Modred, neveu d'Arthur* und *Mordret, frère de Gauvain* getrennt werden, ist mir unerfindlich, da doch G. Paris nach S. 130 den *Mordret* der Arthusromane richtig mit dem Verräter *Modred* des Gottfried gleichsetzt. [Nachträglich sehe ich, dass auch Loth, *Les Mabinogion* II, 213 Anm. 1 gelegentlich die Beobachtung einfliessen lässt *La forme Modred, employée par Gaufrei pour ce nom. est armoricaine et peut-être cornique, mais non galloise.* Folgt daraus nichts?]

daran, dass sie Überreste der alten *Britones* sind, wenngleich der Sprachgebrauch des 12. Jahrh. in England, sofern die Schriftsteller von ihrer Zeit reden, unter *Britones*, *Britannicus* κατ' ἐξοχήν „Bretonen, bretonisch“ gewöhnlich versteht (s. oben S. 242). Dass aber ein in England lateinisch schreibender Schriftsteller des 12. Jahrh. mit den letztangeführten Worten habe sagen wollen, sein Freund und Zeitgenosse, der Oxforder Archidiakonus Walter habe das Buch aus Wales mitgebracht *(ex Britannia advexit)*, halte ich für ausgeschlossen. Für Gottfried kommt noch hinzu, dass er in seinem Werk überall, wo er *Wales* — das doch nur einen kleinen Teil von Britannia bildet — meint, dafür *Cambria* (II, 1; IV, 19; VI, 16; VII, 4; VIII, 14, 15) oder *Gualia* (II, 1; IV, 19; XII, 20; vgl. XII, 19) gebraucht. Es kann also nur die Bretagne gemeint sein, woher Walter angeblich das Buch mitbrachte. Dieser *liber Britannici sermonis vetustissimus*, von dem Gottfried's Werk einfach Übersetzung sein will, ist natürlich eine Flunkerei Gottfried's. Aber ein Körnchen Wahrheit ist darin verborgen: Gottfried wusste, dass die romantische Arthursage der Bretonen wesentlich von der zu seiner Zeit in Wales gepflegten Heldensage abwich; er verwendete auch Mosaikstückchen daraus in seiner Darstellung. Dies war wohl die Veranlassung, seinen Roman mit den unerhörten neuen Nachrichten aus einer bretonischen Quelle abzuleiten; denn dass es ihm sehr wesentlich bei seinem Werk um Arthur zu thun war, geht aus dem ersten Kapitel hervor. Der vorgeschobene *liber Britannicus* erklärt uns wohl noch etwas anderes in Gottfried's *Historia*. In einer Reihe von Fällen hat Gottfried der Latinisierung von Eigennamen die in England gehörten französisch-bretonischen Formen zu Grunde gelegt (z. B. bei *Walguainus*, *Caliburnus*, *Modredus*, *Kaerdubal* etc.), wo gar kein Grund ersichtlich ist, wie schon gelegentlich bemerkt: die Persönlichkeiten und Gegenstände kommen in der welschen Sage ebenfalls vor und tragen dort die entsprechenden Namen *(Gwalchmei, Caletvwlch, Medraut, Caer Liwelydd)*; in dem, was Gottfried von ihnen meldet, liegt auch keine Veranlassung, bei *Modredus* folgt er, soweit ein Urteil gestattet ist, gar eher welscher Sage denn bretonischen Erzählungen. Warum geht also Gottfried, der doch selbst ein Kymre war, von *Walwen* (vgl. oben S. 251), *Calibur*, *Modred*, *Carduel* aus und nicht von *Gwalchmei*, *Caletvwlch*, *Medraut*, *Caer Liwelydd?* Wollte er damit vor seinen Lesern in England der fingierten bretonischen Quelle eine Stütze geben?

H. Zimmer.

Plan einer Geschichte der französischen Grammatik besonders in Deutschland

(mit Beschreibung der *Institutio* Pilot's).[1])

Den Gedanken eine *Geschichte der französischen Grammatik besonders in Deutschland* von Seiten unserer Vereinigung in Angriff zu nehmen, habe ich bereits auf dem dritten Neuphilologentage in Dresden in Anregung gebracht. Zwar fehlte damals die Zeit, denselben in der erforderlichen Ausführlichkeit zu entwickeln, doch habe ich das, was ich damals sagen wollte, inzwischen durch den Druck den Fachgenossen zur Kenntnis gebracht, und bin auch in der neuphilologischen Sektion der Görlitzer Philologen-Versammlung in extemporierter Rede nochmals darauf zu sprechen gekommen (*Verhandl.* S. 483—488). Ich darf daher die leitenden Gesichtspunkte als bekannt voraussetzen und mich sogleich zu dem wenden, was heute zu erörtern meine Aufgabe ist, zu der Auseinandersetzung des Planes, nach dem der Gedanke, für welchen ich ihrer Sympathien gewiss zu sein glaube, verwirklicht werden könnte.

Um zuvörderst den Zugang zu den Steinbrüchen, welche uns das erforderliche Baumaterial zu liefern haben, zu ebnen, habe ich ein *Chronologisches Verzeichnis französischer Grammatiken vom Ende des 14. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts nebst Angabe der bisher ermittelten Fundorte derselben* zusammengestellt und soeben durch den Druck veröffentlicht (Oppeln, 1890, Eugen

[1]) Der hier veröffentlichte Aufsatz entspricht nur im allgemeinen dem auf dem vierten Neuphilologentage gehaltenen Vortrage. Er stellt vielmehr eine vollständigere Fassung desselben dar, an die ich mich überdies bei der frei gehaltenen Rede nur wenig hielt. Letztere ist nach dem Stenogramm des Herrn Reallehrer Ahnert im *Neuphilol. Centralblatt* 1890 No. 8 und 9 abgedruckt worden.

Franck's Buchhandlung).[1]) Voraufgeschickt ist diesem Verzeichnis der vorgenannte Dresdener Vortrag. Das Verzeichnis selbst enthält den Bestand von 122 Bibliotheken Deutschlands und des Auslandes an einschlägigen französischen Sprachlehren, ergänzt durch einzelne aus bibliographischen Nachschlagewerken entnommene Angaben. Es ist unter Beihilfe einer grossen Zahl Verbandsgenossen und sonstiger Freunde zusammengebracht und die Zahl der auf diese Weise ermittelten und grösstenteils in wenigstens einem Exemplar nachgewiesenen Grammatiken übersteigt beträchtlich 600. Nicht wenige dieser Werke sind überdies durch verschiedene, einige durch erstaunlich viele Auflagen und Bearbeitungen vertreten. Zur leichteren Auffindung sind drei alphabetische Indices der Verfasser, Schlagtitel und Verlagsorte beigegeben. Besonders der letztere gibt interessante Aufschlüsse über die ungefähre Ausdehnung, welche die französischen Studien in den verschiedenen Orten und Gegenden vormals gewonnen hatten.

Auf Vollständigkeit kann das Verzeichnis natürlich in seiner vorliegenden Gestalt keinen Anspruch erheben und auch zu Berichtigungen wird es oft genug Anlass bieten. Lücken und Ungenauigkeiten liessen sich bei der Beschaffenheit des Einzelmaterials und bei der wünschenswerten schnellen Verarbeitung und Zugänglichmachung desselben gar nicht vermeiden. Doch hege ich die Hoffnung, dass gerade die schleunige Veröffentlichung des Verzeichnisses zu allseitig fortgesetzter Materialsammlung und sorgfältiger Nachprüfung anregen und damit eine schnellere und gründlichere Beseitigung der vorhandenen Mängel herbeiführen wird, als wenn ich privatim auf Verbesserung und Ergänzung der Einzelangaben bedacht gewesen wäre. Noch sind eine ganze Anzahl selbst bedeutender Bibliotheken Deutschlands auszubeuten, z. B.: Aachen, Breslau, Lübeck, u. s. w. Aber auch minder bekannte Schul-, Stifts- und Hofbibliotheken verdienen Beachtung, da mich die Erfahrung belehrt hat, dass auch sie oft Raritäten, ja Unica aufzuweisen haben. So konnte ich noch kurz vor Veröffentlichung des Verzeichnisses aus der Bibliothek des R. P. G. in Lübben das bis dahin noch nirgends nachgewiesene *Theatre de la Langue Françoise* von Arensberg nachtragen und die Gymnasialbibliothek zu Neisse ergab sogar vier derartige Novitäten. Einige in meinem Privatbesitz befindliche Grammatiken

[1]) Solchen Herren, welche mich bei der Herstellung des *Verzeichnisses* unterstützt, oder willens sind, an der Verbesserung desselben und an der *Geschichte der französischen Grammatik* mitzuwirken, habe ich mir ausbedungen, das Exemplar zu 3,50 Mk. statt 4,50 Mk. zukommen lassen zu können. — Einige Nachträge dazu siehe hier im Anhang.

vermag ich noch jetzt aus keiner öffentlichen Bibliothek nachzuweisen. Es gilt also alle Winkel und Ecken eifrigst zu durchsuchen, um kein einschlägiges Buch unverzeichnet zu lassen. Möchte daher jedes Verbandsmitglied das Material der ihm zugänglichen Bibliotheken mit dem gedruckten Verzeichnis vergleichen und das Resultat seiner Ermittelungen an mich gelangen lassen, damit eine spätere Auflage Zeugnis ablege, was vereinte Neuphilologenarbeit zu leisten vermag.[1])

Wie lückenhaft und verbesserungsbedürftig aber auch das vorliegende Verzeichnis erscheinen mag, es ist jedenfalls ausreichend um schon jetzt die nächste Aufgabe, die Bearbeitung des Einzelmaterials, in Angriff nehmen zu können. Denn vorerst wird es sich nun, meine ich, um eine möglichst genaue Prüfung und Wertschätzung jeder einzelnen Grammatik handeln. Wir werden dabei festzustellen haben: 1) wer der Verfasser gewesen, welche Vorbildung er für seine Aufgabe mitbrachte, welche soziale Stellung er einnahm, 2) auf welche Leser das Buch berechnet war, 3) wie der Sprachstoff im grossen und ganzen, wie in den einzelnen Abschnitten behandelt und angeordnet ist, wobei die oft tiefgreifenden Änderungen der späteren Auflagen sorgfältige Berücksichtigung erfahren müssen, 4) welche Quellen und Vorbilder eingestandener- oder uneingestandenermassen benutzt sind. Die Ermittelungen über den Verfasser sind teils aus den eigenen Angaben im Werke selbst, teils anderswoher zusammenzubringen und müssen durch sorgfältige Verweise jederzeit leicht verifizierbar gemacht werden. Bei Charakterisierung der Gesamtbehandlung des Sprachstoffes wird zu beachten sein, ob das Lehrbuch rein praktische oder wenigstens nebenher auch wissenschaftliche Zwecke verfolgt, ob es eine rein systematische Darstellung bietet oder mehr oder weniger analytisch verfährt, ob es die praktische Aneignung der Sprache durch Beispiele und Übungsstücke mit ins Auge fasst und ob sich Angaben über den vom Verfasser beim Unterricht beabsichtigten Lehrgang finden. Im einzelnen wird zu beachten sein, welcher Terminologie sich der Verfasser bedient, wie er bei Beschreibung und Versinnbildlichung der Laute verfährt, in welcher Reihenfolge, Anordnung und Weise die Lehre von den einzelnen Redeteilen vorgetragen ist, welche Rolle insbesondere im Lehrbuche die Syntax spielt.

Dass es zur Ausführung dieser Aufgabe gleichfalls des Zusammenarbeitens einer grösseren Zahl Gleichgesinnter bedarf,

[1]) Da es wünschenswert ist, das Verzeichnis bis in die Neuzeit fortzusetzen, und ebenso auch die grammatischen Monographien zu verzeichnen, so wäre mir auch eine Verzeichnung derartigen Materials sehr erwünscht.

wird leicht eingesehen werden, auch die Art der Arbeitsteilung ergibt sich von selbst. Es werden in chronologischer Reihenfolge zunächst die für Deutsche, nebenher die für Franzosen, Holländer und andere Völker bestimmten französischen Grammatiken nach den angegebenen Gesichtspunkten durchmustert und analysiert werden müssen. Die so gewonnenen Einzelresultate werden dann das hier und da, wo nötig, noch nachträglich zu ergänzende Material für die Ausarbeitung der eigentlichen Geschichte der Grammatik in ausreichendem Masse bieten. An diese selbst wird aber erst in späterer Zeit zu denken sein.

Damit nun bei der Herstellung der Einzelbeschreibungen nichts wichtiges übersehen und unnötiger Ballast vermieden werde, sollten dieselben möglichst nach einheitlichem Plane angefertigt werden. Auch muss dabei besonders Bedacht genommen werden, das erste Auftreten von Neuerungen und die letzten Lebenszeichen veralteter Anschauungen zu konstatieren. Um der Aufstellung eines solchen einheitlichen Planes vorzuarbeiten, habe ich eine Probebeschreibung von der ältesten französischen Grammatik für Deutsche angefertigt und beehre mich, dieselbe der Begutachtung der Versammlung hiermit zu unterbreiten. Durch vergleichende Heranziehung einiger älterer und nächstjüngerer Grammatiken[1]) hoffe ich gleichzeitig darzuthun, wie mannigfaches Interesse der dermaleinstigen Geschichte der französischen Grammatik innewohnt und welche bedeutsame Stellung gerade das älteste derartige Lehrbuch für Deutsche darin einnehmen wird.

Bei meinen Ausführungen über Pilot's *Institutio* kann ich auf das, was ich selbst in der Begrüssungsschrift für den ersten Neuphilologentag[2]) schon daraus mitgeteilt habe, bezug nehmen. Livet's[3]) und Thurot's Angaben darüber sind nicht der *editio princeps* von 1550, sondern einer bedeutend erweiterten (Paris 1581 resp. 1561) entnommen, während ich für meine Beschreibung die erste Ausgabe zu Grunde gelegt und vergleichsweise die von Paris 1563 herangezogen habe. Die Ausgaben von (1551?)

---

[1]) Genauer verglichen habe ich: Barton Tory, Palsgrave, Sylvius, Meigret, R. Estienne, J. Garnier, Ramus 1562 und 1572, Duvivier 1566, Caucius 1570 und Nathanael G. 1584. Hinsichtlich der Reihenfolge der Konjugationen aber noch eine ganze Anzahl weitere. Luythons *Instructio (Verzeichnis* No. 621) enthält nur achtzehn Ausspracheregeln, ist also aus der Zahl der Grammatiken zu streichen.

[2]) *Beiträge zur Geschichte der romanischen Philologie in Deutschland.* Marburg 1886 (erweitert in No. 63 der *Ausg. u. Abh.)* S. 1—4.

[3]) Livet's Analysen sind überhaupt wenig brauchbar, weil sie zu subjektiv gefärbt und darum ungenau und unvollständig sind. Dasselbe gilt in erhöhtem Maase von A. Loiseau's *Etude hist. et philol. sur Jean Pillot et sur les doctrines grammaticales du XVI siècle.* (Vorh.: Bonn U.)

1555 und 1560 stimmen mit der ersten Seite für Seite überein,[1]) auch die Ausgabe, welche 1558 in Antwerpen erschien, ist, obwohl sie in der Seitenzahl abweicht, dem Texte nach mit den früheren identisch, dagegen zeigt die Ausgabe von 1561 einen bedeutend erweiterten Text.[2]) Alle späteren Ausgaben scheinen diesen Text unverändert wiederzugeben, so jedenfalls die Seite für Seite mit der Ausgabe von 1561 übereinstimmende von 1563 Paris und noch die 1620 in Douay ohne Pilot's Epistola erschienene.

Über den Verfasser Jean Pilot[3]) vermag ich bis jetzt noch nicht viel anzugeben. Auf dem Titel bezeichnet er sich als „Barrensem"; doch lebte er in Paris, als der Herzog von Bayern Wolfgang, Pfalzgraf bei Rhein und Graf von Veldenz ihn nach Deutschland berief, um seinem Vetter Georg Johann (den Sohn seines Oheims Ruprecht von der Pfalz) die Anfangsgründe im Französischen beizubringen. Da Wolfgang Protestant war (er starb 1568 am 11. Juni zu Escars an der Loire, wohin er den Hugenotten zu Hilfe gezogen war), so wird Pilot wohl ebenfalls Protestant gewesen sein.[4]) Wahrscheinlich hat er theologische, jedenfalls humanistische Vorbildung genossen, wie mehrfache Bezugnahmen auf die hebräische und griechische Sprache darthun. Die *Institutio* hat er noch in Paris abgefasst und auch dort drucken lassen.

[1]) Ebenso das unvollständige Exemplar der Darmstädter Grossherzoglichen Bibliothek, welches z. B. auf S. 110 die Lehre vom Verbum abschliesst. S. 193 ff. = Bl. 97 ff. der Ausgabe von 1550 fehlen, ebenso Titel und Vorwort. Jedenfalls gehört dieses Exemplar also nicht, wie mein Verzeichnis angibt, zu einer Ausgabe von 1563, sondern zu einer früheren, welche aber nach Seiten und nicht nach Blättern gezählt ist. Sie hat mancherlei Druckfehler mit der *editio princeps* gemeinsam, so liest sie S. 55 Z. 7 v. u.: *secunda & tertia* statt *prima et secunda* der ed. 1563 S. 101.

[2]) Da das Privilege dieser Ausgabe, welches André Wechel auf zehn Jahre erteilt ist, und sich auf die durch den Zusatz *nunc verò locupletata* gekennzeichnete Überarbeitung bezieht, vom 11. Juni 1557 datiert ist, so ist vermutlich bereits in dieser Zeit die erweiterte Fassung im Druck erschienen. Wie Jakob Kerner mit Beiseitelassung des Privilegs schon 1563 einen neuen Abdruck veranstalten konnte, darüber hat er keinen Aufschluss gegeben.

[3]) In der *editio princeps* wird der Name durchweg „Pillotus" geschrieben, ebenso in der Ausgabe, welcher das Darmstädter Exemplar angehört.

[4]) Nicht uninteressant ist, dass Jean Garnier, der Verfasser der zweitältesten Grammatik für Deutsche (1558), diese für die jugendlichen Schwäger Wolfgang's, die jüngeren Söhne Philipp's des Grossmütigen, dessen Tochter Anna Wolfgang's Frau war, verfasst hat, was eine, im Verlaufe auch hervortretende, starke Benutzung der *Institutio* Pilot's seitens Garnier's sehr natürlich erscheinen lässt.

Dieselbe fand alsbald grössten Anklang und wurde deshalb auch ausserhalb Paris wiederholt in Antwerpen, Orleans, Löwen, Douay, Leiden aufgelegt, zuletzt, soviel bis jetzt bekannt, 1631. In Löwen bediente sich ihrer (nach dessen Vorwort) 1563 der ordentliche Professor Claudius Puteanus für seine Vorlesungen, auch Rabottus Salenius wollte sie 1572 in Wittenberg zu gleichem Zwecke benutzen und beabsichtigte deshalb eine neue Ausgabe, die aber nicht erschienen zu sein scheint.[1]) 1562 und 1572 erwähnt Ramus,[2]) sowie 1570 Caucius (S. 3), 1572 Solandus, 1600 Cachedenier und noch 1623 Spalt in seinen *Vindicae* S. 31 unseren Verfasser; 1582 urteilt allerdings H. Estienne[3]) ziemlich abfällig über die *Institutio*, worin falsche und dialektische Formen verzeichnet seien, doch werden wir seinem Tadel heute kaum zustimmen. Weiter bezeugt 1584 Jacques Dupuys (nach Thurot), dass der Pfalzgraf Georg Johann zur Kenntnis der französischen Sprache *a esté . . . tres heureusement mené et conduict . . . par M. Jean Pilot, homme de tres grande erudition et d'vne humanité singuliere, qui mesmes a communiqué au public, il y a assez longtemps, la methode de laquelle il a usé à vous enseigner, grandement recueillie de tous estrangers affectionnez à nostre dicte langue et prisee*

---

[1]) Vgl. Wahlund: *La philologie franç. au temps jadis* (im: *Recueil de mém. philol. presenté à M. G. Paris)* Stockholm 1889. S. 45 f.

[2]) In der Préface seiner *Grammaire* 1572 gedenkt er zunächst der Bemühungen von Sylvius, Thory, Dolet, Loys Megret (!), Jacques Pelletier, Guillaume des Autels und sich selbst um die Reform der französischen Orthographie und sagt dann Bl. 8: *Les plus recens ont euité tout controuerse, & ont faict quelque forme de doctrine chascun a sa fantasie. Jean Pillot, Jean Grenier* (l.: *Garnier), Anthoine Caucie en Latin, Robert Estienne en Latin & en Francoys.* Die *Gramerę* 1562 nennt nur Jacę' du Boes, Loni' Megret, Jacę Pelętier, Gilaumę des Autes, Jan Pilot und Rob. Etienę, und auch Thevenin's Bearbeitung (ed. 1590) nennt Garnier nicht, während der Neudruck von Ramus Gr. von 1587 des letzteren Namen auch in der Form Grenier bietet.

[3]) S. 200—203 seiner Schrift *Hypomneses.* Es heisst da unter anderem: *naturale suae dialecti vitium . . . pro regula suis esse voluit.* — Einen ähnlichen Vorwurf erhob auch schon R. Estienne 1557 im *Au Lecteur* gegen Sylvius: *plusieurs se sont plains qu'ils ne pouoyent aiseement saider . . . de l'Introduction a la langue Francoise composee par M. Jacques Syluius medecin (pourtant que souuent il a mesle des mots de Picardie dont il estoit).* — Übrigens hat H. Estienne ebenda auch in ähnlicher Weise die grammatischen Arbeiten von J. Garnier, Du Vivier und Caucie kritisiert. Er fand im XVII. Jahrhundert in dieser Hinsicht wiederholt Nachahmung, doch war das Motiv später — wie ja leider oft genug auch noch heute — einfacher Brodneid. Schriften dieser Art sind des Genfer S. Bernhard *Censura* der *Praecepta Phil. Garniers* (1607 ohne Druckort erschienen und 48 unpaginierte Seiten stark), sowie die Streitschriften, welche Spalt und Martin einige Zeit darauf gleichfalls in Strassburg wechselten. (Vgl. hierzu mein *Verzeichnis fr. Gr. etc.* S. 11 Anm.)

de tout homme à ce se cognoissant. Endlich bezieht sich Cotgrave 1611 S. 8 seiner *Brief Directions* wegen der flüchtigen Behandlung der *indeclinable parts* auf unseren Verfasser. Dass R. Estienne 1557 und J. Garnier 1558 stillschweigend aus der *Institutio* Pilot's geschöpft haben, ist bereits früher (*Beiträge* S. 4 Anm. u. *hier* X[2] S. 192 o.) von mir angedeutet und wird sich deutlich aus dem Folgenden ergeben.

Umgekehrt hat Pilot selbst am Schluss seines Buches offen anerkannt, dass er die Beispiele in seiner Darstellung der unflektierten Redeteile R. Estienne's *dictionarium medriocre* entnommen habe. Im übrigen nennt er als seine Vorbilder nur im allgemeinen lateinische wie griechische Grammatiker,[1]) spielt aber in der Dedikationsepistel auch auf Sylvius, Bovelles, Dolet, Meigret und Pelletier an. Der Einfluss, den Sylvius auf ihn ausgeübt hat, ergibt sich aus den nachstehenden Ausführungen, ein solcher Bovelles' ist schwerlich nachweisbar. Auf Dolet's Abhandlung *La maniere de bien traduire etc.* 1540 geht sicherlich Pilot's Verwendung der Cedille,[2]) des Apostrophs[3]) und des Binde-

[1]) Bl. III v°: „*Partim Latinos partim Graecos pro loci ac rerum varietate sum imitatus.*"

[2]) Die spanische Cedille hat freilich 1533 schon Thory und kurz darnach Salomon angewandt (vgl. Bernard Geoffroy Tory 2. ed. Paris 1865 S. 183 u. 375. Im *Champfleury* 1529 finde ich sie weder angewandt noch vorgeschlagen), nicht aber, wie Koschwitz, *Grammatik* S. 6, § 3, 1 angibt, Sylvius. Dieser schreibt dafür vielmehr *c* mit überschriebenem langen *s*. Pilot sagt, *ç* sei *maxime in libris impressis* üblich (3 v°) und J. Garnier gibt (S. 5) an: *tunc nostrates moderni typographi virgula notare solent hoc modo, ç.* R. Estienne bedient sich in seinem *Traicté* 1557 der Cedille noch gar nicht, während Meigret, den Estienne im Vorwort als einen seiner Vorgänger erwähnt, sie in vollem Umfange verwendet und dazu ihren spanischen Ursprung ausdrücklich betont. (Vgl. Neudruck 16, 24 ff.). Auch Ramus 1562 S. 21 und 1572 S. 20 bedient sich ihrer, aber nur für *ch*, während er sonst *s* schreibt.

[3]) Der Apostroph wird gleichfalls bereits 1533 von Thory, Salomon und schon 1531 von Sylvius gehandhabt. Den ausgedehntesten Gebrauch davon machen Meigret (vgl. Neudr. S. 191) und Ramus 1562 S. 37 ff., Dolet ist für sparsamere Verwendung, etwa wie heute, will aber auch die Tilgung eines Endvokals oder einer Endsilbe *pour la necessité du vers: ou afin, que le mot soit plus rond & mieux sonnant* durch den Apostroph ausdrücken: *Pri', com', hom', quel', el', tel', recomand', encor', auec'. En prose l'exemple peult estre: grand'chose, quelle quel' soit* (ed. 1545). Es handelt sich hier natürlich nirgends um Apocope, sondern um unverständlich gewordene alte Sprachformen. Bis heute vererbt hat sich die Schreibung *grand'*, die Pilot zwar nur vor vokalischem Anlaut anführt (3 v°). aber schon Garnier S. 7 Z. 3 v. u. in *grand' peine* kennt. Nach Caucius 1570 S. 37, welchem sich Ramus 1572 S. 46 und Nathanael G. S. 14 anschliesst, wird *quo & expeditior & suavoir esset pronunciatio* bisweilen auch vor Kon-

striches zurück. Für letzteren braucht er allerdings, wie es scheint, zuerst die heute übliche Form. (Vgl. *Neuphil. Centralbl.* 1890 No. 7 meine Anzeige von Koschwitz' *Gr. der neufr. Schriftsprache* I), denn Sylvius setzt einen solchen Strich nur nach *u* und *i (u-, i-* = heutigen *v, j)*.[1]) Gleichfalls auf Dolet führen wohl die Bezeichnungen „*e* masculinum" (= *é*), „*e* foemininum" (= *e muet*) zurück, während Meigret sowohl bei „*e clos*" wie bei „*e ouvert*" je ein „masculin" und „feminin" unterscheidet.[2]) Das Zeichen *ę*,[3]) welches Pilot in der jüngeren Bearbeitung statt *æ* der

sonanten *e* getilgt *ut grand' ioye, grand' peur, la plus grand' partie, quel' quelle soit. In uersu frequentissimè (praesertim apud ueteres) el' quel'. Eiusdem generis est haec usitata formula sau'uostre grace.* Am sparsamsten verwendet auch den Apostroph R. Estienne. Er schreibt entgegen seinen eigenen Vorschriften (S. 10) das Reflexiv nach mittelalterlicher Weise mit dem vokalisch anlautenden Verbum zusammen z. B. *saider, sescrit* (im *Au Lecteur).* Tory erwähnt ihn übrigens im *Champfleury* (Bl. 56 v°) nur für das Lateinische und bedient sich seiner hier noch ebenso wenig wie der Accente und der Cedille.

[1]) Um die konsonantische Natur von *u* auszudrücken, setzt Pilot unter Bezugnahme auf den Brauch damaliger Drucker *ü*, während bei Palsgrave *ü* den sillabischen U-Vokal in einer Vokalkombination, *v* den U-Vokal und *u* den V-Konsonanten ausdrückt. Also nicht Sylvius verwendet das Trema zuerst, wie Koschwitz *(l. c.* S. 6) behauptet, sondern bereits Palsgrave. Auch sei bemerkt, dass die *ed. princeps* Bl. 2 und das vorerwähnte Darmstädter Exemplar von Pilot's *Institutio* S. 4 bieten: *veuë, queuë* statt *veüe, queüe*, wie man nach Koschwitz' *Gramm.* § 3, 2 erwarten sollte. Ebenso liest *ed. princ.* Bl. 55 v° in Übereinstimmung mit dem Darmstädter Exempl. S. 110 und mit ed. 1563 S. 172 *rompuë.* Koschwitz' Formulierung ist also noch irriger, als ich annahm.

[2]) Allerdings kennt auch schon Tory auf dem Titel des letzten seiner Drucke, der vierten Ausgabe von Cl. Marot's *Adolescence clémentine* vom 7. Juni 1533 diese Ausdrücke: *Avec certains accens notez, cest assavoir sur le é masculin different du feminin.* (Vgl. Bernard: G. Tory 2. éd. Paris 1865, S. 183.)

[3]) Der dafür von Pilot gebrauchte Ausdruck „*e gallicum*" (ed. 1563, S. 20), welcher der ersten Ausgabe noch fehlt, ist jedenfalls von Pilot selbst erfunden, wie Caucius 1570 S. 3 bezeugt: *Apertum e quod Pillotus gallicum nominauit.* Ähnlich Thevenin 1590 S. 6 u. 14. Schon 1550 Bl. 5 r° hat Pilot ein „*h gallicum*" *(= ch)* und offenbar in Nachahmung von ihm Ramus 1572 S. 12 ein „*u gallicum*". Letzterer brauchte sogar in der ersten Bearbeitung seiner *Gramęre* von 1562 S. 6 auch den Ausdruck „*e fransoes*", aber für das stumme *e*, welches er allerdings gerade auch durch *ę* zu bezeichnen vorschlägt: *nous avons ajouté a l'E latin, un dęmi E, cę d'ancun' Fransoes apelęt E barre, e lę marcęt einsi é, e l'E latin einsi ę: mes il semblę meilęur garder a la voiclę latinę sa figurę, comę nous en gardon' lę son, e marcer set ę Fransoes en ba' sęulęment avec un pęti' croçet.* In der zweiten Bearbeitung von 1572 S. 9 hat er den Ausdruck „*e* feminin" für *ę*, und unterscheidet davon ein „*e* masculin" (= *è*) und ein „*e moyen*" (= *é*) und meint *Si quelque bon esprit les* (d. h. *trois characteres pour ces trois voyelles) mettoit en*

editio princ. vorschlägt, ist dagegen wohl aus Meigret entnommen, wiewohl es ja auch sonst in lateinischen Drucken begegnet.

Wie bereits angedeutet, ist die *Institutio* für den ersten französischen Unterricht eines der lateinischen Sprache kundigen jungen Prinzen bestimmt; doch hofft ihr Verfasser der Widmungsepistel (s. IV v°) nach, dass seine Arbeit *ipsis quoque Gallis ... profuturum, hac saltem in parte* (d. h. in der Lehre vom Verb), *quòd hic possunt omnes breuissimis canonibus de éis certiores fieri: de quibus plerique omnes dubitant, & altercantur.* Über die nähere Benutzung seines Buches, wie über den von Pilot selbst eingeschlagenen Unterrichtsgang, fehlt leider jegliche Andeutung, Übungsstücke fehlen gänzlich und auch erläuternde Beispiele sind, wenigstens bei den deklinierbaren Redeteilen, nur sehr spärlich gegeben, dagegen wird der Wert fleissigen Lesens guter Werke und aufmerksamen Anhörens solcher, welche die französische Sprache korrekt handhaben, mehrfach betont, ohne indessen irgend einen bestimmten Schriftsteller zu empfehlen.

Zum ersten Male, rühmt sich Pilot, habe er *apte et distincte* über alle Redeteile gehandelt, sich aber dabei möglichster Kürze und Klarheit befleissigt und überflüssige Wortdefinitionen, wie sie die lateinischen Grammatiken liebten, vermieden. Den Hauptwert seiner Arbeit erblickt er in der ausführlichen Behandlung der noch heute so verschieden dargestellten Lehre vom Verbum. Eine selbständige Syntax fehlt dagegen der *Institutio*, und auch bei gelegentlicher Erwähnung syntaktischer Verhältnisse wird statt näherer Erörterung derselben fast immer auf Lektüre und Konversation verwiesen.

Die Anordnung des Stoffes ist im allgemeinen die aus der lateinischen Grammatik her übliche systematische.[1] Zunächst werden die Buchstaben, ihre Aussprache und zugleich die französische Orthographie abgehandelt.

In orthographischen Fragen hält Pilot sich, im Gegensatz zu seinen französischen Vorgängern, an das Herkömmliche, ist also auch für Beibehaltung der stummen Buchstaben.[2] Zu

---

auant, . . . ce seroit vng grand eclarcissement de nostre escripture . . . comme en ces mots, Fèrmętc, Onètętc. — Das offene *e* nennt noch De la Grue 1654: *gallicum.*

[1]) Wie sehr man sich von der lateinischen Grammatik abhängig fühlte, beweist besser als alles andere ein Ausruf von Sylvius (S. 113): *Sed quo feror? grammaticam Latinam scribo, non Gallicam.* R. Estienne sagt (155) im *Au Lecteur: Et le tout auons mis par ordre, & traicté a la maniere des Grammaires Latines, le plus clerement & facilement qu'auons peu.*

[2]) Er sagt 6 r°: *Omnes huiusmodi literas, vt superfluas & otiosas omittunt plurimi docti viri, censentes aut ita scribendum, vt profertur, aut proferendum vt scribitur. Quod vtinam vel ab omnibus aut vbique fieri*

strittigen Punkten nimmt er selten bestimmte Stellung. Z. B. entscheidet er sich für *heureus* gegen *heureux*, für *bonne* gegen *bone* (9 r°), *-cion* für *-tion* zu schreiben haben nach ihm Leute, welche der lateinischen Sprache und der französischen Orthographie gleich unkundig waren, aufgebracht, doch ahmen sie einige Gelehrte nicht nur selbst nach, sondern empfehlen sie auch andern zur Nachahmung. (9 r°). Zu den Pluralen der auf *é* ausgehenden männlichen Nomina und den zweiten Personen Pluralis bemerkt er: *vulgo solet addi z sine accentu, recentiores s tantum addunt retento accentu, ut lettré, lettrés* (9 v°), für *plombs, grécs* könne auch *plōs, grés* geschrieben werden, *si cui haec orthographia magis arridet* (ib.). — Die bereits von Palsgrave und Sylvius angestrebte, aber erst von Ramus 1562 in heutiger Weise durchgeführte und 1572 S. 26 begründete Scheidung von vokalischem und konsonantischem *i* ist ihm noch ganz fremd; für heutiges, gleichfalls von Ramus vorgeschlagenes, *v* schreibt er, wie bereits bemerkt, *u*.

Bei der Beschreibung der Aussprache entschlägt er sich in der ersten Auflage gänzlich besonderer phonetischer Zeichen und erklärt offen: *neque sane ad id idioma recte scribendum, ut effertur, hactenus habuimus satis idoneum elementum* (5 r°). In

---

posset, vt quidam linguae Gallicae scientissimus (Meigret?), *tentat, verum vereor ne laterem lauet: cogimur certe vel multi (1563: inuiti) in rebus istis & similibus consuetudini quantunuis (vt aiunt) impio tyronno aliquid concedere, & prestare videtur, quam dum omnia ad vnum exigere & cautè atque conquisitè adeo scribere volumus, illa confundere, & pro certis incerta reddere.* Ähnlich verhält sich auch J. Garnier 1558 Bl. 1 r° zu der Orthographiereform: *Quod si dixerit aliquis, x, y, & z peregriuas esse litteras . . . ipse non multum contenderim: imò optarim potius, quò certior atque facilior esset nominum deriuatio. Maximè verò de x & z, quas ineptè & contra regulas ommes pro s in fine dictionis aliquando vsurpamus. At quoniam id vsu iam longo receptum est, vt ego vnus nunc non possum omnes in meam sententiam pertrahere, nec nouitatis studiosus haberi volo, cuique suum arbitrium relinquo. Vtar interea & ego illis quemadmodum & coeteri.* Lebhafter tritt R. Estienne 1557 S. 8 für die übliche Orthographie ein: *aucuns escriuent par s seulement, enuieus* (statt = *enuieulx), contre toute ancienne coutume d'escrire.* Ferner im Vorwort: *Pourtant que plurieurs desirans auoir ample cognoissance de nostre langue Francoise. se sont plains a nous de ce qu'ils ne pouuoyent aiseement saider de la Grammaire Francoise de Maitre Lois Maigret (a cause des grans changemens qu'il y voyoyēt fort contraires a ce qu'ils en auoyent ia apprins, principalement quant a la droicte escripture) . . . . . Que si en tout nous ne contentons les lecteurs, principalement ceulx qui veulent que l'escripture suyue sa prononliation, nous nen voulons pourtant debatre auec eulx, ains les prious qu'en paix ils mettent peine de mieulx faire, sans changer la plus commune & receue escripture, pronunciation, & maniere de parler conforme au langage de nos plus anciens bien exercez en nostre dicte langue.*

den späteren Ausgaben schlägt er für *è* das Zeichen *ę* vor (ed. 1563 S. 20, in der ersten Bearbeitung Bl. 4 v°: *æ*) und zieht auch die deutsche Lautbezeichnung stärker zur Vergleichung heran. Die einzelnen Aussprachenangaben sind nicht ungeschickt, wenn sie auch die erforderliche Bestimmtheit vermissen lassen: Zwischen *b* und *p*, *d* und *t*, *v* und *f* machen die Deutschen einen geringeren Unterschied als die Franzosen, welche die ersteren Laute *leviori spiritu remissiorique labiorum motu* aussprechen (1550 Bl. 2 v°, 1563 S. 18).[1] *I consonans* wird von den Deutschen anfangs schlecht ausgesprochen, *largiore quippe spiritu & plus aequo reseratis primoribus dentibus, iisque non satis oppressa lingua* (4 v°). Die spätere Bearbeitung (1563 S. 22) fügt hinzu: *ac si ita scriberetur* s c h a l o u s i e, s c h e u n e s s e, s c h o u e r. *Gn* soll gesprochen werden: *lingua in medio curva & pulsante inferius maxillam, saliva interclusa, ut sonus fiat madidior & delicatior*, wozu verständig hinzugefügt ist: *quod imitatione diligenti galli loquentis, quam descriptione longa, melius discere licet.* (4 v°.)

Dialektische Aussprachen erwähnt Pilot fast gar nicht. So fügt er der Beobachtung, dass viele im Auslaute *r* durch *s* ersetzen, die Bemerkung an: *vbique verò id faciunt Parisinae mulierculae, quae adeo delicatulae sunt, ut pro* p e r e, *dicunt* p e z e, *pro* m e r e m e z e. *Verum qui egregie loqui volunt, aut medio quodam sono asperitatem istam temperant, aut certè adeo leniter exprimunt, ut vix audias.* (5 v°)[2]) Ausser den bereits erwähnten hierher-

---

[1]) Schon Tory 1529 Bl. 35 v° bemerkt gleichfalls: *Jay veu des Alemans aussi qui pronunceoient P pour B quant ils parloient en francois, comme voulant dire.* V e l a v n e b i e n b e l l e *&* b o n n e b e s t e, *Ilz disoient.* V e l a v n e p i e u p e l l e *&* p o n n e p e s t e. *Ce vice la leur est ordinaire.* Ähnlich hebt J. Garnier 1558 S. 4 den Unterschied von hartem *s* und weichem *z* hervor *propterea quòd Germani assueti literam mollem pro duriuscula, & duriorem pro molliore effari, in hoc saepe labuntur, vt pro* s a l u e r . . . . *dicunt* z a l u e r . . .: *id enim ego frequentissimè sum expertus.*

[2]) Vgl. auch unten S. 272, Anm. 2 und 3. Ähnlich bemerkte bereits Palsgrave S. 34: *where as they of Parys sounde somtyme r lyke z, sayeng* p a z y s *for* p a r y s, p a z i s i e n *for* p a r i s i e n, c h a i z e *for* c h a y r e, m a z y *for* m a r y *and such lyke, in that thyng I wolde nat have them folowed.* Ja schon Barcley, Erasmus und Tory, sowie Sylvius und Bovelles machen die gleiche Bemerkung (cf. Thurot II. 271). Pilot scheint sie direkt aus Sylvius und dieser aus Tory entlehnt zu haben, Sylvius sagt S. 52: *R in s Graecis et Latinis, ac interdum Gallis vertitur . . . Contra verò apud Latinos non defuerunt qui s in r commutarunt, &* F u s i o s *ac* V a l e s i o s *in* F u r i o s *&* V a l e r i o s *verterunt ac e diuerso qui* h o n o s, v a p o s . . . *dicere maluerunt, quàm* h o n o r, v a p o r . . . *Fabius lib. I. ca. 6. In vtroque vitio mulierculae sunt Parrhisinae: & earum modo quidam parum viri, dum r in s & contra Eretriensium more, s in r, passim magna*

gehörigen Terminologien Pilots sei noch angeführt: *h non ha, ut Germani sed asch*[1]) *appellatur* (5r°). Dabei unterscheidet er ein *h germanicum (honte)*, *h mutum (honneur)*, und *h gallicum (chercher)*. Regeln über Interpunktion oder Accente fehlen gänzlich. Die Verwendung des Apostrophs wird Bl. 3 v°f. im Abschnitt über *e femininum* erörtert, in der Überarbeitung auch noch besonders am Schluss der Buchstabenlehre.

Der eigentliche Hauptteil *De partibus orationis* beginnt Bl. 7 mit der Lehre vom Artikel. — Genau so verfuhr Meigret in seiner gleichzeitigen *grammęre* sowie Caucius 1570 und Nathanael G. 1584 S. 15, ja schon 1530 der Engländer Palsgrave, während 1557 R. Estienne den Artikel erst nach dem Nomen abhandelt (S. 18), Sylvius 1531 ihn (S. 96) bei der Nominaldeclination, J. Garnier 1558 sowie

---

affectatione convertunt, dicentes Jeru Masia, ma mesè, mon pesè, mon fresè. Während hier und weiter unten (auch S. 272) die Pariser Aussprache und die des Hofes getadelt wird, hat Palsgrave l. c. und schon Barton die Mustergiltigkeit der Pariser Sprache ausdrücklich hervorgehoben und auch G. Tory, *Champfleury* 1529 Bl. 1 v° die Reinheit der Sprache des Parlements und des Hofes anerkannt: *Il est certain que le stile de Parlement, & le langage de Court sont tres-bons, mais encores pourroit on enrichir nostre dict langage par certaines belles Figures & Fleurs de Retorique, tant en prose que autrement.* Ähnlich spricht sich R. Estienne im *Au Lecteur* aus: *Nous ... auons fait ung recueil* (d. h. aus: Meigret's *Gram.* u. Sylvius' *Introduction „qui pour certain ont traicté doctement, pour la plupart, ce qu'ils auoyent entrepris") principalement de ce que nous auons veu accorder a ce que nous auions le temps passé apprins des plus scauans en nostre langue, qui auoyent tout le temps de leur vie hanté es Cours de France, tant du Roy que de son Parlement a Paris, aussi sa Chancellerie & Chambre des comptes: esquels lieux le langage sescrit & se prononce en plus grande pureté qu'en tous autres.* — Beiläufig bemerkt ist R. Estienne's *Traicté* nur ein sehr dürftiges Compendium und hat für die Geschichte der Grammatik, da er kaum eine Neuerung aufweist, sehr wenig Wert, was entgegen der unverdienten Wertschätzung Livet's, welche auch P. M[eyer] in der Anzeige von Loiseau's wertloser Schrift über Pilot's Werk *Revue Crit.* 1866, No. 39 zu ungunsten Pilot's gut geheissen hat, Beachtung verdient. — H. Estienne sagt dagegen S. 2 der Vorrede seiner *Hypomneses* 1582: *Sermonis veré Gallici (sicut & ipsius Galliae) metropolin esse Lutetiam dico ... sed qui pure loquantur, per totam Galliam esse fateor: sic tamen vt hanc puritatem aliae vrbes velut natiuam, aliae tanquam aduentitiam potius habeant ... Ac meritò certe vrbs ista* (d. h. Paris) *primum hoc etiam in laude locum obtinet, non quòd ab aula frequentetur (fuit enim tempus quum in ea sermonis puritas quaerenda esset: at nunc in eo, sicut & aliis in rebus, miram & planè depravatricem licentiam vsurpat) sed quod eam curiam habeat quae Parlamentum vernacula voce nominatur: vbi licentiosus sermo tam raró, quam frequenter in aula auditur: & quum hic ei applaudatur, illic explauditur.*

[1]) Der Name *assh* begegnet übrigens bereits bei Coyfurelly *(Zs. f. nfr. Spr. u. Litt.* I., 16*)*. Noch Ramus 1572, S. 27, nennt den Buchstaben *Ha* und will vom Namen *Ache* nichts wissen.

Ramus 1562 S. 45 und 1572 S. 67 aus Anlass des Geschlechtes der Nomina besprechen. Barton *(Zs. f. nfr. Spr.* I. 28, 13) und noch Du Vivier 1566 ihn als Kasuszeichen betrachten. — Obwohl nun Pilot den Artikel als neuen Redeteil hinzugefügt hat, beträgt die Zahl der Redeteile doch auch bei ihm, ebenso wie bei Sylvius, Nathanael G. und wie in den lateinischen Grammatiken der Zeit, nur acht, weil er, wie Nathanael G., in Anlehnung an die griechischen Grammatiken die Interjektion mit dem Adverbium vereinigt hat. — Palsgrave dagegen sagt (S. 65) ausdrücklich: *In the french tong be IX. partes of speche,* ebenso Estienne, Caucius, ähnlich Meigret (S. 26, 10): *il y peut ęntreuenir huyt parties outre les articles.* — Auch abgesehen vom Artikel variirt die Reihenfolge der Redeteile.[1]) Pilot hat: Art., Nom., Pron., Verb., Part., Adv., Präp. und Konjunktion. Die gleiche, unter Hinzufügung der Interjektion am Schluss, hat Palsgrave, sowie unter Streichung des Artikels J. Garnier, während Meigret und mit ihm Caucius die Präposition vor das Adverb, Barton und mit ihm Estienne zwischen Konjunktion und Interjektion und Nathanael G. an den Schluss rücken. Auch Sylvius' Anordnung stimmt hiermit überein, nur setzt er noch das Adverb zwischen Verb und Partizip. Du Vivier endlich hat folgende Reihenfolge: Artikel, Nom., Pron., Adv., Konj., Präp., Verb, ohne indessen im voraus die Redeteile aufzuzählen.

Nur den bestimmten Artikel kennt unser Verfasser. — Ebenso Meigret und J. Garnier, Ramus, Nathanael G.; dagegen führen schon Palsgrave (S. 65), Sylvius (S. 93), Du Vivier und Caucius (S. 47) daneben auch den unbestimmten auf. — Als Genitiv- und Dativformen gelten ihm *de, du* und *a, au, de, des* und *a, aux.* — Ähnlich R. Estienne, J. Garnier, Du Vivier, Caucius, Nathanael G., während Meigret sagt (S. 26, 19 ff.): *Ao regard de de, du, dęs, ils sont plus veritablemęnt Prepoziçions q'articles.* Und Ramus 1562, S. 111: *Si' prepozisions Dę, Du, Des, A, Au, Aus on' sertein' afexion avec lę nombr' e jenrę: e pourtant sont apeleęs articlęs par aucuns.* (1572, S. 188 ff., bespricht er sie schlechthin als Präpositionen.) — Im Gegensatze zu Sylvius (S. 97), Caucius (S. 49) und Nathanael G. (S. 60) macht Pilot über den syntaktischen Unterschied von *du* und *de* gar keine Andeutung und bemerkt zum Gebrauch des Artikels überhaupt nur, dass derselbe in allen Kasus des Sing. mit dem Infinitiv verbunden werde. (Vgl. Caucius,

---

[1]) Darauf hat A. Benoist: *De la syntaxe fr. entre Palsgrave et Vaugelas,* Paris 1877, S. 6 nicht hingewiesen. Überhaupt bedürfen seine Angaben mannigfacher Ergänzungen und entbehren leider jedwedes genauen Zitates.

S. 43.) Keine Verwunderung darf schliesslich die Behauptung erregen, dass der Artikel aus der nach Strabos Zeugnis den alten Galliern vertrauten griechischen Sprache herzuleiten sei (Bl. 8 v°), übrigens fast der einzige schwache Versuch wissenschaftlicher Betrachtung, welchen die Institutio aufweist. Es folgt der von Späteren in zwei zerlegte[1]) Redeteil vom Nomen, der Substantiva und Adjektiva umfasst.

Letztere zerfallen in solche einer oder zweier Endungen. Von besonderen Femininbildungen hebt Pilot nur hervor: *heureux -se, bon -nne, maistre -resse, larron -nnesse* (Bl. 9). Regeln über das Geschlecht der Substantiva giebt er erst in der jüngeren Bearbeitung. Die dort (1563, S. 38 u.) gemachte Beobachtung: *Nomina Gallica, Latinorum, a quibus deducuntur, analogiam bona ex parte in generibus imitantur*, geht auf Sylvins (S. 93) zurück: *Genus nominum idem cum Latinis propemodum vbique retinemus.* (Vgl. noch J. Garnier, S. 16, VI.: *In generibus nominum Galli plerunque imitantur Latinos.)*

Hinsichtlich des Neutrums bemerkt unser Verfasser: *neutra nulla sunt in hoc Gallico grammatices regno.*[2]) Die Pluralbildung *fit a singulari addendo s, x vel z.* Aber die auf *al* haben *aulx vel aux* (ausgenommen *canals*), ebenso *vieil : vieux, celui cil : ceux* (9 v°).[3]) Sonst gilt vom Französischen was vom Hebräischen gilt, dass nämlich alle Nomina indeklinabel sind, und die Kasns nur *aut praepositione articulorum aut orationis contextu* unterschieden werden.[4]) So sage man oft: *l'Evangile saint Jan*

[1]) Thatsächlich behandelt übrigens schon Palsgrave die Substantiva und Adjektiva getrennt.

[2]) Ebenso schon Palsgrave S. 67: *As for neutre gendre they have none, resemblyng therin the hebrew tonge,* und Meigret (S. 45, 24): *Ao regard du neutre, notre lange ne le conoęt point,* sowie R. Estienne S. 16: *Quant au neutre genre nous n'en auons point, non plus que les Hebrieux: mais est comprins soubs le masculin,* etwas ausführlicher äussert sich J. Garnier, S. 16, VI.: *Quae verò neutra sunt Latinis, nobis Gallis plerunque masculina sunt, aliquando etiam foemin. vt le temps, le tonnerre, le banc, la parole, la semence, la lexiue, la moustarde.* Ramus 1562 S. 43, 1572 S. 60, Caucius und Nathanael G. S. 16 thun des Neutrums gar keine Erwähnung. Sylvius dagegen erkennt dem Französischen unbedenklich ein Neutrum zu. S. 93 sagt er: *arborum nomina parum abest, quin omnia faciamus neutra . . . vt pomus pomarium, vn pomier,* während H. Estienne S. 26 f seines *Traité de la conformité etc.* 1569 sagt: *qu'il en ha vn, mais confus auec le Masculin. Et . . . qu'on le discernera par l'application.*

[3]) Vgl. Palsgrave S. 67 und 179 ff., Meigret S. 49, R. Estienne S. 17, J. Garnier S. 18 X., Ramus, Caucius S. 78, Nathanael G. S. 16. Doppelformen giebt Sylvius S. 98: *cieus, vieus, ieus, cheuaus, metaus* und *cieuls, vieuls, ieuls, cheuauls, metauls.*

[4]) Es ist also irrig wenn Livet S. 70 (und im wesentlichen auch Benoist S. 10) behauptet: *Oser prétendre que les noms français ne se*

statt *de saint Jan* (10 v°). (Vgl. Ramus 1572 S. 190 und Nathanael G. S. 61, 12.) *Perspicuitatis gratia* stellt aber Pilot gleichwohl *duos ordines* auf, d. h. eine männliche und weibliche Deklination, von deren jeder er je ein Substantiv und ein Adjektiv als Paradigma durchdekliniert (10 v°). Unmittelbar hieran schliesst er die Komparation, die regelrechte, wie *heureux*, *plus h.*, *tres h.* und die unregelmässige, wie *bon*, *meilleur*, *tres bon* etc. Auch Adverbia und Präpositionen würden gesteigert, doch sei von letzteren der Superlativ (z. B. *tres pres*) *non in vsu* (13 v°). Von Verstärkungen des Komparativs werden angeführt: *bien*, *trop*, *par trop*, *beaucoup*.[1]) Oft stehe im Französischen der Komparativ, wo im Lateinischen der Superlativ gebraucht wird: *le plus sçauant des deux c'est Jan non autem le tres s.* etc. Latinis-

déclinent point! c'était une hardiesse dont un novateur aussi téméraire que Meigret pouvait seul être capable. Schon Palsgrave sagt ja (S. 69) klipp und klar: *cases in substantyves the frenche tong hath none*, ebenso auch Sylvius (S. 95): *Casus in singulari & plurali omnes apud nos vnius sunt terminationis, nisi quod pluralis vt dixi, litteram s sibi fere perpetuo adsciscit. Ib.* S. 96: *Declinatio nobis vt Hebraeis (quos in hac vt in aliis quibusdam sumus imitati) est perquam facilis. si modo pro plurali addas s singulari & articulos pernoueris, certe paucissimos & eos a pronominibus & praepositionibus corrogatos.* Auch R. Estienne (S. 17) bemerkt: *nous n'auons qu'ung cas ou terminaison au singulier, pour tous ces six cas des Latins: & vng seul cas pour le pluriel en adioustant vne s au singulier*, ebenso J. Garnier S. 10: *Declinationes Galli nullas habent, quod omnia nomina sint indeclinabilia. articuli tantum declinantur*, und Caucius S. 76: *Nominibus nullis, nullis participijs, paucis pronominibus casus insunt. Casuum discrimen & significatio articulis, praepositionibus, & orationis structura indicatur.* Zuweit geht Nathanael G. S. 15: *Omnia nomina, pronomina & participia sunt indeclinabilia quidem per se: verum declinantur per articulos.*

[1]) Bis hierher stimmt J. Garnier in der Darstellung der Komparation genau zu Pilot, das weitere fehlt bei ihm. R. Estienne behandelt die Komparation ganz kurz als zweites *Accident des noms* (S. 15), ähnlich Ramus 1562, S. 46, 1582, S. 68; ausführlicher Meigret (S. 36 ff.) und Sylvius (S. 90 f.). Palsgrave, welcher das Adjektiv getrennt vom Substantiv bespricht, sagt S. 71: *The superlatyve addeth to his comparatyve one of these sixe wordes: le, mon, ton, son, nostre, vostre, leur... as le (mon) plus blanc etc., so often as they wyll extende or dyminysshe the qualyte of any thynge, without makyng of comparyson therof to another, they use ..trop, fort, moult, tres, peu, guàyres, gòvtte.* (Vgl. noch ib. S. 300.) Caucius S. 73, der den Superlativ wieder mittelst vorgesetztem *tres* bildet, sagt ähnlich wie Pilot: *Comparatiuum usurpamus, qui Latinorum superlatiuo respondet ... & tunc comparatiuo praeponi solet articulus ... Usitata est porro haec comparandi ratio tantum in rebus speciei eiusdem, Martin est le plus sage... de nous vel d'entre nous tous.* Ramus, welcher 1562, S. 83, behauptete: *Lę superlatif ę' toujours absolut: comę, Platon tre' saję*, sagt 1572 S. 137 f.: *Premierement il est absolut & simple... Secondement... en mettant deuant Plus ou moins, larticle conuenant au nom gouuerne.*

men seien: *scavantissime, bonissime, reverendissime, quod Aulae debetur quae hic tanta pollet authoritate* (Vgl. S. 268 Anm.), *vt praestet cum ea errare, quam cum ceteris bene loqui* (S. 13 v°).[1]) Über die Stellung der Adjektiva bemerkt Pilot, dass viele ihrem Substantiv nachgestellt würden, während *ridentur Picardi & Lotharingi*[2]) *quod dicant, blanc pain, rouge vin.* Andere Adjektiva können indessen *sine discrimine* bald vor bald nachstehen, andere stehen vor, wie: *bon pain, bon vin.*[3])

---

[1]) Schon Sylvius S. 93 sagt: *Neoterici quoque nonnulli doctissimè & alia quaedam aut ad voluptatem aut ad Linguae opulentiam, passim confingunt, & pronuntiant.* Meigret (S. 38, 27 ff.) will von diesen *Superlatifs Latins*, die man *Superlatifs tituleres* nennen könne, nichts wissen, ähnlich Ramus 1572 S. 69. Caucius, S. 75, drückt sich hierüber, wie folgt, aus: *Altero, multis in uocibus, superlatiuo aucta est Gallica lingua, quem, ad Itallorum imitationem, recèns formarunt: ut, tresbon, bonissime: tresgrand, & grandissime: tres parfait, & perfectissime: treshault, & altissime: tres docte, & doctissime. Huiusmodi multa reperies, nec tamen pro cuiusque arbitratu temere confingi debent: sed maturo iudicio expendendum est, ... quid usus, rerum magister, quid aurium iudicium probet.* Nathanael G. lässt sie S. 24 ganz unerwähnt.

[2]) Vgl. Blatt 28 r°: *In prima coniugatione, prima et secunda pluralis mutant a in i, caue dicas, nous aymassions, vous aymassiés, sed aymissions, aymissiés ... Legi tamen estimassiez, aymassiez, & similia, magna pars Pictonum, inter caeteros, ita et scribunt et pronunciant.*

[3]) Auch hier zeigt J. Garnier deutlichen Anklang an Pilot; denn die sechszehnte seiner *Observaciones nominum* S. 21 lautet: *In constructione Galli semper praeponunt substantiua adiectivis ... le pain blanc & le vin rouge. Atque in parte hac Galli imitantur ipsam naturam, quae prius vult substantiam esse quam accidens, cuius esse est in esse ... Excipe bonus & malus, quae indifferenter praeponuntur & postponuntur: dicimus enim bon pays, & mauuaise gent: intention bonne, & oeuure mauuaise, item, bon conseillier, & mauuais conseil* etc. Ebenfalls auf Pilot weist Ramus, welcher 1562 die Frage noch gar nicht berührt; er erwähnt 1572 S. 126 in der Syntax: *l'ordre, come par toute a Sintaxe Francoyse est bien fort requis: comme pour vin blanc, bonnet rouge, vous ne dires point auec le Picard, blanc vin, rouge bonnet.* Auch Nathanael G. bemerkt S. 82 f.: *Substantiua praecedere solent adiectiuis vt pain blanc, non blanc pain. Dicimus tamen bon homme, mauvais homme, bel homme.* Auch Caucius, welcher hier gegen J. Garnier polemisiert, schliesst sich eng an Pilot an. Er behandelt die Frage gleichfalls in der Syntax unter der Überschrift: *De ordine substantiui & adiectiui* (S. 212): *De substantiui et adjectiui collocatione certi parum statui potest: nam ut dicamus, du pain blanc: du vin rouge potius, quàm cum Picardis, du blanc pain: du rouge uin, nihil ominus dictio bon utraque terminatione substantiuo praeponi debet. In his minimis & frequentioribus uocabulis ordo aliquis non improbatur, uerùm in omnibus non potest certa de dispositione tradi regula ... Naturae ordo adiectiuo priorem, substantiuo posteriorem locum, nisi fallor, decernit ... Videtur igitur substantiuum post adiectiuum collocari oportere praesertim in scribendo.* — Schon Palsgrave S. 73 u. behandelt unsere Frage als *seventh*

Sehr kurz ist in Pilot's erster Bearbeitung die Deminutivbildung, welche schon Sylvius (S. 102 ff.) viel eingehender behandelt hatte, weggekommen. — Der Name *accidentia* findet sich beim Nomen nicht mehr und auch thatsächlich hat Pilot in der ersten Bearbeitung wenigstens, ebenso wie hier auch Ramus, mit dem mittelalterlichen Schematismus gebrochen. In der späteren Fassung kommt die alte Anschauungsweise freilich wieder mehr zur Geltung. Den Überschriften nach unterscheidet Pilot dann wieder 7 accidentia des Nomen, nämlich: *genus, numerus, casus, declinatio, comparatio, ordo substantiui, species.*[1])

Das letzte Accidens ist jetzt an die Stelle der Deminutiva der ersten Bearbeitung getreten und begreift ausser ihnen noch Derivativa in *astre, ard* (geradeso wie Sylvius S. 104), sowie: *gentilia nomina*. Sonderbar ist, dass sich die Zahlwörter weder unter dem Nomen noch sonst wo besprochen oder auch nur überhaupt erwähnt finden.[2])

accident of the nowne adjective: Order betwene the substantyve and the adjectyve contrary to our tong: for where as we say a whyte horse... They say ung chevàl blanc etc. und S. 304 in den *Annotacions: If an adjectyve be joyned with a substantyve, as to put a difference or to avoyde confusyon by cause there is dyverse of such sortes as the substantyve signyfieth, than the adjectyve shall ever in the frenche tonge followe the substantyve. As if I wolde speake... of breed, for by cause there is dyversyte, for thus they saye: payn blanc, pain bis, pain tendre, pain rassis, pain bourgois, pain de chapistre.* — Der erste, welcher auf Bedeutungsunterschiede aufmerksam machte, je nach dem einzelne Adjektiva vor oder nachstehen, war H. Estienne in seinen Hypomneses 1582 S. 154 ff. (Vgl. auch Benoist l. c. S. 12, der leider nirgends genaue und leicht controlierbare Zitate bietet.) Dagegen übergehen sowohl Sylvius wie R. Stephanus die Stellung des Adjektivs völlig. Ramus schliesst sich an Pilot an.

[1]) Palsgrave zählt (S. 66) 6 accidents der Substantiva *(gender, nombre, parson, derivation, composicion, declination)* und (S. 69) 7 accidents der Adjektiva *(gender, nombre, agreying with their substantyves, comparation, declynacion, deryvation and order).* Nach Sylvius S. 90: *Nomini accidunt: qualitas, comparatio, genus, numerus, figura, casus, declinatio.* Er hätte seiner Darstellung nach noch *species* hinzufügen sollen. Meigret hat (28,8) dagegen die Zahl der Acçidens auf 4 beschränkt: *Espęce, ję nre, Nombre ę figure* und die Komparation innerhalb des ersten behandelt. Bei R. Estienne (S. 14) sind es wieder 7: *Espece, Comparaison, Genre, Nombre, Figure, Cas & Declinaison,* ebensoviel bei J. Garnier (S. 8 ff.) [Spezies], *Numerus, Casus, Genus, Declinatio, Comparatio, Deminutiua* (doch werden sie nicht als Accidentia bezeichnet); während aber Estienne genau zu Sylvius stimmt, lehnt sich Garnier deutlich an Pilot an, hat aber dessen *ordo* in die *Observaciones* verwiesen. Cancius endlich bemerkt (S. 51): *Nominis finitionem & accidentium illius descriptiones, ne ab instituta breuitate recedam, non persequar: inanis opera foret, cum haec primis cum elementis, imbibere pueri soleant.*

[2]) Offenbar war man in Unsicherheit, welchem Redeteil man die Zahlwörter zuzuteilen habe. Palsgrave fügt sie ebenso wie die *parti-*

Die Pronomina teilt Pilot ein in primitiva *(je etc.)*, derivativa *(iceluy)*, demonstrativa *(cestuy cy)*, relativa *(luy, qui, lequel)* und possessiva *(mon etc.)*. Einige derselben sind zweier, andere nur einer Endung. Sie zerfallen in drei Deklinationen: 1) *je, tu, soy,* 2) Demonstrativa und Relativa, 3) Possessiva.[1])

Auch von Accidentien der Pronomina spricht Pilot in der ersten Bearbeitung gar nicht, in der späteren (ed. 1563 S. 52) nur flüchtig, im Gegensatz zu seinen Vorgängern und unmittelbaren Nachfolgern. Höchst sonderbar nimmt sich seine später getilgte Behauptung (Bl. 14 r°) aus: *Tria tantum pronomina vocatiuum habent ó toy, ó mon, ó nostre. Caetera quinque casus tantum habent.*[2])

Den syntaktischen Unterschied zwischen *moy* und *je* hat er präzis formuliert: *Moy & toy, usurpantur tantum in rela-*

---

tyves und *distributyves* „*by cause of lykenesse in nature*" den *pronownes demonstratyves* hinzu (S. 74) und bespricht sie ausführlich in den *Annotacyons* hierzu (S. 367). Sylvius S. 99 ff. behandelt sie als Nomina innerhalb des Accidens „*Species*" vor den Deminutiven, Meigret S. 47 ff. und Ramus 1562 S. 42, 1572 S. 60 im Accidens *Nombres*, R. Estienne (S. 14) bei der Diuision des Substantives, Caucius (S. 81) unter den *Pluralia tantum*, Nathanael G. S. 24 nach der Komparation. J. Garnier hat ihre kurze Erörterung in die *Observationes nominum* n° XIII. (S. 20) verwiesen und Du Vivier bringt auch die Kardinalzahlen unter den *Adverbes numerandi.*

[1]) Palsgrave's Einteilung der Pronomina (S. 74) besteht aus: *primitives, derivatives* (Possessiva), *interrogatyves, relatyves* und *demonstratyves*, wozu er auch *partityves, distributyves* und *numerales* rechnet. Besondere Deklinationsgruppen kennt er nicht. — Sylvius giebt keine allgemeine Einteilung ordnet die Pronomina aber, wie folgt: Personalpron. (S. 105), Demonstrativa (S. 108), Possesiva (S. 110), Interrog. nebst Relativa (S. 112). — Auch Meigret bespricht einfach hintereinander die Personalpron., worunter er aber die Demonstrativa gleich mitbehandelt (S. 72, 5), die Relativa (S. 76, 5), denen auch *y* (78, 25) beigesellt ist, die Possessiva (S. 78,35) und das Pronom reiteratif *méme* (S. 81, 17). — R. Estienne teilt (S. 23 ff.) die Pronomina in dieselben drei Deklinationen, wie Pilot und auch Caucius S. 86 f. führt sie in derselben Reihenfolge auf, ohne sie indessen in bestimmte Deklinationen zu verteilen. J. Garnier nimmt zwar auch drei *ordines* an, weist dem ersten aber die (Personalia und) Demonstrativa, dem zweiten die Possessiva und dem dritten die Relativa zu, geht also auf Sylvius zurück. Du Vivier lässt jede Gruppierung vermissen. — Ramus 1562 S. 47 gruppiert: 1) *Moe, Toe, Soe,* 2) *Le' derive' de se' troe' pronom'... apele' posessifs,* 3) Demonstrativa: *Sę, Lui, sęlui,* 4) Relativ, 5) Das Iteratif: *Męmę.* In der Ausgabe von 1572 S. 10 ff. versetzt auch er die Possessiva an den Schluss. — Nach Nathanael G. S. 26 endlich: *Pronominum alia sunt Demonstratiua* (incl. die Personalpron.), *alia Possessiua, alia modò demonstratiua modo possessiua (leur & leurs), alia Relatiua.* Am Schluss S. 29 werden noch besonders aufgeführt *le, y, en* und *mesme.*

[2]) Auch Ramus erkennt in der Bearbeitung von 1572 S. 71 ff. (1562 sagt nichts darüber) nur denselben Pronominibus einen Vokatif zu.

tionibus, idque verbo non expresso. Je & tu in enunciationibus & non nisi verbo expresso.[1])

Ferner lehrt er: *Inter ce vel cest et cy substantiuum expressum vel adiectiuum interponitur (ce liure cy 15 v°); cestuy cy, c. la, celuy cy, c. la* sind substantivisch; *celuy* wird vor *qui* gebraucht. (16 v°)[2]) Statt angehängtem *cy* findet man auch *icy, sed raro nisi apud poetas.* (Vgl. hierzu Barton: *cest homme icy, Zs. f. nfr. Spr. u. L.* I 30, 22 u. 37 f.)

---

[1]) Palsgrave spricht sich hierüber S. 333 eingehender, aber unklarer folgendermassen aus: *Whan so ever we use J in our tong, as nominatyve case to a verbe, if the frenche tonge use the same verbe as personal, they use ever je . . . . after interrogations, answers made by this verbe suis, yteracyons of the pronowne, imparatyve modes, adverbes, preposytions, conjunctions and interjections, whether we use J or me, they use ever moy.* — Schon Barton (*Zs. f. nfr. Spr. u. L.* I 30, 43) kennt den Gebrauch von *moi* in der Antwort: *moi, toi etc. sont obliques . . . . respondant ils doivent estre parlés pour leurs nominatifs.* — Sylvius bemerkt S. 107: *in nominatiuo quoque respondendo & interrogando moi, non g-è dicimus . . . vbi si addas verbum, dices g-è non moi.* Ausführlich handelt darüber Meigret S. 66, 25 ff. — R. Estienne sagt S. 23: *On vse de moy & toy quand on respond a l'interrogation: comme, Qui a faict cela? . . . C'est moy . . . . Quand aussi nous nions auoir faict ce qu'on nous impose: comme, c'est toy qui as faict cela. Ce n'est pas moy. Nous en vsons aussi en ces manieres de parler, comme Fay cela pour l'amour de moy . . . O moy miserable.* — J. Garnier S. 27 f.: *ego, tu, ille si verbo coniungantur in pronomine semper efferuntur per ie, tu, il. . . . . Seorsim vero & per se extra propositionem efferuntur per moy, toy, luy: ut si quis interroget: Quis fecit hoc? respondebis simpliciter, Moy . . .* — Ausführlicher erörtern die Frage Ramus in der Syntax 1562 S. 93 f., 1572 S. 154, Caucius S. 87 und in der Syntax S. 218, sowie H. Estienne *Hypomneses* S. 160. Nur parenthetisch erwähnt sie Nathanael G. S. 62.

[2]) Schon Palsgrave spricht (S. 357) über die durch ein Substantiv getrennten *ce cy* und *ce la,* sowie (S. 358) über den Gebrauch von *cil* oder *celuy.* — Über *cetui cy, cetuyla,* sowie über *cil ou celuy qi ęt vn demonstratif indeterminé, e qi a besoin de la suyte d'un relatif pour detęrminer ce q'il demontre (celuy ęt home de bien qi sęrt bien Dieu)* handelt Meigret 73,29 ff. — R. Estienne bemerkt (25): *Aucunes fois on met vng mot entre deux: comme, Ce liure ci . . . Celuy, ou Cil, qui est vng Pronom demonstratif qui ne termine rien: pourtant on luy baille vng relatif qui le suit pour determiner ce qu'il demonstre: comme, Celuy est homme de bien qui uit selon Dieu,* lehnt sich also zuerst an Pilot, zuletzt fast wörtlich an Meigret an. — Garnier S. 28, *Observatio* III, konstatiert ausdrücklich den substantivischen Gebrauch von *cestuy-ci, celuy-la* und S. 30, *Obs.* VI, stillschweigend die Trennung von *ce ci, ce la* durch dazwischen gesetztes Substantiv, ebenso S. 43, *Observ.* III, den Gebrauch von *celuy* vor *qui.* — Ramus 1562, S. 86 beschränkt sich auf folgende, im zweiten Teil auf Meigret beruhende Bemerkung: *Nous abuzon' de Sęsi e Sęla pour Se: Tou' sęsi cę vou' ditęs . . . Setę si, Setę la, Seuzi, Seula . . .* (S. 87) *Sęlui ou Sil e' dęmonstratif indetermine, e partan' toujours*

Als gen. plur. masc. von *il* wird *leur vel de leur, d'eux* für das fem. *d'elles, de leurs* angegeben. Die possessive Geltung ist also, wie die Ausführungen zeigen, mit der des Personalpronomens zusammengeworfen, offenbar weil Pilot letzteres nur als Demonstrativpronomen auffasste.[1])

Den syntaktischen Unterschied von adjektivischem *mon* und substantivischem *mien* hat er dagegen richtig angegeben. Ferner heisst es Bl. 19: Vor Vokalen werden statt *ma, ta, sa* ge-

---

ajoint avec lę rėlatif, e n'amet poin' ni Si, ni La, Sęlui et omę dę bien ci crein' Dieu. In der Ausg. 1572 S. 142 fügt er noch hinzu: *Cecy & cela sont quelque fois diuises: comme, Ce luire cy, ce liure la,* wohl mit Anlehnung an Caucius S. 93: *Cecy & cela solent diuidi & nomen interseri hoc modo: Ce liure cy, cet homme cy.* Caucius S. 92: *celuy post se flagitat relatiuum aliquod, ut indicetur, quàm indeterminatè significet* fusst wohl auf Meigret, während die erste Stelle auf Pilot zurückweist.

[1]) Umgekehrt erwähnt Meigret das Personalpronomen *leur* nur unter dem Possessiv (81, 9 ff.), während Palsgrave (ja schon Barton, siehe *Zeitschr. f. neufr. Spr. u. Litter.* I 31, 10 ff.) beide ganz richtig auseinanderhält (S. 78 u. 80). — Aber auch Sylvius schied beide nicht. S. 109 führt er als Pluralformen von *il* an: *Ils,* gen. *leurs* dat. *leurs: vt illorum libri, leurs liu-res: ego illis donaui, g-e leurs hai doné* ebenso im femin. — R. Estienne gibt S. 26 *Leurs, de leurs, d'Eulx* als gen. pl. mask., *d'Elles, Leurs* als fem. Auch ihm ist *il* Demonstrativpronomen und unter den Possessiven kennt er kein *leur, leurs;* ebensowenig J. Garnier, welcher S. 26 ebenfalls als gen. pl. mask.: *d'eux de leurs,* fem. *d'elles de leurs* unter den Demonstrativen hat. Ramus 1562 S. 48 erwähnt bei den Demonstrativen: *Lę posesif derive dę lui, ou il, e' dę comun jenrę, leur singulier, leurs plurier* u. S. 86 in der Syntax: *Leur, e' celcęfoe' rėlatif pour lę plurier: comę, Les omes ont ofense Dieu sę c'il leur a done a entendre.* Viel unklarer drückt er sich 1572 S. 72 aus: *Il ou luy nominatif .... leur de tout cas & genre, combien que les Grammairiens le fassent plurier. Au* (S. 73) *plurier Ilz, ou Eulx nominatif .... Leurs de tout cas & genre* (er meint also hiermit das possessivische *leur),* oder auch S. 144: *Leur & leurs sont reciproques a plusieurs pour Son, ses: comme les parens ayment leur sang: ils cherissent leurs enfans & non pas son sang, ny ses enfans.* Vorauf geht die 1562 S. 86 entsprechende Stelle mit fehlerhaftem *leurs.* — Erst Caucius hat zugleich den wahren Thatbestand, wie auch richtig den Grund der bisherigen Verwirrung angegeben. S. 100: *Tertio (d. h. possessiuo) Latini carent, cuius loco genitiuum demonstratiui seu referentis pronominis usurpant, leur auis .... Cum autem plerique Latini sermonis curiosam nimis rationem haberent, uiderentque eiusmodi possessiuum in tota Latina lingua non reperi, indicarunt leuissimi homines etiam nos eo destitutos esse. Nae stulti illi sunt & sua fortuna indigni, qui suis opibus carere malunt, quam soli ijs frui. Hinc illi demonstrationis relationisque ordines mirum in modum perturbarunt: qua de re satis dixisse mihi uidebor, si intellectum erit leur semper possessionem significare, nisi quod sit datiuus pluralis pronominis luy.* Auch führt er richtig S. 90 als gen. pl. m. von *il* au: *d'eux.*

setzt: *masculinae voces, mon, ton, son ad evitandum hiatum duarum vocalium concurrentium: euphoniae* (Darmstädter Ex.: *emphaseos) enim sunt amatores Galli*[1]) . . . . *Aliquando tamen id non observatur, vt dicamus m'amye, c'est m'amye vel c'est mon amye. Sed nescio an adhuc aliud exemplum reperire liceat praeter hoc vnum m'amye.*[2])

Die Verba zerfallen bei Pilot in persönliche und unpersönliche (20), besitzen 3 genera, 5 modi: *indic., imperat., optat.* (*Dieu veuille que i'aye* oder *Pleust a Dieu que i'eusse*), *conjunct.* (*veu que j'ay vel combien que i'aye, quand i'aurois vel veu que i'auois vel combien que i'eusse*), *infin.*, 6 tempora: *praesens, praeteritum imperfectum, (a prima persona plur. indic. praes., ons, in ois mutato*, Bl. 27 r°), *praet. perfectum prius (quod potest dici Indefinitum: i'eu), praet. perf. posterius,*

---

[1]) Dieselbe Wendung begegnet schon Bl. 3 v°, wo es heisst, dass *e* femininum elidiert werde *propter euphoniam cuius amantissime sunt aures Gallorum.*

[2]) In Barton's *Donat* ist von dieser Spracherscheinung noch nicht die Rede, wohl aber kennt sie Palsgrave S. 80: *if a feminine substantive or his adjective begyn with a vowel or with h, nat havyng his aspiration, they use nat before them ma, ta, sa but mon, ton, son, for the avoydynge of the harshe sounde of II vowels toyether.* (Vgl. auch S. 347 f.) — Recht bedenklich spricht sich Sylvius gelegentlich des genus der Nomina (S. 94) darüber aus: *Postremo quaedam velut dubii generis sunt. Nam haec spatha , . . etiam apud nos, dicentes, vnė boné espéè . . . . Hoc stabulum . . . nos. vnė bonė establė. Sed mea . . . spatha . . . mon, ton espéè . . . . , tanquam masculina, aut neutra essent, dicimus. Contra meum . . stabulum: mon . . establè: genus Latinorum retinent, fuga apostrophi, quod durius videretur, m'estable . . . m'espéè & caetera. Quam asperitatem vt vitarent maiores nostri t in quibusdam interiecerunt, mea . . . auia, amita: ma . . taie, tamtė vel tante: pro aiė, amtè vel antè. Non id tamen in omnibus. Nam mea . . amica: m'amie . . . . Sed hoc ad gallicam syntaxim à nobis postea tradendam* (aber nicht vorhanden) *magis pertinet.* (Immerhin gibt die Art, wie Livet S. 31 diese Stelle analysiert, ein schiefes Bild von Sylvins' Ansicht.) — Zutreffend ist die Ausführung Meigret's S. 78, 38 ff. und die damit übereinstimmenden von Ramns 1562 S. 83, 1572 S. 147 f. und von Nathanael G. S. 65. R. Estienne (S. 30) drückt sich aber wieder unklar aus: *Mon Ton Son masculins, aucunesfois se mettent au lieu de Ma, Ta, Sa femenins, auant les noms commenceans por voyelles . . . Quelque fois nous disons, M'amie, M'amour: mais c'est en ostant a de ma, ou plustost on de mon, a cause que la pronontiation seroit trop rude.* — J. Garnier (38 v°) lehnt sich teilweise wörtlich an Pilot an: *Hae foem. voces ma, ta, sa nunquam praeponuntur nominibus foem. à vocali incipientibus: sed ipsorum loco ponuntur voces mascul. mon, ton, son. Quod fit vt evitetur hiatus duarum vocalium concurrentium, qui euphoniam corrumpit . . . . Excipe m'amie.* — Caucius sagt in der Syntax einfach (S. 209): *Cacophonię uitandę gratia nominibus foemininis à uocali inchoatis masculina Pronomina praeponuntur.*

praet. plusquamperf., futurum (formabitur ab inf. addita ay, as, a, &c., 27 v°), ausserdem *gerundia (D'avoir, en ayant, auoir, vel pour auoir), supina (aller auoir, aller pour auoir, d'auoir), partic. praes., fut. (qui aura).*[1])

---

[1]) Anch Barton *(Zs. f. nfr. Spr.* I, 33) teilt die Verba in persönliche und unpersönliche ein, kennt 3 genres: *actif, seuffrant, neutre,* 5 meufs, 5 temps *(present, pretert imparfait, pret. parfait [je aymey(e) ou je ay amé]. pret. plusqueparfait, future)* und 2 participles: *le present, le pretert.* — Nach Palsgrave (S. 83): *Of verbes some be actyves, some be meanes, and some be passyves, and agayne some be parsonal, and some be unparsonals . . . Verbes actives parsonals have X accidentes, mode, tens, circumlocutyng of the pretertenses, nombre, parson, conjugation, formation, composition, addynge of sillabical adjections in affirmation and negation and order different from our tong in interrogations. Modes the have VII: indic., subjunctive (uovléz uovs que je pàrle), potenciall (je parleróye.* Vgl. S. 95: *of je parleráy is formed parleróye.* Wegen des Gebrauchs s. S. 378 f.), *imperat., optat. (bien pàrle il), condicional (sy je pàrle), infin. . . . Tenses VI: present, preter imperfit, indiffinite (je parláy), preterperfit, preterplusperfit, future.* — Sylvius 113: *Verbo accidunt septem: qualitas, genus, numerus, figura, tempus, persona, coniugatio . . . . Qualitas . est in modis & in formis.* Modi sind 5. *Impersonalis quem addunt nonnulli, modus non est . . .* (114) *Gerundia & supina siue modi sunt . . . siue verba . . . Forma . . duplex: primitiua & deriuatiua . . .* (115) Genus: *. . . in verbo significationem exprimit actiuam, passiuam, neutram, deponentem & communem . . . Genus . . non voce . . . sed sola significatione . . . discernimus . . .* (117) *Figura duplex: simplex; composita . . .* (118) *Tempus nobis quotuplex Latinis est: Praes., Praet. imperf., Praet. perf. pridem (g-aimai), praet. perf. indefinitum & indeterminatum (g'-hai aime), Praet. plusquamperf., Fut. imperf.* (S. 125: *Fut. . . per fut. coniunctiui syncopatum exprimimus. Pro amabo enim amauero, & inde amaro, nos g'-aimèrai.), Fut. perf.* — Meigret (S. 83): *Le Vęrb' a huyt accidęns: qi sont la sinificaçion, le tęms, le mode, l'espęçe, la figure, la conjugęzon, la pęrson' ę le nombre. La sinificaçion ou jęnre consiste proprement ęn acçion ou passion. Tems: prezęnt, preterit ou passé imperfęt* (gebildet *de la premiere pęrs. du plurier du prez. en tournant ons, en oę ou oęs* S. 114), *passé indetęrminé (j'eymey), passé pęrfęt, passé plusqeperfęt, futur (la pr. conjug. ęn er ajoute ey . . . a l'inf.* S. 124). *Modes: indic., imperat., opt. (ęymeroę — se forme du fut. de l'ind. ey . . en oę* S. 128 —, *ęymasse . . . eyme), subjonctif ou conjonctif, infin., partiç. . . . Espeçes 2: primitiue, deriuatiue.* — R. Estienne S. 33: *Le verbe a sept accidens: Mode, Temps, Espece, Figure, Coniugaison, Personne & Nombre* (sowie das nicht ausdrücklich aufgeführte, aber thatsächlich beachtete 3fache genre und die Scheidnng in personals nnd impersonals). *Modes sont de 5 sortes: Ind. ,Imp., Opt. (O que uolontiers i'Aimeroye, i'Auroye aimé, Dieu uueille que i'Aime), Conionct. ou Subionctiue (Combienque, ou Comme ainsi soit que i'aye, quand i'auroye), Infin. Temps: Pres., Pret. imparf., Pret. parf., lequel est de deux sortes, Pret. plus que parf., Fut. imparf., Fut. parf.* — J. Garnier S. 44 führt keine Accidentia an und sagt: *Verborum genera, modi, tempora, numeri & personae, eadem omnino sunt Gallis quae apud Latinos, nisi quód Galli passiua verba non habent* Die Tem-

Die Vergleichung mit den älteren und nächst jüngeren Grammatiken, ergiebt, dass nach Pilot's Vorgang auch J. Garnier, Ramus, Duvier und Caucius von einer Aufzählung der Accidentia Abstand nehmen. In der Auffassung des heutigen Conditionnel als Conj. Imperfecti ist unserem Autor allerdings nur J. Garnier gefolgt, während Duvivier, wie schon Barton, einen Optativ,

pora heissen ihm: *praes., praet. imperf., praet. perf. primum seu simplex, praet. perf. secundum seu compositum, praet. plusp., fut. (Fut. formatur. a prima pers. pres. ind. addito ray* S. 49); die Modi: *ind., imp., opt- pleust a Dieu que i'eusse, Dieu veuille que i'aye), coniunct. (omnino similis indic. . . . semper addit, veu que, vel quand . . . . nonnulli volunt illum variè coniugare, iuxta signorum varietatem . . . commiscentque optat. cum ipso coniunct.* — d. h. Pilot und Meigret S. 96, 9 ff. — . . . *Etenim in praet. imperf. . . . nonnihil aliquando variare videtur, tunc scilicet, quando recipit hoc signum quand, alias nunquam: atque tunc semper interserit literam r in postrema syllaba imperfecto sui indicatiui: dicimus enim: Quand i'aimeroye . . . etiam quand i'aimoye . . . At haec omnia vsus & assidua lectio facile iudicabunt. Idcirco ego prudens illa omnia inter coniugandum praetermittam* S. 51 f.), *inf.*; ferner *gerundia* und *supina (circumloquuntur* S. 54) — Duvivier kennt 5 modos: *La maniere d'annoncer, de commander, de desirer ou souhaiter (Dieu veuille que ie parle, O que ie parlasse, Pleust a Dieu que iay[e] parlé, O que i'eusse p., Dieu veuille que ie parleroy), conionctiue ou conditionale (Combien que ie parlay, i'eu parlé, Quand i'auray p.), infinitiue;* ferner: *Gerondifs, Participe (parlant) . . .* Dar seindt anch 5 zeiten: *pres., imparf., parf. (i'ay parlé.* Unerwähnt bleibt*: ie parlai), plusquep., fut.* — Caucius unterscheidet: Personalia nnd Impers., 2 genera: *act., neutr. (pass. non habemus)*, 5 modi: *ind. imp.* (Garnier — S. 50 — habe fälschlich gelehrt: *nominatiuos imperatiuis semper subiungere* S. 109), *opt. (praes.* u. *fut.: i'aimerois uoluntiers* od. *o que i'aimerois* od. *pleut a Dieu que i'aime; praes. & imperf.: Pleut a Dieu que i'aimasse, perf.: Dieu ueille que i'aye aimé), conj. (praes.: iacoit que i'aime* od. *si i'aimois* od. *combien que i'aimasse; perf.: ueu que i'ay aimé: plusq.: quand i'aurois a.* od. *ueu que i'auois a.), inf.;* 6 tempora: *praes., imperf., definitum, perf., plusq., fut.* — Nach Ramus 1562 S. 50: *Lę verbę et divize triplęment par la diferensę de la personę, premieręment en personal e impersonel . . . . Secondement en finit e infinit . . . . Tiersęment, le verb' et actif ou neutrę . . . . Tam e' la diferensę du verbę selon lę prezent, preterit, futur. Le verbę finit a troe' tams imparfes e un parfet. Lę premier prezent et comę Amo, eimę. Lę sęcont, comę Amem, eimę. Lę* (S. 52) *premier preterit, comę Amabam, eimoe, lę sęcont, come Amarem, eimeroeę, lę troeziemę eimasę. Lę premier futur, comę, Amabo, eimere, le secoud Ama eimę. Le parfet e' comę Amavi, eime.* ib. S. 102: *Lę sęcond preterit parfet e' sextuplę pour un seul latin, comę Amaverim: Vu cę j'e eime, Combien cę j'eię eime, O cę volontier j'auroe eime; Vu cę j'e u eime, combien* (S. 103) *cę j'eię u eime, o ce volontier j'auroe u eime . . . .* 1572 S. 78 ist die Einteilnng des Verbs in *finit* nnd *infinit* weggeblieben. Die Einteilung der Tempora, welche hier auf S. 75 voraufgenommen ist, ist noch unklarer als früher: *Temps c'est* u. s. w. . . . *Le verbe finy a . . . ung parfait. Des trois imparfaicts, le present est quadruple, le premier comme Amo,*

Esticnne und Cancins mit Sylvius und Meigret einen Optativ oder Konjunktiv nnd Palsgrave einen Potentialis darin erblicken. . Die 2-Teilung des Perfektums ist bereits Barton und Palsgrave bekannt, Pilot's Bezeichnung *praeteritum perfectum indefinitum* trifft mit der von Palsgrave — der darin übrigens eine Übersetzung von Aoristus erblickt — verwandten zusammen, während Sylvius die Bezeichuung: *indefinitum & indeterminatum*, gerade so wie es noch heute geschieht, für das zusammengesetzte Praeteritum beansprucht, Meigret dagegen wieder *passé indeterminé* für das erste Perfekt braucht und erst Caucius den hcutigen Ausdruck *definitum* für letzteres aufgebracht hat, und ähnlich Nathanael G. 1584 zwischen einem *Praet. determinatum* nnd einem *Praet. indeterminatum* unterscheidet. Hinsichtlich der Bildung der Tempora haben die im ganzen richtige Ansicht Pilot's über die Bildung des Fnturs schon Palsgrave und Meigret, später Caucius (S. 110 und 127) und Nathanael G. 1554 S. 46 ausgesprochen — dieselben haben auch, was Pilot unterlassen hatte, die Bildung des Conditionnel aus dem Futur fcstgestellt — während Sylvius nnd noch J. Garnier ganz verkehrte Ansichten über die Bildung des Futurs und Conditionels (Holyband S. 201 des *French Littleton* 1630 folgt hierin blindlings Garnier, den er allerdings auch in seiner *Pronunciatio* 1580 rühmend erwähnt hatte) hegen, Esticnne und Duvivier völlig darüber schweigen. Die Angabe Pilot's betreffs der Bildnng des Imperf. aus der 1. Pl. Praes. Ind. kehrt auch bei Meigret und Nathanael G. 1584 S. 42 wieder und macht die Annahme, dass Pilot Meigret's Werk bereits vorgelegen habe sehr wahrscheinlich.[1]) Auf jeden Fall ist aber Pilot seinen Vorgängern Sylvius und Meigret gegenüber sehr selbständig ver-

---

(S. 76) *ayme: le second comme Amem, Aime: Le troisiesme & quatriesme, sont comme Amarem, Aymeroie, Aymasse. Le preterit comme Amabam, aymoie & derechef Amarem, aymoie* etc. S. 173: *Le second praeterit est octuple pour vng seul Latin Amaueris. Les quatres premiers ont la periphrase simple, & ce par les trois presens, As, Ayes, Aurois & par le praeterit imparfaict, Auois: comme, Veu que tu as ayme, Combien que tu ayes* (S. 174) *a., O que volontiers tu aurois a., Veu que tu auois a.* etc. — Nathanael G. 30 ff. endlich teilt die Verba in Activa und Neutra, die Tempora sind: Praes., Imperf., Praet. determinatum *(i'allay)*, Praet. indeterminatum *(i'ay veu)*, Plusquamp., Fut.; die Modi: Ind., Imperat., Optat. (Imperf.: *Pleust a Dieu que je donasse* od. *volontiers vel o que, vel que ie rirois)*. Conj. *(nullos habet peculiares terminationes)*, Inf.

[1]) Die Epistola Pilots ist Lutetiae 29 Junii 1550 datiert, und das Verlagsprivileg vom 2 juillet 1550, es darf also eine Bekanntschaft mit Meigret's 1550 in Paris erschienenem Buch sehr wohl angenommen werden. Leider ist Meigrets Vorrede nicht datiert auch ein Verlags-Privileg nicht vorhanden.

fahren und hat das Verdienst die Verballehre weit übersichtlicher als diese dargestellt zu haben, weshalb auch seine Nachfolger sich ihm ziemlich eng anschliessen, ausgenommen nur Estienne, der, nicht zum Vorteil seiner Behandlung, sich enger an Meigret anlehnt. J. Garnier — von Ramus und Duvivier ganz zu schweigen — kann nicht beanspruchen die französische Verballehre fortgebildet zu haben; dass er sich abgemüht hat, die Vermengung von Optativ und Konjunktiv zu beseitigen, wird man ihm nicht als Verdienst anrechnen können. Nur Caucius geht über Pilot hinaus, doch steht auch er der Hauptsache nach auf dessen Schultern. Noch deutlicher tritt die Bedeutung der Pilot'schen *Institutio* in der Gruppierung der Konjugationen hervor. Sie ist es nämlich gewesen, welche die heutige, vom Lateinischen völlig abweichende Aufeinanderfolge (nach den Inf. auf *-er*, *-ir*, *-oir*, *-re)* aufgebracht und ihr bald auch ziemlich allgemeine Geltung verschafft hat.[1])

---

[1]) Dieselbe Einteilung beobachten nach ihm: Duvivier, Caucius, Nathanael G. 1584 (S. 30), Hulsius 1602, Ph. Garnier 1607, Cotgrave 1611, Maupas 1618 S. 99, D. Martin 1622, Wodroephe 1623 (S. 48 f.), Spalt 1626 (S. 141), A. Oudin 1633 (S. 126), Du Gres 1636 S. 67 ff., Dhnëz Guidon 1646 (S. 52), Dela Vignette 1643 (S. 67), Rayot 1643 (S. 66), D'Arsy 1650 (S. 50) Pourel de Hatrize 1650 (S. 64), De la Grue 1654, de Trou 1656, De Fenne 1680, Preye 1670, Gravins 1671 (126), Teppatus 1672 (S. 129), Le Pongeois 1674 (S. 277), Mauger et Festeau 1715 (S. 74) nnd die für Italiener bestimmte Grammatik von Lonchamps (ed. 1668); die erste für Franzosen geschriebene Grammatik, welche Pilot's Gruppierung angenommen hat, ist, soviel ich sehe, die von DuVal 1604 S. 209 (S. 204 erwähnt er allerdings noch die herkömmliche lateinische), spätere sind die von Chifflet 1669, Desmarais 1707. Dagegen wich J. Garnier (S. 53) von Pilot's Anordnung in sofern ab, als er drei regelmässige Konj. (auf *-er, -ir, -re)* und eine vierte unregelmässige *(faire, aller)* aufstellte, freilich liess er die Verba auf *-oir* dabei völlig ausser Acht. Ähnlich kennt Berault noch 1688 drei regelmässige Konjug. (anf *-er*, *-ir, -evoir)* und eine unregelmässige. Schon Palsgrave (S. 87 und 392 f.) hat übrigens 3 Konjugationen angenommen, nämlich je eine auf *-er,* auf *-yr* (Inchoativa), und anf *-re, -yr* oder *-oyr,* während Barton und Du Wes noch auf jede Einteilung verzichteten, Sylvius aber, Meigret, R. Estienne, Ramus 1572 (während er 1562 S. 16 nur zwei espeçęs anerkennt nach den *„letrę' figurativęs de' rasinęs E, J* und als Paradigmata: *eimer* nnd *batir* gibt), Theveninus 1590, Cl. Holyband's Littelton (ed. 1630 S. 203), Serreius 1598, Cachedenier 1600 (S. 156), Lentnlus 1603 (S. 38), Doergang 1604 (S. 148), Masset 1606, Bernhard 1607, De la Faye *Institutiones* 1626 (S. 204), A. Fabre in seiner *fr.-it.-sp. Gram.* 1626 und eine 1647 in Cassel erschienene *Unterweisung* von C. K. (Verzeichn. No. 155), ja noch Caffa 1661 im zweiten Teile seiner *Directio* (S. 81, und zwar ohne irgend wie auf den Unterschied gegenüber der im ersten Teil S. 17 befolgten Pilotschen Reihenfolge hinzuweisen) bei der lat. Reihenfolge blieben, und Potier d'Estain 1603, sowie sein Plagiator Lubinus 1604 *(aimer, respondre, bastir, devoir)* oder Mesgnien

Erwähnenswert ist ferner, was Pilot über die Grundformen der französischen Konjngationen sagt. Sobald man, bemerkt er, ansser dem Inf. noch das prius und posterius perfectum sowie das Thema oder das Praes. ind. eines Verbnms wisse, *tota ipsius coniugatio erit facillima* (26 v°). Das Thema gewinnt man, wie er in der späteren Bearbeitnng hinzugefügt hat, ans dem Infinitiv, durch Tilgung des *r* in der 1. Konj., ebenso oder dnrch Tilgnng einer ganzen Silbe oder durch Verwandlung derselben in der 2. Konj., durch Beseitigung der letzten Silbe in den Verben auf *-re* der 3. und 4. Konj., aber bei denen auf *-oir* der 3. *non eodem modo.*[1])

Unregelmässigkeiten der ersten Konjngation hat P. gar nicht angeführt, ebensowenig hat er eine Gruppierung der verschiedenen Verba der zweiten, dritten und vierten Konjugation versucht. Der dritten zählt er übrigens auch die Verba auf *oire, aire, oistre*

1649 *(aimer, bastir, rendre, devoir)* eigentümliche aufweisen. Erwähnenswert ist, was Bernhard in seiner gegen Ph. Garnier gerichteten *Censura* 1607 Bl. VI v° sagt: *Verbum in ir quod omnibus reliquis Grammaticis est quartae conjugationis, ad imitationem Latinorum . . . , tibi est secundae, Esto.* Der einzige, welcher die neue Reihenfolge motiviert, ist, soviel ich sehe, Maupas, welcher Bl. 99 f. sagt: *Il me semble que . . . on pourroit . . departir tous nos verbes en deux classes. La premiere seroit des Reguliers . . La seconde des irreguliers . . Toutes fois d'autant que, pour en quelque sorte imiter les Latins, la coutume a prins pied de les distribuer en quatre ordres, qu'on appelle Conjugaisons, afin de ne rompre cette coutume. je m'y accomoderay à ma fantasie, sans negliger l'autre departement. — Il y a de la varieté d'opinions en l'ordre de ces conjugaisons icy, aucuns faisans seconde, celle que d'autres comptent pour troisiéme etc. Et n'importe pas beaucoup. De moy, ie suivray l'esgard qu'ont eu les Grammairiens Latins à l'arrangement de leurs conjugaisons, qui ont regardé à la suite* (Bl. 99 v°) *des voyelles . . . cela sert a la memoire. — Aussi feray-ie nostre premiere de ceux esquels a & e, regnent. Scavoir, e au theme & en l'infinitif, & a au premier preterit simple & defini . . . Apres suit i, & partant ie luy donne la seconde compagnie . . . O marche apres, qui m'occasionne de mettre en troisiémn escadron ceux aus quels la dipthonge oy, fait la terminaison du theme. Et oir, ou oire celle de l'infinitif . . .* (Bl. 100). *A la quatriéme conj. i'attribue ceux qui ont re, en l'infinitif avec vne consone precedente.*

[1]) Bereits Sylvius S. 121 und 136 operiert mit dem Thema: *Ex infinitiuo thema primae (sc. coniugationis) facies, ablato r postremo, & é in è. & praeteritum participium é in è.* Über die übrigen 3 Konj. verweist er auf das *Etimologicum.* Nach J. Garnier S. 45: *Coniugationes . . à praeteritis perfectis indicatiui, sed perfectius ab infinitiuis dignoscuntur . . é, er: i, ir: & u, re: omnium regularium coniugationum sunt notae.* Und unter der Überschrift: *De praes. tempore indic.*, heisst es ebenda: *Thema seu caput cuiuscunque verbi facilè deprehenditur hoc modo: . . . s in sec. pers. sing. praes. ind. . . . si auferas, id quod remanebit erit thema seu caput verbi . . . Vel . . . in prima coniug. omnia verba habent e in capite . . In secunda vero & tertia . . . in tertia persona praes. sing. indic. semper

und *aistre* bei, gerade wie *lire* der zweiten. — Ähnlich Du Gres 1636 S. 71 f., welchem *lire*, *dire* zur zweiten, *croire*, *boire* zur dritten Konjugation gehören. — Gleichwohl übertrifft seine Darstellung an Ausführlichkeit die aller älteren und auch die der nächstfolgenden Grammatiken bis Duvivier. Erst Caucius 1670 bringt weitere Details und eine leidliche Gruppierung, wiewohl auch er noch die Verba auf *oire* zur dritten Konjugation rechnet. — Die Partizipiallehre beschränkt sich bei Pilot auf die Paradigmata *aymant* und *aymé*, wozu noch verkürzt die von *creu*, *craint*, *rompu* ohne jede Erklärung gefügt werden.

Der Abschnitt: *de partibus indeclinabilibus* wird durch die Lehre vom Adverb eröffnet. Pilot unterscheidet: *adverbia in loco, ad locum, de loco, temporis, numerandi, ordinis, interrogandi, vocandi, respondendi & demonstrandi, dubitantis, similitudinis, exultantis, dolentis.* Es folgt eine Aufzählung der lateinischen Präpositionen und der ihnen entsprechenden französischen, dann eine solche der Conjunktionen *(copulatiuae, disiunctiuae, causales, rationales & relatiuae, expletiuae, aliae inseruiunt exceptionibus).* Wie bereits erwähnt, ist der Gebrauch der hier aufgeführten Worte durch Belege aus R. Estienne's *Dictionarium mediocre* illustrirt. Mit einem dies besagenden Vermerk schliesst der Verfasser seine, wie die obigen Ausführungen ergeben haben, in mancher Hinsicht der Meigretschen Grammatik weit überlegene *Institutio.*

---

habent literam t. Hanc si abstuleris, quod remanebit erit capud verbi. Bei Palsgrave, Meigret, R. Estienne, Du Vivier und Caucius ist der Infinitiv die einzige Grundform und vom Thema wird überhaupt nicht gesprochen. Dagegen spricht sich Nathanael G. 1584 S. 39 ausführlich darüber aus: *Prima persona* (praes. ind.) *voca ur thema, quod gignitur ex infinitiuo ablata vltima litera (in I, II & III coniug.) vel vltima syllaba (in postrema coniug.)... Excipiuntur primum II. coniug. haec verba: ie pu, sers, dors, mens* u. s. w., *item: ie cueille* u. s. w., *item: ie sau, fau* u. s. w., u. s. w.

E. Stengel.

Anhang
zum Verzeichnis französischer Grammatiken.

Seit Erscheinen meines *Verzeichnisses französischer Grammatiken* habe ich Gelegenheit gefnuden, den Bestand 4 weiterer Bibliotheken (Bonn U.; Dijon St. B.; Metz St. B.; Trier St. B.) an einschlägigem Material aufzeichnen zu können. Ferner habe ich mir aus 5 Bibliotheken (Berlin K.B.; Darmstadt Gh. B.; Göttingen U.; Hamburg St. B.; Münster A.) eine grössere Anzahl Werke zu genauerer Einsicht schicken lassen. Ausserdem hat mir Kollege Behrens freundlichst gelegentliche Notizen aus auf französische Bibliotheken bezüglichen bibliographischen Werken zur Verfügung gestellt. — Zahlreiche Nachträge wird, wie Behrens bemerkt, besonders die systemathische Ausbeutung der *Bibliographie Universelle des Grammairiens* von Delmasse gewähren. Allerdings ist dieses handschriftlich in der Pariser National-Bibliothek (Ms. fr. 12 852—4) aufbewahrte Verzeichnis nur mit grosser Vorsicht zu benutzen, da es viele ungenaue Angaben zu enthalten scheint. — Einige weitere Berichtigungen verdanke ich Herrn G.-L. Grosch in Gotha. Ich theile nachstehend nur die wirklich wichtigen Besserungen und Ergänzungen mit, behalte dagegen die Ergänzung unvollständiger Titelangaben und geringfügiger Ungenauigkeiten einer neuen Ausgabe vor.

S. 6. Weitere Tractatus-Exemplare von Beza's Schrift besitzen: Bonn U. und Königsberg U., das Exemplar von Hamburg St. B. hat den Zusatz nicht.

S. 15. Anm. Zu R. Estienne's und Beza's Bezeichnung der „deutschen Buchstaben“ als *litterae gallicae* resp. *francicae* vgl. noch Tory *Champfleury* 1529 Bl. 72 v°: *Noz lettres Francoises ne sont pas ainsi prises ne des Grecques ne dez Latines, mais plustost sont en leur Figure icy Natiues & Domestiques. On porroit toutesfois penser quelles ont quelque resemblance en Figure aux Hebraiques, pource que pour la plus grande partie elles accedent a Lart & Formes dicelles.*

S. 20. 7) noch: Dijon St. B.: 10268. — 10) noch: Münster Ac.: Z² 73. Diesem Exemplar sind folgende 15 litterarhistorisch wichtige Drucke angebunden: 1. *Exhortation aux Princes Chrestiens pour le fait de la Paix.* Paris, A. Wechel 1558 (4° 40 S. Prosa). 2. *Exhortation pour la Paix p.* **P. de Ronsard** *Vandomois* ib. 1558 (4° 6 Bl. Gedicht). 3. *Exhortation au Camp du Roy pour bien combatre le iour de la bataille* [p. **Ronsard**] ib. 1558 (4° 4 Bl. Gedicht). 4. *Chant de Liesse au Roy p.* **P. de Ronsard** *Vandomois* ib. 1559 (4° 4 Bl. Gedicht). 5. *Publication de Paix entre . , . Henry deuxiesme . . . & Philippes . . . ., les Roy & Royne d'Escosse, Dauphins, & la Royne d'Angleterre . . . . Paris le VII iour d'Auril 1559. A Paris Pour Jean Dallier . . .*

1559 (4⁰ 4 Bl. Prosa). 6. *Chant Pastoral de la Paix p.* **R. Belleau** ib. A. Wechel 1559 (4⁰ 10 Bl. Gedicht). 7. *Remonstrance au peuple Françoys, de son deuoir en Ce Temps enuers la Maieste du Roy. A laquelle sont adioustez troys Eloges, De la paix* [a P. Ronsard], *De la trefue* [a J. du Bellay], *& De la guerre* [a Estienne Jodelle] ib. 1559 (4⁰ 14 Bl. Zwölfsilbner, als Verfasser unterzeichnet: **G. des Autels**). 8. *Discours a . , . . Monseigneur le duc de Sauoye. Chant pastoral a Me. Marguerite, Duchesse de le Sauoye. Plus, XXIV inscriptions en faueur de quelques grands Seigneurs, lesquelles deuoyent seruir en la Comedie qu'on esperoit representer en la maison de Guise par le commandement de Monseigneur le Reuerendissime Cardinal de Lorraine. Par* **Pierre de Ronsard** *Vandomois* ib. Robert Estienne 1559 (4⁰ 8 Bl. Verse). 9. *L'Hymne de . . . , Charles Cardinal de Lorraine p.* **P. de Ronsard** *Vandomois* ib. A. Wechel 1559 (4⁰ 16 Bl.). 10. *Epithalame sur le mariege de Monseigneur le duc de Lorraine, & de Madame Claude Fille du Roy. Chanté par les Nymphes de Seine & de Meuse Par* **R. Belleau** ib. 1559 (4⁰ 15 S.). 11. *Chant pastoral sur les nopces de Monseigneur Charles duc de Lorraine, & Madame Claude fille II du Roy p.* **P. Ronsard** *Vandomois* ib. 1559 (4⁰ 20 S.). 12. *Chant de joie du iour des Espousailles de François roi dauphin et de Marie Roine d'Ecosse p.* **J. Ant. de Baif** ib. 1558 (4⁰ 8 S.). 13. *Suyte de l'Hymne de tresillustre Prince Charles Cardinal de Lorraine* [p. **P. de Ronsard** *Conseiller & Aumosnier ordinaire du Roy & de Madame de Sauoye]* (4⁰ 4 Bl. Titel fehlt). 14. *L'allegrezza publica et ringratiamenti fatti a Dio Dalla Santità di N. S. Julio Papa III. Et dal sacro Collegio, & da tutto il popolo di Roma, per il felicissimo ritorno del Regno d'Inghilterra alla catholica vnione, & alla obedientia della Sede Apostolica* (o. J. u. O. 4⁰ 4 Bl.). 15. *Canzone von* **Gabriel Symeoni** (4⁰ 5 Bl. ohne Titel).

S. 20. Anm. Dolet's *Traité.* Lyon 1542 vorh.: Dijon St. B.: 10271.

S. 21. 11) 1561 Paris noch: Bonn U.: Ca 314. — id. 1563 Antwerpiae str.: Darmstadt Gh. B. (dies vielmehr Exemplar einer früheren Aufl. (Vgl. hier S. 261 Anm. 1). — id. 1575 noch: Trier St. B.: G 194. — — id. 1620 noch: Trier St. B : G. 167.

S. 22. Anm. Eine weitere Aufl. des: *Diccionario Colloquios o Dialogos in 4 Lenguas.* Bruxelles, Jean Mommaert 1624, vorh.: Trier St. B.: G 185. — id. 1579 *Colloquia etc.* noch: Trier St. B.: G. 182. — id. id. Genevae 1651, vorh.: Mainz St. Bl.: hh 4.

S. 23. Anm. id. 3) Der *New Barlamont* jetzt zum 3. mal gemehrt und gebessert durch J. D. D. (a. m. frz. Titel) o. O. 1615 (8⁰ unpag. A—F8) vorh.: Trier St. B.: G. 187. — 15) erschien erst 1656 statt 1556. — 16) Die zwei ältesten Ausgaben von R. Estienne's *Traicte* sind identisch. Noch vorh.: Dijon St. B.: 10270. Vgl. [id.] *Les declinaisons des Noms & verbes . . . Ensemble La maniere de tourner les Noms, Pronoms, Verbes* . . . Paris, Matthieu Dauid 1551 (8⁰ 196 S. fehlt Répertoire). Vorh.: Trier St. B.: G. 630.

S. 24. Anm. Meurier's *Diction.* ib. 1571 u. 1570 2 Tl. Anvers, vorh.: Trier St. B.: G. 312. — Seine *Dialogues* ib. 1562 ebenda: G 624.

S. 25. 19) noch Trier St. B.: G 624. — 20) id. 1587 (Stimmt Seite für Seite zu ed. 1572, doch beginnt die Paginierung bereits mit der Preface. Der Drucker giebt an, von Bourset zu der neuen Ausgabe veranlasst zu sein, dem er auch *certaines & notables corrections quil a tirees de l'Autheur mesme de son viuant* verdanke. — 21) Anm. Vgl. Hieronymi **Cingularii** *Aurimontani tersissima Latini eloquii Synonymorum collectanea, non modo epistolas, uerum etiam carmina*

cudere uolentibus . . . . Am Schluss: *Apud inclytam Coloniam Servatius Cruphtanus excudebat A. 1524 mense Augusto* (8⁰ 80 ungezählte Bl. fehlt Répertoire), vorh.: Trier St. B.: G. 520. — 22) Holyband's *French Littleton* 1630 I. Dedikation datiert vom 25. März 1597. Sie bezieht sich auf den *Frenche-Schoolemaster* und ergiebt, dass der *Littleton* nur eine Neubearbeitnng des letzteren ist. Der Titel ist dem damals landläufigen juristischen Compendium *Littletons tenures* entlehnt. — 24) Caucins schrieb auch: *Syntaxis [latina] dilucido compendio scripta.* Hardrovici, Typis Thomae Henrici 1616 (8⁰ 46 S.), vorh.: Trier St. B.: G. 60. 3⁰.

S. 26. 24) — id. 1586 noch: Metz St. B.: P 868.

S. 27. 29) noch: Trier St. B.: G 154. — 30) noch: Bonn U.: Ca 314; Dijon St. B.: 10269. — 31) 1583 noch: Bonn U.: Ca 314.

S. 28. 35) id. 1603 noch: Trier St. B.: G. 587. — id. 1613 noch: Darmstadt Gh. B.: C 1011. 1.

S. 29. 38) ed. 1614 dem Landgrafen Otto von Hessen von Hulsius Söhnen in der Hoffnung gewidmet, dass es dadurch, *soit d'autant mieux recommandé aux auditeurs du Professeur de la langue Françoise, institué par Monsieur votre père* (d. h. Landgraf Moritz) *en l'ancienne & tresillustre Academie de Marbourg.* — 39) o. J. Das Exemplar der K. B. Berlin gehört einer anderen Ausgabe an, welche mit der *ed. princ.* bis auf das Fehlen des Drnckjahres identisch ist. Die Dedikationsepistel ist datiert: Argentorati VI Cal. Febr. 1598. — — id. 1603 u. ff. wohl ein wie dem Titel so auch dem Inhalte nach von dem voraufgehenden wesentlich verschiedenes Werk.

S. 30. 39) id. 1618 noch: Bonn U.: Ca 315. — id. 1648 noch: Trier St. B.: G 321. — Tilge: id. 1627. — 41) l. **Wetzelius.**

S. 31. 45) noch: Trier St. B.: G. 169. — 47) noch: Trier St. B. T: G 158 (übrigens ein unverschämtes Plagiat von nº 44).

S. 32. 50) Vgl. noch: *Frantzösische Conjugationes Conjug. francoises Francfort imprimées pour M. P. Heyns & Paul Brachfeld 1589* (8⁰ 64 S. Eine Art Gram.) Vorh.: Berlin K. B.: Xs 2596. — 51) Beide Ausgaben von 1606 identisch, noch: Dijon St. B.: 10346; Metz St. B.: C 484.

S. 33. 53) 1621 vorh.: Paris N. B.

S. 35. 63) noch: Trier St. B.: G 168.

S. 37. 75) noch: Darmstadt Gh. B.: C 1015.1.

S. 38. 77) id. 1629, vorh.: Trier St. B.: G 627. — 78) noch Trier St. B.: G 181. — 81) id. 1636 Douai, Vᵉ Marc Wyon (siehe Duthilloenl Bibl. donais.). — id. 1648 noch: Trier St. B.: G 152.

S. 40. 86) id. 1668 *Venetia, Michiel Miloco: La novissima Gram. delle tre Lingue etc.*, vorh.: Darmstadt Gh. B.; Trier St. B.: G 604.

S. 41. 87) id. 1711 Cöln (8⁰) vorh.: Metz St. B.: K. 1036. — 90) Anm. 2) Rayot's *Gemma* enthält von S. 113 an eine Grammatik unter dem Titel: *La base ou le vray Fondement de la l. fr. etc.*

S. 42. 93) 1647 noch: Trier St. B.: G 153. — id. 1650 Antwerpiae, Apnd vidnam Cnobbari (8⁰ 96 S. anonym), vorh.: Trier St. B.: G 183.

S. 43. 98) id. 1671 Amsterdam, A. Wolfganck: *Fransche Letterkonst etc.* (12⁰). Vorh.: Bordeaux. — 100) Schon 1639 ih. vorh.: Metz St. B.: Q 1091.

S. 44. 100) id. 1659 Antwerpen (8⁰ 70 S. Frühere Aufl. der anonymen Inleydingen v. 1664), vorh.: Münster Akad.: Z² 83 (s. Vorw.).

S. 45. 107) 1657 Vorh.: Amiens. — 108) **Bense du Puis** (?) noch: Bordeaux. — 110) Schon 1656 ib., Joh. Martin 2d ed. id. 1708 ib. — id. 1689 Bordeaux (8⁰). Alle 3 vorh.: Nantes.

S. 46. 112) identisch mit 131). — id. 1692 u. 1697 noch: Trier St. B.: G 156. — 112 a) 1659. **Salerne.** *Nouvelles graimmaire ital. et franç.* Paris, Ruffin [8°], vorh.: Bordeaux. — 115) 1664 noch: Metz St. B.: L 1099.

S. 47. 120) noch: Bonn U.: Ca 315. — 122) noch: Trier St. B.: G 150.

S. 48. 127) stimmt grossenteils wörtlich mit De la Grne (98) überein. — id. 1669 (anonym) noch: Göttingen U.: Ling. Gall. 1342 (tilge: id. o. J. u. O.).

S. 49. 131) id. 1687, vorh.: Amiens. — 1691 noch: Metz St. B.: L 1112. — 1700 noch: Nantes. — 1706 noch: Dijon St. B.: 10318. — id. 1722 ib., vorh.: Paris N. B.

S. 51. 137) 1680 Lugd. noch: Trier St. B.: G 179. — id. 1694 Francof. & Lipsiae. — id. 1713 nonò edita Lugduni Bat. Beide vorh.: Trier St. B.: G 309 u. 155. — 141) Tilge: **Gravianus.**

S. 52. 144) 1681 noch: Bonn: U.: Ca 316.

S. 53. 148) — id. 1714 ib. Vorh.: Trier St. B.: G. 569 — 149). Bessere: **Le Pougeois.** — 155) Bessere: 1647 **C. K.** (Unterschrift des *Avis au lecteur*) st. 1677. — 156 a) 1677. *Syntaxe fr. pour l'usage des escoliers des Colléges de la Compagnie de Jesus. Par un Pere de la Compagnie.* Amiens, G. Le Bel (8° 1 vo.l). Vorh.: Amiens. (Vgl. No. 352a.) — 157 a) 1677 **De La Chambre,** Jaques. — *La vraye instruction de la l. fr. (franç. et flam.)* Rotterdam, U. Goddaens. Vorh.: Bordeaux — 158). Im *Avis* wird erwähnt, dass Mauconduy früher in *Paris chez M. Leonard* eine *Petite gram. principalement pour les François* veröffentlicht habe. Vgl. No. 142.

S. 55. 166) 1687 noch: Bonn U.: Ca 316. — 168) 1682 noch: Metz St. B.: L 1123; Trier St. B.: G 310.

S. 56. 171) Schon: 1678 Roma, vorh.: Paris N. B. — 176) Schon: 1681 ib. vorh.: Trier St. B.: G 161. (Die Zensur-Erlaubnis vom 20. Juni 1679 giebt an, dass das Buch schon 1678 in Bologna gedruckt war.)

S. 57. 177) 1685 noch: Dijon St. B.: 10286 — id. 1687 (Bd. II, 1. Aufl.) noch Metz St. B.: M 1039-40.

S. 60. 191) id. 1737 u. 1749 Leipzig vorh.: Trier St. B.: G 159.

S. 61. 191) 1780 noch: Bonn U.: Ca 319.

S. 62. 192) id. 1724 ib. vorh.: Trier St. B.: G 162 — 195) 1690 noch: Bonn U.: Ca 316 — 1713 noch: Metz St. B.: L 1125 — 197) 1698 noch: Darmstadt Gh. B.: 1261/20.

S. 64. 204) — id. 1701: *Gram. fr.-all.*, Berlin, Rob. Roger (8°) vorh.: Metz St. B.: L 1122 — 205) id. 1702 Amst. 2. Aufl. (nach: 3 A. 1718). 209) 1696 noch: Metz St. B.: K 1038.

S. 65. 209) 1720 noch: Bonn U.: Ca 317. — id. 1737 noch: Dijon St. B.: 10319.

S. 67. 217) [**Renand,** André.] (?) — 220 a) 1698. **Marin,** Pierre. *Methode familiere pour ceux qui commencent à s'exercer dans la l. fr.* (10 feuilles, 8°). Amsterdam, *Heritiers de la Veuve de Groot.* — id. 7. ed. [nach: No. 205 ed. 1718, S. 368].

S 68. 222) id. 1768 Dublin, vorh.: Bordeaux. id. 1779 Nantes, vorh.: Nantes.

S. 69. 225) 1713 11. Ausg. noch: Darmstadt Gh. B.: C 1017.2. — id. 1728 und 1751 ib., vorh. ebenda: C 1018.2; 1019. 2. — id. 1731 ib. vorh.: Trier St. B.: G. 623. — 227 a) 1700. *Arte das Linguas Franceza & Portugueza.* Lisboa, Miguel Deslandes (8° nach No. 249, 1712 Bl. 3 v°). — 230 a) 1701. **Maunory.** *Gram. et Dict. fr. et esp.* Paris, Barbin. — id. 1704 ib., beide vorh.: Lyon. — 236) 1704 — id. 1710 ib. — id. 1722 ib.: *Manuductio ad ling. gall. . . . iterum resurgens . . . olim nota sub hoc nomine: essentia Linguae gall.* (12° 12 Bl. + 360 S.) Alle drei vorh.: Trier St. B.: G 433, 151, 313.

S. 70. 236a) 1705 *Essai de la Gram. Portugaise & Françoise, envers ceux qui scachants la Françoise veulent apprendre la Portug.* Lisboa, Pedroso Galrão [4⁰ nach: No. 249) 1712]. — 237) Schon 1701 ib. vorh.: Münster Akad.: Z² 101 (Streiche: id. o. J. u. O.). — id. 1717 ib. 4. Truck, vorh.: Trier St. B.: G 171. — 240) 1706 Paris noch: Dijon St. B.: 10310; Metz St. B.: F 673. — id. 1706 Bruxelles, noch: Bonn U.: Ca 317.

S. 71. 245) 1708 noch: Trier St. B.: G 172. — 247) 1714 noch: Trier St. B.: G 559. — id. 1723 noch: Bonn U.: Ca 317: Trier St. B.: G 164 — id. 1728 *Suite de la gr.... ou Traité de Poésie...* Bd. II: *prat. de l'eloquence,* noch Bonn: U.: Ca 317.

S. 72. 248) Keine eigentliche Gr., handelt nnr von Orthogr., Aussprache u. d. Gebr. d. Participia. — 249) id. 1712 A la Haye, Adrian Moetjens: *Gramm. françoise et portugaise...* (8⁰ 311 S.) Vorh.: Trier St. B.: G 177. — id. 1766, Lisboa (8⁰) vorh.: Bordeanx.

S. 73. 253) Erweiterte Fassnng von 248).

S. 74. 260) noch: Darmstadt Gh. B.: 1275. 1.

S. 75. 263) 1760 noch: Bonn U.: Ca 318. — 267) id. 1711 und 1740 Paris, 1712 und 1738 Brnxelles, sämtlich vorh.: Lyon — id. 1777. *En Leon de Francia,* P. Bruys et Ponthus (12⁰), vorh.: Bordeanx; Lyon — id. 1784 ib. (12⁰) vorh.: — 268) Schon: 1678 London; — id. 1740 Rotterdam, beide vorh.: Lyon — id. 1728 noch: Gotha H. B.

S. 77. 271) 1719 noch: Bonn U.: Ca 317.

S. 81. 300) id. 1737 Paris (8⁰) vorh.: Verdnn — id. 1740 ib. vorh.: Amiens — id. 1745 und 1749 noch: Darmstadt Gh. B.: C 1279.1; 1280. 1. — id. 1750 vorh.: Metz St. B.: L 1111.

S. 82. 300) 1773 und 1786 noch: Bonn U.: Ca 320. — 303) Es sind die Principia linguae Burgundicae (No. 266) in einer tentschen Kleidnng (der Vorrede nach) — 303a) 1734. *Le conducteur à la vraie connoissance de la langue fr. tiré de diverses gr. et dialogues fr. et all.* Wesel, D. von Bueghem (8⁰) vorh.: Bordeaux.

S. 83. 304) — id. 1754 ib. 4. Anfl. (8⁰) vorh.: Bonn U.: Ca 318.

S. 84. 313) noch: Bonn U.: Ca 317. — 314a) 1738. **De Rostrenen,** *L'abbé Gregoire. Gram. fr.-celt. ou fr.-bretonne.* Rennes, J. Vatar (8⁰) vorh.: Metz St. B.: P 870.

S. 85. 315a) 1739. *Méthode familière pour les petites écoles. Toul, L. et Etienne Rolin.* (8⁰), vorh.: Metz St. B.: K 1037.

S. 87. 323a) 1741. *Méthode pour apprendre à lire le Fr. & le Lat. par un sistème si aisé et si naturel, qu'on y fait plus de progrès en trois Mois qu'en trois Ans par la Méthode ancienne et ordinaire...* Paris, Charles Mœtte etc. (8⁰ 85 + 218 S. Dem Privileg nach vom Sieur **de Launay,** vgl. No. 119.) Vorh.: Amiens; Trier St. B.: G 184. — 330) 1743 noch: Bonn U.: Ca 317.

S. 88. 334) id. 1766 ib. *Dessaint et Saillant,* vorh.: Metz St. B.: L 1109. — 335) 1757 noch: Bonn U.: Ca 318.

S. 89. 339) noch: Metz St. B.: O 846.

S. 90. 340) 1747 Paris noch: Darmstadt Gh. B.: C 1285. 1; Dijon St. B.: 10320.

S. 91. 351) 1752 noch: Bonn U.: Ca 317.

S. 92. 352a) 1752. *Abrégé de Gram. Franç. à l'usage des Collèges de la Compagnie de Jésus. Revue corrigée et augmentée.* Namur, Pierre Lambert Hinne (8⁰ 94 S.). — id. 1770 ib. (Nach *F.-D. Doyen, Bibliographie Namuroise,* Namur 1887, No. 771. Vgl. No. 156a.) — 352b) 1752. *Gramm. franç. redigée en langue russe, suivie d'un recueil de mots français et russiens.* St. Pétersbourg (8⁰). Vorh.: Verdun. —

— 353a) 1752 **Dacosta**, I. *Gramm. nouv. franç., angl. et espagn. en 12 leçons dialogismes*... Bruxelles, Fr. Foppens (8⁰) vorh.: Nantes. — 355) 1753 noch: Bonn U.; Ca 318; Darmstadt Gh. B.: C 12861.

S. 93. 359) 1777 noch: Dijon St. B.: 10321.

S. 94. 359) id. 1826 ib., P. Maumus (8⁰ 548 S.), vorh.: Darmstadt Gh. B.: C 1290. 1. — 360) vorh.: Dijon St. B.: 10311. — 361) 1754 noch: Bonn U.: Ca 318.

S. 95. 371) id. 1767 ib. 4. ed. (8⁰) vorh.: Bonn U.: Ca 320. — id. 1769 ib. J. Barbou (12⁰), vorh.: Metz St. B.: Q 1082. — 372) id. 1761 ib. vorh.: Bordeaux.

S. 96. 380) noch: Bonn U.: Ca 319. — 381a) 1762 *La science des enfants... T. Ier (seul) contenant la Grammaire fr.* Amsterdam (12⁰ nach Frizon: *Catal. de la bibl. de Verdun:* 2933). — 382) id. 1764 Nizza, vorh.: Lyon. — id. 1768 Torino, vorh.: Bordeaux. — 384) 1763 noch: Bonn U.: Ca 319. — id. 1764 ib. 2. verb. Aufl. (8⁰), vorh.: ebenda. — 386) Schon: 1758 ib.: *Second ed.* (8⁰) vorh.: Bonn U.: Ca 319.

S. 98. 394) id. 1789 Madrid, Benito Cano 9. ed. (4⁰), vorh.: Nantes. — 395. 1721 noch: Bonn U.: Ca 321. — 395a) 1768. **Burel**. *Principes abrégés de la gram. générale et de la gram. fr.* Lyon (12⁰), vorh.: Lyon.

S. 99. 404) id. 1778 ib., Nyon (12⁰) vorh.: Bordeaux.

S. 100. 416a) 1774. **Corneille**, Louis. *Beknopte en klare Leerwyze der Fransche Taale. Tweede druck, vermederd etc.* Utrecht (8⁰), vorh.: Bonn U.: Ca 321. — 421) Anm. 1) Der Discours noch: Bonn U.: Ca 320.

S. 101. 424) Schon: 1771 Utrecht, J. van Schoonhoven & Comp. *Derniere éd. rev.* (8⁰ 10 Bl. + 460 S.) Vorh.: Trier St. B.: G 316. — 425) id. 1783 ib. Neue verm. Aufl.: *Akademische Übungen in d. fr. Spr.* (8⁰) vorh.: Bonn U.: Ca 321; Neisse G. — 426) 1776 vorh.: Bordeaux. — 432a) 1778. *Cours d'études à l'usage de l'Ecole militaire, comprenant: Petites gram. franç., lat. et grecque* Paris (12⁰) vorh.: Verdun.

S. 102. 436) 1782 noch: Dijon St. B.: 10321 bis. — 440) id. 1787 ib. vorh.: Nantes. — 440a) 1780. **Guedell**, P. *A New idiomatical Guide to the french and engl. languages.* Bath, I. Salmon (8⁰) vorh.: Nantes.

S. 103. 442a) 1781 **Cumerling**, Jean. *Nouv. gram. fr. Niewe frensche Spraakkonst etc.* Amsterdam, J. F. Rosart, (8⁰) vorh.: Nantes. — 443) 1781 vorh.: Nantes. — 446a) 1782. *Gramm. fr.-allem. reduite en tables à l'usage des dames.* Berlin, 2 vol. (8⁰) vorh.: Metz St. B.: I 939, vgl. No. 271, 339, 428, 429. — 446b) 1782. *Livre élémentaire pour apprendre à bien lire en fr. et pour apprendre en même temps les principes de la langue et de l'orthographe. Liege* (nach: De Thon, *Bibliogr. liég.* p. 680) — 447) 1782 Francf. noch: Bonn U.: Ca 321. [Angeb.: 1) *Le maître de langue 1783* (s. Anm.), 2) **Mulnier**, *Avis a M. le maître de l. en reponse à ses Leçons*... Berlin 1782 (vgl. 568)].

S. 104. 452) noch Bonn U.: Ca 321. — 453a) 1783. *French grammar.* Douay, Derbaix (1 vol. 8⁰) vorh.: *Boulogne sur mer.*

S. 105. 458) id. [1799] Koblenz, neue Buchh.: verb. und vermehrt v. **H. J. Beaury**. (8⁰ X + 400 + 161 S.) vorh.: Trier St. B.: G 557.

S. 106. 458) 1814. 5. Aufl. v. Lngino noch: Bonn: Ca 325 — 461a) 1784. **Guillard de Beaurien**, G. *Des inflexions des nomes et des verbes fr. et lat.* Bordeaux, Bergeret. (Nach: E. Féret, *Statistique générale de la Gironde III.* — 464) noch: Bonn U.: Ca. 322.

S. 109. 498) id. 1785 Rouen (nach A. Pluquet, *Bibliogr. du dép. de la Manche* S. 37.) — id. 1788 Paris (12⁰) vorh.: Verdun.

S. 110. 501a) 1789. **De Lairas**, *L'abbé. Grammaire et dictionnaire ou*

méthode philosophique qui concilie l'orthographe avec la Prononciation ... Paris (8⁰) vorh.: Lille. *Soc. des Sciences etc.*

S. 111. 515) Schon: 1790, vorh.: Darmstadt Gh. B.: C 1290/10.

S. 112. 520) noch: Darmstadt Gh. B. C 1290/10.

S. 113. 532a) 1793. **Trioch.** *Gramm. fr. en trois parties.* Nantes, Brun aîné (8⁰ 4 + 43 S. + 5 Tafeln) vorh.: Nantes.

S. 114. 537) id. 1820. Paris vorh.: Dijon St. B.: 10325 — id. 1818 Vic. Gabriel: *Supplément à la gr. de l'Homond précédé de cette même gr. par M. J. N. J.* Vorh.: Metz St. B.: Q 1083. (Vgl. Henry Murger, *Scènes de la vie de Bohème.* Paris 1888 S. 60: *Helas! pensa Rodolphe en la regardant, la pauvre enfant n'a guère de littérature. Je suis sûr qu'elle se borne à l'orthographe du coeur, celle qui ne met point d's au pluriel. Il faudra que je lui achète un Lhomond.)*

S. 115. 541a) 1795 *(an III de la rép.). Gramm. fr. à l'usage des écoles nationales, rédigée d'après le décret de la Convention nationale du 9 Pluviôse.* Beauvais, vorh.: Reims. Vgl. No. 555. — 546) 1795 noch: Bonn U.: Ca 323 — 546a). 1795. **Panckuocke,** *Ch. — Gram. élém. et mécanique à l'usage des enfans de 10—14 ans et des écoles primaires.* Paris, Pongin (8⁰ VIII + 67 S.) vorh.: Dijon St. B.: 10322.

S. 116. 555) — id. *an IV de la rép.* Douay. (8⁰ 124 S.)

S. 117. 560) 1821 noch: Bonn U.: Ca 325 — 562) 1801 noch: Bonn U.: Ca 323 — 1822 noch: Darmstadt Gh. B.: C 1291.

S. 118. 571) noch: Dijon St. B.: 10323.

S. 119. 578) id. *an VI.* Metz, Veronnais (12⁰) vorh.: Bordeaux.

S. 120. 587) *an VII.* Paris, Agasse. Vorh.: *Boulogne sur mer* — id. 1803 (*an XII*): *Abrégé de la gram. usuelle.* 3. éd. (8⁰) vorh.: Bonn U.: Ca 323.

S. 121. 597) *an VIII* noch: Trier St. B.: G 568.

S. 122. 602) *an VII* noch: Darmstadt Gh. B.: C 1293. 1.

S. 123. 621) Keine Grammatik, enthält nnr 18 Ansspracheregeln. Es muss aber c. 1543 erschienen sein, da nm diese Zeit Johann von Aich in Köln druckte, und da im deutschen Texte, nach gütiger Mitteilung von Dr. Nörrenberg, noch verschiedene Spracheigentümlichkeiten vorkommen, welche nach dieser Zeit in Drucken ziemlich verschwinden.

Franz Grillparzer über die französische Litteratur.

Am 15. Januar 1891 wird der 100. Geburtstag des österreichischen Dichters Franz Grillparzer gefeiert werden, welcher nicht nur durch eine Reihe tiefempfundener, eigenartiger Dramen und lyrischer Gedichte Anspruch hat, den Besten unseres Jahrhunderts zugezählt zu werden, sondern auch als Kenner und Beurteiler der französischen Poesie des klassischen und nachklassischen Zeitalters Beachtung verdient. War er doch nach Goethe der Erste unserer grossen deutschen Dichter, der gegen den einseitig scharfen Bannspruch Lessing's über Corneille, Racine und Voltaire sich auflehnte und eine sachliche Würdigung der besten Schöpfungen jener verfehmten Litteraturperiode, sowohl in geschichtlicher, wie in ästhetischer Hinsicht erstrebte. Wenn er als dramatischer Dichter sich zwar hie und da in Stoffwahl und Behandlung mit Shakespeare, Lope de Vega, Goethe und Schiller, aber sehr selten mit den französischen Dramatikern begegnet, so kommt dies daher, dass ihm die klassische Tragödie des *Siècle de Louis XIV.* und des Aufklärungszeitalters mit Recht für ein nicht nachahmenswertes Muster gelten konnte, er in Lustspielen sich aber nur vereinzelt versuchte und überdies die masslos hohe Schätzung des Lope de Vega seinen Sympathien für die französische Dramendichtung Abbruch that.

In der Jugendzeit Grillparzer's war die Kenntnis französischer Dichtung in Deutschland weit häufiger, als jetzt, wo selbst „Neusprachler“ ihre gänzliche Unbekanntschaft oder sehr relative Bekanntschaft mit Voltaire, Victor Hugo, Lamartine u. s. w. eingestehen müssen und die sog. Gebildeten ab und zu einmal einen Pariser Moderoman, am liebsten in einer der fabrikmässigen Verdeutschungen, lesen. Damals gehört die Lektüre französischer Autoren zur notwendigen Geistesnahrung und die Kenntnis der französischen Sprache gab allein Anspruch, zur „Gesellschaft“ gerechnet zu werden. Insbesondere waren die Wiener in ihrer

von dem übrigen Deutschland ziemlich abgeschlossenen Geistessphäre auf die modischen Schriften der Aufklärungsphilosophen Frankreichs angewiesen. Denn über die Meisterwerke Lessing's, Goethe's, Schiller's hatte die Zensurbehörde und Polizei einen strengen Bann gelegt, so dass dieselben erst im Jahre 1805, infolge der französischen Besetzung Wiens, allgemeiner zugänglich wurden, vorher war der gebildete Wiener, wenn er sich nicht mit der wenig zeitgemässen, heimischen Produktion begnügen wollte, hauptsächlich auf Fremdes angewiesen. Durch die zweimalige Eroberung Wiens (1805 und 1809) kam Grillparzer mit den Franzosen in unmittelbare Berührung und machte sich frühzeitig von den politischen und litterarischen Vorurteilen frei, welche gegen die Nation der kirchenfeindlichen Aufklärung und der zerstörenden Revolution bei den ordnungsliebenden Bürgern der deutschen Gross- und Kleinstaaten herrschten. Er lernte das Gute an ihr von dem Schlechten unterscheiden und fand, dass seine Landsleute mehr das Letztere, als das Erstere nachzuahmen suchten. Diesen Gedanken spricht er schon in einem kleinen Lustspiele aus der Zeit seines frühesten Jünglingsalters, *Wer ist schuldig* betitelt, aus. In dem erwähnten Stücke, wie namentlich in einem anderen Jugendversuche, der mehr in das Gebiet der *haute comédie* hineinreicht (*Seelengrösse* ist sein Titel), bemerken wir den Einfluss des früh gekannten und geschätzten Molière, besonders scheint die *Ecole des Femmes* auf Grillparzer einen nachhaltigen Eindruck gemacht zu haben.

Später sind die Spuren französischer Einwirkung selten. In dem Bühnenmärchen *Der Traum ein Leben* ist der Umriss der Handlung und der Hauptcharakter in seinen allgemeinsten Motiven der anmutigen, orientalisch angehauchten Erzählung Voltaire's: *Le blanc et le noir* entnommen, dagegen hat Grillparzer die biblische Erzählung über Esther in einem unvollendeten Stücke dramatisiert, ohne dass hier eine Anlehnung an Racine's gleichbetitelte Tragödie zu erkennen wäre.

In einer Hinsicht blieb das französische Tragödienschema doch von Bedeutung für Grillparzer's eigene dramatische Dichtungen. Mit Corneille, Racine und Voltaire hielt er im Wesentlichen an der Dreieinheitstheorie fest, erkannte zwar, wie schon Aristoteles, auf dessen Autorität jene vielbekämpfte Theorie zurückgeführt wurde, dass nur die Einheit der Handlung unbedingt erforderlich sei, bezeichnete aber die der Zeit und des Ortes als wünschenswerte Aggredienzien. Ohne Not, so sagt er ausdrücklich, solle der Dramatiker keine der drei Einheiten unbeachtet lassen und seine Stoffe so einfach wählen, dass ihre psychologische Ausgestaltung innerhalb eines beschränkten Zeit-

raumes denkbar sei und ein zu häufiger Orts- und Szenenwechsel vermieden werde. Diese Ratschläge hat er selbst in seinen Dramen thunlichst befolgt, ohne natürlich wesentliche Anforderungen der Kunst jener Aristotelischen Doctrin aufzuopfern. Wie Lessing, wollte auch er geistig frei innerhalb jener Schranken schalten und die Lehre des griechischen Philosophen, welcher die Handlungseinheit nachdrücklich betont, die des Ortes und der Zeit mehr als etwas herkömmliches, aber nicht unbedingt Wesentliches ansieht, nicht in jene Zwangsjacke der französischen Akademiker pressen, der selbst Corneille nur widerstrebend sich angepasst hatte. Aber fern lag es ihm, in dem Stagiriten eine Autorität zu bewundern, welcher in der Dramaturgie dieselbe Geltung gebühre, wie dem Euklid in der Geometrie, vielmehr erkannte er, in die Tiefen der Poesie mehr eindringend, als Lessing, die nüchterne, prosaische Kunstanschauung des Philosophen sehr scharfsinnig heraus. So wenig also die von der Richelieu'schen Akademie aufgebrachte und einem unabhängigen Geiste, wie Corneille, aufgenötigte Dreieinheitstheorie in ihrer mechanischen, das innerste Wesen des Drama einzwängenden Auslegung ihm zusagte, so vermied er doch einen gänzlichen Bruch mit Aristoteles' Poetik in der Weise Shakespeare's und jener „Stürmer und Dränger“ des XVIII. Jahrhunderts. Wie Racine und wie in den gereifteren Bühnendichtungen auch zumeist Goethe und Schiller es thun, wählte er seine dramatischen Stoffe so, dass die einfachere Charakterentwickelung innerhalb eines beschränkten Zeitmasses ohne psychologische Unmöglichkeiten denkbar blieb und dass die leicht konzentrierbare Handlung nicht ein unruhiges Hin- und Herspringen von einem Ort zum anderen nötig machte. Man kann also von ihm, wie von unseren beiden grössten Dichtern sagen, dass er „das Gesetz zu erfüllen, nicht aufzulösen“ gekommen sei.

Seine selbständige Stellung gegenüber Aristoteles und dessen französischen Interpreten hinderte ihn aber nicht an einer parteilosen Würdigung der formalen und inhaltlichen Vorzüge der klassischen Tragödie Frankreichs. Desshalb nimmt sein scharfer Tadel Lessing's, den er unter der Maske Friedrich's des Grossen (in dem Todtengespräch zwischen Voltaire und Friedrich), sowie in seinem eigenen Namen ausspricht, von der apodiktischen Verurteilung Corneille's und Voltaire's in der „Hamburgischen Dramaturgie“ seinen Ausgangspunkt.

Während uns infolge eines verkehrten Gymnasialunterrichtes die Hofdichter Ludwig's XIV. und der Oppositionsdichter der Frondezeit, Corneille, bekannter sind, als die weit einflussreicheren und bahnbrechenderen Vorkämpfer der französischen Aufklärung

oder die zeitlich am nächsten stehenden Dichter der romantischen und nachromantischen Periode, hatte sich Grillparzer gerade umgekehrt an den Aufklären, besonders an Voltaire, geschult und zu den zeitgenössischen Romantikern eine bestimmte, von scharfer Antipathie nicht freie Stellung genommen, während die sogen. Klassiker, mit einziger Ausnahme Molière's, ihm indifferenter blieben. Doch erkennt er mit einer Unbefangenheit, welche in jener Zeitrichtung einer masslosen oder gar heuchlerischen Schwärmerei für hellenisches Altertum doppelt beachtenswert ist, dass auch die französische Dichtung des XVII. Jahrhunderts für uns näher liegend, leichter verständlich und wertvoller sei, als die griechischen Tragödiendichter der Perserzeit und während der peloponnesischen Wirren. Hätte er nicht seine oft gehässige Abneigung gegen die Hauptvertreter der deutschen Romantik auch mannigfach auf Victor Hugo, Lamartine u. A. übertragen und Jean-Jacques Rousseau nicht, wie es scheint, lediglich nach verzerrenden Darstellungen beurteilt, so würden wir seinen zerstreuten Äusserungen über die französische Litteratur der Neuzeit dieselbe Tiefe und Objektivität nachrühmen können, wie den Aussprüchen Goethe's. So aber muss das Lob, welches wir im Ganzen auch Grillparzer's Schätzung der französischen Dichter erteilen dürfen, im Einzelnen manche Einschränkung erleiden.

Eine zusammenhängende Beurteilung, wie seinem Liebling Lope de Vega, hat übrigens Grillparzer keinem französischen Schriftsteller angedeihen lassen, wir sind auf eine Anzahl kurzer Notizen und gelegentlicher Meinungsäusserungen angewiesen, wenn wir seinen Standpunkt genauer feststellen wollen. Ausser den Rückblicken, die er in seiner Polemik gegen deutsche Romantiker und Tendenzdichter, zuweilen auf die gegenwärtige Litteratur Frankreichs wirft, haben wir besonders die aus seinem Nachlass herausgegebenen *Studien zur französischen Litteratur*, zerstreute Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1816—1861 (siehe *Grillparzer's sämtliche Werke*, Cotta 1887, Bd. XIV) in Betracht zu ziehen.

Zu bedauern bleibt dabei, dass diese Aphorismen erst mit Corneille beginnen, also jede Äusserung Grillparzer's über die in jener Zeit schon vielfach geschätzte Dichtung des mittelalterlichen Frankreich uns fehlt. Indessen aus seiner scharfen Polemik gegen die Erforscher und Bewunderer der mittelhochdeutschen Poesie können wir ungefähr schliessen, wie er sich zu der alt- und mittelfranzösischen Poesie gestellt haben würde. Nicht höher, als die Nibelungen und andere deutsche Volksepen, würde er das Rolandslied und die verwandten Poesien des karolingischen Sagenkreises geschätzt haben; wie die Gebr. Grimm und Uhland,

so würden ihm auch Diez und andere hochverdiente Philologen Deutschlands als Schulpedanten gegolten haben, deren Bewunderung für vergangene Zeiten der Dichtung ihm an falschen Voraussetzungen zu kranken schien. Für Grillparzer gibt es überhaupt kein mittelalterliches Volksepos, weil die Masse weder lesen noch schreiben konnte und die herumziehenden Sänger nur an den Höfen der Fürsten und Grossen weilten. Darum seien die Nibelungen z. B. nie in das Volk eingedrungen und desshalb von der Buchdruckerkunst lange Zeit unbeachtet geblieben. Seine Schätzung der ihm nur teilweise bekannten und zugänglichen mittelhochdeutschen Litteratur ist nicht ganz so absprechend, wie die Friedrich's des Grossen, denn man merkt wohl, dass der wahre Dichter sich auch in der einseitigsten Parteistellung nicht verleugnen kann, aber doch sehr an die vorurteilsvolle Meinung Boileau's über die französische Litteraturzeit vor Malherbe erinnernd. Wenn daher der grosse preussische König eine wertvolle Sammlung mittelalterlicher Volkslieder aus seiner Privatbibliothek „herausschmeissen“ wollte, da „solches Zeug“ höchstens auf die öffentliche Bibliothek gehöre, wo es Niemand läse, wenn er dieselbe Ausgabe dem Rektor Meierotto beinahe an den Kopf warf, so sind für Grillparzer derartige Volksgesänge doch so wertvoll, wie „die Blumen auf dem Felde, die in den Gärten aber zu Unkraut werden“. Ja, er tritt wenigstens einem Dichter der Staufenzeit, Walther von der Vogelweide, nicht ohne wärmere Sympathie nahe. Viel Neues und Schönes dürften wir aber von seinen Urteilen über die ältere französische Litteratur kaum erwarten, denn sie stand ihm schon nach der sprachlichen und geschichtlichen Seite noch ferner, als die ältere deutsche.

Der Tageslitteratur Frankreichs erkannte er dagegen manche Vorzüge vor der gleichzeitigen deutschen zu, namentlich, seitdem er im Frühjahre 1836 längere Zeit in Paris geweilt, die dortigen Theater besucht und für einzelne Bühnendichter und Bühnenhelden wärmere Sympathie gewonnen hatte. Ihm, dem entschiedenen Gegner alles dessen, was auf Tendenzpoesie hinauslief oder eine Verquickung der Philosoqhie und Poesie bedeutete, erschien das französische Drama weit mehr den Kunstforderungen entsprechend, als das deutsche, welches in erster Linie „lehren, nicht unterhalten“ wollle. „Wenn mich jemand belehren will“, meinte Grillparzer, „so sehe ich ihn mir vorher genau an.“ In der That waren selbst in dem französischen Lustspiele mit zeitgemässem und der Tagesströmung folgendem Inhalte die Anspielungen nicht so handgreiflich und prosaisch deutlich, wie in den Tendenzstücken der jungdeutschen Schule, die moralische Etikette nicht

so lesbar und sichtbar aufgeklebt, wie hier. Desto mehr kamen die dramatische Lebendigkeit und die vollendete Form zur Geltung, während in den deutschen Bühnendichtungen jener Zeit die tiefen oder wenigstens sentenziösen Gedanken häufig für die unkünstlerische, rohere Gestaltung entschädigen mussten. „Die neuesten Franzosen", bemerkt daher Grillparzer in einer Randbemerkung aus dem Jahre 1839, „verstehen wenigstens einen Stoff lebendig zu machen und stehen dadurch der Kunst immer näher, als die Deutschen derselben Periode, die den bestgewählten Stoff in der Ausführung töten." Als Punkte, worin es die französische Litteratur der deutschen vorausthäte, führt er ein Jahr vorher folgende an: Logik, Wärme, Natur, praktischer Sinn, Männlichkeit, nicht insofern sie dem Weibischen, sondern insofern sie dem Knabenhaften entgegengesetzt sei, denn weibisch und geckenhaft seien die Franzosen oft genug. Mitunter scheint sogar Grillparzer durch die zu hohe und einseitige Schätzung des Französischen ungerecht gegen die deutschen Geisteseigenthümlichkeiten zu werden, doch teilte er hierin die herrschenden Vorurteile des derzeitigen Liberalismus, der allem, was aus Frankreich oder England kam, schon aus diesem Grunde den Vorzug vor dem heimischen zuerkannte.

Man möchte glauben, seine Bekanntschaft mit den französischen Bühnenstücken in der trefflichen Darstellung der Pariser Theater habe seine von Jugend auf vorhandene Vorliebe noch gesteigert, indessen dazu war der Aufenthalt in der Seinestadt zu kurz, sein persönlicher Verkehr mit den dortigen Litteraturgrössen, von welchen er nur Alexandre Dumas Sohn genauer kennen lernte, zu gering. Vielmehr bemerken wir, dass sein günstiges Urteil über die classische Dichtung und die Aufklärungslitteratur Frankreichs auch nach 1836 unverändert, die ungünstige Meinung von den Romantikern in unverminderter Stärke bestehen bleibt.

Wie alle Menschen mit stark hervortretender Subjektivität und wie alle tiefinnerlich und wahr empfindenden Dichter, liess sich auch Grillparzer durch äussere Eindrücke nicht zu Meinungsänderungen oder gar zur Entsagung fest eingewurzelter Vorurteile bestimmen. Gesteht er doch einmal in den Noten zu seiner (1853 geschriebenen) Autobiographie, er halte gern an Lieblingsansichten fest, auch wenn er durch Gründe eines Besseren überwiesen sei. So können wir uns nicht wundern, wenn wir in seinen Bemerkungen über französische Dichter und Schriftsteller während der ganzen 45 Jahre, in denen sie aufgezeichnet sind, keine wesentliche Veränderung des Standpunktes bemerken.

In den Vorhof des klassischen Dramas der Franzosen führen

uns ein paar Betrachtungen über Corneille ein, deren absprechende Schärfe sich daraus erklärt, dass Grillparzer das Licht zu sehr nach der Seite Racine's verteilt und dass die zufällig hingeworfenen Notizen eben nur die Schwächen, nicht die Vorzüge des französischen Nationaldichters treffen. Denn, wie wenig er Corneille den Ruhm eines grossen und wahren Dichters streitig machen will, zeigt seine Polemik gegen Lessing's apodiktisches Urteil. „Dieser“, schreibt Grillparzer im Jahre 1852, nachdem er soeben die Rachel während ihres Gastspiels in Wien als Darstellerin klassischer Tragödien gesehen hatte, „ging in seiner Anfeindung soweit, dass er sich zu dem Ausspruche hinreissen liess, man möge ihm ein Trauerspiel des grossen Corneille nennen, das er nicht besser machen wolle. Wenn nun Lessing damit meinte: verbessern, so müssen wir ihm unbedingt Recht geben. Sollte er aber gemeint haben: von vornherein besser oder überhaupt nur ebenso gut machen, so mögen wir mit Recht daran zweifeln, schon aus dem einfachen Grunde, weil Corneille ein grosser Dichter war, Lessing aber, bei der Universalität seiner Richtungen, nicht.“ Die Erklärung für den Rückgang von Corneille's dichterischer Bedeutung findet Grillparzer darin, dass seine „spanischen, bewegungsvollen Stoffe“ sich nicht „in der vom Cardinal Richelieu octroyierten, durch die Alten sanktionierten und von Boileau fixierten mageren und engen Form“ hätten durchführen lassen. Auf diese Weise habe Corneille die Sicherheit der Geistesrichtung und die Fähigkeit, eigentlich französische Stoffe mit Feuer und Überzeugung auszuführen, verloren. Mit richtigerem historischem Verständnisse als Lessing, macht Grillparzer also nicht Corneille selbst, sondern die ihn bevormundende Akademie und den ihn meisternden Kardinal für die Missgeburt jener klassischen Stelzentragödie verantwortlich, die erst Racine's Genius dem allgemein Menschlichen nahe zu rücken wusste. Die oft kalte, gemütsleere und spitzfindige Rhetorik des aus dem Advokatenstande hervorgegangenen Dichters ist Grillparzer natürlich widerwärtig. So spottet er in einer Notiz d. J. 1817 über das vielzitierte, fast sprichwörtlich gewordene: „*Soyons amis Cinna*“, jenen effektvollen Redeübergang des Cäsar Augustus. „Bemerken wir“, sagt Grillparzer sehr treffend, „was unmittelbar vor diesen Worten hergeht. Wie August die Mit- und Nachwelt auffordert, auf ihn und seinen Sieg über sich selbst zu schauen. Es ist eine Erbärmlichkeit in dieser ganzen Stelle, die nur gefühlt werden kann. Überhaupt ist die ganze Art, wie August im Cinna eingeführt wird, das Unglücklichste, wozu die Notwendigkeit, fünf Akte herauszubringen, und die Wut, auf Stelzen zu gehen, je einen Autor verleitet hat. Wie jämmerlich,

dass August sich selbst seine eigenen Vergehen vorhalten muss, um sich das Verzeihen möglich zu machen, wie schrumpft die Götterfigur zusammen, in deren Munde das: *Soyons amis Cinna!* allein eine erhebende Bedeutung haben kann."

Da derartige Kunststückchen der Rhetorik in den auf den Cid folgenden Tragödien Corneilles immer häufiger werden und die abnehmende Dichterkraft trügerisch verhüllen sollen, so hat Grillparzer im ganzen Recht, wenn er findet, dass „jene Stücke des Corneille, welche die Franzosen seine Meisterstücke nennen, gerade, dem Wesen nach, die schlechtesten sind, wie dieser *Cinna* oder *Horace*." Für die letzteren mit all ihrem Wortgepränge und Sentenzenkram wolle er „keinen Groschen geben". Als Grillparzer so schneidend scharf sich gegen die französische Litteraturtradition aussprach, war er erst 26 Jahre alt, denn jene Äusserungen sind 1817 niedergeschrieben.

Einen ganz anderen Ton lässt Grillparzer erklingen, wo er zur Besprechung Racine's sich wendet. Selbst in der schwächsten aller von Racine geschaffenen Tragödien, in den „*Frères ennemis*", hebt er lobend den scharf durchgeführten Gegensatz zwischen dem stolzen Aristokraten Polynikes und dem heuchlerischen Volksfreunde Eteocles hervor, und die dramatischen Fehler des Stückes sind nach seiner Ansicht eine unvermeidliche Folge der „als unfehlbar überlieferten Theaterkonvenienz". Grillparzer erwähnt noch verschiedene Dramen des französischen Dichters ganz nebenbei und nicht immer zustimmend, um mit folgendem sehr anerkennenden Gesamturteil zu schliessen: „Racine, ein so grosser Dichter, als je einer gelebt hat, musste eben dafür büssen, an die Scheidegrenze des Mittelalters und der neueren Zeit hingestellt zu sein, wo die heroischen Leidenschaften des Mittelalters noch fortglimmten, indess ein schauprunkender König beschlossen hatte, keiner von ihnen Spielraum zu geben, als jener Minne, die durch Förmlichkeit längst zur Galanterie herabgesunken war. Fünfzig Jahre früher und der Dichter hätte all jene Tapferkeit, Hass, Blutrache, Herrsch- und Ruhmsucht in ihrer ursprünglichen Gestalt dargestellt; fünfzig Jahre später, und er hätte sie schon so abgeschwächt gefunden, dass er sich seiner Neigung für sanftere Empfindungen unbedingt hätte überlassen können. So aber finden sich jene herben Elemente in dieses süssliche Medium eingetaucht." Dieses gereifte, richtig zusammenfassende Urteil stammt aus dem Jahre 1840.

Von Racine geht Grillparzer zu Molière über, und lässt uns nur bedauern, dass er nichts Genaueres über den grossen Lustspieldichter sagt. Nachdem er über den *Misanthrope* in einer gewissen Anlehnung an Goethe's Auffassung gesprochen und über

den Namen Tartuffe eine wenig haltbare Etymologie aufgestellt hat, rühmt er an den frühesten Stücken Molière's die Empfindungs- und Gemütspoesie, die später, in Folge des Einflusses von Boileau und nach dem Vorgange der vielbewunderten klassischen Tragödie, der Verstandspoesie den Platz geräumt habe.

Über Voltaire, dessen religiöse Weltanschauung in vielen Punkten auch die Grillparzer's war, hat der letztere sich nur selten ausgesprochen, weil eine Parteinahme für den Urheber des „*Ecrasez l'infame*“ in dem Zeitalter der heiligen Allianz sehr misslich war. Wo er dies aber thut, macht er auch aus seiner Sympathie kein Hehl. So beklagt er in seiner für die neugegründete Wiener Akademie, deren Mitglied er war, geschriebenen Selbstbiographie, dass jedermann Voltaire schmähe, aber keiner ihn kenne, eine Bemerkung, die auf unsere Zeit noch mehr zutrifft, als auf das Jahr 1853. Desto ungünstiger und ungerechter kommt aber Voltaire's Antipode, Jean-Jacques Rousseau, fort. In einer Notiz aus dem Jahre 1822 nennt ihn Grillparzer den vollkommensten Egoisten und weist für diese Behauptung auf die bekannte Kinderaussetzung, auf das Verhältnis zu Therese Levasseur und auf das schroffe Benehmen der Welt und Gesellschaft gegenüber hin. Rousseau habe in dem Zustande eines durch seine Gedanken, nicht durch seine Empfindungen beherrschten Menschen gelebt und sich selbst getäuscht, wenn er sich für einen Empfindungs- und Gefühlsmenschen hielt. Neben dieser scharfen Kritik verschwindet der Tadel des letzten Buches der „*Confessions*“, welches Grillparzer nicht ohne Grund als den vorhergehenden weit nachstehend ansieht und gegen die Verletzung des Schamgefühles in manchen sinnlich-erregten Schilderungen der „*Nouvelle Héloïse*“. Grillparzer's Urteil über den Unglücklichen Verfolgten lässt aber nicht nur die historische Objektivität vermissen, sondern bewährt auch die Richtigkeit der Meinung, dass gleiche Pole sich abstossen, denn in mancher Hinsicht war der österreichische Dichter dem Genfer Philosophen geistesverwandt. Eine von den grössten Bewunderinnen und wärmsten Verteidigerinnen Rousseau's war M^me^ de Staël, auch sie hat das Schicksal, von Grillparzer sehr missfällig beurteilt zu werden. Über vieles, was er sagt, würde die gräfliche Schriftstellerin, welches uns neuerdings mit einem mehrhändigen Hymnus ihrer litterarischen Vorgängerin beschenkt hat, in lebhaftes Entsetzen verfallen. An der „*Corinna*“ tadelt Grillparzer „die Abwechslung zwischen warmen Gefühl und kaltem Verstand, wodurch der Verstand leicht warm, das Gefühl leicht kalt werde“, die übertriebene Bevorzugung der Landschaftsschilderung, welche „die Personen verschlinge“, und vor allem die wortreiche Redesucht der Heldin

des Romanes. Die Moral der „*Delphine*“, welche eingehender betrachtet wird, sei die „eines debouchierten Weibes“, welches Güte nnd Grossmut, aber nicht Enthaltsamkeit und Gerechtigkeit zeige, ausserdem lanfe die Tendenz des Romanes auf eine wohlfeile Verherrlichnng des „*empire de l'opinion*“ hinaus. Die „*dix ans de mon exil*“ seien ein übertriebenes, selbstsüchtiges Klagelied darüber, dass die Verfasserin „nicht mehr in den Zirkeln von Paris glänzen könne“. Einzelne Stellen und Vorzüge erkennt übrigens Grillparzer anch in der bitter geschmähten „*Delphine*“, die er mit Unwillen weggeworfen zu haben eingesteht, an.

An Casimir Delavigne's *Vêpres siciliennes* tadelt Grillparzer mit Recht die rein aktuelle Tendenz nnd den fanatischen Hass gegen die Besieger der Napoleonischen Macht, welche in dem Stücke sich so nnverhüllt kundgeben. Während Delavigne natürlich die an seinen Landslenten geübte Rachethat der Sizilianer verabscheue, empfehle er ein ähnliches Radikalmittel gegen die siegreichen Aliirten, deren Truppen zum Teil noch in Frankreich standen. Durch das Hineintragen der Zeitanspielungen sei ein grosser historischer Stoff verdorben und entstellt worden.

Von Victor Hugo's Schriften werden nur die vor 1834 erschienenen, insbesondere die stürmischen Jugendkundgebungen, berücksichtigt, anch wird nicht der Dichter, sondern der Kunst- und Theater-Reformer einer abfälligen Kritik unterzogen. Hugo's Grundsatz: *Le théâtre est une chose, qui enseigne et qui civilise* erfreut sich natürlich der Beistimmung Grillparzers, welcher alles Tendenziöse von der Dichtung fernhalten wollte, nur wenig. Auch die Vorliebe des Romantikers für Walter Scott, dessen Romanen unser Dichter den Rang poetischer Kunstwerke bestritt, findet Grillparzer's Beifall nicht. Als Lyriker habe sich Hugo, ebenso wie Lamartine, nach André Chenier gebildet.

Recht übel kommt der nach Hugo am ausführlichsten besprochene Romantiker Lamartine fort. Seine *Voyage en Orient*, (nm mit Grillparzer den Titel des Buches abzukürzen) sei der Endpnnkt seines Ruhmes. Die darin zur Schau getragene Religiosität sei „ein schwächliches Bedürfnis des Herzens, statt eines starken Emporhebens des ganzen Menschen.“ Die Form der Reiseschilderung habe Lamartine nnr gewählt, weil für ein Epos seine Dichterkraft nicht ausgereicht hätte nnd lyrische Gedichte ihm nach so viel voraufgegangener Reklame zu nnbedeutend erschienen wären. *Jocelin* nennt Grillparzer „zu viel des Unsinns und bare Prosa“. Die Naturschilderungen seien „ohne Anschaulichkeit und verworren“, der Gottesbegriff „nur aus der Religion entlehnt, nicht vom Gefühl und Phantasie geschaffen“. Lamartine's Religiosität erschien ihm nach dieser Probe als „eine Art

geistiger Bankrutt, eine Insolvenzerklärung der menschlichen Natur“, sie sei „widrig“, während „Chateaubriand's Abgeschmacktheit doch etwas Gesteigertes“ habe. In *La chute d'un ange* findet Grillparzer Spuren eines dichterischen Wahnsinnes, Albernheit und Abgeschmacktheit in reichem Masse, gute Einfälle und Gedanken desto seltener.

Vom rein ästhetischen Standpunkt kann man diesem Verdikte in sehr ermässigter Form grossenteils beistimmen, aber die französische Romantik in ihrem gährenden Aufschäumen und ihrem ruhelosen Anstürmen gegen die von Alters her geltenden Kunstgesetze verträgt eben eine ausschliesslich ästhetische oder rein künstlerische Würdigung nicht.

Einige der jetzt vergessenen *dii minorum gentium* der damaligen französischen Litteratur werden von Grillparzer noch kurz besprochen, doch haben seine Bemerkungen in diesem Falle so wenig Interesse, wie die Dichter, denen sie gewidmet sind.

Am beachtenswertesten erscheinen uns die Urteile Grillparzer's über die französische Dramatik des XVII. Jahrhunderts, besonders seine Verteidigung derselben gegen Lessing's überscharfe Polemik und gegen die geringschätzige Meinung der gegenwärtigen Generation, welche z. B. eine Rachel bedauerte, weil sie ihre hohe Darstellungsgabe an „schlechten“, d. h. an klassischen Stücken verschwende. Von der objektiveren und mehr historischen Beurteilung dieser durch Lessing's Einfluss in Missachtung gesunkenen Litteraturperiode können auch „viele Lehrer der deutschen Sprache, welche ohne weiteres über eine französische Tragödie aburteilen, obgleich sie selbst keine Zeit gefunden haben, sie auch nur flüchtig zu lesen“ (A. Rambeau, *Zs. f. neufr. Spr. u. Litt.* X, 49) manches lernen.

R. Mahrenholtz.

Druck von Erdmann Raabe in Oppeln.

Druck von Erdmann Raabe in Oppeln.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Littera[tur]

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Akademie zu Münster i W. Professor a. d. Universität zu Greifs[wald]

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens und **Dr. H. Kœrting**
a. o. Professor a. d. Universität zu Jena. Professor a. d. Universität zu Leip[zig]

Band XII, Heft 2.
Der Referate und Rezensionen
erstes Heft.

Oppeln und Leipzig.
Eugen Franck's Buchhandlung
(Georg Maske).
1890.

Ausgegeben am 30. Mai 1890.

INHALT.

Referate und Rezensionen.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Akademie zu Münster i. W. Professor a. d. Universität zu Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens und **Dr. H. Kœrting**
a. o. Professor a. d. Universität zu Jena. Professor a. d. Universität zu Leipzig.

Band XII.
Zweite Hälfte: Referate und Rezensionen etc.

Oppeln und Leipzig.
Eugen Franck's Buchhandlung
(Georg Maske).
1890.

INHALT.

Referate und Rezensionen.

Miszellen.

Referate und Rezensionen.

Paris, Gaston, *La littérature française au moyen âge (XIe—XIVe siècle).* Paris, 1888. Librairie Hachette et Cie. VII u. 292 S.

Kein Sachkundiger wird auch nur einen Augenblick darüber in Zweifel sein, dass nicht leicht ein Zweiter wie G. Paris dazu geeignet sei, eine Geschichte der französischen Litteratur im Mittelalter zu schreiben, da er sich das Anrecht und den Beruf zur Lösung dieser Aufgabe durch eine stattliche Reihe hochgeschätzter Detailarbeiten in seltenem Masse erworben hat. Man wird sich ihm also ohne Bedenken als Führer auf diesen vielverschlungenen Pfaden anvertrauen können und das Werk eines solchen Meisters zur Anzeige bringen, wird meist darauf hinauskommen, dass man seiner grossen Gelehrsamkeit, seiner tiefen Forschung, seiner staunenswerten Beherrschung des ungeheueren Materials in der ausgiebigsten Weise Lob spendet. Nur über die Anordnung und Auswahl des Stoffes über die Art der Mitteilung, kurz über die Methode des Werkes wird man ohne Unbescheidenheit ein Urteil abgeben dürfen.

Der Verfasser spricht es in der Vorrede unumwunden aus, er habe sein Buch nicht für seichte Schöngeister und litterarische Feinschmecker, die an den Kunstwerken nur herumnaschen, geschrieben, sondern für jene, die an eine ernste, stetige wissenschaftliche Arbeit gewöhnt sind. Er verzichtet darauf geradezu, ein speziell populäres Werk zu schaffen, dagegen will er allerdings dem Anfänger der Fachwissenschaft das Rüstzeng und die Behandlungsweise seiner Disziplin übermitteln und selbst darauf nicht verzichten, auch den ausserhalb des Faches Stehenden, die ihm unverdrossen folgen, hohen Gewinn und Vertiefung ihres Wissens daraus erwachsen zu lassen. Wir tragen kein Bedenken, zuzugeben, dass ihm auch das Letztere trefflich gelungen,

möchten aber nach dieser Richtung denn doch eine Aussetzung machen. Wir hätten nämlich gewünscht, dass die Inhaltsangabe der bedeutenderen Dichtungen epischen Charakters etwas reichlicher ausgefallen wäre. Wir übersehen nicht, dass die Sprödigkeit des Stoffes dies erschwert, dass ferner der Umfang des Buches dadurch sehr angewachsen wäre und dass gerade jene gedrungene Kürze, die dem gebotenen Reichtum das knappste Gewand zu geben versteht, und die dem Leser viel zu denken gibt, ohne ihn jemals durch Unklarheit zu verwirren, einen Hauptvorzug des Buches bildet. Nichts desto weniger konnten wir den ausgesprochenen Wunsch nicht unterdrücken, selbst wenn das Volumen des Buches dadurch auf das Doppelte gestiegen wäre. Man kann doch dem Lernenden nicht zumuten, dass er z. B. den Inhalt des *Ami et Amile* oder *Éracle* kenne. Überdies wären dadurch auf der atembeklemmenden Wanderung durch diesen unvermeidlichen Wust von Namen und Zahlen einige wohlthuende Ausruhbänke geschaffen worden. Dass der Verfasser auf die Ökonomie des Raumes den grössten Wert gelegt hat, ersieht man auch daraus, dass er — und dafür wird man ihm nur Dank wissen — auf eine erschöpfende Bibliographie verzichtet und alle Mühe darauf verwendet, dem Anfänger die richtige Fährte zu zeigen und ihn auf Sammelwerke und Zeitschriften, auf das Beste, das Neueste zu verweisen, was er eben ersprieslich benützen kann. Die Gliederung des Stoffes hält der Autor selbst für mehr praktisch als streng wissenschaftlich und weiss, dass dagegen Einwendungen werden erhoben werden. Er verspricht dafür in der nächsten Auflage ein chronologisches Verzeichnis der französischen Schriftwerke des Mittelalters folgen zu lassen. Er führt seine Geschichte nur bis zum Jahre 1327 und motivirt dies damit, dass dieser Zeitpunkt thatsächlich eine neue Epoche in der französischen Litteratur eröffnet. Dem vorliegenden auch sehr entsprechend ausgestatteten Bändchen werden drei weitere *(Grammatik der altfr. Spr., Morceaux choisis* und ein *Lexikon)* folgen. Es ist selbstverständlich, dass alle Beteiligten dem Erscheinen derselben mit freudigster Spannung entgegensehen.

Wir gestatten uns nur noch, einige wenige aphoristische Notizen in ganz unmassgeblicher Weise vorzubringen, die geringfügig und kleinlich erscheinen mögen, die aber doch möglicherweise ein Scherflein zur Vervollkommnung des Buches beitragen können. Wenn es (S. 2) heisst: *Chlodovech, plus tard Chilpéric, Dagobert mirent déjà à Paris le siège de la royauté et en firent ainsi le centre des provinces septentrionales de la Gaule*, so ist diese Behauptung nur insofern sie Dagobert betrifft richtig, da

Chlodwig die Residenz und damit den Schwerpunkt seiner Macht von Tournay auf das eroberte Gebiet nach Soissons verlegte und Chilperich bei der Teilung seines Vaters Chlotar I. nicht Aquitanien und Paris (dies erhielt Charibert), sondern Armorica und das salische Land südlich vom Kohlenwald mit Soissons (Neustrien) erhielt. — Es sollte (S. 46) doch ersichtlich gemacht werden, dass *Jourdain de Blaie* in einem gewissen Sinne die Fortsetznng und das Gegenstück von *Ami et Amile* bildet, insofern in ersterem die Epigonen des letzteren auftreten, und während das letztere die Freundestrene so das erstere die Unterthanentreue verherrlicht. — Nicht einmal das, was Paris (S. 52) als historischen Kern der Rolandssage herausschält, ist historisch. Geschichtlich sichergestellt ist allerdings der Zeitpunkt dieses Scharmützels, der 15. Angnst 778, ans einer noch erhaltenen Grabschrift des Seneschals Eggihard; der Ort aber des Kampfes ist unbekannt und nur die Sage verlegt ihn nach Roncevaux. Dass gerade dieser verhältnismässig unbedeutende Zug Karls nach Spanien eine so reiche Sagenbildung veranlasste, erklärt man sich richtig damit, dass er an Karl Martells Sieg bei Poitiers erinnerte und die Bedeutung des letzteren auf Karl den Grossen übertragen wurde, wie ja anch der Umstand, dass Karl ein natürlicher Sohn Pipins „von Heristal" gewesen, auf Karls Abstammnng von Pipin d. Kurzen übertragen wurde. Zur Verwechselnng der Basken mit den Sarazenen (S. 53) war zu bemerken, dass die Sage alle Gegner Karls d. Gr., die Araber, Longobarden und Sachsen in Sarazenen nmwandelt. Ganelon, Rolands Stiefvater, hasst Roland anch darum, weil Ersterer anf Rolands Antrag zu Marsile gesandt wurde, eine Mission, bei der er sein Leben einznbüssen fürchtete. — Der Weltgeistliche Conrad (S. 57) schrieb das Rolandslied zuerst lateinisch und erst dann in dentschen Versen für Heinrich d. Stolzen. — Guillaume, der Sieger an den Ufern des Orbien, wurde nicht 790 (S. 63), sondern schon 789 zum Grafen von Toulouse ernannt. — Die Fableaux *Brunain la vache au prêtre, les Deux Chevaux, le Convoiteux et l'Envieux*, die (S. 115) bei Paris in bestimmter Weise Jean Bodel zugeschrieben werden (er stützt sich dabei wohl auf Leclerc H. L. XXIII, 153), dürften wohl eher Jean de Boves angehören. (Vergl. *Beiträge zur Kenntnis der altfr. Fabliaux* von Oskar Pilz, S. 3). Dagegen ist der *Aristote* des Henry d'Andeli mit Recht als *Fablel* bezeichnet (S. 115), obzwar ihn der Verfasser selbst ein *Lai* nennt. — Jean Molinet's sonderbare Idee, den Rosenroman „in's Moralische" zu übertragen (S. 172) und ihm eine christlich-mystische Tendenz zu unterlegen, erinnert stark an die analoge Behandlnng des biblischen „*Lied der Lieder*".

— Während Paris die *Sermon de St. Bernard-Übersetzung* als frühestens ans dem XIII. Jahrhundert herrührend annimmt (S. 222), nimmt W. Foerster an (*Litt. Zentralbl.* 1885, Nr. 32), dass sie bereits dem Ende des XII. Jahrhunderts angehöre und weisst nach, dass Kutschera's Versuch, das Jahr 1207 als dasjenige der Übersetzung aufzustellen, misslungen ist. — Druckfehler fielen uns folgende anf: S. 226 ist bezüglich des *Vrai anneau* auf § 149 verwiesen, während es richtig § 150 heissen sollte. — In der *Table alphabétique* ist bezüglich der *Fableaux* (S. 280) fälschlich auf S. 192 verwiesen, ebenso (S. 281) bei dem Schlagworte *Girard d'Amiens* auf § 67.

J. Frank.

Wehl, Feodor, *Aus dem früheren Frankreich.* Kleine Abhandlungen. Minden, 1889. J. C. C. Bruns' Verlag. 350 S. 8⁰.

Der dem verstorbenen Dichter und Theaterleiter F. Wehl öfter gemachte Vorwurf der Abneigung gegen die französische Litteratur wird durch das oben angeführte Buch vollkommen widerlegt. Dasselbe enthält sieben Abhandlungen über die litterarischen nnd politischen Verhältnisse Frankreichs mit besonderer Berücksichtigung des XVIII. und XIX. Jahrhunderts. Überall strebt W. nach eingehender, sachlicher Schilderung, vermeidet einseitige, scharfe Urteile und stützt sich zumeist auf französische Berichte.

Nr. I, *Französische Frauenbriefe* betitelt, gibt auf fast 120 Seiten einen anziehenden, gewandten Überblick der französischen Brieflitteratur von Margareta von Navarra's Tagen bis zur Zeit M^me^ de Staël's. In den Hauptpunkten lehnt W. sich hierbei an Eugène Crépet's Buch: *Le Trésor épistolaire de la France* an. Mit besonderer Wärme rühmt er Maria Stuart's zahlreiche Briefe; hier vermögen wir ihm weniger beizustimmen, als in dem Lobe, welches er den Korrespondenzen einer Sévigné, Staël u. a. erteilt.

Nr. II, *Ludwig XVI.* sucht das Leben und Leiden des unglücklichen Fürsten durch einen Hinweis auf bekannte Thatsachen und Vorgänge zu schildern und die Katastrophe, welche über ihn und seine Dynastie hereinbrach, begreiflich zu machen. Bei umfassenderen Quellenstudien würde W. allerdings manches in anderem Lichte erblickt und über Marie Antoinette günstiger, über die Revolutionsbewegung der Jahre 1789—93 viel schärfer geurteilt haben. Treffend erscheint uns die Bemerkung: Ludwig XVI.

habe wie ein Mann mit zwei linken Händen überall ungeschickt zugegriffen.

An dieses circa 46 Seiten umfassende Charakterbild schliesst sich eine Würdigung Robespierre's, welche die Mitte zwischen Lob und Tadel hält und eher zu wohlwollend, als zu streng ist. Am Schluss teilt W. ein empfindungsvolles Gedicht des Schreckensmannes, das der *Figaro* einst ans Licht zog, in deutscher Übersetzung mit. Wir sind nicht in der Lage, Robespierre's Autorschaft festzustellen. Das erwähnte Poëm hat der ganzen Abhandlung den Titel *Robespierre als Dichter* verschafft.

Wichtiger erscheint uns die vierte Abhandlung: *Das Julikönigtum und Guizot*, weil hier W. aus zeitgenössischen, sowohl französischen wie deutschen Mitteilungen schöpft. Die Auffassung des pseudoliberalen Staatsmannes stimmt meist mit der herkömmlichen überein (s. S. 183—224).

Nr. V. *Frankreich und seine Kaiserreiche* sucht in der Beurteilung Napoleons I. und III. eine vorsichtige Mitte zwischen dem Urteile eines Lanfrey und Delord und den Lobsprüchen der cäsarisch gesinnten Geschichtsschreiber zu halten. Vom Chauvinismus, dem nach 1870 auch bei uns die Rasch u. Co. verfielen, hält sich dieser, offenbar unter dem Eindruck des glorreichen Krieges geschriebene Essay glücklicherweise frei (s. S. 227—270).

Die sechste Abteilung *Ein französischer Dichter (Alfred de Vigny) und sein Tagebuch* ist, der geringen Bedeutung des Gegenstandes entsprechend, kürzer gehalten, bietet aber in Einzelheiten manches Anziehende und weniger Bekannte.

Der letzte Essay *Aus dem Pariser Zigeunerleben der Kunst* (S. 287—350) ist in sachlicher Hinsicht der wertvollste, weil W. in seinen Charakteristiken Mürger's, Huet's, Carrel's, Véron's, Claretie's, der Rachel u. a. aus unmittelbaren Studien und Eindrücken schöpfen konnte. Die Darstellung ist hier eine ungemein fesselnde und lebhafte.

Verhältnismässig wenige Ungenauigkeiten in den fünf ersten Abhandlungen erklären sich aus der Abhängigkeit des Autors von französischen Parteidarstellungen und aus der Bestimmung des Buches für weitere Leserkreise, die mehr Anregung und Unterhaltung, als Belehrung und Vertiefung suchen. Jedenfalls wird diese Sammlung zerstreuter Abhandlungen den Freunden und Verehrern des vor kurzem dahingeschiedenen Dichters ein liebes und wertes Erinnerungszeichen sein.

R. Mahrenholtz.

Rahstede, H. Georg, *Studien zu Larochefoucauld's Leben und Werken.* Braunschweig, 1888. C. A. Schwetschke & Sohn (E. Appelhans). VIII, 184 S. 8⁰ nebst einer Stammtafel des Hauses Larochefoucauld.

Von dem Verfasser der Studie *La Bruyère und seine Charaktere* (Oppeln, Eugen Franck), dem fleissigen Übersetzer von Jan ten Brinck's *Zola* (Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn) liegt nns heute eine neue Arbeit vor, welche das Interesse des Verfassers für Larochefoucauld darthut. An mühsamen Studien und an Sammeleifer hat es Rahstede, wie anzuerkennen, nicht fehlen lassen, hat doch sogar der Chef der Seitenlinie des Hauses Larochefoncauld, der Herzog von Bisaccia, die Arbeit dadurch nnterstützen lassen, dass er durch seinen Gouverneur C. Reichenbach in Paris einen ausführlichen Stammbaum (S. 133—139) der Familie Larochefoucauld ausarbeiten liess. Dass Rahstede auch gründlich die auf deutschen Bibliotheken vorhandene Litteratur benutzte, bezengt die Vorrede. In Kap. I gibt der Verfasser einen Abriss der Lebensgeschichte Larochefoucauld's (S. 1—62), Kap. II bespricht sein schriftstellerisches Wirken und das Entstehen seiner Werke (S. 63—81); Kap. III stellt dar, wie Larochefoucanld's Persönlichkeit und schriftstellerische Leistungen von den Zeitgenossen beurteilt wurden (S. 82—102); Kap. IV bringt die Kritik der modernen Kritik der Schöpfungen Larochefoucauld's (S. 103—118). Ein reichhaltiger Anhang (S. 119—184) bietet zunächst Anmerkungen zu den einzelnen Kapiteln, sodann eine Stammtafel des Hauses Larochefoucanld nach Tallement des Réaux und die schon erwähnte von Reichenbach, ferner einen Brief des Chevalier de Meré an M^{me} la Duchesse de ***, ein *Portrait du duc de Larochefoucauld par le Cardinal de Retz* (S. 144—145), um mit einem ausführlichen Verzeichnis der benutzten Litteratur und einer Larochefoucauld-Bibliographie zu schliessen. Anzuerkennen ist, dass Rahstede späteren Forschern eine Menge nützlichen Materials beigebracht hat. Wogegen sich aber die Kritik allen Ernstes verwahren muss, das ist die Art der Darstellung. Abgesehen von allznhäufigen Zitaten fehlt dem Ganzen Straffheit der Anlage und Knappheit der Sprache. Merkt man auch anf jeder Seite, wie liebevoll der Verfasser sich in jene Zeit hineingelebt hat, wie freudig er jedes Wort begrüsst, das neues Licht über seinen Helden ihm nnd seinen Lesern bringen könnte, so ist es eben doch leider diese naive Freude, die ihn seinen Gegenstand allzubreit darstellen und anstatt einheitlich fortzufahren, ihn häufige Seitensprünge machen lässt. Eine nicht nnbeträchtliche Anzahl von Inkorrektheiten, Trivialitäten im

Ausdruck dürfte der Leser damit entschuldigen, dass wir es in dem Verfasser mit einem Ausländer zn thun haben, dessen Bemühungen, in deutscher Sprache zu schreiben, noch nicht ans Ziel gelangt sind. Drei weitere Studien stellt der Verfasser in Aussicht: über Vauvenargnes, über Duclos und über Diderot als Romanschriftsteller. Möchte der mit Hingebung arbeitende Schriftsteller durch straffe Disposition nnd knappen, kürzeren Ausdruck dieselben zu recht erfolgreichen für sich nnd die Wissenschaft gestalten. E. Hönncher.

Hatin, E., *Le Journal* (69. Band der *Bibliothèque utile*). Paris o. J., Félix Alcan. 192 S. 16⁰. Preis gbd. M. 0,80.

Die *Bibliothèque utile* ist ein Unternehmen, wie es in Deutschland noch fehlt, weil es einmal bei den teuren Bücherpreisen nnd der Teilnahmslosigkeit kaufkräftiger Kreise nicht gedeihen könnte, und weil leider sachkundige deutsche Fachmänner eine volkstümliche Darstellnng ihrer Forschungen als eine Herabwürdigung anzusehen pflegen. In Frankreich ist es anders. Kein Gelehrter, kein Schriftsteller dünkt sich zn hoch, um gemeinverständlich zu schreiben nnd Kompendien zusammenzustellen. So treffen wir denn unter den Mitarbeitern an der *Bibliothèque utile* Männer wie Pelletan, P. Secchi, den Präsidenten Carnot, E. Zevort, P. Gaffarel und den hochgelehrten Verfasser der achtbändigen *Histoire de la Presse en France* (Paris, 1859 bis 1861). Hatin, anch als Bibliograph geschätzt, hat im vorliegenden Büchlein einen Auszug aus seinem grossen Werke und eine Umarbeitung seiner *Histoire du Journal en France* (Paris, 1846, 2. Aufl. 1853) gegeben. Er schildert in kurzen Zügen die Uranfänge des Zeitnngswesens, das Aufkommen der *Gazette de France* des Arztes Renandot (1631) nnd die überaus langsame Entwickelung der französischen Presse bis zur Revolution, ohne die *Journaux interlopes*, die *Nouvelles à la main* ausser acht zu lassen. Der zweite Abschnitt stellt in überaus prägnanter, mit zahlreichen Zitaten gezierter Form die Riesenfortschritte der Presse nnter den sieben Regierungen dar, welche in diesem Jahrhundert Frankreich beglückt haben. Kein bedentender Name fehlt in der Aufzählung. Das anziehende Schriftchen schliesst mit einem Überblick über Zeitnngswesen im Ansland, besonders über Zeitungen englischer Zunge nnd mit einer trefflichen Darstellung heutiger Zeitungstechnik. J. Sarrazin.

Winneberger, Oskar, *Über das Handschriftenverhältnis des altfranzösischen Guy de Warwick.* Marburg, 1889. 49 S. 4⁰ (Marburger Dissertation).

Winneberger's Arbeit ist eine Ergänzung zu Tanner's Dissertation *Über Alter und Geschichte der Sage von Guy de Warwick* (Heidelberg 1877) und eine Erfüllung dessen, was er uns in einem früheren Aufsatze: *Eine Textprobe aus der altfranzösischen Überlieferung des Guy de Warwick* versprochen hatte, der 1887 in den *Frankfurter Neuphilol. Beiträgen* (S. 86—107) erschienen war.

Von den 13 Handschriften des *Guy de Warwick* haben dem Verfasser vollständig vorgelegen die Wolfenbüttler Hs. (G.), die Pariser (P — ms. fr. 1669) und die eine Londoner (A — College of Arms 27). Von den anderen Handschriften standen ihm, soweit sie nicht schon selbst fragmentarisch erhalten sind, nur Bruchstücke zu Gebote, die zum Teil schon gedruckt sind. Es sind die Cambridger (C — C.C.C., Ms. Bennet 50. 6), die andere Londoner (R — Br. Mus., Reg. 8 F. IX), die Oxforder (O — Bodl., Rawlinson 1370), die zwei Oxforder Fragmente (F) und eine dritte Londoner (H — Br. Mus., Harl. 3775, 2). Diesem Stande entsprechend nimmt die Untersuchung der Handschriften G P A, die der Verfasser als zu einer Gruppe gehörig erweist, den meisten Raum in der Arbeit ein (S. 4—30), während die anderen C R O F kürzer behandelt werden (S. 31—40). Hierauf wird das Verhältnis der Gruppen G P A und C R O F besprochen und durch einen Stammbaum veranschaulicht (S. 40—42). Es folgt im V. Kapitel (S. 42—46) ein Versuch, auf Grund nur geringen Materials die Stellung der Handschrift H zu bestimmen, und schliesslich auf Grund nachträglich eingegangener Kopien ein gleicher Versuch mit den Handschriften J (Fragment) und M (Marske Hall, Yorks.).

Der Verfasser hat seine Untersuchung mit methodischem Geschick durchgeführt, und mit seiner Gruppierung kann man sich, soweit sich seine Gründe aus der Arbeit selbst nachprüfen lassen, wohl einverstanden erklären. Ein Herausgeber des *Guy de Warwick* wird die Arbeit mit Freuden begrüssen. Ob freilich die geringen Proben aus der Gruppe C R O F H J M genügen können, um das Verhältnis dieser Handschriften sicher zu entscheiden, vermag ich nicht durchaus zu bejahen. Nach meiner Erfahrung zeigt eine Handschrift nicht immer ein einheitliches Gepräge, weil z. B. die Mundart des Schreibers oft sich nur schwer der Mundart der Vorlage anpasst.

Der Rvd John E. A. Fenwick in Cheltenham hat übrigens

als Neffe des Sir Ths. Phillipps dessen Bibliothek geerbt, unter der Bedingung, dass er sie nie veräussere. Dass er aus ihr Kapital zu schlagen bemüht ist, kann man ihm nicht verdenken. Freilich könnte die entrance fee niedriger sein. Der Rvd und die Wissenschaft würden sich dabei besser stehen.

M. F. Mann.

Bourciez, E., *Précis de phonétique française ou Exposé des lois qui régissent la transformation des mots latins en français.* Paris, Klincksieck, 1889. kl. 8⁰. 123 S.

Zur Zeit, wo wir diese Zeilen schreiben, liegt uns bereits eine eingehende Besprechung des anzuzeigenden Buches durch G. Paris vor (*Romania* 1889, S. 583 ff.), die uns enthebt, auf dort gerügte Einzelheiten auch unsererseits einzugehen. In unserem Gesamturteil stimmen wir durchaus mit G. Paris überein: Der Abriss Bourciez' erfüllt auf vortreffliche Weise seine Aufgabe, Anfänger in das Studium der historischen französischen Grammatik einzuführen, ihnen einen kurzen, ausführliche wissenschaftliche Erörterungen vermeidenden Überblick über das Verhältnis des neufranzösischen Lautstandes zum lateinischen zu geben. — Die Behandlung der Lehn- und Fremdwörter wird, als in des Verfassers Thema nicht gehörig, unterlassen; nur gelegentlich werden Erscheinungen von Lehnwörtern zur Sprache gebracht, um die lautgesetzliche Entwickelung der Erbwörter dadurch um so deutlicher hervortreten zu lassen.

Unseren besonderen Beifall zollen wir der Anordnung des Werkchens. Bei Behandlung des Vokalismus werden zwei Kapitel vorausgestellt, in denen die Rolle des lateinischen Accents, die volkslateinische Qualität der Vokale und deren Beeinflussung durch die benachbarten Laute geschildert werden. Die hier gegebenen Beobachtungen bilden die Grundlage zu den später bei Vorführung der einzelnen Vokale beobachteten Unterabteilungen. Bei Besprechung des Accents empfinden wir als Lücke die fehlende Unterscheidung der Vortonsilben in nebentonische und unbetonte. Wenigstens macht B. nicht darauf aufmerksam, dass die Erhaltung der Vokale in den ersten Wortsilben die Wirkung eines, wenn auch oft sehr schwachen Nebentones ist, ihr Untergang an nicht erster Stelle unmittelbar vor dem Hauptton die Folge ihrer Tonlosigkeit. Auch hätte die Behandlung des unbetonten Vortonvokals mit der des unbetonten Nachtonvokals kurz in Parallele gestellt werden sollen. Inbezug auf die Anordnung der Vokale freuen wir uns, B. mit uns darin

übereinstimmen zu sehen, dass er von der traditionellen Reihenfolge derselben *(a, e, i, o, u)* abgeht und die zweckmässigere und phonetisch richtigere Reihenfolge *i, ẹ, ę, a, ǫ, ọ, u* aufstellt. Eine Inkonseqnenz finden wir aber darin, dass hier bei den Vokalen mit dem Laute begonnen wird, der am meisten vorn im Muudraume artikuliert wird, während bei Behandlung der Konsonanten das nmgekehrte Verfahren eingehalten und mit der Gutt. *h* begonnen wird. Der Reihenfolge: Gutt., Pal., Dent., Lab. scheint uns nur eine vokalische Reihenfolge *u, o, a, e, i* zu eutsprecheu, wie wir sie denn auch iu nnserer *Grammatik* durchgeführt haben. Mit der sonstigen Gruppiernng des Verfassers sind wir durchaus einverstanden; nur würden wir an Stelle von *protonique initial* überall „nebentonisch" gesetzt habeu, nnd vermissen wir eine Zusammenstellung der analogisch erhaltenen unbetonten Vokale *(voyelles protoniques non-initiales)*. — Nun zu einzelnem.

S. 11 Anm. *dans la métrique latine . . . toute voyelle suivie de deux ou plusieurs consonnes compte pour longue* ist aus doppeltem Grunde ungenau. Nicht der Vokal, sonderu die Silbe gilt der lat. Metrik lang; ferner bewirken Muta c. Liqu. im allgemeiuen keine Silbendehnung. — S. 16. Die Bezeichnungen a^n, $\imath^n$, o^n, $\ddot{o}^n$ sind zum Ausdruck der Nasalvokale nicht glücklich gewählt; $\imath^n = \tilde{e}$ ist nur einem Franzosen erträglich; aber auch ihn muss $\ddot{u}^n$ = *i̯ẽ* befremden. Verf. ist hier anch von seiner Vokalskala abgewichen: er mnsste ordnen *õ, ã, ẽ, œ̃*. — S. 17. Die Bemerknng: *le latin vulgaire avait, en ce cas, transformé en i tout e atone, et . . . disait lancia, vinia etc. au lieu de lancea* ist in dieser Formnlierung nnrichtig. Nicht Hiat.-*e* wurde zn Hiat.-*i*, sondern beide Laute fielen, einsilbig geworden, unter dem Laute *i̯* (dentsch *j)* znsammeu. — S. 17 Anm. Zu den vou G. Paris bereits gerügten, mehrfachen Verwechselungen des Verfassers von Laut und Schrift gehört aneh die Angabe, *st* vor *i̯* sei *ss* geworden. Es soll heissen „stimmloses *s*, geschr. *ss*." — S. 18. § 23 ist nicht genau genug. Eine Palat. entwickelt einerseits unsilbiges *i*, das sich mit vorausgehendem Vokal zu *i*-Diphthong verbindet, andererseits ein *i̯ (j)*, das sich mit folgendem Vokal zu Halbdiphthong verbindet. Verf. weiss dies, seine Darstellung drückt es aber nicht deutlich genug aus. — S. 19 u. ö. hätten wir die Ausdrücke *transposer* nnd *transposition* gern vermieden gesehen, da es sich um ein Hindurchgehen des *i̯* durch den vorausgehenden (monillierten) Kousonant hindurch in die vorhergehende Silbe haudelt *(ng, ni̯, ñ, in* u. dgl.). — S. 19. Zu § 24 Rem. ist jetzt Mussafia, *Romania* 1889, S. 529 ff. zu vergleichen, der freilich auch nicht alle Bedenken überwiudct. Ebenso zu

S. 25, zu *ĕtia* = *esse;* zu S. 33, zu *platea : place;* und zu S. 87, § 126a. — S. 22. Die Behauptung, der afrz. Diphthong *oi* habe erst Anfang des XIX. Jahrhunderts die Aussprache *ya* angenommen, ist unrichtig. Vgl. unsere *Gram. der nfrz. Schriftspr.* S. 41. — Die Brechnng von ẹ in *bels* etc. ist sicher gleichzeitig mit dem Übergang von *l* zn *ł* nnd *u*, also die Reihenfolge nicht *bels*, *beals*, *beaus*, wenn sie anch graphisch sich so darstellen mag. — S. 30 *égal* = *aequale* ist wahrscheinlich halbgelehrt; *loyal*, *royal* stehen wenigstens nnter dem Einflusse gelehrter Adj. auf *al (alem)*. — S. 31 Anm. *A la fin du XI^e siècle, par exemple, le mot aime se prononçait an-ime* ist uns unverständlich. — S. 32 und S. 74. *acre(m) aigre*, *macre(m) maigre* u. dgl. dürften als halbgelehrte Worte zu betrachten sein. — S. 37, § 51, Rem. IV. Die hier für *foco* = *fou* gegebene Erklärung *(foco, focuo, fovo, fou)* ist so nicht annehmbar; *fovo* wäre *fuef* geworden. Der Verf. musste diese Entwickelung mit der S. 30, Rem. V gegebenen in Einklang bringen, wonach *clavum* durch *clauuo* zu *clou* geworden ist. Demnach war richtig: *foco*, *focuo*, *fouo* (*u* = halbvokalischem, bilabialem *w*), *fou*. In Auslaut tretendes *v* ergab *f;* in Auslaut tretendes *u* wurde mit vorangehendem Vokal zu *u*-Diphthong verbunden. — S. 37. Freies haupttonisches ǫ wurde schon in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts zu *eu (œ)*. — S. 41. *lustre (lustrum)* ist gelehrt, also hier auszuscheiden. — S. 47, Rem. I ist nicht genau. In *feignant* ist *ign* = *ñ*, also kein Diphthong *ei* vorhanden; in *feindre* ist *ei* dagegen ursprünglich Diphthong, *ein* aus *e* + *ñ* vor Kons. entstanden; es liegt also einerseits *eñ*, andererseits *ein* vor. — S. 49. *aigu* = *acuto* ist nicht Erbwort. — S. 58. *l* ist *graphiquement* nicht nur *ill*, sondern auch *ll*, *il* und *l* *(fille, soleil, gril)*. — S. 68. Bei Erklärung von *pedica* durch *pediga*, *piedija*, *piedje*, *piège* wäre es gnt gewesen, auf die S. 66 gegebene Entwickelung von *atico* zu *age* zu verweisen. Ebenda 2° hätte nicht unerwähnt bleiben sollen, dass *ca* (oder dafür schon eingetretenes *ga, ja)* nach *d*, *n*, *r*, also nach stimmhaften Lauten zu stehen kam. — S. 72. Für *croix*, *voix*, *perdrix* (afrz. *croiz*, *voiz*, *perdriz)* nimmt B. im Anslaut gesprochenes stimmhaftes *s* an, während er S. 61 nach der allgemeinen Annahme behauptet: *les consonnes finales ou devenues finales, si elles persistent et se prononcent, sont toujours en français des fortes.* Seine Annahme begründet B.: *Ce qui prouve que cette S était douce, c'est que le vieux français l'écrivait z (prononcé Ts).* Dies würde das Gegenteil beweisen. *S* in *ts* konnte nur stimmlos sein und *ts* nur in einfaches stimmloses *s* übergehen. Beachtenswerter ist die Hinzufügung B.'s, dass in den Ableitungen von *croiz* ein stimmhaftes *s* erscheint:

croisillon, *croisette* u. s. w.; doch könnten sich diese Ableitungen nach der Aussprache gerichtet haben, die anslautendes *s* vor anlantendem Vokal innerhalb des Satzgliedes schon im Altfranzösischen annahm. Ebenso anfechtbar ist S. 88 § 127, wo ans demselben Grunde in *prix* etc. stimmhaftes auslautendes *s* angenommen wird. Auch S. 94 § 141 ist auslautendes stimmhaftes *s* für das Altfranzösische nicht ohne Weiteres zuzugestehen. — S. 75, 2° ist verunglückt. § 107 *toït* lies *toit*. — S. 77 § 111 *a)* ist ebenfalls anfechtbar. Ein altfrz. *eve* hätte schwerlich *eau* entwickelt; es ist von *ewe (eẹe)* auszugehen. — S. 78 § 112 ist der Ausdruck ungenau in „*gamba*, *gemere se prononçaient comme gutta*." Nur das *g* dieser Worte soll doch wohl gleich gesprochen worden sein. Aber auch dies ist nicht richtig. Anlautendes *g* vor *u*, *o* war velar (postpalatal), *g* vor *a* war mediopalatal, *g* vor *e*, *i* präpalatal. Wäre *g* in allen drei Stellen gleich gewesen, dann hätte es keine verschiedene Entwickelung genommen. — S. 81 *fragile* = *fraile* ohne Erweichung des *l* kann nicht ohne Weiteres mit *vigilare*, *veiller* etc. zusammengestellt werden. — Ebenda § 117, 2° handelt es sich ausschliesslich um auslautendes *g* nach Konsonant, dem ursprünglich ein dunkler Vokal (*o*, *ų* in den Beispielen) folgte. — S. 86 § 124 *T médial, appuyé, ou non, tombe en français 1° devant les palatales* ist nach des Verfassers eigener Entwickelungsangabe nur bedingt richtig. In altfranz. *fromağe* (*ğ* = *dž*) aus *formadje*, *formadigo*, *formatico* ist ursprüngliches *t* noch (als *d*) in *ğ* enthalten; erst seit dem XIV. Jahrhundert sprach man *frọmažẹ* ohne dentale Plosiva. Ähnlich liegt es S. 90 mit *manducare (mandugare, mand'jier*, *manğier* = phon. *mandžier)*. Auch in altfranz. *jorn* ist *j* (= *ğ*, *dž*) wenigstens ein Kompromiss von $d + j$. — S. 99 hätte erklärend beigefügt werden können, dass in *capo* = *chef* nicht eigentlich *p*, sondern ans intervokalischem *p* hervorgegangenes *v* (*cabo*, *cavo*) zu auslautendem *f* entwickelt wurde. — S. 104. Intervokalisches *v* fällt der Regel nach nur vor oder nach dunklem Vokale aus. — S. 112. Die Auflösung von *l* vor Konsonant war nicht *dès le début du XII^e^ siècle*, sondern erst in der Mitte des Jahrhunderts vollzogen. — S. 116. Rem. II wäre genauer gewesen zu sagen, dass *m'r* analog zu *n'r* ebenfalls *nr* und mit diesem gemeinsam zu *ndr* wurde. In § 186 handelt es sich nur um nachtonisches lat. *m*; betontes blieb als *n* erhalten. — S. 117. Z. 1 gilt das *graphiquement* doch nur für die Gegenwart. In alter Zeit verwandelte die Dentalis in *g* = *dž* voransgehendes *m* in *n*, wurde also auch *n* gesprochen. — S. 119. *Rem.* I ist in der gegebenen Fassung nicht haltbar.

Das Französische duldet im Auslant überhaupt keinen geschriebenen Doppelkonsonanten. *Cor* für *corn* etc. wnrde dnrch altfranz. *corz* (für *cornz)* veranlasst.

E. Koschwitz.

Kornmesser, Ernst, *Die Französischen Ortsnamen germanischer Abkunft.* I. Teil. *Die Ortsgattungsnamen.* Strassburg, 1889. Karl J. Trübner. 59 S. 8^0. Preis: 1,50 Mk.

In der Einleitung (S. 1—16) seiner schönen Arbeit setzt K. anseinander, dass germanischen Ursprungs 1) diejenigen Ortsnamen sind, welche mit dem Suffix *-ingen* gebildet sind, 2) solche zusammengesetzten Ortsnamen, welche an erster Stelle eineu germanischen Personennamen, an zweiter ein Ortsnamensuffix wie *-ville, -villiers, -court* enthalten. Er weist in scharfsinniger Weise nach, dass die letztere Art der Ortsbenennnng erst durch die Franken nach Gallien gebracht ist, und dass alle ähnlich gebildeten Ortsnamen, deren erstes Glied aber kein germanischer Personenname ist, erst nach dem Muster jener fränkischen gebildet sind. Ortsnamen besagter Gattung spielen bekanntlich eine grosse Rolle in der Ortsnamenforschung. Es ist W. Arnold in seinem bahnbrechenden Werke: *Ansiedelungen und Wanderungen der deutschen Stämme*², Marburg 1881, gelungen, die Ortsnamen chronologisch zu gruppieren. Er setzt drei Schichten fest. Ortsnamen der obigen Art sollen nun der zweiten Schicht angehören, deren Ursprung in die Zeit vom V. bis VIII. Jahrhnndert n. Ch. G. falle. Ja, Arnold nnd seine Nachfolger, wie Werneburg, weisen diese Namen ausdrücklich einer späten Zeit der zweiten Periode zu (Arnold, S. 287 f., Werneburg, *Die Namen der Ortschaften und Wüstungen Thüringens*, Erfurt 1884 f.). Wir sehen aber solche Namen z. B. von den Alemannen nach Helvetien (*Die Ortsnamen des Kantons Zürich* von H. Meyer, S. 70 f.), den Angelsachsen nach Britannien, den Franken nach Gallien getragen: sie dürften also bedeutend älteren Ursprungs sein, als bisher angenommen wurde. Sie werden znr Zeit der grossen Wanderungen entstanden sein und überhaupt Ansiedelungen germanischer Stämme in eroberten Ländern kennzeichnen. K. musste von dieser Sachlage, etwa S. 3, sprechen.

Von S. 16 ab bis zum Schlusse bespricht K. nun ausführlich nach Herkunft und Verbreitung die zweiten Glieder der zusammengesetzten Ortsnamen, also das Suffix *-ingen* und die „Ortsgattungsnamen". Er teilt diese in 1) solche, welche Ortsanlagen oder Gebäulichkeiten bezeichnen (wie *ville, châtel, bourg*) 2) solche,

welcbe eine Terrainbenennung enthalten (wie *champ*, *mont*, *bois*), und 3) niederdeutsche Ortsgattungsnamen. Für die fränkischen Ansiedelungen in Gallien kommen jedoch nur die erste Klasse der Ortsgattungsnamen und die Ortsbezeichnnngen auf *-ingen* in Betracbt. Die fränkiscben Personennamen aber, mit denen sie znsammengesetzt werden, sollen erst im zweiten Teil der Arbeit bebandelt werden. Somit lassen sicb die Resultate, welche für die germanisch-romanische Sprachwissenschaft aus K.'s Arbeit fliessen werden, noch nicht angeben. Wir behalten nns vor, nach dieser Richtung bin auf die Arbeit zurückznkommen nnd wollen vorläufig nur bemerken, das Got. *veihs*, Ags. *wîc*, Alts. *wîk*, Ahd. *wich* als Ortsgattungsnamen (S. 43) nicht ein nnd desselben Ursprungs sind; dass sicb die französiscben Ortsnamen mit dem germ. Suffix *-ingen* (S. 45) in eine ältere und eine jüngere Grnppe scheiden lassen werden, je nacbdem *i* zu *e* oder *a* gewandelt oder erbalten ist u. s. w. Dass K. sich Beschränkung aufgelegt hat nnd z. B. die Ortsnamen der französischen Schweiz, soweit sie mit denselben Ortsgattungsnamen gebildet sind, nicht in den Bereich seiner Untersuchung gezogen hat, ebensow enig wie auf französischem Boden die Wüstungen, will ich eher anerkennen als tadeln.

Eine Arbeit wie die von K. hat aber nicht nur Bedeutnng für die Sprachgeschicbte, sondern anch für die allgemeine Weltgescbicbte, Knltnrgeschichte, Kulturgeographie nnd Ethnographie. Aus der Fülle der Bemerkungen, die sicb hier aufdrängen, sei nur eine einzige hervorgehoben. Die Ortsgattungsnamen, welehe für uns in Betracht kommen, sind: *ville*, *villiers*, *court*, *metz*, *ménil*, *châtel*, *moulin*, *moutier*, *église*, *maison*, *vic*, *bourg*, *hamel*. Von diesen sind zwei germanischen Ursprungs: *bourg* nnd *hamel*. Das letztere dient gar nicht als Grundwort bei Ortsnamen, das erstere wird nicht mit germanischen Personennamen znsammengesetzt. Ebensowenig *vic*, *maison*, *châtel* nnd *moulin*. Mit *montier*, *moutier (monasterium)* und *église* znsammengesetzte Ortsnamen sind schon aus inneren Gründen jüngeren Ursprnngs. Es kommen also für die fränkischen Ansiedelungen in Gallien im wesentlichen nur *-ville*, *-villiers*, *court*, *-metz* nnd *ménil* in Betracht, alles Wörter romanischen Ursprungs. Wie geraten nun die fränkischen Personennamen mit diesen romaniscben Ortsgattungsnamen zusammen? Darüber spricht sich der Verfasser nirgends deutlich aus. Nehmen die Franken vorbandene *villae*, *villares*, *curtes* etc. in Besitz und nannten sie mit Beibehaltung der alten Grundwörter nacb dem Besitzergreifer oder einem Anführer? Oder brachten die Eroberer fertige Ortsnamen aus der Heimat mit, wie sonst Answanderer thun, nnd legten sie den eroberten Orten

bei? Und werden sie nicht viele Siedelungen neu gegründet haben, deren Benennung sich aus heimatlichen Ortsgattungsnamen und dem Namen des Gründers zusammensetzte? Dann aber muss man annehmen, dass die angeführten romanischen Ortsgattungsnamen zum Teil wenigstens Übersetzungen ursprünglich gleichbedeutender germanischer Grundwörter sind (*curtis* z. B. von *hova, hovum*), vollzogen etwa von der Schicht Germanen, welche germanisch und romanisch verstand. Hieraus aber würde weiter folgen, dass z. B. *hova, hovun* auch ein fränkisches Ortsnamensuffix, nicht spezifisch allemannisches ist, wie Arnold und andere wollen. S. 21 hat K. nachdrücklich hervorgehoben, dass andere Suffixe, welche ebenfalls allemannische Ansiedelungen charakterisieren sollen, nämlich *-weil* und *-weiler*, gar nicht germanischer Herkunft sind. So würden aber Arnold's Zeugnisse für allemannische Wanderungen und Siedelungen einen derben Stoss erhalten. Noch aber sind gar nicht alle Möglichkeiten, wie die zusammengesetzten Ortsnamen auf gallischem Boden in ihrer jetzigen Form entstanden sein können, erschöpft. So können ja die Franken die französischen Bezeichnungen für bewohnte Plätze einfach von vornherein angenommen haben; aber warum gerade diese und nicht andere? Ein weiteres Eingehen auf diese Frage würde jedoch zu weit führen.

Es erübrigt nur noch, die Umsicht hervorzuheben, mit der die wichtige, eine grosse Lücke ausfüllende Arbeit angelegt, und den Fleiss und die Sorgfalt, mit der sie ausgeführt ist. Wir erwarten mit Ungeduld den zweiten Teil, sind aber schon jetzt sicher, dass die ganze Arbeit an schönen Resultaten reich sein wird. Soll etwas getadelt werden, so ist es die überaus zusammengedrängte Ausdrucksweise, die nicht selten an Dunkelheit streift. In diesem Punkte brauchen wir nicht Lachmann nachzuahmen, sollten uns vielmehr die französischen Gelehrten zum Muster nehmen, die uns so oft zeigen, dass man wissenschaftlich und verständlich zugleich sein kann.

E. Mackel.

Foerster, W., *Romanische Bibliothek.* Erster Band. *Christian von Troyes Cligés.* Textausgabe mit Einleitung und Glossar. Halle a. S., 1889. Max Niemeyer. XXI und 215. S. Preis: 4,00 Mk.

Der unermüdliche Bonner Gelehrte, der in den letzten fünfzehn Jahren mehr altfranzösische Poesie und Prosa herausgegeben hat, als manche, selbst ausgezeichnete Kenner des Französischen,

in einem langen Leben gelesen haben, und der die Veröffentlichung einer nicht minder grossen Zahl altfranzösischer, provenzalischer, überhaupt altromanischer Denkmäler angeregt nnd durch Rat und That gefördert hat, lässt jetzt eine Romanische Bibliothek erscheinen, die in erweitertem Rahmen seine Altfranzösische Bibliothek fortzusetzen bestimmt ist. Von dieser nenen Sammlung liegen schon drei Bände vor, von denen für dies Mal nur der erste besprochen werden soll. Die Ausstattung derselben ist freundlich und gefällig, Druck nnd Papier sind schön nnd sauber. Der Preis ist sehr niedrig bemessen.

In würdiger Weise eröffnet Foerster selbst die *Romanische Bibliothek* mit dem *Cligés*. Die neue Ausgabe dieser Dichtung unterscheidet sich von der vor fünf Jahren erschienenen dnrch zahlreiche Verbesserungen des Textes, die der Herausgeber zum Teil den Besprechungen jener ersten Ausgabe verdankt. Ferner hat die Interpnnktion eine gründliche Dnrchsicht, die Rechtschreibnng eine streng durchgeführte Regelung erfahren. Endlich ist ein Namensverzeichnis und ein reichhaltiges Glossar hinzugefügt worden.

Beim Durchlesen des Buches sind nnr einige unwesentliche Kleinigkeiten bemerkt worden. Im Glossar hätten vielleicht Wörter wie *bruit, devant, dormir, drap, feu, flanc, folie, front, fruit, gros, haut, huit, image, joie, lit, lune* und sehr viele andere wegbleiben können, zumal wenn doch weiter nichts dazu angegeben wird als die Grundbedeutung, die auch in dem kleinsten neufranzösischen Taschenwörterbnche zu finden ist. Doch kommt im Grunde nichts darauf an, ob ein solches Wörterverzeichnis zwanzig oder dreissig Seiten nmfasst. Andererseits wird man gar manches vergebens suchen. Wer z. B. nicht wissen sollte, was *cinc, çant, doble* bedeuten, wird erst recht der Belehrnng über den Sinn von *cinc çanz dobles* bedürfen. Wenn unter *aut, maint, ost, tut* ausdrücklich auf *aler, mener, oser* oder *oster, tuer* hingewiesen wird, so musste anch das zu *blasmer* gehörige *blast* besondere Erwähnung finden. — Im Glossar stehen *r'aler, r'aviser, r'estre* u. a., während im Texte dieser Apostroph mit Recht keine Anwendnng gefnnden hat. — Bei *cerchier* hätte die Bedeutung „Durchsuchen" angegeben werden können: *Trestoz ses escrins cerche et vuide 1152. — Pans 3863*, Verbalsubstantiv zu *panser*, fehlt im Glossar. — Es ist nicht immer möglich, im Altfrz. zwischen *sans* = *senso* ital. nnd *san* = *senno* ital. zu unterscheiden. Sollte aber wirklich in unserem Denkmale ausschliesslich das im Neufrz. nur noch in der Ableitung *forcené* fortlebende *san* gebrancht sein? An einer Stelle wie *Les janz acorrent de toz sans 5132* möchte wohl *sans* mit stammhaften *s*

vorliegen. — An Druckfehlern im Text sind nur zwei bemerkt worden: *3970 sunt*, lies *sont*; *5395 oires*, lies *oirs*.

Man wird zugeben müssen, dass dies wenige eine spärliche Ausbeute untergeordneter Bemerkungen ist. Das Buch, wie es jetzt vorliegt, ist in der That des schönsten Lobes würdig, dem der Ehrgeiz eines Herausgebers alter Werke nachstreben kann. Der von allen Flecken einer zufälligen Ueberlieferung gesäuberte Roman liest sich jetzt besser als selbst der Dichter ihn je gelesen hat. E. Weber.

Suchier, H., *Aucassin und Nicolete*, neu nach der Handschrift mit Paradigmen und Glossar. Dritte Auflage. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. Münster i. W. 1889 — Osnabrück.

Im Jahre 1878 gab Suchier zum ersten Male Aucassin und Nicolete heraus; jetzt, nach nur elf Jahren, ist das in jeder Hinsicht ausgezeichnete Buch schon in dritter Auflage erschienen. Noch nie zuvor hat eine altfranzösische Dichtung in so kurzer Frist eine zweite, geschweige denn eine dritte Auflage erlebt. Wenn nun dazu noch kommt, dass innerhalb desselben Zeitraums Gaston Paris seine durch Bida's Radiernadel so anmutig geschmückte Ausgabe veröffentlicht hat, so ist das ein schöner Beweis dafür, dass der Kreis derer, die Werke der älteren französischen Litteratur lesen und geniessen, sich im letzten Jahrzehnt ausserordentlich erweitert hat.

Zu Ausstellungen irgend welcher Art giebt die neue Auflage schwerlich Anlass. Es kann nur gebilligt werden, dass jetzt einiges, was schon vom Standpunkte des Schreibers aus als Versehen bezeichnet werden muss, verbessert worden ist. So steht jetzt 7,13 *venirs;* 8,16 *defent;* 8,39 *liés*; 10,54 *fait;* 12,21 *les;* 13,8 *dementers*; 13,14 *autres*; 18,7 *traient;* 22,17 *mes;* 22,39 *covient;* 22,41 *laisçiés;* 24,56 *desous;* 26,8 *puis;* 28,6 *missent;* 29,7 *faits;* 31,6 *fromages;* 35,12 *dius;* 36,3 *freres;* 36,13 *avoit;* 37,10 *Aucassins;* 38,3 *fissent.* Am Ende all dieser Wörter fehlt in der Handschrift ein *s* oder *t.* – Ein *e* im Auslaut wurde hinzugefügt bei *faelée* 12,33; *nue* 32,11; *preée* 36,8 und 36,11. — Ferner steht in der Handschrift achtmal *i* für *il* und zwar mit Ausnahme einer einzigen Stelle immer vor darauf folgendem *l* im Anlaut. Dieses *i* ist jetzt durch *il* ersetzt worden. — Wenn dann noch in den Anmerkungen angegeben wird, was in der Handschrift wirklich vorliegt, so heisst das dem alten Schreiber alle nur mögliche Ehre erweisen. Nichts desto weniger darf gewissenhafte Beachtung des Ueberlieferten

nie als kleinlich bezeichnet werden. Dafür nur ein schlagendes Beispiel. Ein so gründlicher Kenner seines Textes wie Suchier hat sich sicher erst nach sorgfältiger Ueberlegung bei der dritten Auflage entschlossen 39,12 *trait* mit *tient* zu vertauschen; und doch wäre diese Abweichung von der Handschrift, wie Tobler überzeugend nachweist, besser unterblieben. — Darum hat vielleicht auch der Herausgeber Recht, wenn er 6,31 *d'esçi* beibehält. Freilich hat hier nicht blos Gaston Paris, wie Suchier sagt, sondern auch Adolf Tobler *de soi* zu lesen empfohlen. Der Herausgeber scheint selbst etwas bedenklich geworden zu sein, da er das *d'esçi* besonders rechtfertigen zu müssen glaubt. Was da gesagt wird, ist aber nicht stichhaltig. Wenn auch das Wasser nichts kostet, so ist doch die Zusammenstellung von Hunger und Durst in allen Sprachen sicherlich so üblich, dass man selbst von Bettlern unbedenklich sagen wird, sie seien an Hunger und Durst, Frost und Krankheiten gestorben; Hunger und Verbannung, Frost und Krankheiten würde da zum mindesten sehr ungewöhnlich klingen.

E. Weber.

Vieluf, Gustav, *Zum französischen Rolandsliede. Komposition und Stil.* Programm des Gymnasiums in Hirschberg 1889. 19 S. 4⁰.

Die Abhandlung Vieluf's hält nur zum Teil was der Titel verspricht, denn nur von der Komposition, nicht vom Stil des Rolandsliedes ist die Rede; letzteren behält der Verfasser wegen Raummangels sich vor, später zu behandeln. Wir fragen billig, warum er das nicht durch den Titel angedeutet hat.

Der grösste Teil der Arbeit besteht aus einer gut geschriebenen Analyse des Epos, welche an sich den Aufbau derselben bereits zu verdeutlichen im stande ist. Mit Geschick lässt Vieluf die Hauptsachen scharf hervortreten, während das Nebensächliche zurücktritt. Vieluf unterscheidet mit Gautier drei Teile, von denen er namentlich den ersten (Vers 1—1016), die Ereignisse, welche den Kampf bei Roncevaux und den Tod Rolands herbeiführen, ausführlicher behandelt, um so an einem Teile des Epos genauer zu zeigen, „wie der Dichter seinen Stoff gliedert und die einzelnen Glieder dann zu einem symmetrischen Ganzen zusammenordnet.“ (S. 8.)

Nur in einem Punkte stimme ich dem Verfasser nicht ganz bei. Vers 1423 versetzt uns plötzlich nach Frankreich; ein fürchterliches Ungewitter ist dort ausgebrochen, „Sturm und Orkan,

Blitz und Donner, Regen und Hagel, Erdbeben und Verfinsterung der Sonne zur Mittagszeit setzen das Land in Schrecken." Diese Schilderung unterbricht die Erzählung vom Wüten des Kampfes bei Roncevaux. Vieluf sagt dazu: „Die Herstellung des Zusammenhanges bleibt hier dem Leser überlassen." (S. 9.) Das ist ja allerdings nicht unrichtig, aber es wäre doch im Gegenteil hervorzuheben, dass gerade in dieser scheinbar zusammenhanglosen Gegenüberstellung die wahre Verbindung liegt, dass der Dichter sich hier wohl unbewusst eines Mittels bedient zur Belebung der Erzählung, von dem die neueren französischen Dichter den ausgiebigsten Gebrauch machen.

An die Analyse des Epos schliessen sich kurze recht vernünftige Bemerkungen über den Aufbau desselben, etwas besonders Neues erfahren wir allerdings nicht daraus.

Was Vieluf dann zum Schluss über die nicht in O. sich findenden Tiraden sagt, ist zwar nicht von der Hand zu weisen, allein um überzeugend zu sein, ist es doch zu dürftig, dazu wäre ein näheres Eingehen auf Stil, Wortschatz und Bau dieser Tiraden notwendig. Vielleicht ergibt sich etwas Näheres, wenn Vieluf die in Aussicht gestellte Fortsetzung dieser Arbeit, über den Stil des Rolandsliedes bringt.

F. Tendering.

Syntaktische Arbeiten.

Von den eingegangenen Abhandlungen beschäftigt sich mit einem allgemeineren Thema aus altfranzösischer Zeit **Engländer**, *Der Imperativ im Altfranzösischen*, Breslau, 1889 (Diss.). Die Arbeit enthält I. eine kurze Notiz über den Imperativ in der ältesten Sprache im Vergleich mit dem lateinischen Imperativ; „II. Vertretung des Imperativ durch andere Modi; III. Den umschriebenen Imperativ; IV. Imperativische Fragen und Assertionen; V. Den interjektionalen Imperativ; VI. Verstärkende Zusätze beim Imperativ; VII. Die Negationen beim Imperativ; VIII. Personalpronomina beim Imperativ; IX. Syntaktische Erscheinungen im Gebrauch des Imperativ." Die Abhandlung verdient wegen ihrer Gründlichkeit und ihrer Selbständigkeit alle Anerkennung und kann als ein hübscher Beitrag zur altfrz. Syntax empfohlen werden.

Weniger günstig wird man urteilen müssen über **Köhler**, *Syntaktische Untersuchungen über Les quatre livres des Rois*, Erlangen, 1888 (Dissert.). Der Verfasser behandelt I. Den Artikel; II. Die Pronomina; III. Die Komparation; IV. Das Zahlwort; V. Das Verbum. Dass der Verfasser sich Mühe gegeben hat,

tritt wohl deutlich hervor und soll auch keineswegs angezweifelt werden. Indessen zeigt die Arbeit erhebliche Mängel sowohl hinsichtlich der Anlage im allgemeinen als der Ausführung im einzelnen. Vor allem verfährt der Verfasser nicht selbständig genug. Die einzelnen Abschnitte der Arbeit sind zu sehr durch die Vorbilder, an welche er sich anschliesst, beeinflusst worden und demnach zu verschiedenartig ausgefallen. So ist z. B., und das ist ja ganz selbstverständlich, beim Pronomen Gessner die Vorlage gewesen, der den sprachhistorischen Standpunkt einnimmt, beim Konjunktiv die bekannte Schrift von Bischoff, die, so vorzüglich an sich, die Erklärung des Konj. bei Chrestien sich zur Anfgabe stellt, von sprachhistorischen Zwecken aber gänzlich absieht. Ausserdem ist unter dem Artikel auch der „Teilungsartikel" behandelt, worunter der Verfasser nicht nur das unabhängige partitive *de* mit dem bestimmten Artikel versteht, sondern auch das von einem Ausdruck der Quantität abhängige. Unter dem Infinitiv figurieren auch noch die Abschnitte „Der Infinitiv mit der Präposition *de*" u. s. w. Eine Kenntnis der historischen Syntax, auch der gewöhnlicheren Erscheinungen derselben, wird vielfach vermisst, und im einzelnen zeigen sich viele unrichtige Auffassungen sprachlicher Erscheinungen, oft ist auch der Ausdruck zu beanstanden. Diese Ausstellungen im einzelnen durch Beispiele zu illustrieren, davon will Referent Abstand nehmen.

In die erste Hälfte des XV. Jahrhunderts führt uns Eder, *Syntaktische Studien zu Alain Chartiers Prosa*, Würzburg, 1889 (Dissertation), eine Schrift, die 227 Seiten umfasst und der man gern das Prädikat einer fleissigen Arbeit zugestehen wird. Der Verfasser, welcher im Vorwort, das durch seinen bescheidenen Ton einnimmt, selbst auf seine Mühe hinweisen zu müssen geglaubt hat, hat nicht nur das, was eigentlich zur Syntax gehört, behandelt, sondern auch Vieles, was der Formenlehre und der lexikalischen Wissenschaft anheimfällt, hinzugezogen, zeigt eine grosse Kenntnis der einschlägigen Litteratur und hat seinen Autor so gründlich gelesen, dass man um der grossen Mühe willen, die er sich gegeben hat, eher über die Mängel seiner Schrift hinwegsehen kann. Ganz verschweigen kann Referent dieselben aber doch nicht. Wenn der Verfasser „sein Scherflein als Beitrag zur Bearbeitung einer ausführlichen historischen Grammatik spenden" wollte, so hätte er in seiner Darstellung nicht so überaus breit sein sollen, sondern den Beitrag so einrichten, dass derselbe bequem brauchbar wäre. Für diejenigen Leser, welche einen solchen brauchen, hätte Vieles wegfallen können. Auch eignet sich nicht Alles, was der Einzelne sich

an sprachlichen Erscheinnngen erst klar machen muss, Andere aber schon längst wissen, zum Druck. Die Disposition nnd der Ausdruck werden schwerlich allgemeiner Billigung sich erfreuen, und auch im einzelnen wird man den Verfasser hier nnd da bei mehr oder minder schweren Versehen ertappen, die zum Teil unrichtige Auffassung verraten, mitunter aber auch zeigen, dass ihm die Genesis einzelner sprachlicher Erscheinungen nicht recht klar ist. A. Haase.

Lubarsch, E. O., *Über Deklamation und Rhythmus französischer Verse. Zur Beantwortung der Frage: „Wie sind die französischen Verse zu lesen?“* Herausgegeben von E. Koschwitz. Oppeln, Maske 1888. 1,50 Mk.

Eine anziehende nnd lehrreiche Schrift. Im Winter 1886 bis 1887 von einem für den Sieg der Wahrheit begeisterten Sterbenden zu Ajaccio niedergeschrieben, ist sie uns nach dessen Abscheiden infolge widriger Umstände längere Zeit vorenthalten geblieben. Es kann nunmehr nicht fehlen, dass sie die Vorstellungen Mancher über Metrik und Rhythmik der französischen Verse, über den Lautwert des weiblichen *e* in Prosa nnd Poesie, in der vielgestaltigen Sprache des gewöhnlichen Lebens wie in der gleichfalls noch vielartigen Sprache der Deklamation berichtigen nnd klären, dass sie zn Untersnchnngen, Erwägungen und Auseinandersetznngen anregen wird, dnrch welche eine brennend gewordene wichtige Frage, die man von einseitigen oft nnwissenschaftlichen Standpnnkten ans zn betrachten sich gewöhnt hatte, der richtigen Lösnng mehr nnd mehr entgegengeführt werden muss.

Das Vorwort des Herausgebers hebt kurz den Wert dieses letzten Werkes des berühmt gewordenen Verfassers hervor, der, ohne eigentlich nenphilologische oder überhaupt philologische Schnlung gehabt zu haben, vermöge der Kraft seines Talentes und seines eisernen Fleisses so Tüchtiges schuf, der die Einsicht in den Bau und rhythmischen Gang des französischen Verses so wesentlich förderte. Man wird dem Herausgeber dankbar sein, dass er dem Vorwort einen Abriss des Lebens dieses strebsamen Mannes folgen liess.

Die Schrift ist eine Streitschrift. Wie der Titel vermuten lässt, richtet sie sich gegen die 1885 erschienene kleine Broschüre Sonnenburg's: „Wie sind die französischen Verse zu lesen?“ Empört über Inhalt nnd Ton dieser in der That oberflächlich niedergeschriebenen Abhandlung mit ihren leichtfertigen Urteilen über die Regeln nnd Vorschriften der dentschen Schriftsteller im all-

gemeinen, welche die französische Metrik behandelt haben, schritt der Kranke znr Abfassung des vorliegenden Werkes, aller Mühen nicht achtend, wo es galt, die Wahrheit möglichst vollständig zu ergreifen.

In *Zeitschrift* XI[1], S. 238—255 habe ich eine Abhandlung über „Die Entwickelung des *e sourd.* Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage: Wie sind die französischen Verse zu lesen?" veröffentlicht. Zu dieser Abhandlung wurde ich durch die Lektüre der Streitschriften Lubarsch's und Hnmbert's angeregt. Die Leser der folgenden Zeilen bitte ich die dort gemachten Beobachtungen nnd Bemerkungen im Sinne zu behalten. Es wird freilich nicht zu vermeiden sein, dass gelegentlich ein dort niedergelegter Gedanke in anderer Form hier wiederholt wird.

Die Schrift zerfällt in 3 Abschnitte. Der erste berichtet über die Veranlassung zur Abfassnng des Buches, weist Sonnenburg's Vorwürfe gebührend zurück und zeigt durch eine interessante Zusammenstellung der Regeln, die an verschiedenen Stellen in Legouvé's „*L'Art de la lecture*" zerstreut sind, wie sehr man irregeführt werden mnss, wenn man die Deklamationsregeln für französische Verse ausschliesslich aus dem Theatergebrauch abstrahieren will, wie thöricht es ist kurzweg zu behanpten, die Verse seien wie Prosa zu lesen und das *e muet* dürfe im allgemeinen vollständig unterdrückt werden, ohne dass der Rhythmus darunter leide.

Einleitend legt der zweite, ausführlichste und lehrreichste Abschnitt (S. 12—38) zur Vermeidung der üblichen Begriffsverwirrung, die ein gegenseitiges Verstehen der über die vorliegende Frage streitenden Parteien erschwert, den Unterschied des Silbenwertes und des Vokalwertes der weiblichen Endnngen zwar nicht streng phonetisch, doch sachlich richtig, dar und bringt sodann fesselnde, sehr wertvolle Mitteilungen über die Unterredungen, welche Lnbarsch anf seiner Reise nach Ajaccio zum Zweck der richtigen Lösung des zu behandelnden Problems mit Legouvé (Dichter und *lecteur par excellence)*, Banville (Dichter und Metriker) und Leconte de Lisle (Dichter) zu Paris gesucht hat. Lubarsch hat sich von den beiden ersten Gedichte oder einige Verse vorlesen lassen, dem letzteren selbst einige Strophen vorgelesen. Jene drei Dichter waren darin vollständig einig, dass die Schauspieler im allgemeinen „nicht viel von der Sache verständen", dass das *e muet* im Vortrag der Verse unbedingt zur Geltung kommen, dass die weiblichen Endungen (im Innern des Verses) „silbenbildend wirken" müssten. — Der Abschnitt schliesst (S. 31 ff.) mit einer gewiss recht dankenswerten Zusammenstellung der wenigen wichtigen Bemerkungen über das Lesen der fran-

zösischen Verse (besonders auch des modernen), welche sich in Legouvé's neuerem Buche *La lecture en action* verzeichnet finden, das Lubarsch erst kennen lernte, als seine Schrift genau bis S. 30 gediehen war. Hätte nicht der Kranke sein Ende nahe gewusst, hätte nicht der Tod zu schnell seiner geistigen Thätigkeit ein Ziel gesetzt, würde er sich wohl bemüht haben, die zur Beleuchtung der durch Sonnenburg hervorgerufenen Streitfrage wirklich geeigneten Auseinandersetzungen dieses Teiles in dem ersten Abschnitt, in den sie gehören, hineinzuarbeiten.

Lubarsch legt endlich in dem dritten Abschnitt die Folgerungen dar, die sich für den Rest der in Sonnenburg's Schrift aufgestellten Regeln aus den Mitteilungen und Erörterungen der vorhergehenden Abschnitte ergeben, geisselt insbesondere den Versuch, „den Wohlklang und den prachtvollen Rhythmus des Alexandriners auf seine Verstümmelung zu gründen" (Sonnenburg S. 18: „Diesen Wohlklang und diese Schönheit des Rhythmus verdanken die Alexandriner zum grossen Teile diesem Umstande, dass die Verse in der Aussprache eine wechselnde Silbenzahl haben" — eine Ansicht, nach welcher, wie ich bemerken will, die Verse eines Corneille und Racine im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte immer schöner, herrlicher, wohlklingender müssten geworden sein!), stellt statt des Satzes (Sonnenburg S. 20): Alle Verstheorien, welche auf der falschen Annahme beruhen, dass das stumme *e* da, wo es gezählt wird, nicht auch gesprochen werde, haben gar keinen Sinn" mit vollem Recht dessen Gegenteil als Wahrheit hin: „Alle Verstheorien, welche auf der Annahme beruhen, dass das stumme *e* da, wo es gezählt wird, nicht auch gesprochen werde, haben keinen Sinn", und wendet sich schliesslich zur näheren Besprechung der von den Schauspielern des Théâtre-Français beim Vortrag von Versen auf der Bühne befolgten Praxis, soweit er dieselbe aus seinen möglichst sorgfältig angestellten Beobachtungen, die sich auf die Stücke *Hamlet* und *Monsieur Scapin* beziehen, feststellen konnte. — —

Man hat dem Buche Mangel an durchgreifender Anordnung und dem Verfasser auffallende oder überraschende Widersprüche in seinen Behauptungen vorgeworfen. Abgesehen davon, dass, wie ich oben dargelegt, ein Teil des Inhalts der S. 31—38 besser mit dem Inhalt des ersten Abschnitts verarbeitet worden wäre, scheint mir diese Beschuldigung grundlos zu sein. Sie stützt sich erstens auf die Thatsache, dass Lubarsch S. 5 aus Legouvé unter anderem den Satz zitiert: „*Celui qui retranche l'e muet final, fait un vers masculin d'un vers féminin*" (— wie denn in diesem Punkte Legouvé im Gegensatz zu Leconte de

Lisle, der das *e feminin* am Versschluss für *absolument nul* erkläre, einen älteren Gebrauch vertritt —), während er S. 17 erklärte, dass das *e* am Versschluss in der Deklamation heute nicht mehr ausgesprochen wird, zweitens auf den anderen Umstand, dass Lubarsch S. 25 durch Banville den Schauspielern vorwerfen lasse, dass sie nur nach dem Sinn und der Interpunktion läsen, während S. 31 aus Legouvé die Beobachtung der Interpunktion als die Hauptregel des Vortrags empfohlen werde. Es ist klar, dass hierin gar keine Widersprüche liegen. Es geht nur daraus hervor, dass in Legouvé's und Banville's (oder Leconte de Lisle's) Art französische Verse (besonders die modernen) zu lesen, sich — ganz wie bei uns in den Kreisen selbst feinsinniger Leser deutscher Dichtungen — feinere Geschmacksverschiedenheiten (vielleicht auch Altersverschiedenheiten: Legouvé ist 1807 geboren) geltend machen, auf die Lubarsch als treuer Berichterstatter in seiner strengen Wahrheitsliebe aufmerksam macht. Wäre es ehrlich gewesen, wenn er das verschwiegen hätte, was scheinbar oder in Wirklichkeit mit seiner eigenen Ansicht im Widerspruch steht?

Dass übrigens in der Frage des Interpunktierens Legouvé gegen Banville und Leconte de Lisle im Rechte ist, scheint mir sicher zu sein. Gegen Banville und Leconte de Lisle, sage ich, weil in der That nach der Darstellung bei Lubarsch in diesem Punkte ein direkter Gegensatz der Meinungen angenommen werden könnte. In Wirklichkeit besteht wohl ein solcher Gegensatz nicht, sondern nur ein Gradunterschied. Banville hat allerdings im Laufe des Gesprächs auf die Bemerkung Lubarsch's, dass auch Legouvé (wie er, Banville) in seinem Buch *L'Art de la lecture* beim Vortrag der Verse die Aussprache der weiblichen Endungen und die Wahrung des Rhythmus fordere, beiläufig geäussert, „Legouvé gelte zwar für einen grossen Vorleser, trotzdem könne man sich nicht nach ihm als Muster richten“, eine Bemerkung, aus der indessen vielleicht nur geschlossen werden darf, dass Banville von dem Gesamteindruck einer Vorlesung Legouvé's nicht vollständig befriedigt zu sein pflegte, und dass er der Meinung war, man könnte wohl den betreffenden Stoff vollendeter und künstlerischer zum Vortrag bringen. Auch hat Banville nach L. 25 gesagt, „man müsse nicht so lesen wie die Schauspieler; diese läsen **nur** nach dem Sinn und der Interpunktion und vernichteten dadurch den Rhythmus. Aber wendet er sich damit gegen das Interpunktieren in dem Sinne, in welchem Legouvé es fordert? Ich bin überzeugt, dass er sowohl, wie Leconte de Lisle mit der beim Austausch der letzten liebenswürdigen

Worte leicht hingeworfenen zustimmenden Aeusserung (siehe S. 30) sich in Übereinstimmung mit Legouvé (L. 6) nur gegen „die Manier der Schauspieler" hat aussprechen wollen, „welche die Verse derart zerreissen, dass sie wie Prosa klingen", welche, „*sous prétexte de vérité, ne s'inquiètent ni du rhythme, ni de la rime, ni de la prosodie*". Ich kann nicht glauben, dass Banville mit zu denjenigen gehört, deren Vortragsweise von Legouvé (L. 6) in dem Satze gekennzeichnet wird: *Les uns, sous prétexte d'harmonie, se croient obligés d'envelopper les vers dans une sorte de mélopée onctueuse qui arrondit toutes les lignes, efface tous les contours, huile tous les ressorts et arrive à vous produire une sensation fade et écœurante, assez semblable à l'effet d'une tisane mucilagineuse.* Nur dies scheint man sagen zu dürfen, dass er sich dieser Art etwas mehr zu nähern geneigt war, wie Legouvé (vgl. L. 24, wo gesagt wird, dass der Inhalt des von Banville vorgelesenen Gedichtes auf den Ausdruck im Vortrag verhältnismässig wenig einwirkte). Man braucht sich ja nur die Vortragsweisen zu vergegenwärtigen, die man bei uns in Deutschland beim Lesen deutscher Dichtungen von Lehrern und Schülern, von Künstlern und Dilettanten, von den mit einem feinen Geschmack begabten Gebildeten und mehr oder weniger Ungebildeten reichlich hören kann, um überzeugt zu sein, dass es streng genommen so viele Arten des Vortrags wie vortragende Individuen giebt, dass aber derjenige dem Ideal am nächsten kommt, der die einschmeichelnde Musik des Verses zu wahren und doch sinngemäss und unter Beobachtung der durch den Inhalt geforderten Pausen zu lesen versteht, der die Gedanken der Dichtung einfach und naturgemäss wiedergiebt, ohne sie im mindesten ihrer schönen poetischen Gewandung zu entkleiden, ohne den Rhythmus zu vernichten. Das gilt ohne Zweifel für die französische Poesie so gut wie für die deutsche, und nur über die Grösse der Pause, über das Mehr oder Minder des Interpunktierens lässt sich im Einzelfalle streiten. Was daher für Legouvé „erste und in die Augen springende Regel für das Lesen der Prosa wie der Poesie ist", die *règle de la ponctuation* (L. 31), ist gewiss für Banville nichts geradezu Falsches und zu Bekämpfendes. Sicherlich hat auch Banville „interpunktiert", da er Lubarsch beispielsweise die Strophe vorlas:

Stalactites tombant des voutes, stalagmites
Montant du sol, partout les orgueilleux glaçons
Argentent de splendeurs l'horizon sans limites.

Sicherlich würde er sehr reichlich interpunktiert haben, wenn er ihm beispielsweise das Lubarsch 33—34 abgedruckte

Stück aus Victor Hugo vorgelesen hätte, da anderenfalls seine Deklamation stümperhaft und unerträglich gewesen wäre. — —

Seite 23—24 berichtet Lubarsch: „In Banville's Vortrag wirkten sämtliche weibliche Endungen silbenbildend und zwar eine beträchtliche Anzahl unter Verstummung des *e* nur durch verlängerte Vibration des konsonantischen Anlautes. Oft aber trat nicht einmal letztere ein, sondern statt ihrer wurde vom Vorleser eine leichte Pause, ein halber Ruhepunkt der Stimme hinter der der weiblichen Endung vorhergehenden Silbe als Übergang zum Anfang des neuen Wortes eingeschaltet. Bezeichnet *:* einen derartigen Ruhepunkt, so wurde auf diese Weise der Halbvers

Dans les grott : sans fin

sechssilbig, während er ohne denselben fünfsilbig

Dans les grott sans fin

gelautet hätte. Dieses Vortragsmittel setzt den, der es zum ersten Male anwenden hört, zunächst in nicht geringe Verlegenheit, bis er sich des Vorganges bewusst wird: denn er sagt sich, die Silbe wurde nicht gesprochen und sie war doch vorhanden! Es ist dies jenes Vortragsmittel, welches durch ein von K. E. Müller hervorgehobenes Zitat Marmontel's treffend gekennzeichnet wird: *Parmi les temps du vers peuvent être comptés les petits silences de la récitation; et c'est un des moyens qu'emploient les bons lecteurs, même sans s'en apercevoir, pour donner à nos vers une marche nombreuse.*

In diesem Punkte bin ich einer anderen Ansicht. Ich glaube, dass in Fällen, wie dem obigen *(grott : sans fin)*, wo die Silbengrenze in den Konsonanten (hier *t*) gelegt wird, wo der betreffende Laut (*t*) lediglich Okklusivlaut ist und der Verschluss so lange angehalten wird, bis die Enge für den folgenden Laut (*s*) hergestellt ist, wo also von einer Explosion des Schlusskonsonanten nichts zu Gehör kommt und nach Aussprache der „Silbe" *grọt'* durch einen neuen selbständigen Exspirationshub sofort die „Silbe" *sã* hervorgebracht wird, eine Dreisilbigkeit dieses *grọt' sã* nicht mehr angenommen oder behauptet werden darf. Das *dans les grott: sans fin* ist also fünfsilbig wie *dans les grott sans fin*. Ob ich am Schlusse einer Wortsilbe, die den Akzent trägt, eine Kleinigkeit mehr oder weniger anhalte, ist für die Frage der Silbenzahl des Verses nicht von Belang. Das grössere oder geringere Mass der Pause richtet sich ja auch vielmehr nach dem Inhalt, nach der Gedanken- und Wortverbindung, welche die betreffende Stelle zeigt. Angenommen, der Vers

Dans les grottes sans fin brillent les stalactites

wäre vom Dichter als ein (weiblicher) Elfsilbner (nicht als Alexandriner) gedacht, so also, dass Letzterer die weibliche Endung von *grottes* nicht mehr als Silbe „gezählt" wissen wollte, wie man sie seit langer Zeit in *soient*, *aient*, *disoient* etc. etc. nicht mehr „zählt", so würde er ihn ebenso gelesen haben. Der ganze Gedanke, die Bestimmung der *grottes* durch das *sans fin* verlangt geradezu ein kunstsinniges Anhalten an dieser Stelle. In einem solchen durch den Sinn und Inhalt geforderten Anhalten bestehen wohl die *petits silences de la récitation* Marmontel's. Ist es nicht im Deutschen gerade so?!

Ich meine demnach, dass Banville, der theoretisch entschieden auf dem Standpunkte stand, dass das *e muet*, wo es mitzähle, auch mitgelesen werden müsse, in der That, ohne es zu wollen, ohne sich dessen bewusst zu werden, hie und da seine Alexandriner um eine Silbe kürzte.

Geht denn nicht aber daraus hervor, dass Sonnenburg recht hat? Keineswegs. Denn erstens ist es kaum fraglich, dass Banville auch die Aussprache *grǫ́-tᵉ-sā fę́* gebilligt, ja bei einer anderen Gelegenheit auch einmal so deklamiert haben würde. Zweitens wird ein einzelnes Übersehen des weiblichen *e* kaum bemerkt: es beeinträchtigt den Wohlklang und den prachtvollen Rhythmus des Alexandriners, der diese Eigenschaften „dem Wechsel seiner Betonungen neben der harmonischen Mischung voller und leichter Silben" (L. 39) verdankt, nicht so erheblich, dass ein Franzose sich auf's ängstlichste davor hüten müsste. So hat man auch in früheren Zeiten, als die Geltung (beispielsweise) des weiblichen *e* hinter unbetonten oder auch betonten Vokalen und Diphthongen schwankend geworden war, als man ihm nicht länger silbenbildende Kraft zugestehen wollte, die Verse der Zeitgenossen und ihrer Vorgänger gelegentlich einmal (unbewusst) um eine Silbe gekürzt, ohne dass dadurch das Gesetz von der festen Silbenzahl im Laufe der späteren Jahrhunderte irgendwie erschüttert worden wäre. Die ganze Streitfrage erklärt sich daraus, dass man einen einfachen Prozess nicht sieht und erkennt: die Sprache verändert sich fortwährend; der Lautwert des weiblichen *e* wird immer geringer; in der Volkssprache ist es in den meisten Fällen völlig geschwunden; die gehobene Sprache folgt allmählich, wenn auch zögernd, der von jener gegebenen Anregung; in vielen Fällen ist sie ihr endgiltig gefolgt, in anderen wird sie unfehlbar folgen. Nun haben Leser und Hörer einer Dichtung ein mehr oder

weniger entwickeltes Feingefühl sowohl für das sprachlich und sprachlautlich Richtige und Schöne, als auch für das musikalisch und rhythmisch Schöne und Gesetzmässige. Das Urteil über das rhythmisch Angemessene kann hier für unsere Zwecke im grossen und ganzen als gleichbleibend angenommen werden, während das Urteil über das sprachlautlich Erlaubte und Wohlbefriedigende sich stetig und allmählich ändert (vgl. meine Abhandlung, *Ztschr.* XI[1], S. 238—255). So kommt es zu einem Entgegenwirken zweier Kräfte und zum Streben nach einem Ausgleich zwischen beiden. So lange nun, um ein Beispiel zu wählen, für die Deklamation eines vor zweihundert Jahren geschriebenen, also für die damalige (Deklamations- und Bühnen-) Aussprache berechneten Verses ein solcher Ausgleich möglich ist, wird derselbe in der Praxis durchgeführt werden. Wenn aber, um den Ausgleich zu erzielen, nach der Ansicht der Sprecher oder Hörer dem Sprachgefühl, das mächtiger ist wie das Gefühl für das rhythmisch streng Gesetzmässige, Gewalt angethan werden, wenn die Abweichung vom gewöhnlichen Aussprachegebrauch komisch, lächerlich, beleidigend wirken müsste, so wird der Deklamator eine Silbe opfern und der Hörer der Opferung zustimmen, falls er derselben überhaupt gewahr wird. Aber nicht allzuweit wird man eine solche Verstümmelung des Verses, soll er anders ein Vers bleiben, treiben dürfen. Auch das musikalische Gefühl wird, wie von jeher, gebieterisch fordern, dass es befriedigt werde: und der zeitgenössische Dichter wird (wie ein Corneille für sein Jahrhundert) seine Verse aufgrund einer neuen Normalaussprache, über die man sich geeinigt haben wird, so gestalten, dass er damit für einen gewissen Zeitraum beiden Tendenzen gerecht werden kann.

Ob für die gemessenste Sprache, nicht des Schauspielers dieser oder jener Bühne, sondern des kunstgeübten Deklamators und Vorlesers ernster Dichtungen — denn diese Sprache werden wir in der Schule nachzuahmen haben — jener Ausgleich in der einen oder anderen Klasse von „weiblichen Endungen“ nicht mehr angemessen zu sein begonnen hat, wage ich nicht bestimmt zu beurteilen. Es scheint allerdings, dass zunächst „die bei vokalischem Auslaut der vorhergehenden Silbe mit einer einfachen Liquida anlautenden weiblichen Endungen“ (L. 41) in den meisten Fällen so wenig vernehmbar werden, dass eine Neuregelung ihrer Wertigkeit für die zukünftige

Dichtung durch einen Malherbe oder Vangelas unserer Zeit wünschenswert erscheinen möchte.

Hiermit schliesse ich meinen Bericht über das nachgelassene Werk Lubarsch's, und die Betrachtungen, zu denen es mich angeregt hat. Ich zweifle nicht, dass es jeden denkenden Leser anregen wird. W. Ricken.

Gnerlich, Robert, *Bemerkungen über den Versbau der Anglonormannen.* Inaugural-Dissertation (Strassburg), Breslau 1889. 57 S. 8⁰.

Verfasser hat Beobachtungen über den agn. Versbau gemacht, mit dem er Suchiers bekannte Ansichten stützen will. Fleiss und grosse Bescheidenheit zieren die Schrift; Umsicht und Kritik aber sind nicht hinlänglich geübt, um Verfasser vor Widerspruch zu schützen. Für meinen Teil bin ich dahin gekommen, Verfassers Ausführungen in den meisten und wichtigsten Punkten anzuzweifeln.

In der einleitenden Zusammenfassung der bisherigen Litteratur unterschiebt Verfasser P. Meyer eine Ansicht, die er nie ausgesprochen. Nach Verfasser soll P. Meyer behauptet haben, jene Unregelmässigkeiten seien Kopistenfehler oder können durch eine England eigene Scandirungsweise gerechtfertigt werden. Er hat aber gesagt: *On se demande ordinairement si ces irrégularités sont de véritables fautes commises soit par les auteurs soit par les copistes, ou si elles peuvent être légitimées par une manière de scander propre à l'Angleterre.* Meyer hat also nicht (alternativ), wie Rose, die ganze Schuld der in agn. Gedichten vorkommenden Unregelmässigkeiten auf die Kopisten geworfen, und er hätte nicht vom Verf. mit Rose zusammen behandelt werden sollen.

Nach Angabe des untersuchten Materials bespricht Verf. Rose's Theorie, die er, wie übrigens jedermann, verwirft.

Um zu zeigen, dass der agn. zu kurze Achtsilbler einen speziellen Charakter habe, bringt Verf. eine Menge Beispiele von solchen Versen mit Satzpause in der Mitte. Eine solche Satzpause tritt zwar oft in diesen Versen ein, aber kaum öfter als in den vollzähligen Achtsilblern; in den 1000 ersten Versen der *Set dormans* zähle ich 148 zu kurze Verse, deren 33 die Satzpause mangelt. Im allgemeinen dürfte Satzpause in der Mitte einförmig und kunstlos gebauter wirklicher Achtsilbler nicht seltener sein, als bei den zu kurzen; so gebaut sind etwa drei Viertel der Verse im *Saint Grégoire* (Bartsch-Horning, Sp. 83),

ungefähr zwei Drittel im *Guillaume de Palerne.* Gewollt dürfte diese Satzpause kanm sein (vgl. Tobler, *Versbau*², S. 94), daher sie bei dem gewandteren, leichtfliessenderen Stil eines Chrestien de Troyes, Marie de France u. A. sehr selten ist. Indess betrachtet Verf. selbst die Satzpause nicht als mit dem englischen Einfluss auf den agn. Versbau zusammenhängend, sondern als lateinisches Erbnis (S. 56).

Eine zweite Eigentümlichkeit des agn. Versbaus will Verf. darin sehen, dass weiblich ausgehende Verse öfter gekürzt werden als männlich ausgehende. Dies wird für den Refrainvers in ein paar Gedichten festgestellt, was aber auch bedenten kann, dass ein Vers von 3 Silben auffallend knrz ist und nicht beliebt oder bequem war; übrigens sind die Ausnahmen zahlreich. Andere Verse (Achtsilbler) geben im allgemeinen keine oder wenigstens nur eine höchst nnsichere Stütze für Verf.'s Behauptung; von den 148 gekürzten Versen der ersten Hälfte der *Set dormans* z. B. haben 77 männlichen Ausgang. Verf. dehnt diese Anschauungsweise auf die Hemistiche des Alexandriners aus und behanptet, bei männlicher Cäsur seien die ersten Halbverse nicht oder selten gekürzt, Verse von folgendem Ban seien aber gewöhnlich:

Ainz qu'il mot soussent, cummence la mellee. (Horn 1615.)

Richtig! aber in diesem Verse kann man einen agn. vollzähligen Alexandriner mit vernachlässigter oder nnfrz. (lyrischer, wenn man will) Cäsur sehen. Die Cäsur wurde bekanntlich in England nicht wie in Frankreich gehandhabt. Aueh diese angebliche Eigentümlichkeit kann Verf. nicht in Einklang mit seiner Annahme von englischem Einfluss setzen (S. 54).

Die zu langen Alexandriner lassen sich zumeist in eine richtige zweite, nnd eine überzählige erste Vershälfte zerlegen; wenn Verf. aber dies durch englischen Einfluss zu erklären sucht, stösst er auf chronologische Schwierigkeiten (S. 51), die er nicht zu heben vermag.

Die Silbenmessung im Agn. wird wie bei Suchier und Koch behandelt.

Endlich werden die Ursachen der besprochenen Erscheinungen aufgesucht. Verf. findet dieselben in Einwirkung der englischen Verskunst auf die romanische. Dies ist ihm um so leichter, da er dem romanischen, bezw. französischen Verse rhythmischen Charakter znerkennt. Das wird ihm aber nicht jedermann zugestehen. Wer noch dazn, wie Ref., die Richtigkeit der meisten speziellen Ausführungen des Verfassers anzweifelt, wird seinem allgemeinen Erklärungsversueh des agn. Versbaues noch weniger beistimmen können.

Es liegen noch keine Gründe vor, warum ich meinen früher eingenommenen Standpunkt in dieser Frage aufgeben sollte. Ich glaube also auch jetzt noch, dass was sich bei agn. Verfassern von unfrz. Versen findet, auf Ungeschicktheit oder Unwissenheit beruhe. Sie haben es uns selbst zu wiederholten Malen zugestanden (siehe meine *Versification anglonormande*, S. 53), so Wadington:

De le franceis ne del rimer
Ne me dait nuls hom blamer,
Kar en Engleterre fu né
E nurri lenz e ordiné.

Dass phonetischer und flexivischer Verfall, wie P. Meyer will, dabei eine Hauptrolle gespielt habe, ist natürlich nicht ausgeschlossen. Wenn wir in agn. Hdss. lesen:

Amer le deveient par resun (*Set dormans* 230),

so fragen wir uns: ist nicht *deveient* zweisilbig zu zählen? Und wenn wir lesen:

E vuleint en tute guise (ibid. 772),

fragen wir uns: sollte nicht *vuleient* drei Silben haben? Dergleichen Fragen mag sich mancher agn. Verf. vorgelegt haben. Damit schwebte die französische Verskunst in Gefahr, und sie verdarb ebenso wie sie in Norditalien verderben musste.

Lund. J. Vising.

Rucktäschel, Th., *Einige Arts poétiques aus der Zeit Ronsard's und Malherbe's.* Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Poetik des XVI. und XVII. Jahrhunderts. (Leipziger Doktordissertation.) Leipzig, 1889. Gustav Fock.

Die vorliegende treffliche Arbeit kündigt sich selbst in der Vorrede an als eine Fortsetzung der Arbeit von Heinrich Zschalig, *Die Verslehren von Fabri, Du Pont und Sibilet* (Heidelberger Dissert. 1884). R. gibt zunächst, wie es sein Vorgänger Zschalig gethan und dessen Tabelle, soweit sie für ihn in Betracht kam, mit herübernehmend, eine Übersicht der *Arts poétiques* von Du Bellay bis Mourgues, zusammen 36 Schriften, die in den Zeitraum 1549—1684 fallen. Er wendet sich dann, an Sibilet's *Art poétique* anknüpfend, zu seiner eigentlichen Aufgabe, den Inhalt der wichtigsten Schriften auf dem Gebiete der Poetik aus der Zeit Ronsard's und Malherbe's anzugeben und ihr Verhältnis zu einander wie zu der *Plejade* bezw. Malherbe'schen Schule festzustellen. Im ganzen sind es 19 Werke, die für diese Zeit in Betracht kommen. Von diesen werden 7, nämlich Claude

de Boissière, *Art poétique 1554* (verschollen!), Antoine Foqnelin, *La rhétorique française 1555*, eine *Abbréviation de l'Art poétique* (in Sibilet's Buch enthalten) *1556*, Tabonrot, *Les Bigarrures du Seigneur des Accords 1572*, Jean de la Taille, *Vorwort zu Saül 1572*, E. Aubert, *Marguerites poétiques 1613* und eine *Introduction à la Poésie 1620* als unbedeutend nur dem Titel nach oder mit kurzem Hinweis auf den Inhalt aufgeführt, 5 bereits znr Genüge bekannte, nämlich Du Bellay, *Défense et Illustration etc. 1549*, Ronsard, *Abrégé de l'Art poétique 1585* und *Préface de la Franciade 1572*, Malherbe, *Commentaire sur Desportes 1609* und De Gournay, *Les Avis ou les Présens 1626* nur soweit berücksichtigt, als sie zum Verständnis des Zusammenhanges dienen und dem Verfasser neue Gesichtspunkte zu bieten scheinen. Ausführliche Inhaltsangaben und Würdigungen dagegen haben die übrigen 7 Werke erfahren, die infolge ihrer schweren Erreichbarkeit auf franz. Bibliotheken bisher entweder gar nicht oder nur in kurzen Auszügen bekannt waren. Es sind dies:

- Charles Fontaine, *Le Quintil Horace 1551*,
- Jacqnes Peletier du Mans, *L'Art poétique 1555*,
- Jacques de la Taille, *La manière de faire des vers en français 1573*,
- Pierre Delaudun D'Aigaliers, *L'Art poétique français 1598*,
- Jean Vauqnelin de la Fresnaye, *L'Art poétique français 1605*,
- Du Gardin, *Les premières Addresses du Chemin de Parnasse 1620*,
- Deimier, *L'Académie de l'Art poétique 1610*.

Über die Stellung dieser Werke zu den drei Hauptrichtungen der damaligen französischen Poetik, der älteren Marot'schen Schule, der *Plejade* und der Schule Malherbe's erhalten wir aus den Untersuchungen R.'s folgendes Ergebnis: Fontaine's *Quintil Horace* ist die Antwort auf Du Bellay's *Programm der Plejade*, gegen deren willkürliche Behandlung der Sprache und Ausländerei er entschieden Stellung nimmt, so dass er gegen das abfällige Urteil bei Darmesteter und Hatzfeldt als ein Vorläufer Malherbe's und Deimier's betrachtet werden muss. Peletier hält abweichend von Ronsard den Alexandriner für den eigentlichen heroischen Vers; er ist ein gemässigter Anhänger der Plejade, deren Programm er weiter ausbildet, ohne in die Verkehrtheiten des Jacques de la Taille zn verfallen, der den missglückten Versuch macht, den französischen Vers auf die antike Prosodie zu begründen. Auf dem Standpunkte der *Plejade* stehen endlich auch die beiden folgenden, Delaudun, dessen Opposition gegen

das dramatische Gesetz von der Einheit der Zeit allein Beachtnng verdient, nnd Vauqnelin de la Fresnaye,[1]) den man mit Unrecht als Mann des Übergangs von der *Plejade* zur Schule Malherbe's hingestellt hat. Interessant ist das Werk des Provinzialen Du Gardin, der 1620 noch die Ronsard'sche Schule verteidigt, seine ganz besonderen Ansichten über den Reim hat nnd als der erste versucht hat, die antiken Metren auf Grund neuer französischer Quantitätsregeln in die franz. Poesie einzuführen. Dass er jedoch, wie R. meint, den verdienstvollen Versuch gemacht habe, den französischen Vers auf den Akzent zu gründen, möchte ich bestreiten. Denn wenngleich Du Gardin das Verfahren von Baïf, Jacques de la Taille und anderer verurteilt, weil diese die lateinischen Quantitätsregeln auf das Französische übertragen wollten, so verkennt er doch selbst auch nicht minder die Natur des französischen Verses, da er den Satzakzent ganz ausser acht lässt. Er stellt für die einzelnen Wörter Quantitätsregeln auf, die im Satze natürlich nicht weniger sinnlos sind, wie die lateinischen. Nach seiner Prosodie sind lang nur die vorletzten Silben der Wörter mit weiblicher Endung und die vorletzte Silbe der Adverbialendung *ément*, kurz die Femininendung nnd die vorletzte Silbe mehrsilbiger Wörter mit masknliner Endung; alle übrigen Silben sind mitteltonig oder rund, wie er sie nennt. Danach hätten wir z. B. in den vier Versen, mit denen er neue Erfindnng ankündigt:

Voyánt les áutheurs Grécs et Látins cómposér
Des Cármes à pieds; ie m'ay vóulu áduisér
Si ón ne póurroit fáire lé mesme én Françóis,
Cherchánt d'y tróuver tóut premiér des bónnes Lóis.

lauter *Syllabes rondes* mit Ausnahme der vorletzten des ersten Verses, die kurz, der 2. des 2. V., der 6. des 3. V., der 10. des 4. Verses, die lang zu nehmen wären und auf welche je eine kurze Silbe folgt. Und doch sollen es iambische Trimeter sein! Ist es da ein Wunder, wenn Deimier von solchen Ansichten über den *accent particulier de chaque mot*, die also schon vor dem Erscheinen von Dn Gardin's Werk in einigen Köpfen gespukt haben mussten, sagt, *qu'elles sont si desreiglees et fantastiques, qu'elles ne meritent pas d'estre refutees en les nommant?* Ich gebe R. wohl Recht, wenn er Du Gardin's Buch zu den merkwürdigsten Büchern des XVII. Jahrhunderts zählt, jedenfalls ist es aber nicht, wie er meint, die wertvollste

[1]) Die neueste Ausgabe dieser Poetik von Georges Pelissier, Paris 1885, Garnier Frères mit Einleitung über die im XVI. Jahrhundert erschienenen Poetiken Frankreichs scheint dem Verfasser entgangen zu sein.

Schrift, die ihm im ganzen Verlauf seiner Arbeit unter die Hände gekommen. Das ist zweifellos die *Academie de l'Art poetique* des *sieur de* D*eimier*, der er mit Recht den vierten Teil seiner ganzen Abhandlung widmet. R. gibt eine sehr ausführliche, 20 Seiten des Buches umfassende Inhaltsangabe dieses *Art poétique*, der uns in ausführlicher und wohlgeordneter Weise alle die Fordernngen Malherbe's vorführt, die wir bisher nur zerstreut seinen eigenen Dichtungen, dem Kommentar über Desportes und den Äusserungen seiner Schüler Racan und Maynard haben entnehmen können. „Doch unterscheidet er sich von seinem Meister Malherbe (zu dem er persönlich wohl nicht in näherer Freundschaft stand) dadurch, dass er für seine früheren Ideale Ronsard etc. die höchste Bewunderung nnd Verehrung hegt und dass er in verschiedenen Punkten bei weitem gemässigtere Ansichten als Malherbe vertritt. Seine *Académie de l'Art poétique* trug wesentlich dazu bei, den neuen Bestrebungen zum Siege zu verhelfen." Auch die Frage, ob Malherbe den Reim fürs Auge verlangt habe, wird durch Deimier entschieden und zwar dahin, „dass Malherbe auch den Reim fürs Auge anstrebte, dass er jedoch bei seltenen und einsilbigen Reimen grössere Freiheit sich gestattet." Meine von Johannesson bestrittene Ansicht findet dadnrch eine Bestätigung. Nachdem wir durch Zschalig's und Ruckstäschel's Arbeiten eine genauere Kenntnis der *Arts poétiques* des XVI. und XVII. Jahrhunderts in Bezug auf ihren Inhalt und ihr gegenseitiges Verhältnis erhalten haben, wäre es wohl wünschenswert, die Poetiken der Hauptvertreter der drei Hauptrichtungen jener Zeit, als welche ich Sibilet, Ronsard nnd Deimier ansehe, in einem Neudrucke allgemein zugänglich gemacht zu sehen.

P. Gröbedinkel.

Welter, F. J., *Über die Sprache Froissart's. I. Teil: Verschwundene Substantiva.* Programm des Realgymnasiums etc. zu Essen. 1889. 30 S. 4⁰.

Welter stellt in der vorliegenden Abhandlung diejenigen Substautive zusammen, „die die jetzige Sprache nicht mehr kennt mit Auschlnss der technischen nnd derjenigen Hauptwörter, deren allmähliches Verschwinden in der Jetztzeit beobachtet werden kann." Ich sehe nicht ein, warum die technischen Ausdrücke hier nicht behandelt werden, da gerade sie für die Kenntnis der Kulturzustände von der grössten Wichtigkeit sind nnd sprachlich dasselbe Interesse in Anspruch nehmen können wie alle anderen. Kann so das Verzeichnis schon aus diesem Grunde auf Voll-

ständigkeit keinen Anspruch machen, so kommt noch hinzu, dass Welter die Poesien nur wenig berücksichtigt hat. Dass er für die Chronik die Ausgabe Luce's, obwohl sie noch nicht vollständig ist, zugrunde gelegt hat, ist gewiss zu billigen.

Die einzelnen Wörter werden alphabetisch aufgezählt und jedem die Bedeutung und eine etymologische Notiz, sowie Belegstellen beigefügt. Mit Sorgfalt wird das zugängliche Material zusammengetragen und vorgeführt. Einer Anführung bedurften nicht die Fremdwörter *murmuration*, das bei Littré nur zu Froissart erwähnt wird, und *pecune*, das Welter in der Luce'schen Ausgabe nicht aufgestossen ist und das er dem Scheler'schen Glossar entnommen hat.

Nach dieser Probe können wir den weiteren Beiträgen Welter's zur Sprache Froissart's mit Interesse entgegensehen.

F. Tendering.

Boeckler, Paul, *Über einige Spuren des Altfranzösischen im Neufranzösischen.* Programm des Realgymnasiums zu Aschersleben. 1889. 20 S. 4⁰.

Die vorliegende Abhandlung richtet sich weniger an Fachgenossen als an ein Laienpublikum, welches nach Abschluss des französischen Unterrichts in der Praxis auf eine Reihe grammatischer Erscheinungen stösst, welche den Regeln der Grammatik zu widersprechen scheinen. Dieses Laienpublikum sucht der Verfasser über solchen scheinbaren Widerspruch aufzuklären, indem er ihm die Herleitung der fraglichen grammatischen Erscheinungen aus dem Altfranzösischen klar zu machen sucht.

Es ist bekannt, dass namentlich in formelhaften Ausdrücken, in Sprichwörtern und in der Volkssprache solche Reste aus älterer Zeit, welche dem heutigen Sprachgebrauch nicht entsprechen, sich finden. Diese drei Quellen sind es darum namentlich, welche Boeckler behandelt. Wir bedauern, dass er nicht eine Anzahl neuerer Schriften für seinen Fall durchgearbeitet hat, jede Nummer der *Revue des deux mondes* z. B. würde ihm Material geboten haben.

Bei der Behandlung der Reste des organischen Genetivs glaubt Boeckler in der Verbindung *à moitié prix, fruits, chemin* solche alte Genetive zu erkennen, während Diez und Tobler behaupten, dass derselbe nur von Personen gebildet werden könne und für etwaige scheinbar widersprechende Fälle eine andere Erklärung suchen. Ich glaube, so lange nicht andere unzweifelhafte Beispiele nachgewiesen werden, können wir *à*

moitié nur als einen präpositionalen Ausdruck fassen, wie das von Boeckler nicht erwähnte *à-vau (aval)* in der Verbindung *à-vau l'eau*. Ich vermisse hier auch den Ausdruck *timbre-poste*, der mir auf einer Analogiebildung zu beruhen scheint.

Die Wendungen, in welchen „das Neufranzösische eine Besonderheit in der Anwendung des Artikels zeigt," aufzuführen, erschien unthunlich. Man müsste allerdings hier wohl eher die Fassung der bezüglichen Regeln in den meisten Grammatiken einer bessernden Durchsicht unterziehen, denn die „Abweichungen von der Regel" sind in der That so zahlreich, dass es unmöglich erscheint, viele dieser Regeln in ihrer üblichen Fassung beizubehalten. Der Verfasser gibt eine Nachlese zu der Grammatik von Hölder und dazu aus einer wenig bekannten Sprichwörtersammlung eine Reihe von Beispielen für die durch die alte organische Deklination ermöglichte freiere Stellung des Akkusativs. Ich füge für Auslassung des Artikels noch hinzu: *force m'est (force vous sera de me prendre comme je suis naturellement. Rev. d. d. m., 1 nov. 89, p. 34)*, weil ich es bei Sachs nicht finde und weil Boeckler kein Beispiel für die Auslassung des Artikels beim Subjekt bringt.

Die grössere Beweglichkeit der alten Sprache bezüglich des Gebrauchs des *Gérondif* zeigt sich noch in sprichwörtlichen Wendungen wie: *l'appétit vient en mangeant;* hier hätte auch das modernem Sprachgebrauch widersprechende *séance tenante* erörtert werden sollen, ebenso hätten bei der Besprechung älterer Adverb-Bildungen *conformément* und ähnliche Erwähnung verdient.

Man sieht, auf Vollständigkeit kann die Abhandlung keinen Anspruch machen, namentlich macht sich häufig das selten Vorkommende breit auf Kosten des häufig Vorkommenden, was den Zwecken, welche die Arbeit verfolgt, nicht entspricht, im allgemeinen indessen kann das, was sie bietet, hierfür als ausreichend betrachtet werden.

F. Tendering.

Schötensack, A., *Französisch-etymologisches Wörterbuch.* I. Abteilung. Heidelberg, 1890. Winter. 192 gr. 8°. Mk. 4. (Vollständig in 4 Abteilungen.)

Der Verfasser hat im Jahre 1883 ein dickes Buch veröffentlicht *Beitrag zu einer wissenschaftlichen Grundlage für etymologische Untersuchungen auf dem Gebiete der französischen Sprache*, in welchem er den Übergang der griechischen, lateinischen und germanischen Laute und Buchstaben in das Französische

zu erklären sucht, nicht etwa dabei sich an die durch die Sprachforschung festgestellten Regeln haltend, sondern neue Theorien aufstellend und damit auf eine geradezu nervösmachende Weise hantierend. Der *Beitrag* hat seinerzeit die gebührende Abfertigung erhalten (*Litteraturblatt 1883*, S. 465; *Deutsche Litteraturzeitung 1883*, S. 1508; *Gallia 1883*, S. 143), aber alle Mahnungen der Kritik sind umsonst gewesen, da der Verfasser wiederum mit einer etymologischen Arbeit erscheint, die seine zu dergleichen Forschungen durchaus ungenügende Vorbildung von neuem dokumentiert und von neuem bedauern lässt, dass viel Scharfsinn und viel Wissen an eine Aufgabe vergeudet worden ist, die zu lösen ganz andere Leute erheischt als den Professor Schötensack. Auf Grund der von ihm in jenem *Beitrag* aufgestellten thörichten Regeln lässt er sich zu den kühnsten Schlüssen hinreissen; Schwierigkeiten existieren für ihn nicht, sie werden vielmehr mit einer verblüffenden Fixigkeit überwunden; die Arbeiten unserer Romanisten werden zwar hin und wieder erwähnt, aber im ganzen mit souveränem Hochmut behandelt. Griechisch spielt übrigens bei ihm die Hauptrolle, und manchmal erinnert das Werk an das des Abbé Espagnolle, das Neumann im *Litteraturblatt* und Unterzeichneter in der *Franco-Gallia* an den Pranger gestellt haben.

Um unser hart klingendes Urteil zu rechtfertigen, müssen wir einige der Schötensack'schen Etymologien vorführen. — *Abois* (letzte Züge) hat mit *aboi*, *aboyer* nichts zu thun, es kommt her von *ze bile* (zum Hauen). — *Abri* ist entstanden aus *à péril* (gegen die Gefahr geschützt); doch kommt die Sache dem Verf. nicht geheuerlich vor; er fügt ein „wahrscheinlich" hinzu. — *Accabler* kommt her von *ad habe* (Speicher). — *Acharner* hat beileibe nichts zu thun mit *chair;* es ist *ad harm.* — Höchst interessant und für das Verfahren des Verfassers bezeichnend ist der Artikel *calotte*, der zur allgemeinen Erbauung hier einen Platz finden mag: „*calotte*, Priesterkäppchen, welches dazu dient, die Tonsur (geschorene, kahle Stelle des Hauptes katholischer Priester) zu bedecken, scheint gebildet zu sein von dem lat. *calvus* und sollte dann eigentlich *calvotte* lauten; indess könnte das *v* synkopiert sein ganz im Gegensatz zu *galvette*, Seeräuberschiff, welches, aus *cale* gebildet, *galette* lauten sollte, aber den Einschuh des *v* erhalten hat, um nicht formell zusammenzufallen mit *galette*, der Fladen. Doch sind wir der Annahme des *v* überhoben, wenn wir *calotte* nicht zunächst vom lat. *calvus*, sondern von dem gleichbedeutenden ahd., mit jenem verwandten *kalo* annehmen, aus welcher Annahme sich zugleich das *o* statt des sonstigen *e* vor der Endung *tte* erklärt. Wäre *calotte* aus dem lat. *calvus*

gebildet worden, so würde die französische Form vielleicht *chauvette* lauten, obwohl im Französischen neben *chauveté* (aus *calvities)* auch *calvitie* gebräuchlich ist. Im Griechischen lässt sich kein dem *calvus* und *kalo (kahl)* stammverwandtes Wort nachweisen; denn das von Lobeck *Ῥηματ.* S. 36 Bemerkte, dass das lat. *calvere* mit *carpere* in Verbindung zu setzen sei, so dass *calvus* so viel wäre wie *vulvus* (gerupft), verdient doch zu wenig Glauben. Eigentümlich ist es jedoch, dass das griechische dem *calvus* gleichbedeutende *φαλακ-ρός* nach Entfernung der Endung rückwärts gelesen *kalaf*, also dem lat. *calv-us* ähnlich lautet." An Scharfsinn lässt diese Etymologie, und besonders der Schluss, nichts zu wünschen übrig, und dann der Stil!

Doch wir halten uns schon zu lange bei den Schötensack'schen Etymologien auf. Dass neben derartigen Verschrobenheiten manches Richtige sich findet, soll nicht unerwähnt bleiben; aber die obigen Proben genügen wohl, um eine Warnung vor dem Werke zu rechtfertigen; es kann, wenn es in unrichtige Hände gerät, grossen Schaden anrichten.

A. Kressner.

Kühn, K., *Entwurf eines Lehrplans für den französischen Unterricht am Realgymnasium.* II: Mittel- und Oberstufe. Marburg, 1889. Elwert. IV, 55 S. 1 Mk.

Kühn führt den von Walter begonnenen Lehrplan (s. *Zschr. f. frz. Spr. u. Litt.* XI, S. 188) für die Klassen III bis I des Realgymnasiums fort. Die Gymnasien würden den so vervollständigten Lehrgang mit unwesentlichen Änderungen ebenfalls annehmen können.

Für die Grammatik verlangt Kühn drei Kurse. Nachdem das Wichtigste des grammatischen Stoffes durchgearbeitet ist, beginnt mit dem zweiten Semester der Obertertia ein „systematischer Kurs", welcher mit Rücksicht auf die vielen Schüler, die nach Untersekunda die höheren Lehranstalten zu verlassen pflegen, mit dieser Klasse beendigt werden muss, worauf in den drei obersten Schuljahren die ganze Grammatik noch einmal behandelt wird. Wir fürchten, das möchte des Guten zu viel sein. Wenn nach den elementaren Übungen, welche V und IV beschäftigt haben, die Grammatik einmal durchgenommen wird, so muss es damit nach unseren Ansichten und Erfahrungen sein Bewenden haben. Damit meinen wir nicht, dass nicht auch nachher noch Grammatisches besprochen werden müsse; die Schüler sollen sogar die Grammatik beim Unterricht immer zur Hand

haben; aber es kann sich jetzt nur noch um einzelne grammatische Erscheinungen oder Kapitel handeln, welche je nach Gelegenheit und Bedarf in freierer Weise durchgenommen werden, womöglich im Anschlusse an die Lektüre, was Kühn selbst wünscht (S. 13), damit aus dieser aller sachliche und formale Nutzen, den sie bieten kann, auch gezogen werde und für Sprech- und Schreibübungen der erforderliche Raum bleibe. Die neuere Methode muss zeigen, dass sie aus der lebendigen Sprache heraus zu lehren verstehe. Wie der grammatische Stoff aber im Einzelnen auszunützen und zu gestalten sei, dafür gibt der Verfasser uns wertvolle Beispiele. Übersetzungsübungen lässt er noch in ziemlich ausgedehntem Umfang zu, um einen allmählichen Übergang aus der früheren Art, das Französische zu betreiben, in die neue zu ermöglichen. Wir können diese Rücksicht nur anerkennen; doch würde unser obiger Vorschlag hier eine bedeutende Einschränkung erfordern.

Die Lektüre schöpft anfänglich aus Kühn's Lesebuch. In Obertertia beginnt aber Originallektüre. Für diese entwirft Kühn einen Kanon, der im ganzen annehmbar scheint, da er dem formalen und sachlichen Fortschritt der Schüler Rechnung trägt. Seinem Grundsatze, „vorzugsweise Schriftsteller dieses Jahrhunderts“ zu wählen (S. 37), ist der Verfasser nur ganz im allgemeinen treu geblieben. Wir müssen den Grundsatz an sich bekämpfen. Die französische Litteratur des XVIII. und XVII. Jahrhunderts wirkt als lebendige Kraft in unserer Kultur fort und fordert deshalb schulmässige Behandlung. Von der französischen Litteratur des XIX. Jahrhunderts haben sich bis jetzt nur wenige Spuren dem geistigen Leben der deutschen Nation eingeprägt. Die Gefahr, dass unsere Schüler ein veraltetes Französisch lernen, wenn sie z. B. Montesquieu lesen, ist bei richtiger Art des Unterrichts ganz gering und darf nicht gescheut werden, wenn wir den französischen Unterricht in seinem bildenden Wert und seiner ganzen Stellung in den höheren Schulen nicht beeinträchtigen wollen. Nun lässt Kühn ja Voltairesche Prosa lesen; aber er gibt kein vollständiges Bild von dem geistigen Leben Frankreichs in den beiden letzten Jahrhunderten, wenn er nichts von Corneille, von Racine nur Athalie und Esther zulässt und räsonnierende Prosa der Encyklopädistenzeit ganz ausschliesst. Dass für die ganze klassische Tragödie der Franzosen kein Interesse bei den Schülern erweckt werden könne (S. 41), bestreitet Referent aus eigener Erfahrung. Für Oratorisches ist Mirabeau eingesetzt, nicht mit Unrecht, obwohl die Klasse, mit der man Mirabeau lesen will, zuvor auf ihrem geistigen Standpunkt genau geprüft werden muss. Eine oder die

andere geistliche Rede vermisst man dabei doch ungern. Ganz einverstanden sind wir aber mit der Art, in der Kühn die Lektüre betreiben will.

Die schriftlichen Übungen richtet der Verfasser in durchaus zweckmässiger Weise ein; die Sprechübungen verfolgen bescheidene, erreichbare Ziele in grundsätzlichem Anschlusse an die Lektüre. Litteraturgeschichte tritt nicht in zusammenhängendem Vortrag auf, sondern begnügt sich mit gelegentlichen Belehrungen, zu welchen die Lektüre Anlass bietet. Wir halten es nur für zweckmässig, derartiges nicht vor der Lektüre vorzutragen, sondern erst dann, wenn durch die Lektüre ein gewisses Interesse dafür bei den Schülern geweckt worden ist. Die Metrik, zumal wenn sie so anspruchslos auftritt, wie bei Kühn (S. 51) geschieht, kommt in Obersekunda zu spät. Das Synonymische knüpft sich wieder an die Lektüre an und hält sich in den Grenzen, innerhalb deren es bildend und belehrend sein kann.

Kühn's Absicht geht mehr auf die Aneignung eines sicheren Sprachgefühls, als auf ausgebreitete systematische Kenntnisse; damit ist auch das heutige Bedürfnis unserer Schulen befriedigt. Wir haben einiges gegen die Auswahl und Zusammenstellung des Lehrstoffes im ganzen einzuwenden gehabt; in Dingen der didaktischen Methode verdient Kühn's Lehrplan uneingeschränktes Lob. E. v. Sallwürk.

Schmeding, *Der Aufenthalt der Neuphilologen und das Studium moderner Sprachen im Auslande.* Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Berlin, 1889. Verlag von R. Oppenheim.

Der Verfasser, welcher „länger als ein Jahr in Genf und Paris studiert, mehr als ein Dutzend mal sich auf kürzere oder längere Zeit in England aufgehalten, Italien, Belgien, Holland und Dänemark mehrfach ... besucht“ hat (S. 2) und schon „vor ungefähr zwanzig Jahren unter ähnlichem Titel einen Aufsatz im Programm der damaligen höheren Bürgerschule seiner Heimat Oldenburg veröffentlichte, (S. 1) wünscht dem Neuphilologen, welcher die neueren Sprachen im Auslande erlernen und studieren will, beratend den Weg zu zeigen und zu bahnen. — In erster Linie und mit Recht weist er darauf hin, dass für den Forscher des heutigen Sprachlebens in ähnlicher Weise Reisestipendien ausgeworfen werden müssen, wie für den Archäologen, und begrüsst deshalb mit Freuden die darauf hinzielenden Verhandlungen des Neuphilologen-Vereins in Hannover, sowie verwandte Bestrebungen. Zugleich stellt die Abhandlung den Unterschied klar, welcher zwischen dem Archäologen im Auslande und dem daselbst weilenden Neuphilologen besteht. Während es nämlich für ersteren genügt, sein Wissen vertieft und bereichert zu haben, um der Arbeit gewachsen zu sein, die ihn gleichsam von der Mitwelt abzieht, steht letzterer im

rührig sich bethätigenden Leben, soll „sich eine wissenschaftliche Erkenntnis vom Wesen und Werden der Sprache" (Hornemann, *Zur Reform* etc. S. 13) zu eigen machen, die Verschiedenheiten in den Lebensäusserungen und -Auffassungen feststellen, welche die Völker unterscheidet und manchmal scheidet, wenn sie missverstanden wird. „Er soll nicht blos Gelehrter werden, sondern auch als Mensch seinen Blick erweitern" (S. 5). Kurz, der Aufenthalt im Auslande kann für den Neuphilologen nur dann erspriesslich werden, wenn dieser neben Können und reichem Wissen jene Eigenschaften besitzt, die Verfasser in beredter Weise auf S. 6 beschreibt, nämlich richtigen Takt, Freiheit von Vorurteil, gute Umgangsformen, Scharfsinn, geistige und körperliche Rührigkeit u. s. w. Ein solcher Mann wird schnell „den Pass zu Thüren und Herzen" *(l. c.)* finden und sich nicht wegen Mangels an Gedankenaustausch zu seinen Landsleuten oder gar in die Einsamkeit zurückziehen und dann wenig oder gar nichts lernen (S. 7). „Um sich also vor Misserfolg zu schützen, würden die Jünglinge zunächst zu sorgen haben, sich jene ... Eigenschaften zu erwerben", *(l. c.)* falls nicht „eine gute häusliche Erziehung dies bewerkstelligte" (S. 8). — Über die Art und Weise, wie der Studierende zu diesem Zwecke vorgehen soll, lässt uns Sch. im Unklaren. Er verweist zwar auf Soller *(Der höhere Lehrerstand in Preussen.* Berlin, 1875. Oppenheim). Seit 1875, wo diese „kulturhistorische Skizzen" erschienen, ist denn doch manches besser geworden. Auch wird niemand leugnen, dass Soller den Lehrerstand grau in grau malt, während er die anderen Stände nur im rosigsten Dämmerscheine schaut. Eine Hauptursache des so wenig zarten Auftretens unserer studierenden Jugend mag wohl in der plötzlichen Wandlung zu suchen sein, welcher dieselbe bei ihrem Übergange vom Gymnasium u. s. w. zur Universität unterliegt. Drüben bis zum letzten Augenblicke innerhalb und ausserhalb der Schule peinlich bewacht und erzogen, hüben plötzlich nicht nur der „Selbsterziehung" (Soller *l. c.* 4) überlassen, sondern in eine Welt versetzt, die eine bisher ungekostete Freiheit bietet, lernt die Mehrzahl der Studierenden einen Ton anschlagen, der alles, nur nicht *gentleman-like* ist. Würde die Wandlung eine allmähliche sein, so wären die Gefahren ungleich geringer, und Tausende hätten nicht die akademische Kleinkinder-Krankheit durchzumachen, von der manche nie wieder gesunden, und deren Äusserungen den Ausländer so sehr befremden und abstossen. Durch Verkehr mit gebildeten Familien und durch Meiden einiger Gesellschaften würde der Neuphilologe jene Eigenschaften erwerben und bewahren, die in guten Kreisen des Auslandes unumgänglich notwendig sind. Selbstverständlich heisst das nicht, er solle zum Kopfhänger werden, der Ziererei verfallen oder das frische, frohe Burschenleben nicht geniessen.

In 3 der Abhandlung wird dann mit Recht der Rat gegeben, sich vor der Reise ins Ausland eine möglichst umfassende Kenntnis der Sprache anzueignen, damit man nicht die Entwickelung der eigenen Gedanken oder den Fluss der Unterhaltung durch Suchen nach dem Worte störe. In zutreffender Weise wird gezeigt, dass der Kellner, Handwerker u. s. w., der die in seinem Berufe vorkommenden Ausdrücke der fremden Sprache zu gebrauchen versteht, deshalb noch lange nicht die betreffende Sprache beherrscht. Ihm fehlt ein Überblick über „den ganzen Kreis des inneren Lebens" (S. 9). Als Hilfsmittel, sich die nötigen Wendungen anzueignen, werden Plötz *Vocabulaire,* Péschier, Plate u. a. m. angegeben. — „Das Geistlose und Mechanische" (Hornemann, *l. c.* 14) derartiger Übungssätzchen wird

hente wohl überall von Neuphilologen durch fleissiges Lesen von Dramen der Nenzeit ersetzt werden. — Schliesslich wird sehr richtig davor gewarnt, sich durch Komplimente der Ausländer über die Aussprache beirren zu lassen.

In dem folgenden Abschnitte seiner Abhandlung spricht Verfasser davon, dass „ein weiteres, wesentliches Hindernis günstigen Erfolges für die Kandidaten der modernen Philologie der Mangel an Verbindungen ist“ (S. 17) und findet einen Ausweg zur Abhilfe in den „Kartells“. Lehrer aus dem Auslande, führt er aus, suchen während ihrer freien Zeit Aufnahme bei deutschen Lehrern; letztere suchen dasselbe im Auslande. Man regele diesen Austausch. (S. 18.) Vielleicht liessen sich auch Prediger in diese Verbindungen aufnehmen.“ (S. 19.) — Sehen wir von diesem „vielleicht“ ab, so wird doch, wenn ich recht verstehe, dieser Austausch nur die allererste Verbindung anbahnen, da sonst der Verkehr des Lehrers in Lehrerkreisen leicht zu stetem Verweilen auf pädagogischem Gebiete Veranlassung bieten und ein Eindringen in den „ganzen Kreis des inneren Lebens“ hindern dürfte. Ausserdem mag ein solcher Austausch am Rhein und in Westfalen sehr leicht sein, in Schlesien, Preussen und Posen muss derselbe schon der räumlichen Entfernung wegen viele Schwierigkeiten finden.

In 5 lernen wir, dass „das grösste Hindernis an der Erreichung bedeutender oder auch nur nennenswerter Resultate“ darin besteht, „dass die Nenphilologen die Kosten ihres Aufenthaltes zu gering anschlagen.“ „Der Neuphilologe sollte nicht ins Ausland gehen und zugleich verdienen wollen. Seine Mittel sollten, wenn irgend thunlich, der Art sein, dass sie ihn nicht hinderten, irgend welche Beziehungen, welche ein günstiges Geschick anzuknüpfen Gelegenheit bietet, zu pflegen.“ (S. 20.) Hierzu bedürfe er etwa 4000—5000 Mark jährlich. — Es unterliegt keinem Zweifel, dass man mit einer solchen Summe recht sorgenfrei sich und seinem Zwecke leben kann. Ich habe indes 1874 und 1875 in Frankreich, Belgien und England zugebracht, habe kein Geld verdient, sondern aus eigener Tasche gelebt, habe in fast allen anständigen Kreisen verkehrt und habe in den beiden Jahren nicht 4000 Mark gebraucht. Übrigens, warum soll der Neuphilologe nicht Geld verdienen, wenn er bei dieser Gelegenheit seinem Ziele näher kommt? Einer meiner Bekannten in London las einem blinden Herrn die *Times* vor, ein Anderer gab Musikunterricht, ein Dritter, in Margate, war während einigen Stunden Lehrer in einer Familie. Die Herren wurden durch ihre Bekannten an neue Kreise empfohlen, und ihr Aufenthalt war gewiss kaum halb so kostspielig, als der meinige. Der Mittelweg ist auch hier der beste, und der weitaus grösste Teil der deutschen Neuphilologen wird wohl gezwungen sein, diesen Mittelweg einzuschlagen. Darin aber stimme ich mit Sch. überein, dass Niemand sich ins Ausland begeben soll mit der ausgesprochenen Absicht, ausschliesslich oder fast ausschliesslich seinen Unterhalt durch Stundengeben zu erwerben. Der Ärmste würde am Ende nach herben Enttäuschungen gestehen müssen, dass er sich im engsten Kreise bewegt, vom Volksleben, von Sitten und Gebräuchen wenig oder gar nichts kennen gelernt hat. Man versehe sich mit einer Summe von etwa 800 Mark und habe mehr im Hinterhalte. Vorerst, nachdem man ein gutes, billiges Kosthaus gefunden, statte man sich in Frankreich oder England so aus, dass man den Anforderungen der guten Gesellschaft gerecht werden kann. Dann heisst es, die Landsleute meiden und jede Gelegenheit suchen, mit dem Ausländer zu sprechen und den-

selben sprechen zu hören, zugleich aber keine Gelegenheit von sich weisen, die es ermöglicht, unsere Kassen-Ebbe aufzuhalten, ohne uns deshalb in unserer freien Bewegung zu behindern. Man kann im Auslande recht sparsam leben, wie Verfasser auf S. 23 ausführt. Wie mannigfach sind ferner die geistigen, sehr billigen Anregungen für einen Mann, der einen offenen Blick hat. Bibliotheken, Kirchen, Volksleben u. s. w., sagt Sch. S. 28, bieten selbst dem mit geringen Mitteln Ausgestatteten viel Gelegenheit, sich auszubilden. Und in Verkehr treten mit den Ausländern kann er, wenn er es nur versteht, an den ersten Anknüpfungspunkt neue Verbindungen zu knüpfen. Keine bessere Empfehlung, als die eines Freundes. Man trete in Vereine ein. Selbstverständlich muss sich Jeder nach seiner Decke strecken und nötigenfalls, also nicht immer, von kostspieligen Vergnügungen fern bleiben. Dann wird der Aufenthalt im Auslande nutzbringend doch jedenfalls billiger sein, als 4000 Mark jährlich. Ich befürchte, der Verfasser hält durch seinen vom besten Wohlwollen ihm eingegebenen Kosten-Anschlag manchen Neuphilologen ab, das Ausland zu besuchen.

Es folgt ein Abschnitt, in welchem in zutreffenden Worten darauf hingewiesen wird, wie man mit dem Ausländer in Verkehr treten soll, und dass es Fälle gibt, wo Sparsamkeit übel angebracht wäre.

Abschnitt 7 entrollt uns ein Bild der stammhaften gesellschaftlichen und Charakter-Eigentümlichkeiten, die man im Auslande antreffen wird.

Abschnitt 8 zeigt die Schwierigkeiten, die hieraus erwachsen und die Art und Weise, wie man sich denselben gegenüber zu benehmen habe. Es kann den Kandidaten nicht dringend genug anempfohlen werden, diesen Abschnitt sorgsam durchzulesen und zu beherzigen.

Hierauf kehrt Sch. zum sprachlichen Gebiete zurück. „Berufene Führer", sagt er, „so namentlich Kœrting und Vietor haben den Neuphilologen auf solche Höhe gebracht, dass er dieses Gebiet übersehen kann. Er wird sich einzelne Felder davon zur besonderen Pflege auserwählen. Dasselbe wird er in der Fremde thun und als Hauptregel feststellen, sich hier wesentlich auf das zu beschränken, was er in der Heimat nicht haben kann: die Ausbildung seiner Aussprache, seines Ohrs, seines Stils und die Aneignung gewisser sprachlicher Eigentümlichkeiten. Auf S. 43 und 45 wird hingewiesen darauf, dass des Neuphilologen Gehör und Aussprache meist nicht genugsam vorgebildet seien. — Wäre es nicht angebracht gewesen, demselben ausser Benecke einige Werke an die Hand zu geben, deren eingehendes Studium diesem Mangel Abhilfe bietet? Der in der Lautphysiologie bewanderte Kandidat wird bald den Lehrer ausfindig machen oder ausbilden, der seine Aussprache nach richtiger Methode und gründlich bessert. Auch die Gefahr, auf die am Schlusse des Abschnittes unter Berufung auf C. Plœtz hingedeutet wird, nämlich bei einem schlecht aussprechenden Ausländer in die Lehre zu gehen, wird für den gut durchgebildeten Neuphilologen heute nicht mehr so gross sein, wie vor zwanzig Jahren. — Inbezug auf die Art und Weise, wie man eine gute Aussprache lehrt und lernt, heisst es S. 45. „Die Methode .... war ein Brechen und Biegen der Sprachorgane, ein Vorsprechen und Nachsprechen; ein Wieder-Vorsprechen und Wieder-Nachsprechen, ein Nochwiedervorsprechen und Nochwieder-Nachsprechen, das zum Ziele führen musste." — An der Hand der Phonetik würden sich Lehrer und Schüler bald über einen Weg einigen, der beiden weniger Zeit, dem letzteren weniger Geld kosten dürfte. — Ferner lesen wir S. 47: „Die Haupt-

schwierigkeit in der Aussprache liegt in den Vokalen.“ „In der getrübten Aussprache der Konsonanten ... liegt für den Norddeutschen weniger Gefahr.“ Das ist meines Erachtens ungenau; denn die richtige Aussprache der Konsonanten ist auch für den Norddeutschen ein Feld, auf dem nur stete Übung und unausgesetzte Aufmerksamkeit Erfolg verspricht (Lange, *Artikulationsgymnastik im franz. Elementarunterricht. Zschr. f. nfrz. Spr. u. Litt.* VIII[1] 154 ff.; Kühn, *Gram.;* Aymeric und Beaux *Gram.* u. a. m.).

Hierauf geht Verfasser über auf den Vortrag in den fremden Sprachen. Derselbe lässt sich, wie er sagt, nicht beschreiben. Die Grössen auf diesem Gebiete hatten „ein spezifisches, undefinierbares, unbeschreibliches und doch bestimmt wahrnehmbares Etwas“. [Mir wurde einmal in ähnlicher Weise der Begriff „Elektrizität“ klar gemacht.] Man darf „nicht wie in der Muttersprache die Hauptbegriffe im Satze, die Hauptsilbe im Worte betonen. — Nun betonen aber Franzosen und Engländer die Hauptbegriffe im Satze, und in beiden Sprachen gibt es Haupt- und nebentonige Silben. Somit muss Sch. sich unklar ausgedrückt haben. — Dem Satze, den Verfasser am Schlusse dieses Abschnittes aufstellt, kann ich auch nicht beipflichten. Der Neuphilologe soll nämlich „Deutscher bleiben und darauf verzichten, englisch und französisch wie ein Eingeborener zu sprechen.“ Ich möchte im Gegenteil den Fachgenossen glücklich preisen, dem es durch Fleiss und Beharrlichkeit gelingt, letzterem Ziele möglichst nahe zu kommen. (Die *certaines imperfections,* von denen Aymeric *Zschr. f. nfrz. Spr. u. Litt.* X[8] 259 spricht, werden ja leider in den meisten Fällen bleiben.) Sein Herz kann trotzdem recht und echt deutsch bleiben. Wird Kœrting, der in seinen *neuphilologischen Essays* von dem aus dem Auslande Heimgekehrten die Ablegung einer praktischen Prüfung verlangt, etwas anderes im Auge haben, als dass derselbe sich u. a. über die Aussprache ausweise? Würde er nicht demjenigen die Palme zuerkennen, welcher auf diesem Gebiete am wenigsten „deutschen Klang“ verrät?

Die Bemerkungen über den Stil, mit denen der erste Teil der Abhandlung schliesst, sind sehr richtig. „Keiner sollte eine moderne Sprache lehren, der nicht ein Jahr lang im Stil unter der Leitung eines klassischen Akademikers gestanden, welcher seine Muttersprache grammatisch. historisch und litterarisch studierte und Lehrtalente genug besitzt, um die seines Schülers zu bilden“ (S. 60). — Warum aber wird nicht auch der Rat gegeben, man solle seinen Stil schon vor dem Antritte der Reise schulen? Der Neuphilologe muss Franke: *Französische Stilistik* verdant haben, muss stets eifrig darauf bedacht gewesen sein und sein, die fremdsprachlichen Texte in gutem Deutsch wiederzugeben. (Münch, *Zur Förderung des französischen Unterrichtes,* S. 77 ff.; Kühn, *Über Zweck und Ziel des französischen Unterrichtes am Realgymnasium. Zschr. f. nfrz. Spr. u. Litt.* VII Suppl. III 90). Dies „dient zum weiteren Eindringen in die“ fremdsprachlichen „Eigentümlichkeiten und regt zu eingehenderem Vergleich der ... Sprachen an.“ (Kühn *l. c.)* — Statt der „*Musterstücke* von Gruner“, auf die Verfasser hinweist, möchte ich, gestützt auf langjährige Erfahrung, fleissiges Retrovertieren empfehlen. Es ist dies eine Art von Selbst-Kontrollieren und dient dazu, das, was man beim Übersetzen ins Deutsche gelernt, zu festigen und zu dauerndem Besitztum zu machen.

Im II. Teile seiner Broschüre gibt Sch. eine „Erzählung einiger einzelnen Erlebnisse, aus denen unsere jungen Leute noch genauer ersehen können, welcher Art die Gefahren und Förderungen sind, die

ihrer im Auslande warten.“ Man kann sehr viel daraus lernen und ich empfehle Jedem, der eine Reise ins Ausland macht, diesen Abschnitt mit Aufmerksamkeit durchzulesen. — Die kleinen Restaurationen in der Nähe des Britischen Museums, vor denen auf S. 31 und 84 gewarnt wird, scheinen übrigens etwas von ihrem gefährlichen Charakter eingebüsst zu haben. Ich habe nämlich während vier der Monate, die ich im Museum arbeitete, täglich mein *lunch* in der einen oder anderen derselben eingenommen und bin niemals in Gefahr gewesen. Auch haben meine Bekannten nie Abenteuer daselbst erlebt. — Veranlasst durch eine Bemerkung auf S. 62 füge ich hinzu, dass ich mit Befriedigung auf die zehn Monat zurückblicke, die ich deshalb auf der Universität Lüttich zubrachte, weil ich auf den Rat des Prof. C. Plœtz der schmollenden Lutetia aus dem Wege ging. Ich habe bei den Professoren und Studierenden dieser Hochschule in dankenswerter Weise Unterstützung gefunden in meinen Bestrebungen. Ich kann daher Jedem den Besuch dieser Universität empfehlen, denn das Französisch, welches man in den besseren Kreisen dieser Stadt spricht, ist gut.

Im III. Teile, dem Schlusse der Abhandlung spricht Sch. mit Begeisterung von dem schönen Lose, das dem Lehrer der neueren Sprachen zugefallen, welcher seinen Beruf mit Liebe treibt. Sind erst „die Nebel und Vorurteile geschwunden, die uns jetzt noch auf pädagogischem Gebiete gefangen halten“, so wird seine Anfgabe „noch herrlicher und schöner“. Im Gegensatze zum Altphilologen „geben wir dem Altertum sein historisches Recht, aber unseren eigentlichen Lebensquell und unsere eigentliche Nahrung suchen wir auf unserem eigenen Gebiete. „Enorme geistige Summen zur Lösung der materiellen und ideellen Fragen, welche die Gegenwart beschäftigen, werden die Lehrer beisteuern, wenn sie erst einmal anfangen, sich der Schätze inne zu werden“, die das von ihnen zu bearbeitende Gebiet in sich schliesst. „Von ihnen ist ein grosser Einfluss auf die Völker unter einander zu erhoffen“, indem sie dazu beitragen, eine Annäherung anzubahnen.

Ich will meine Kritik kurz zusammenfassen: Der Verfasser der besprochenen Broschüre unterlässt es meines Erachtens, den Neuphilologen genugsam mit dem Rüstzeuge auszustatten, welches die fortgeschrittene Wissenschaft uns heute an die Hand giebt. Die darauf hinzielenden Fingerzeige sind nicht genügend. Offenbar hat Sch. geglaubt, diese Frage gehöre nicht in den Rahmen seiner Abhandlung. Ich konnte mich dieser Auffassung nicht anschliessen, weil auf den ersten 32 Seiten fast nur von den Vorbereitungen für die Reise gesprochen wird, und dazu gehört meines Erachtens auch eine Schulung des Ohres, der Aussprache und des Ausdruckes.

Im übrigen empfehle ich, abgesehen von einigen Meinungsverschiedenheiten, die Ausführungen des erfahrenen, vielgereisten Schulmannes, der für Alles einen klaren Blick zeigt, denjenigen, welche sich zur Erlernung der fremden Sprachen ins Ausland begeben, oder nochmals begeben. Man lernt daraus recht Vieles.

Angeregt durch das Lesen der Broschüre möchte ich mir, im Anschlusse an meine Kritik, einen Vorschlag erlauben:

Wie kann der Lehrer der neueren Sprachen von seiten der Unterrichtsverwaltung unterstützt werden, so dass seine Arbeit inbezug auf die Aussprache der Schüler mehr Erfolg hat, und dass seine eigene, gute Aussprache erhalten bleibt?

Der Unterricht in manchen Zweigen der Naturwissenschaft, z. B.

in Botanik und Zoologie, würde auf unseren Schulen schwerlich bis zu der Stufe aufgestiegen sein, welche derselbe heute einnimmt, wenn nicht diesen Wissenschaften ein Hilfsmittel von wirklich hohem Werte zur Seite stände: die Anschaunng. Der Lehrende mag seine Erklärung noch so deutlich fassen, ihr mögen die schönsten Modelle von Tieren und Pflanzen beigegeben werden, es wird doch der Lernende erst vollkommen „begreifen", wenn er diese Tiere nnd Pflanzen in ihrer Wesenheit vor sich sieht, wenn er die Fehler, die ein Missverständnis oder seine Phantasie verursachte, richtig stellen, wenn er sich die einzelnen Merkmale des Vergeführten nach seiner Weise einprägen kann.

Auf ähnlichem Wege liesse sich diese Art Anschaunngsunterricht innerhalb des Gebiets der neueren Sprachen verwerten. Hierbei soll aber nicht, wie bisher, einzig nnd allein der Lehrer derjenige sein, welcher das „Anschauungsobjekt" bildet. Es giebt zwar viele Lehrer der neueren Sprachen, die sich durch mehr oder minder ansgedehnten Anfenthalt im Auslande das fremde Idiom inbezng auf die Aussprache manchmal gut, oft sogar sehr gut angeeignet haben. Aber keiner derselben wird die Thatsache verkennen, dass sein Ohr beim Unterricht allmählich abgestumpft wird durch stete Dissonanz, dass es fast nnempfindlich wird gegen jene Fehler, die bei ihrem ersten Auftreten sogar nervenerschütternd gewirkt haben. Sollen sich daher diese Lehrer auf der Höhe halten, so müssten sie durch einen alle zwei Jahre mindestens einmal stattfindenden mehrwöchentlichen Aufenthalt jenseits der Vogesen oder des Kanales darnach streben, ihr Können wieder „aufznpolieren", ihre Aussprache zu reinigen von den Schlacken, die sich durch das stete Andringen der von den Schülern hervorgebrachten falschen Lante angesetzt haben. Eine Reise ins Ausland wird aber von Jahr zn Jahr schwieriger: die Ferien sind meist zu kurz und müssen wirklich der Erholung und „Nerven-Abspannung" gewidmet werden. Wollte man sie jedoch dem vorgedachten Zwecke wirklich widmen, so müsste man wieder an die Abreise denken, wenn man sich kaum in die neuen Verhältnisse eingelebt hat. Ein Urlaub hat nämlich deshalb sein Missliches, weil die Kollegen meist vertreten müssen, da der Unterrichtsverwaltnng zu häufig die Gelegenheit entgeht, einen Hilfslehrer zn beschäftigen nnd zu remunerieren. (Von den städtischen Behörden, die die Herablassung haben, dem Lehrer zn gestatten, die Reise dann zu machen, wenn er selbst seinen Vertreter bestellt nnd bezahlt, will ich nicht reden.) Endlich wächst das Gehalt nicht mit der Kopfzahl der Familie, nnd so bleibt denn meist die notwendige, ersehnte Reise . . . ersehnt, die Aussprache wird täglich schlechter und schliesslich „wirklich grauenhaft", wie Trautmann sagte.

Wie ist diesem Übelstande in etwas abzuhelfen? Jährlich besncht ein Franzose nnd ein Engländer mindestens zweimal diejenigen Schulen, an welchen Französisch bezw. Englisch gelehrt wird. Sie zeigen dnrch Vorlesen mehrerer, dem Schüler bekannten Stellen aus der Lektüre der Unter- nnd Mittelklassen, oder eines vorher kursorisch übersetzten Dramas für die Oberklassen, wie man „liest und spricht".

Die Hilfe, die dadurch dem Lehrer gewährt wird, die Unterstützung, die derselbe findet, ist augenfällig. Durch diese *demonstratio ad oculos et ad aures* „begreift" endlich mancher Schüler, dass der Ausländer wirklich andere Laute beim Sprechen zu Hilfe nimmt, dass seine Wortbetonung eine andere ist u. s. w., und er wird sich mehr

denn vorher bemühen, dieses sein Vorbild zu erreichen. Den Lehrern aber in vielen Städtchen nnd Städten, die niemals einen „Welschen" zu Gesicht bekommen, wäre eine, wenn auch karge Gelegenheit geboten, richtige Laute zn vernehmen, statt der ewigen Dissonanz, kurz, zu lernen nnd nochmals zu lernen.

Die Kosten, welche diese neue Einrichtung bedingt, sind nichtig im Verhältnis zu dem Nutzen, welche der Schule daraus erwachsen muss.

P. Kreutzberg.

Quiehl, *Die Einführung in die französische Aussprache. Lautliche Schulung, Lautschrift und Sprechübungen im Klassenunterricht.* Auf Grund von Unterrichtsversuchen dargestellt. Marburg, 1889. N. G. Elwert. Pr. Mk. 1,50.

Vorliegende Schrift betritt, wie die in gleichem Verlag erschienenen Broschüren „Ein Jahr Erfahrnngen" von Klinghardt und „Der französische Klassenunterricht" von Walter, den Boden der Praxis, indem sie berichtet, wie der Verfasser seine Schüler (Sextaner in der Realschule zu Kassel) in die französische Aussprache eingeführt hat. Das Verfahren wird im allgemeinen sowohl als im einzelnen gründlich erörtert und motiviert; zugleich wird in dem Gebrauch der phonetischen Hilfsmittel so massvoll und mässig verfahren, dass die Schrift ohne Zweifel Viele veranlassen wird, ebenfalls Versuche mit diesem bescheidenen Mass von Phonetik zu macheu. Quiehl's Satz: „Da, wo die Nachahmung allein nicht zum Ziele führt, trete die Phonetik im Unterricht ein", dürfte über kurz oder lang zu allgemeiner Anerkennung gelangen (wesentlich in demselben Sinne bewegen sich die Verhandlungen der schleswig-holsteinischen Direktorenkonferenz vom vorigen Jahre). Eingestreut sind zahlreiche Bemerkungen über die Aussprache der Franzosen (z. B. Unterscheidung der beiden *a*, das tonlose *e*), welche auch dem Lehrer erwünschte Aufklärung bieten und seine Aufmerksamkeit auf einzelne Fälle lenken, welche er vielleicht bei seinem Aufenthalt in Frankreich nicht genng beachtet hat. — Q. verwendet nicht bloss die Phonetik, sondern auch die Lautschrift in der Schule, nnd auch das wird mancher Kollege, durch die Schrift veranlasst, versuchen. So weit Referent in dieser Beziehung aus Erfahrung sprechen kann, wirkt die Lantschrift vorteilhaft auf eine richtige und gute Aussprache ein. Zu einer völligen Klärung dieses Pnnktes sind aber noch recht ausgedehnte Versuche nötig; zu wünschen ist, dass dabei die Schüler eine Anzahl von Gedichten und Lesestücken in phonetischer Umschrift vor sich haben. — Besonders angenehm berührt der ruhige Ton und die unbedingte Sachlichkeit der Schrift, welche sicherlich zu den besten der Reformlitteratur zählt; wegen der vielfachen Belehrung und Anregung, welche sie dem Lehrer des Französischen bietet, verdient sie die weiteste Verbreitung.

K. Kühn.

Passy, Paul, *Le Français parlé. Morceaux choisis à l'usage des étrangers avec la prononciation figurée.* Deuxième édition. Heilbronn, Henninger 1889. 122 + VIII S. Preis: Mk. 1,80.

Von dem kleinen Werkchen, welches 1886 in erster Auflage erschien (hier Bd. IX² S. 142 f. besprochen), ist schon nach drei Jahren

eine nene Auflage nötig geworden. Das ist ein Beweis dafür, dass es in den Kreisen der Neuphilologen die Aufnahme und Verbreitung gefunden hat, welche es so reichlich verdient. In der That giebt es kein besseres Hilfsmittel, um das gesprochene Französisch zu lernen, als dieses: und wie schon in der Besprechnng der ersten Auflage gesagt war, ist es auch denen zu empfehlen, welche im Lande selbst praktische Sprachkenntnisse erwerben wollen.

Die 2. Auflage zeigt mehrere Änderungen. Zunächst ist die im *Maître phonétique* gebrauchte Umschrift auch hier zur Verwendung gekommen. Dann wird die Betonung (Wortton, Hebung und Senkung der Stimme, gleichmässige Betonung etc.) auf einfache Weise bezeichnet. Endlich sind mehrere Stücke durch andere ersetzt worden. Eine Vergleichung der 1. mit der 2. Auflage ergiebt auch vielfach andere Laute; speziell sind bei Konsonantenhäufung die vorhergehenden den folgenden angeglichen, z. B. wird in *obstination b* zu *p*; S. 35 Z. 5 in *garni de ses faïences* wird *e* von *de* stumm und dann *d* zu *t*. — Zu wünschen wäre ein genaues Inhaltsverzeichnis und durch das ganze Buch Seitenüberschriften. Beides würde wesentlich zur Erleichterung des Gebrauchs dienen.

K. Kühn.

Maass, M, *La Prononciation française.* Die Kunst elegant und richtig französisch zu sprechen. Ein praktischer Ratgeber für Techniker, Kaufleute und alle diejenigen, welche in dieser Sprache verkehren wollen. Zweite Ausgabe. Berlin, Verlag von Siegfried Kronbach. 1889. 88 S.

Der Verleger hat dem Verfasser einen schlechten Dienst erwiesen, indem er — wahrscheinlich in buchhändlerischer Spekulation — eine nene Ausgabe dieses Werkchens veranstaltete. Wie wenig dasselbe mit der Zeit fortgeschritten ist, geht aus S. 8 hervor, wo die Schreibung *ége* noch als diejenige der Akademie verzeichnet wird, während die Schreibung *ège* durch die im Jahre 1878 erschienene 7. Auflage des Wörterbuchs der Akademie eingeführt wurde. — Die Ergebnisse der phonetischen Forschungen sind durchaus unberücksichtigt geblieben; so heisst es S. 46: „*j* hat stets den weichen Zischlaut“. S. 53: „*s* = *s* in Sohn“ (gemeint ist das stimmhafte *s*); S. 60: „*v* lautet stets wie das deutsche *w*“. Über die Hervorbringung der nasalen Vokale schweigt die Schrift sich ganz aus. Das wäre doch für Norddeutsche, auf welche sonst die wenigen Lautbestimmungen passen, recht wichtig. Darnach möge jeder beurteilen, ob auf dem Titel mit Recht steht: „Die Kunst elegant und richtig zu sprechen.“ Der Verfasser würde wohl daran thun, dem Verleger den weiteren Verkauf dieser neuen Ausgabe zu verbieten.

K. Kühn.

Kesseler, August Otto, *Zur Methode des französischen Unterrichts.* Leipzig 1889. Gustav Fock. 26 S. 4⁰. 1 M.

Die Proteste gegen die übertriebenen Forderungen der Sprachreformer scheinen sich zu mehren. Als eine Abweisung solcher Forderungen, jedoch gemässigte und besonnene, ist auch die Schrift von Kesseler anzusehen. Der Verfasser hat sich die gesunden Reformideen vollauf zu eigen gemacht. Er ist durchdrungen von der Notwendigkeit,

eine gute Aussprache bei den Schülern zu erzielen. Er meint aber, dass dies zu erreichen sei auch ohne theoretischen Unterricht in der Lautphysiologie, die die Fassungskraft der Schüler übersteige, und ohne Lautschrift, die eine Mehrbelastung bedeute. Auch er will das Lesebuch in den Mittelpunkt des Unterrichts stellen. Er hält aber für ratsam, dass die ersten Übungen an einfachen Sätzen vorgenommen werden; erst später dürfe ein zusammenhängendes Lesestück an ihre Stelle treten. Wohl müsse der Schüler seine ersten grammatischen Kenntnisse durch Anschauung erwerben. Aber er müsse von Anfang an grammatische Kenntnisse, und zwar sichere, systematisch geordnete, erwerben: ohne sie bleibe aller Sprachunterricht ein wüstes Durcheinander. (S. 12.) Lektüre und Grammatik müssen Hand in Hand gehen (wie im Elementarbuch von O. Ulbrich). Der Übersetzungen aus dem Deutschen ins Französische könne man nicht entraten; nur sollen die deutschen Sätze sich zunächst eng an das französische Übungsstück anlehnen (wie bei Plötz-Kares). Auf der oberen Stufe müsse der Deduktion ein weiterer Spielraum gewährt werden, auch müsse dort die freie Übertragung zusammenhängender deutscher Werke geübt werden. Was der Verfasser von S. 15 ab über die Art und Weise sagt, wie die Lektüre in den verschiedenen Klassen betrieben werden müsse, mögen alle diejenigen beherzigen, denen im alten Schlendrian die Lektürestunde eine Art Erholungsunterricht ist, der sich in anmutiger Abwechselung von Vor- und Nachübersetzen dahinschleppt.

Der Verfasser sagt selbst, dass er nicht gerade Neues bringen wolle. Er hat aber die Gedanken anderer mit eigener Erfahrung und eigenen Erwägungen so durchtränkt, dass sie z. T. wohl als seine eigenen gelten können. Ein warmes Interesse für die Sache hat er sicherlich.

E. Mackel.

Thudichum, Karl, *Allerlei Französisch.* Litterarische Studien zu Nutz und Frommen der kaufmännischen Welt und des französischen Unterrichts. I. Das sogenannte Französisch für Kaufleute der Herren Charles Toussaint und G. Langenscheidt. 2. veränd. und verm. Aufl. Genf, Buchh. H. Georg. 1889. VIII u. 56 S. 8⁰.

Diese Schrift war im vorhergehenden Jahre unter anderem Titel (Das Plagiat der Herren u. s. w.) erschienen, verschloss sich aber durch den Vorwurf des Plagiats die Thore und erschien daher unter dem neuen Titel teilweise neu. Es wurde nämlich nur der erste Bogen, mit Ausmerzung der heftigsten Stellen, neu gedruckt, mit Ausnahme des letzten Blattes, welches aus der 1. Auflage stammt und wie ein Karton eingeklebt ist.

Wenn der Verfasser zu Eingang seiner Arbeit fragt, warum wohl in Deutschland sich niemand für diese Aufgabe fand, so kann man die Gegenfrage stellen, warum der Verfasser zu der ungewöhnlichen Broschürenform griff, statt seine Arbeit in einer Fachzeitschrift zu veröffentlichen. Er würde antworten können, dass solche Zeitschriften wohl selten in kaufmännische Kreise dringen; das müsste ihm aber, wenn es ihm lediglich um litterarische Wahrhaftigkeit und deren Schutz zu thun war, ziemlich gleichgiltig sein. Durch die Wahl der Broschürenform hat er sich der Gefahr ausgesetzt, dass die Angegriffenen fragen können: Wer bezahlt die Sache?

In der 1. Auflage beschränkte der Verfasser sich darauf, dass er den Angeschuldigten vorwarf, einen Teil der in dem „Französisch für Kaufleute" enthaltenen Handelsbriefe aus Page, *Nouveau guide de la correspondance commerciale*, einen anderen geringeren Teil derselben Briefe aus Degranges, *Traité de correspondance commerciale* entlehnt zu haben. In der neuen Auflage fügt er dazu den Vorwurf, dass auch die allgemeinen Musterbriefe zum grössten Teil (27 unter 30) wörtlich aus Dunois, *Le secrétaire des familles et des pensions* entlehnt seien. Da er aber selbst auf diesen neuen Vorwurf im weiteren Verlauf nicht zurückkommt, so ist anzunehmen, dass er ihn selbst für weniger schwer hielt. Vielleicht waren die Autorrechte verjährt und somit das Buch *„tombé dans le domaine public?"* Wie dem auch sei, wir beschäftigen uns hier wenigstens vorläufig mit der ersten Auflage.

Dem gegenüber ist nun zunächst anzuführen, dass in der von den Angegriffenen veröffentlichten (als Manuskript gedruckten) Gegenerklärung der Nachweis erbracht erscheint, dass der angeblich geplünderte Page selbst von seinen 552 Briefen nicht weniger als 160 aus drei anderen Quellen entlehnt hat. Wir können diese Angabe nicht kontrollieren, halten sie aber für glaubhaft, da wir selbst auf dem Gebiete der Konversationsbandbücher eine ähnliche, durch keinerlei Recht oder Gesetz geheiligte Erbfolge entdeckt haben.

Wenn wir nun die Reihe der im einzelnen erhobenen Vorwürfe durchgehen, so ist der erste der schwerwiegendste: „Verschweigung der Namen der Schriftsteller, welchen sie (die Herren Toussaint und Langenscheidt) die Briefe entlehnten." Unverkennbar war es eine Unvorsichtigkeit, dass in der Vorrede, wo dazu hinreichend Raum gewesen wäre, jenes Umstands keine Erwähnung geschah. Bei den einzelnen Briefen nämlich war es schon deshalb unthunlich, die Namen der fremden Verfasser anzuführen, weil die Handelsbriefe nicht unverändert wiedergegeben wurden. Die fremden Originale wurden nicht abgedruckt, sondern in freiester Weise als Vorlagen benutzt; die fremden Verfasser hätten sich daher die Nennung ihres Namens bei den einzelnen Stücken sogar verbitten, hin und wieder vielleicht auch die Vaterschaft durchaus ablehnen können, da man, wie erwähnt, bei solchen Sammlungen nie recht weiss, ob ein durchaus neues oder ein vererbtes Stück vorliegt. Viel zu weit gehen heisst es aber, wenn man darin ein Schmücken mit fremden Federn erblicken will. Dem litterarischen Rufe der Verfasser des „Französisch für Kaufleute" hätte es keinerlei Eintrag gethan, wenn sie in der Vorrede eine derartige Erklärung abgegeben hätten; wenn sie es unterliessen, so kann man kaum annehmen, dass sie gefürchtet hätten, diesem Rufe Eintrag zu thun. So fürchterlich, wie der Ankläger die Sache darstellt, ist sie gar nicht. Nehmen wir an, es schreibt jemand ein Buch über irgend einen neuen Gegenstand oder behandelt einen Gegenstand nach neuer Methode und ein anderer Verleger findet die Idee gut, beschafft sich einen Autor (was meist nicht schwer ist) und lässt sich von diesem die Sache in gleicher Weise zurechtmachen, d. h. einen fremden Plan, die fremde Anlage eines Buches, die man ja nicht patentieren lassen kann, einfach nachahmen, ohne aber irgend etwas wörtlich zu entlehnen, so ist das vor jedem Gesetz durchaus straffrei, obwohl das Vergehen unendlich viel grösser ist, als wenn jemand ein paar Stücke, die vielleicht schon durch viele Hände gegangen sind, mehr oder weniger wörtlich übernimmt.

Die folgenden Punkte sind von noch geringerem Belang. Wenn statt voller Namen nur Initialen gegeben werden, so würde das viel-

leicht stören, wenn der Brief seinem materiellen Inhalt nach studiert werden soll, nicht aber wenn er nur in seiner Form als Muster genommen wird. Das Herausreissen der Briefe aus ihrer natürlichen Ordnung muss auch als ein unhaltbarer Vorwurf erscheinen, da die Toussaint-Langenscheidt'schen Rubriken vielleicht besserungsbedürftig, aber logisch angeordnet sind; einzelne „nichtssagende“ Titel *(Lettres annonçant des changements de différente nature; lettres sur divers sujets à traiter entre négociants)* waren in einem Buche kaum zu umgehen, das nur eine begrenzte Zahl von Mustern geben konnte und nicht nach jedem zweiten oder dritten Briefe eine neue, speziellere Überschrift bringen durfte. Damit hängt der weitere Vorwurf der Unvollständigkeit zusammen; es war ja überhaupt nicht die Absicht der Verfasser ein Handbuch der Handelskorrespondenz, sondern ein Vademecum allgemeinster Art für den angehenden Kaufmann zu liefern, der in die Lage kommt wissen zu müssen, wie man dies oder jenes französisch benennt und wie man dieses oder jenes Thema etwa französisch darstellt.

Vorzugsweise haben wir auf den dritten und sechsten Vorwurf einzugehen, welche sich auf Verstümmelung und Verschlechterung des Inhalts und Veränderung der Briefanfänge und Briefschlüsse beziehen. Dabei nehmen wir zugleich den in den Anmerkungen erhobenen Vorwurf mit, die verkürzten Briefe böten statt eines herzlichen, gemütlichen, urbanen Tones einen kalten, harten, unteroffiziersmässigen. Der Unterschied fällt allerdings sehr auf. Die Briefe sollen indessen auch nicht als Muster zum blossen Kopieren dienen und jeder mag selbständig soviel Gemüt in seinen Brief hineinzubringen suchen als er besitzt; bloss kopiertes Gemüt wäre offenbar noch schlimmer als gar keines. Kürze war in dem Buche nötig und damit ist gemütliche Breite nicht zu verbinden; wir Deutsche sind ja wohl auch im ganzen etwas mehr *matter-of-fact* als die Franzosen und was bei uns noch als zulässige Ausdrucksweise gilt, ist für den Franzosen vielfach schon *sec*, *bref*, d. h. kurz gebunden, oder, wenn man will, unteroffiziersmässig.

Das Interessanteste an der Th.'schen Schrift sind die Bemerkungen, welche er zu dem Abdruck der Originale und Nachbildungen giebt. Vieles davon ist wohl etwas zu fein herausgeklaubt; wenn man an das Fehlersuchen geht, findet man solche auch schon in Unebenheiten oder Ungelenkheiten. Da aber auch diese zu meiden sind, bietet Th. dem Freund und Kenner des Französischen manche recht schätzbare Bemerkung und das „Französisch für Kaufleute“ wird wohl nicht versäumen, manche der vorgeschlagenen Besserungen anzunehmen.

Dabei spielt das Sprachgefühl freilich öfter eine grössere Rolle als die positiven Vorschriften der Grammatik oder Synonymik, auf welche Th. hohen Wert legt. Mit aller Synonymik lernt kein Mensch eine Sprache halbwegs richtig schreiben und gerade die Lehrbücher der französischen Synonymik lassen dem Leser nach spaltenlangen Auseinandersetzungen nur zu oft das Gefühl, dass er nun gerade so klug ist wie zuvor. Auch dem Kritiker scheint mir die Scheidung von *craindre* und *redouter* nicht besonders gelungen zu sein. Er bemängelt *nous n'avons à craindre aucune concurrence.* Mit Recht, da *craindre* und *redouter* diesem Sätzchen jedes eine andere Bedeutung geben. Th. sagt richtig, *redouter* schliesse den Gedanken an eine mögliche Überlegenheit ein, aber schwerlich wird seine Auseinandersetzung den Unterschied so deutlich machen, als wenn er gesagt hätte: *nous n'avons à craindre aucune concurrence* = wir haben nicht zu be-

fürchten, dass eine Konkurrenz sich einstellt; *nous n'avons à redouter aucune concurrence* = wir haben keinen Grund zu fürchten, einer sich einstellenden Konkurrenz zu unterliegen (letzteres soll der Sinn des Satzes sein). Sehr zu empfehlen wäre übrigens in beiden Sätzchen die Stellung des Objekts vor dem Infinitive. — Herr Thudichum erklärt, dass es ihm bei seiner im ganzen äusserst herben Kritik nur um die Sache der Wissenschaft zu thun gewesen sei und dass er nur das Interesse der Französischlernenden vertreten wolle. Das müssen wir glauben. Dann aber hätte er sicher besser daran gethan, seine Kritik mehr auszufeilen, unnötig starke Ausfälle zu meiden und einen Ton zu wählen, der die Vermutung von vornherein ausschliesst, es könne sich um ein blosses Konkurrenzmanöver handeln. Da dem Titel nach zu schliessen weitere Besprechungen folgen sollen, so geben wir uns der Hoffnung hin, dass diese ebenso belehrend, aber weniger verletzend ausfallen werden.

P. Plattner.

Soltmann, Hermann C., *Der fremdsprachliche (französische) Unterricht an der höheren Mädchenschule.* Leipzig, 1889. G. Fock. 68 S. 1 M.

Soltmann's Schrift gesellt sich zu den schon recht zahlreichen Abhandlungen, welche die bis vor einiger Zeit herrschende Art des fremdsprachlichen Unterrichts bekämpfen und mehr oder weniger greifbare und eingehende Vorschläge für die Neugestaltung desselben machen. Vieles ist in diesen Schriften bis zur Ermüdung wiederholt worden, Richtiges und Unrichtiges; der Verfasser einer der frühesten und gediegensten unter denselben, W. Münch, hat daher mit Recht schon vor Jahren es als wünschenswert bezeichnet, „wenn die Produktion allgemeiner Pronunciamientos nunmehr durch Arbeit im einzelnen abgelöst würde“.

So begegnet diese neue Absage an die alte Lehrweise auch bei dem Freunde einer massvollen, einsichtigen Neuerung nicht gerade einem günstigen Vorurteil. Und doch muss man nach sorgfältiger Prüfung von Soltmann's Ausführungen ihm für seinen Beitrag zur Lösung der schwierigen Frage Dank wissen. Einmal sind in den früheren Schriften ähnlichen Inhalts die besonderen Verhältnisse der Mädchenschule weniger als die der Knabenschulen ins Auge gefasst worden; sodann betont S. in seinen Vorschlägen einige Punkte, die wohl auch schon berührt, aber bis jetzt in minderem Grade gewürdigt worden sind[1]) und doch die vollste Beachtung verdienen.

Damit soll durchaus nicht allen Darlegungen und Forderungen des Verfassers zugestimmt sein, abgesehen davon, dass einige Gegenstände, im besondern die schriftlichen Arbeiten, meines Erachtens keine ausreichende Behandlung erfahren. Gleich den Satz, dass das Ziel des Sprachunterrichts nur ein praktisches sein könne, kann ich mir nicht aneignen: wohl ist möglichste Aneignung der französischen Sprache zu erstreben, dieser Zweck aber dem allgemeineren unterzuordnen, dass der französische (und englische) Unterricht an seinem

[1]) Das sei mit einigem Vorbehalt gesagt: bei dem Umfang, den die einschlägige Litteratur angenommen hat, ist es nicht vielen mehr möglich, alle Erzeugnisse derselben zu verfolgen.

Teil, wie jeder Unterrichtszweig, die Bildung der Mädchen fördere. S. selbst wird wohl geneigt sein, dies zuzugeben; wenigstens will auch er, dass die Behandlung der Lektüre auf die Bildung des deutschen Stiles Rücksicht nehme.

Unter den Mitteln, durch welche das Ziel erreicht werden soll, fordert S. ein propädeutisches Halbjahr in der 7. Klasse. Dieser Gedanke scheint mir schon deshalb verfehlt und auch aussichtslos, weil seine Ausführung ohne eine missliche Störung des übrigen Unterrichts nicht möglich ist.

In der Darlegung der verbesserten Lehrweise würdigt S. zu wenig die Schwierigkeiten, welche bei Annahme derselben für eine sichere Aneignung des Unentbehrlichen aus der Grammatik entstehen; so leicht, wie er annimmt, geht die Sache denn doch nicht. Auf das einzelne gehe ich hier nicht ein; ich wende mich lieber zur Besprechung desjenigen Teiles der Abhandlung, in welchem für mich vorzugsweise das Verdienst derselben besteht, nämlich der Ausführungen über die Erwerbung des notwendigen Wortschatzes.

S. betont mit Recht, dass hierauf der frühere Unterrichtsbetrieb nicht genügend Bedacht genommen hat; er hätte etwas nachdrücklicher, als er es thut, aussprechen dürfen, dass auch der verbesserte Unterricht diese Seite der Spracherlernung bisher nicht hat zu ihrem Rechte kommen lassen. Er tadelt mit Recht, dass die Worterlernung im Anschluss an die grammatischen Übungssätze vom deutschen Worte ausgehe und dabei das fremde Wort oft nur zufällig das Äquivalent des deutschen sei, seine eigentliche Bedeutung aber unbekannt bleibe. Dasselbe gilt von der Worterlernung bei Gelegenheit der Präparation des Lesestücks, nur dass hier wohl oft ein einsichtiger Lehrer den Nachteil zu mindern verstanden hat. Nein, man gehe, soweit nur immer möglich, auf die wirkliche Bedeutung des einzelnen Wortes zurück, gebe nur diese im Wörterverzeichnis an und erspare nicht der Schülerin die heilsame Anstrengung, die gut deutsche Wiedergabe der Wörter im Zusammenhang selbst zu suchen; gelingt ihr dieselbe nicht völlig, so ist das kein Unglück, so tritt die gemeinsame Arbeit der Klasse und nötigenfalls das Wort des Lehrers helfend ein. Auch darin stimme ich S. bei, dass in den Oberklassen an die Stelle des deutschen Wortes mehr und mehr die fremdsprachliche Erklärung treten sollte. Ein Anfang dazu ist von Kaiser in seiner Ausgabe von *Au Coin du Feu* gemacht werden, vermutlich auch schon von diesem und jenem andern Herausgeber. Das würde allerdings besondere Wörterverzeichnisse zu den einzelnen zu lesenden Werken oder Werkchen notwendig machen; ich sehe aber darin, wenn sie nach den angegebenen Gesichtspunkten angefertigt werden, für die Mädchenschule nur einen Vorteil, während sie bei der bisher üblichen Einrichtung ein Hilfsmittel von sehr zweifelhaftem Werte sind. Übrigens würden die Erklärungen in französischer Sprache von den deutschen Wörtern zu trennen sein. — Mit S. würde ich endlich auf das Wörterheft der präparierenden Schülerin ohne Bedenken verzichten.

Nun empfiehlt aber S. ferner mit berechtigtem Nachdruck als den bei weitem besten Weg zur Bereicherung des Wortschatzes den etymologischen, die Zurückführung des Wortschatzes auf die Wortstämme. Alles, was er zur Begründung sagt, ist sehr zu beherzigen und gewiss manchem Lehrer, der diesen Weg hier und da betreten hat, aus der Seele gesprochen. Auch dass man die Wortbildungslehre nicht in systematischer Weise mit den Schülerinnen durchnehmen

darf, erkenne ich vollkommen an. Aber andererseits fürchte ich, dass ein befriedigender Erfolg ausbleiben wird, wenn nur „ganz beiläufig, wo sich eine passende Gelegenheit bietet, auf den früher in anderer Wortform schon gelernten Stamm hingewiesen wird“; sollen „nach und nach durch Zusammenstellen analoger Bildungsformen die Schülerinnen die Bildungselemente, die Gesetze über ihre Verwendung u. s. w. selbst finden“, so ist hierfür, glaube ich, durch reichliche Darbietung des Stoffes, d. h. durch planmässige Zusammenstellung der abgeleiteten Wörter mit den Stammwörtern, eine genügende Grundlage zu schaffen. Da dürfte es nun sehr der Erwägung wert sein, ob man nicht in den unteren und mittleren Klassen eine Wörtersammlung benutzen sollte, welche nach Art der von F. Franke (*Die praktische Spracherlernung*, S. 27 ff.) empfohlenen auszuarbeiten wäre. Franke's verdienstliche Schrift sieht von den Einschränkungen ab, welche seine Vorschläge etwa durch die Natur des Massenunterrichts erfahren müssen; man würde denn auch meines Erachtens für die Mädchenschule sowohl auf die Beigabe einer gedruckten Erklärung der Endungen wie auf lautgetreue Umschrift zu verzichten und auch sonst die Sache zu vereinfachen haben. Diese Andeutung habe ich für nützlich gehalten; von einer weiteren Ausführung aber muss ich nicht nur des Raumes wegen Abstand nehmen, sondern auch deshalb, weil ich bei mangelnder Erfahrung im Anfangsunterricht nicht wage, mit bestimmten Vorschlägen hervorzutreten. Möge der Gedanke von Berufeneren erwogen und nach Massgabe der Erfahrung ausgestaltet werden! Die Überzeugung habe ich jedenfalls im Unterricht gewonnen, dass eine besondere Pflege der Wortkunde mit Benutzung der Wortbildungslehre notwendig ist. Sollte der angedeutete Weg sich als ungangbar erweisen, so würde schon durch eine Erweiterung der Wörterverzeichnisse zu den Lesestücken sich etwas in derselben Richtung erreichen lassen.

Diese Richtung innezuhalten, ist, ich wiederhole es, von hervorragender Wichtigkeit: sie führt ins volle Leben der Sprache hinein, und alles zu suchen, was dazu dienen kann, haben wir jederzeit Ursache. Manches ist in dieser Hinsicht durch die neueren Arbeiten erreicht worden, das muss gern anerkannt werden; aber weder war der frühere Zustand des fremdsprachlichen Unterrichts so grauenvoll, wie er oft geschildert worden ist — auch S. hat sich von diesem Fehler nicht ganz frei gehalten —, noch wird durch Annahme der oft ausschweifenden Besserungsvorschläge das so tief beklagte Elend ohne weiteres in eitel Lust und Segen verkehrt: auch jetzt noch, wie früher, liegt, trotz äusserlicher Befolgung der neuen Lehrweise, die Gefahr nahe, die Selbstthätigkeit des Schülers — auch ausserhalb des Unterrichts —, die Entwickelung seiner geistigen Kraft zu vernachlässigen und sich mit Scheinerfolgen zu begnügen. Die Methode macht noch lange nicht den Lehrer; wohl aber ist es erforderlich, dass der Lehrer eine und zwar eine möglichst gute Methode habe, die immerhin von der seines mitstrebenden Amtsgenossen sich in manchem unterscheiden mag, und die er nach besserer Einsicht stets bereit sein muss zu verbessern. Denjenigen, welche so denken, kann ich Soltmann's Schrift mit gutem Gewissen zu aufmerksamer und unbefangener Prüfung empfehlen.

R. Meyer.

***Verhandlungen des dritten allgemeinen deutschen Neuphilologentages** am 28.—30. Sept. und 1. Okt. 1888 zu Dresden.* Herausgegeben von dem Vorstande der Versammlung. Dritter Jahrgang. — Hannover, 1889. Carl Meyer. — 54 S. und 2 S. Anzeigen.

Dass der Besuch des vorzüglich geleiteten und an Anregungen verschiedener Art so reichen Dresdener Neuphilologentages hinter den Erwartungen zurückblieb, mag nicht bloss an dem Zeitpunkte der Versammlung gelegen haben, sondern auch an einer gewissen Übersättigung und einem gewissen Misstrauen gegen die positiven Ergebnisse solcher Versammlungen überhaupt. Ein Blick auf die Teilnehmerliste lehrt z. B., wie wenig stark die grösseren sächsischen Städte vertreten waren.

Das Misstrauen war, wie das vorliegende Heft auch denen beweist, welche zur Reise nach Dresden sich nicht entschlossen, nicht gerechtfertigt, und alle Teilnehmer werden wohl wenigstens das Bewusstsein mit von Dresden genommen haben, dass sie sehr interessante persönliche Beziehungen angeknüpft oder neubelebt haben. Wenigstens hat Ref., der wohl die allerweiteste Reise zurückzulegen hatte, keinen Augenblick die mit knappem Urlaub und schweren Strapazen erkauften Dresdener Tage bereut.

Der vorliegende Bericht ist von Dr. Apetz und Dr. Peter mit teilweiser Unterstützung der betreffenden Redner verfasst, sowie von Prof. Dr. Scheffler, Prof. Dr. Wülker und Oberschulrat Dr. von Sallwürk — mit dem Ref. der einzige südwestdeutsche Teilnehmer an der Versammlung! — einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen worden. Dass er überall, besonders wo es um Erörterungen sich handelt, ein genaues Bild von den Verhandlungen giebt, ist nicht zu verlangen. Besonders bedürfte der Bericht über den Reformnachmittag und die an Dörr's Vortrag sich anknüpfenden Erörterungen mancher Berichtigung und Ergänzung. Der Dörr'sche Vortrag erscheint hier jedenfalls unter Zensur des Verfassers; denn Referent vermisst mehrere Einzelheiten, die er noch heute stenographiert aufbewahrt, namentlich die Erwähnung einer Dame, die schon nach Plœtz unterrichtet hatte und nicht nur in ihrer schriftlichen Prüfungsarbeit „ganz fürchterliche Böcke schoss", sondern auch „mündlich selbst in der Formenlehre gänzlich Fiasko machte", ferner die wenig sachlichen Angriffe auf Tanger u. a. m. Man wende nicht ein, dass derartiges unwesentlich sei. Es gehört, ebenso wie die Schrift Klinghardt's „Die Alten und die Jungen" zur Charakteristik des jetzt entbrannten Kampfes. Wenn einstmals der Sturm sich gelegt haben wird und eine wirklich besonnene Reform Platz greift, dann sind sicherlich die keineswegs so jugendlichen Radikalen die allerersten, welche über ihre wohlgemeinten rednerischen Verirrungen, die Achseln zucken.

Dass mit der zunehmenden Dunkelheit und Ermüdung die Berichterstattung über die Reformerörterungen bedeutend ermattete, merkt man den Seiten 18 ff. des vorliegenden Berichtes an. Wenn es bei Dr. Tanger kurzweg heisst, er verteidige sich gegen die Angriffe, welche einzelne Anleitungen zur englischen Aussprache in seinem Namenlexikon erfuhren, so steht der betreffende Herr für den Leser mehr oder minder lächerlich da. Nur ein Teilnehmer an der Versammlung kann nämlich wissen, dass Dörr, welcher dem Verfasser des Büchleins „Muss der Sprachunterricht umkehren?" irgendwie

beikommen wollte, anstatt einige Behauptungen dieses Büchleins anzugreifen, es für bequemer fand, auf einzelne Schwächen des „Namenslexikons“ in seinem rein pädagogischen Vortrage einzugehen. Dass diese, vom Ref. sorgfältig nachstenographierte Stelle im Berichte fehlt, macht die Tanger'sche Erwiderung ohne weiteres überflüssig, ja sinnlos. Ebenso steht Ref. als eigensinniger *laudator temporis acti* gebrandmarkt da. Die Hauptpunkte seiner kurzen Ausführungen sind weggefallen, dass nämlich der Einführung der Radikalreform die grossen Klassen und die Durchschnittsbegabung von Lehrenden und Lernenden entgegenstehen. Dies ist noch heute unsere durch zehnjährige Erfahrung bestätigte Ansicht.[1])

Der zweite Teil der Verhandlungen geht liebevoll auf die neuphilologischen Ausstellungen ein, die den wohlverdienten grossen Anklang fanden, und auf den mit grösster Sorgfalt ausgearbeiteten Katalog, welcher eine reiche Fülle schätzenswerter litterarischer Fingerzeige giebt. Dass möglichst bald ein neuphilologischer Bilderatlas entstehe, ist auch unser frommer Wunsch.

Der angehängte Festbericht mit seinen hausgemachten Liedern beweist, dass weder wissenschaftlicher Ernst, noch die erbitterten methodischen Fehden den Jüngern der neueren Sprachen den Humor zu verderben vermögen. Eher möchte der Kassenbericht dazu imstande sein, wenn nicht der künftige Neuphilologentag zwei ganze Jahresbeiträge sein nennen dürfte. Leider ist das „Verzeichnis der dargebrachten Drucksachen“ nicht tadellos. Abgesehen von ärgerlichen Druckfehlern in den Namen (Steinhart statt Steinbart, Segeklotz st. Legerlotz, Haugen st. Hangen, de Baux st. de Beaux, Liebig st. Fiebig, Türek st. Türck u. a.) ist die Einteilung mangelhaft: Mahrenholtz und Ref. stehen z. B. in der Abteilung „Unterrichtsmethode“ sehr unverdient neben Max Walter und anderen Reformern, beide als Herausgeber je eines Bändchens der Renger'schen Schulbibliothek, während M. Hartmann und E. J. Groth richtig unter „Litteratur“ stehen. Ich glaube, Herr Mahrenholtz teilt mit dem Ref. den Wunsch, ein gnädig Geschick möge uns beide vor der Unvorsichtigkeit bewahren, in den heissen Streit um Reform oder Umsturz eine neue Broschüre als neues Brandgeschoss hineinzuschleudern. Die Stuttgarter Versammlung wird unzweifelhaft zeigen, dass die überschäumende Reformbewegung sich zu klären beginnt.

J. Sarrazin.

Französische Übungs-Bibliothek. Nr. 17. *Geschichte Friedrichs des Grossen* von Franz Kugler, ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von Professor J. Marmier. Dresden, 1888. Louis Ehlermann. 204 S. kl. 8⁰. Preis: 1,50 Mk.

Monsieur le professeur J. Marmier nous donne le texte de Kugler accompagné de remarques en français, comme le Dr. Hangen l'avait donné auparavant avec des remarques en anglais. C'est la première fois qu'un des volumes de la *Übungs-Bibliothek* me tombe sous la main, et certes, je dois le dire en toute vérité, il a fait sur moi une

[1]) Nebenbei gesagt, lehrt Ref. seit Herbst 1889 in der Anfängerklasse des hiesigen Gymnasiums nach Plattner's Lehrgang mit Genehmigung der Grossh. Bad. Oberschulbehörde und hofft im Herbst 1890 mehrere Nachahmer zu finden, da der Versuch günstig ausfiel.

excellente impression. Cette histoire de Frédéric le Grand, annotée par J. Marmier, est le meilleur texte de traduction que je connaisse, le plus propre à mettre entre les mains des élèves des classes supérieures. Je dirais bien que le texte allemand est écrit dans un style remarquable, si je ne craignais de me voir appliquer le proverbe *Ne sutor ultra crepidam;* je puis dire en tout cas que les remarques que l'éditeur y a ajoutées sont excellentes. Il n'a pas essayé, comme d'aucuns l'aiment tant, de changer, de torturer le texte pour l'accommoder au génie de la langue française; il l'a conservé tel quel, et il a bien fait. En lisant les remarques qui l'accompagnent, on voit au premier coup d'œil que l'éditeur parle bien le français, et on serait même tenté de croire qu'il est Français lui-même. Quoi qu'il en soit, ce petit livre est bien fait. Il y a bien çà et là quelques inexactitudes, mais elles sont peu nombreuses, et je me permets de les lui signaler.

P. 4 [umsichtigen Rat ... *prudent.]* Il vaudrait mieux dire *sage* en parlant d'un *conseil,* et *prudent* en parlant d'une personne. On trouve à la même page: „une circonférence de 4 milles", et plus loin: „il n'avait pas dormi les 3 jours et 2 nuits . . .". C'est mauvais d'énoncer ainsi ces nombres par des chiffres: un livre classique n'est pas un traité d'arithmétique. P. 5 [garder comme *sûreté* als Unterpfand.] Il faut dire: comme *gage.* Das Ministerium wurde ausser Thätigkeit gesetzt [ausser Thätigkeit setzen suspendre.] Ajouter: *de ses fonctions.* [On mit *le scellé* aux chancelleries.] On dit: mettre *les scellés,* quoiqu'on puisse dire: lever *le scellé.* [Courtois envers *chacun]* mieux: envers *tout le monde.* P. 8. Zugleich lag es . . . La traduction que propose l'éditeur n'est pas bonne. La voici: La position des Saxons était telle qu'une attaque de leur part contre les Prussiens devait être pour eux tout aussi périlleuse que *vice versa.* C'est ce *vice versa* qui ne vaut rien. Pourquoi ne pas dire: aussi périlleuse que l'était pour les Prussiens une attaque contre le camp saxon? P. 9: Dem einen Korps entgegentreten [opposer]. L'élève est induit ici en erreur; il faudrait au moins *s'opposer,* et mieux: marcher contre. P. 11: [leur front et leur flanc essuyèrent une vive fusillade *et* canonnade.] J'aurais préféré: une fusillade et une canonnade très vives. P. 14. [Er hatte zu schwache Mittel in der Hand, *il n'était pas assez fort]* Il s'agit de Frédéric, et il aurait mieux valu dire: il ne disposait pas de *moyens* suffisants. En général l'éditeur s'éloigne parfois un peu trop de l'allemand; quand l'expression allemande est aussi française, il faut la conserver, sans quoi on peut se voir appliquer le proverbe: „traduttore traditore". Ainsi à la page suivante: das einzige Rettungsmittel, le seul moyen d'échapper, au lieu de: le seul moyen de salut. Et trois lignes plus loin: der erste Versuch misslang, *fut sans succès; échoua* ne traduirait-il pas mieux? P. 18 [faire de cette guerre une affaire de l'empire germanique] = une question d'état entre l'Empire germanique et l'église catholique. P. 19. [Zu den schon vorhandenen Gründen des Hasses waren neue gekommen, de nouveaux sujets de haine étaient venus se joindre à ceux déjà existants.] La tournure allemande serait ici une beauté de style et ferait disparaître *à ce déjà existants* qui ne vaut pas grand chose. J'aurais dit: aux motifs de haine déjà existants, étaient venus s'en joindre de nouveaux. [Seekrieg guerre navale, Landkrieg guerre *de terre.]* Cette dernière expression ne me semble pas bien usitée, à supposer qu'elle existe; il était si facile de dire: sur terre et sur mer. P. 20 [Kunstschätze sammeln, faire collection d'objets d'art.] Rien de plus juste, seulement cette traduction ne convient pas au texte: Die Kunstschätze, welche König August mit

grossen Kosten gesammelt hatte . . . = les objets d'art que le roi avait *réunis* à tant de frais; *collection* et *collectionner* conviennent mieux à des marchands. P. 22 [nur Österreich stand ihm drohend gegenüber, l'Autriche seule le *regardait* d'un air menaçant.] Ce *regardait* est impropre; il faudrait dire: l'Autriche seule lui tenait tête et le menaçait. P. 23. [faire courir *un* bruit.] Le mot *bruit* n'étant pas suivi d'un qualificatif, il faut dire: faire courir le bruit. La phrase est du reste absolument semblable à celle-ci, de Molière: „Ne serais-tu pas homme à faire courir *le bruit* que j'ai de l'argent caché"? P. 24. [Dass man dem Feinde nur anf Umwegen beikommen könne, qu'on ne pouvait pas arriver *directement* à l'ennemi.] Il était si facile de traduire: qu'on ne pouvait arrivor à l'ennemi qu'en faisant *un détour.* P. 25. [attendu que le côté de la montagne descendait en pente douce et couvert de champs verts eutrecoupés d'étangs, présentait un abord plus facile.] Comment le côté de *la montagne* peut-il avoir des *étangs?* L'eau ne reste pas sur la *pente* d'une montagne, quelque *douce* qu'elle soit; P. 27. [Der Mangel eines oberen Befehlshabers liess ihre Anstrengungen zu keiner übereinstimmenden Wirkung kommen, rendit inutiles tous les efforts qu'ils firent pour parvenir à agir conjointement.] Ils ne faisaient pas des efforts pour agir *conjointement;* mais, *faute d'agir conjointement,* tous leurs efforts furent inutiles; les efforts tendaient à repousser l'armée prussienne. [Schutz *suchen, trouver* un refuge.] Et pourquoi pas *chercher?* P. 28. [Der Sieg war errungen, aber mit vielem schwerem Blute, mais elle avait coûté *beaucoup* de sang.] *Vielem* est bien traduit, mais je ne vois pas *schwerem.* C'est qu'il n'est pas facile de rendre cette idée sans prendre une antre tournure: mais elle avait coûté beaucoup de sang, et *quel sang!* Il s'agit de la bataille de Prague, et Frédéric avait perdu dix-huit mille hommes et un grand nombre de généraux. P. 29. [Ein *baldiges* Ende nach seinem Wunsche . . . *proche* . . .] Il faut dire *prochaine* et *conforme* à ses vœux, au lieu de *conformément à* . . . P. 33. [n'être défendn *apparemment* par aucun obstacle.] Dans une seconde édition, il faudra dire: ne *sembler* défendu . . . P. 34 [aufmerksam machen, *rendre* attentif.] Il s'agit du prince Maurice qui *faisait remarquer* à Frédéric le danger qni le menaçait; cette expression ne peut, dn reste, jamais être rendue par: *rendre attentif,* dans le sens qu'elle a ici. P. 38. [ans einem Pferdeeimer schöpfen, puiser dans un sceau.] Si on vent rendre l'allemand, il faudrait ajonter: dans lequel on *abreuvait les chevaux.* P. 39. [nicht länger auf etwas denken dürfen, n'être plus question de penser à.] C'est mal dit, et *penser* est impropre; = Frédéric ne devait plus *songer à.* P. 40. [die Untersuchnngen zu erschweren, *rendre difficile.]* Cette version est fautive; erschweren ne veut pas dire *rendre difficile,* mais bien: *plus* difficile; il a nn sens comparatif; il est évident que les opérations étaient difficiles par elles-mêmes, mais Frédéric voulait les rendre encore *plus difficiles.* On pourrait tradnire par un verbe et dire: *entraver.* [Dieser, der die Gefahr drohend gegen sich heranschreiten *sah,* celui-ci, à l'approche du danger qni le menaçait.] Pourquoi ne pas traduire *sah* et dire: à l'approche dn danger dont il se *voyait* menacé? [er *wählte* hierzn eine Strasse . . . il *prit* pour cela un chemin . . .] Il *choisit* traduirait mieux et ne serait pas moins bon. P. 41. [auf einer kürzeren Strasse gegen Zittau vordringen, *parvenir* à Zittau par un chemin plus court.] Je croyais qne *vordringen gegen* vonlait dire *s'avancer, marcher contre* et non *parvenir à.* P. 42. [er liess sich zu keiner *falschen* Bewegung verleiten, on ne rénssit pas à lui faire faire un senl mouvement.] Avant monvement, il faut ajonter le mot *faux,* sans quoi ce n'est pas

traduit, et cela peut être de plus un non-sens. P. 44. [die schon im vollen Anmarsch begriffen waren, qui s'approchaient déjà, oder qui étaient en route.] Mais où est resté *im vollen Anmarsch?* Ne pourrait-on pas dire: qui s'approchaient *à marches forcées?* [er fürchtete, die Österreicher möchten ihn von Schlesien *abschneiden*, il craignait que les Autrichiens ne cherchassent à *l'éloigner* de la Silésie.] *Eloigner* n'est pas juste; *isoler* rendrait mieux la pensée; on pourrait bien aussi conserver l'expression allemande et dire *couper*. P. 46. [die *geregelte* Tapferkeit der Preussen . . ., *régulier.]* C'est bien traduit, et il serait insensé de demander mieux d'un élève, et pourtant *régulier* n'est pas le mot propre. Il me semble qu'il doit y avoir, en allemand, une petite différence entre *geregelt* et *regelmässig;* en tout cas le vrai terme serait ici *réglementaire*. A la page 48 *ermüdet* est traduit par *rassasié*, expression par trop triviale. P. 50. [dass es dem Könige gegeben war (seinen Gram in Worten auszusprechen, das war es, was ihn befreite) que le roi était capable.] Cette traduction pourrait bien être correcte, mais en tout cas elle est de nature à tromper l'élève et à lui faire faire une grosse faute. S'il commence la phrase par: *que le roi*, ce qui est très bien, le verbe doit être au subjonctif; et il y a cent à parier contre un qu'il débutera ainsi. P. 56. [welche als eine *seltene* Erscheinung . . ., comme une apparition *nouvelle.] Seltene* ne veut pas dire *nouvelle; rare* n'irait pas non plus, mais *passagère* traduit très bien. Il s'agit en effet des milices qui, pendant la guerre de Sept Ans, jouent un rôle *passager, temporaire*. P. 59. [Mein Notariats-Amt, dem ich nachkommen muss, mes fonctions de notaire, auxquelles je dois *obéir.]* On n'*obéit* pas à une fonction; on se contente de la *remplir*, de *l'exercer*. P. 60. [Friedrich hatte Leipzig gedeckt, *protéger.]* le terme propre est *couvrir*, et il traduit bien l'allemand. P. 62. Die Stellung der verbündeten Truppen war so wenig geschickt gewählt, dass . . . [so wenig geschickt, *si mauvaise]*. Encore une fois, ce n'est pas là une traduction; il était si facile de dire: *était si mal choisie, si maladroitement choisie* . . . [gegen den dreimal überlegenen Feind, contre l'ennemi *qui était trois fois aussi fort.]* Mieux: qui était *trois fois supérieur en nombre*. P. 64. [eine Hügelreihe, une *suite* de collines.] Le mot juste serait: une *chaîne* de collines, expression que l'éditeur a employée deux fois dans la suite. P. 65. [*ihre* Linien aufrollen, déployer *leurs* lignes.] Ici l'éditeur a fait fausse route; ce n'est pas *leur*, mais *ses* qu'il fallait dire, puisque le sujet est *die Reiterei*, au singulier (die Reiterei sucht ihre Linien aufzurollen). P. 66. le terme de *Generalmajor* est traduit par *major général*. Je ne pense pas que ce vocable ait jamais existé dans l'armée française; en tout cas, on dit aujourd'hui *général de brigade*. P. 67. [dieselben (baten Friedrich Briefe unversiegelt) nach Frankreich durchzulassen, de les *faire* passer en France.] avec *faire* la phrase est très française, mais je doute que ce soit là le sens, et j'aurais écrit *laisser*, car j'imagine que ce n'est pas le roi qui faisait l'office de facteur; il donnait seulement aux blessés la permission d'expédier leurs lettres à travers les lignes prussiennes. P. 68. [Die *wenig beliebten* Franzosen, les Français que l'on *détestait.]* L'original dit seulement: que l'on *aimait peu*. Viele von diesen Liedern leben noch [im Munde des Volkes, *populaire.]* Mais l'élève doit-il traduire: *vivent populaires?* Il était si facile de garder le texte: *vivent encore dans la bouche du peuple, dans la langue du peuple*. P. 81. [Friedrichs Verfahren war im vollsten Sinne *künstlerisch, ingénieux.] Ingénieux* s'applique mieux à la personne qu'au procédé; au reste la vraie traduction est: *conforme à toutes les règles de l'art*. P. 82. [Die

Kräfte *stählen, tremper.]* Cette expression ne pent pas aller et il eût mieux valu dire: *fortifier le courage.* P. 83. *[aufsuchen, aller à la recherche.]* Il est dit dans le texte: Friedrich suchte die Strasse nach Lissa auf; on ne pent donc pas traduire *aller à la recherche,* car il savait très bien où se trouvait cette route. Dites: Frédéric *gagna* la route de Lissa. P. 86. [Dem Gesang eine wunderbare Feierlichkeit geben, rendre le chant *exceptionnellement* solennel.] Mieux: *donner au chant une solennité admirable.* P. 93. [wenn auch Sachsen *starke* Kontributionen zahlte, *lourdes.]* Ce n'est pas *lourd* qui convient ici, mais bien *fort.* Ces contributions étaient bien *lourdes* pour la Saxe — et ce n'est pas là le sens —, mais elles étaient *fortes, considérables* pour le roi de Prusse. P. 96. [le service du *commissariat* mal organisé.] Ce terme là ne signifie plus que: *intendance.* P. 97 [Dann's Rüstungen waren *noch auf keine Weise* vollendet, *sur aucun point* oder *en aucune manière.]* Mais ces deux manières de s'exprimer ne sont pas synonymes; la première répond à un adverbe de *lieu,* la deuxième à un adverbe de *manière;* elles seraient égales si on avait dit: *en* aucun point, au lieu de: *sur* aucun point. Il faut traduire: *étaient loin d'être complètes. [vorgefasste* Meinung, *première* idée.] Dites: *préconçue.* P. 98. [So schnell aber die preussische Armee in Mähren eingerückt war, so langsam folgte der schwere Train, mais aussi rapidement que . . . aussi lentement . . .] Cette traduction semble satisfaisante au premier coup d'œil, et pourtant elle est mauvaise: j'avoue qu'elle est difficile, et je propose la suivante: Mais si l'armée prussienne avait passé rapidement en Moravie, il n'en était pas de même du train des équipages, qui était fort lourd et ne pouvait suivre que lentement. P. 103. [durch *Zaudern* siegen, vaincre par *la prudence.]* Il est ici question d'une médaille frappée en l'honneur du „deutschen Fabius Maximus“ (Daun). *Zaudern* eut donc été mieux traduit par: *en temporisant* (Fabius le *Temporiseur,* Fabius *cunctator.)* P. 108. [einen zu schwerer Verantwortung ziehen, faire *assumer* à quelqu'un une lourde responsabilité.] Ce n'est pas cela: = faire *rendre* à quelqu'un des comptes sévères. P. 119. [agir *offensivement* contre.] = perdre *l'offensive* contre . . . P. 133. [das Schauspiel eines feindlichen Exerzierplatzes vor sich sehen, voir le spectacle d'une *paisible place* d'exercice] = le spectacle d'une armée se mouvant, manœuvrant paisiblement sur la place d'armes, sur la place d'exercice. P. 138. [durch den, *ensuite* duquel] = *à la suite; ensuite* n'est usité que dans: *ensuite de cela, ensuite de quoi.* P. 141 [qui avait été *choisi* comme successeur de St. Pierre] = *élu* oder qui était monté cette année là sur la Chaire de St. Pierre [einen Degen mit goldenem Knopfe, une épée à la *pomme* d'or] on doit dire: *pommeau.*

Pour terminer, je prie le lecteur de me permettre une petite digression; elle ne manque pas d'utilité, et je veux tâcher de la rattacher au sujet de cet article. Dans les deux dernières pages de ce volume, il est beaucoup question de l'église catholique, et l'éditeur a trouvé partout les termes justes, ce qui est bien rare dans les livres édités par des Allemands et que nous mettons entre les mains des élèves. Dans les uns (Velhagen et Klasing), il est dit, pour expliquer le mot *vêpres: Abendmesse,* bien que la messe ne puisse être dite *qu'avant midi;* dans d'autres (Seemann), on trouve que le *chemin de la croix* a 12 Bilder, welche die 12 Leiden Christi darstellen. Le chemin de la Croix a *quatorze* stations (Bilder) et les souffrances du Christ ne sont pas au nombre de *douze.* Dans un autre (Weidmann), on lit: *péché mortel,* Todsünde. *Die katholische Kirche* nimmt *sieben* Todsünden an: Hochmut, Geiz, Wollust, Zorn,

Völlerei, Neid und Trägheit des Herzens. Toute cette tirade dénote une piètre connaissance de la doctrine de l'Église catholique; elle n'admet pas *sept* péchés mortels, et l'énumération que nous fait l'auteur est celle des *sept péchés capitaux,* lesquels ne sont pas des péchés mortels. Dans le *Dictionnaire* de Sachs lui-même, qui est si bien fait, on trouve au mot: „ordonner": Jdem. die Priesterweihe geben = *die letzten Sakramente erteilen;* mais administrer *les derniers sacraments* veut dire en français: einen Sterbenden mit den Sakramenten versehen, et rien de plus. Ce sont là, si l'on veut, des choses qu'il est inutile de relever, car elles n'intéressent pas l'élève; soit, mais ces erreurs déparent au moins un livre, et je conseille aux éditeurs des livres de lecture de prendre plus de précautions pour s'orienter. Je me rappelle avoir déjà démontré, dans cette *Revue* même, que Plötz et Lœwe, dans leurs grammaires, avaient horriblement massacré le „Notre Père."

J. Aymeric.

Koldewey, Friedrich, *Französische Synonymik für Schulen.* 3. Auflage. Wolfenbüttel 1888. Julius Zwissler. 219 S. 8⁰.

Die im Jahre 1877 erschienene erste Auflage der französischen Synonymik Koldewey's enthielt 230 synonymische Gruppen, die heute vorliegende dritte Auflage ist auf deren 564 angewachsen, gegen 540 in der zweiten Auflage. Die Vermehrung des Umfanges hat auch eine Verschiebung der Aufgaben des Buches im Gefolge gehabt. Während die erste Auflage allein ein Hilfsmittel für den Schüler sein sollte, ist das Buch jetzt auch für Studierende und für „angehende Lehrer des Französischen" bestimmt. Als Nachschlagebuch bei ihren schriftlichen Arbeiten wird dieses Buch die Schüler der oberen Klassen selten im Stiche lassen, vor einem weiteren Gebrauch des Buches im Unterricht, also vor einer Erhebung der Synonymik zu einem besonderen Unterrichtszweig, möchte ich trotz der Vorzüglichkeit des Buches warnen. Synonymische Belehrung kann unmöglich anders als im Anschluss an bestimmte im Unterricht auftretende Beispiele gegeben werden. Es muss in gemeinsamer Arbeit aus dem gegebenen Beispiele und dem, was der Schüler bereits kennen gelernt hat, auch ohne, dass er zu einer scharfen Erkenntnis und Unterscheidung gekommen wäre, möglichst ausgehend von der Etymologie der synonymische Unterschied entwickelt werden. Derselbe ist dann in eine knappe, dem Schüler verständliche Form zu bringen, welche naturgemäss nicht immer wissenschaftlich vollkommen genau sein kann. Das Lehrbuch kann dann nur als Hilfsmittel bei der Wiederholung und zum Nachschlagen dienen. Diesen Aufgaben wird das Buch durch seine ganze Anlage und Ausführung gerecht, und als Nachschlagebuch, um bereits Bekanntes im Gedächtnis wieder aufzufrischen, kann es als ein vorzügliches Hilfsmittel empfohlen werden.

Zum eigentlichen Studium der Synonymen, wie es von „Studierenden der modernen Sprachen, sowie von angehenden Lehrern des Französischen" betrieben werden muss, erscheint das Buch weniger geeignet, weil die wenigen beigegebenen Beispiele, welche zur Verdeutlichung der aufgestellten synonymischen Unterschiede ausreichen, die eigene Ableitung derselben nicht ermöglichen.

Dass die Etymologie der französischen Wörter beigefügt ist, muss als sehr dankenswert bezeichnet werden, indessen hätte der Verfasser hierin etwas sorgfältiger sein können und nicht ganz sichere

Etymologien als solche durchgehends bezeichnen oder ganz weglassen sollen. Auch an unrichtigen Angaben fehlt es hier nicht, z. B. *tournée* = *tour* + *aticum* S. 149, *signal* = *signaculum* S. 19, *pâtre* = *pastorem* mit der Betonnng *pástörem* S. 102 etc. In dem zuletzt angeführten Falle ist ein Akkusativ unbegründeterweise angesetzt, während der Verfasser sonst recht oft die Nominativ-Form als Etymon beibehält.

Im allgemeinen würde ich eher geneigt sein, einer Verminderung als einer Vermehrung des Stoffes das Wort zu reden, denn das Buch enthält in der That manche synonymische Gruppen, die besonders feine Unterschiede der Bedeutung vertreten, wie sie in der Praxis des Schülers höherer Lehranstalten nicht vorkommen oder deren Kenntnis derselbe durchaus entbehren kann; z. B. Begierde *cupidité, avidité, convoitise, concupiscence;* Lüge *mensonge, menterie;* Mässigkeit *frugalité, sobriété, tempérance, modicité,* Sparsamkeit *économie, ménage, épargne, parcimonie;* Brief *épître, lettre, missive* u. a.

Dem gegenüber äussere ich ganz wenige Wünsche nach Ergänzungen: s. v. annehmen wäre auch *prendre* zu erwähnen in der Bedeutung sich zulegen z. B. einen Titel, oder eine Miene aufsetzen; s. v. bestimmen vermisse ich *décider*, dessen Bedeutung kaum von *déterminer* abweicht; s. v. heben möchte ich bei *lever* hinzufügen: aus dem Wege räumen (ein Hindernis). Endlich möchte ich neu aufgenommen wissen die Gruppen: brauchen *employer, se servir de, avoir besoin de;* erhalten *recevoir, obtenir;* beschliessen *conclure, résoudre.* Es sind dies alles zwar sogenannte Stümper-Synonyma, aber das haben sie mit manchen andern, die aufgenommen worden sind, gemein.

Macht so das vorliegende Buch für denjenigen, welcher sich selbst ein Urteil bilden will, das Studium grösserer synonymischer Werke nicht überflüssig, so kann dasselbe doch innerhalb des von uns bezeichneten Rahmens als recht brauchbar empfohlen werden.

F. Tendering.

Bœrner, Otto, *Hilfsbuch für den französischen Unterricht in Schule und Haus.* Dresden, 1889. Ehlermann.

Bœrner hat bei dem Unterricht nach der „sog. Anschauungsmethode“ gefunden, dass die meisten der Lehrbücher, welche dieser Methode dienen, die grammatische Seite zu wenig berücksichtigen und dass dieselben „teilweise auch das für die Sprech- und Schreib-Uebungen unbedingt notwendige Wörterbuch vermissen lassen“. Um diese von ihm empfundene Lücke auszufüllen hat der Verfasser die wichtigsten grammatischen Regeln, sowie ein französisch-deutsches und ein deutsch-französisches Wörterverzeichnis zusammengestellt.

Das Buch beginnt mit einer Uebersicht über die Laute und die Schriftzeichen, bei der eine schulgemässe Verwendung der wichtigsten Ergebnisse der Lautphysiologie zu rühmen ist. Die Anordnung sowohl wie die beigefügten Beispiele zeigen, dass dieser Abschnitt eine systematische Zusammenstellung des bereits am Lesestoff bezüglich der Aussprache Erlernten sein soll.

Der grammatische Teil des Buches enthält eine Auswahl aus der Formenlehre mit Hinzufügung einiger sehr wichtiger syntaktischer Erscheinungen, der wir an sich unser uneingeschränktes Lob nicht vorenthalten.

Was im einzelnen die Behandlung des Verbums angeht, so

fordert zunächst die Theorie von „Kennformen“ und „Ableitungen“ Widerspruch heraus. Wozu diese ganze, aller historischen Grammatik entgegenstehende Unterscheidung, wo die einfachen Zeiten ganz leicht durch Anhängung von Endungen an den Stamm, bezw. durch Zusammensetzung von Infinitiv und dem Präsens von *avoir* gebildet werden können. Diese Theorie hat der Verfasser bei den „unregelmässigen Verben“ ganz hübsch durchgeführt. Vermöge der Anführung von betontem und unbetontem Stamm kann fast alles, was unregelmässig scheint, erklärt werden. Gleichmässigkeit ist zu vermissen, wenn der Verfasser bei *dormir, servir, sentir* auf die Veränderung des Stammes vor Konsonanten *(s. t.)* aufmerksam macht, während bei *valoir, pleuvoir, mettre* u. a. ein Hinweis darauf unterbleibt.

Das Buch wird allen den Lehrern des Französischen willkommen sein, welche die Lektüre zum Ausgangspunkt des französischen Unterrichts machen und doch auf eine systematische Zusammenfassung der grammatischen Erscheinungen nicht Verzicht leisten wollen, obwohl nicht verkannt werden darf, dass die meisten Lehrbücher, welche der von Bœrner empfohlenen Methode dienen, auch in grammatischer Beziehung das Notwendige bieten, so dass ein so grosses Bedürfnis für das Buch Bœrner's mir nicht gerade vorzuliegen scheint.

Nun zum Wörterbuch! Ich stehe demselben ziemlich ratlos gegenüber. Was soll dasselbe? Wie es scheint will der Verfasser ein Wörterbuch liefern, das unter allen Umständen für den Anfangsunterricht genügen soll, welcher Lesestoff auch immer demselben zu Grunde gelegt werden mag, vorausgesetzt, nur dass dieser Unterricht Anschauungsunterricht ist. Es ist unbestreitbar, dass der Verfasser im Hinblick auf die zu Grunde gelegte Methode des Unterrichts eine geschickte Auswahl getroffen hat, aber ob dieselbe nun im Unterricht ausreichen wird, ist zu bezweifeln. Freilich würde da die Praxis allein entscheiden können. Wenn daher im Vorworte zu lesen wäre, dass das Wörterverzeichnis aus mehrjähriger Praxis hervorgegangen ist, so hätten wir Veranlassung, grösseres Vertrauen zu hegen, als wenn uns gesagt wird, dass „die Grundlage für das Wörterverzeichnis das encyklopädische Wörterbuch von Sachs-Villatte bildet“.

F. Tendering.

Hermanni, Fr. W., *Questionnaires. Ergänzungsheft zu dem französischen Elementarbuch von Hermann Breymann und Hermann Möller.* München, 1889. Oldenbourg.

Zu den einzelnen Lektionen des Breymann-Möller'schen Elementarbuches giebt Hermanni hier eine Verarbeitung in Frage und Antwort, oder richtiger eine Erweiterung der bereits von den Verfassern jenes Buches beigefügten *Questionnaires* und zwar mit Wiederholung aller derjenigen Fragen, welche dieselben dort schon aufgestellt haben. Über die Art der Verwendung des Buches spricht sich der Verfasser nicht aus. In der Hand des Lehrers würde es diesem die Mühe ersparen, selbst die Frage zu bilden, wobei dann allerdings nicht recht einzusehen ist, warum Hermanni, wie es leider auch Breymann und Möller selbst thun, die Antwort auf die französische Frage in deutscher Sprache beigefügt hat. Das Buch ist aber, gerade herausgesagt, eine Eselsbrücke für den Lehrer, dem Hermanni durch seine Veröffentlichung ein nicht sehr schmeichelhaftes Zeugnis ausstellt. Meines Erachtens mit Unrecht, denn es dürfte doch höchstens in den leider

allerdings an Gymnasien immer noch vorkommenden Fällen, dass klassische Philologen oder Mathematiker *nolens volens* zur Erteilung des französischen Unterrichts verurteilt werden, vorkommen, dass ein Lehrer des Französischen sich nicht fähig bekennen muss, selbständig Sprechübungen an das Gelesene anzuschliessen. Für diese Art von Anstalten ist aber das Breymann-Möller'sche Buch nicht berechnet.

In der Hand des Schülers dürfte das Buch seinem eigentlichen Zwecke geradezu verderblich sein, denn statt der Sprechübungen würden wir eine Übersetzung erhalten, im besten Falle eine auswendig gelernte.

F. Tendering.

Koch, C., *Hilfsbuch zur Erlernung der unregelmässigen französischen Zeitwörter.* Bayreuth 1889. Ernst Schmidt. IV, 34 S. in 8°. 50 Pf.

Das Büchlein ist für die Bedürfnisse der Schule geschrieben und von diesem Standpunkte aus sicher mit Freude zu begrüssen. Unbekümmert um die immer noch unklaren Forderungen, welche die wissenschaftliche Theorie an die Einteilung der französischen unregelmässigen Zeitwörter stellt, war der Verfasser bestrebt, das pädagogische Prinzip, vom Leichteren zum Schwereren fortzuschreiten, in seiner Arbeit zur Durchführung zu bringen. Er stellt zuerst die Regeln der Ableitung fest und bringt dann in der I. Abteilung die Verba, deren abgeleitete Formen sich ausnahmslos aus den von ihm aufgestellten Grundformen herleiten lassen. Die II. Abteilung enthält die Verba, deren abgeleitete Formen sich nur zum Teil aus den Grundformen entwickeln lassen. Sie ist in drei Klassen eingeteilt und zwar so, dass die Zahl seiner unregelmässigen Formen allein bei der Klassifizierung des einzelnen Verbums ausschlaggebend war. Daher kam es denn auch, dass so wichtige Verba wie *faire, pouvoir, avoir,* fast an den Schluss des Buches zu stehen kommen. Im Einzelnen wäre zwar hier und da an der Arbeit, auch vom Standpunkte des Verfassers aus, noch zu bessern, wie z. B. Abteilung I A, Gruppe 2 vor Gruppe 1 stehen könnte. Aber im Ganzen dürfte das Büchlein seinem Zwecke vollkommen entsprechen, und es wäre zu wünschen, dass es in der noch immer zu erwartenden französischen Mustergrammatik gebührende Berücksichtigung finde.

E. Dannheisser.

Strien, Dr. G., *Die unregelmässigen französischen Zeitwörter nebst einem Abriss der französischen Syntax.* 2. Auflage. Eugen Strien. Halle. 1889. 34 S. 50 Pfg.

Der Verfasser hat das Büchlein 1883 zum ersten Male im Auftrage des Direktoriums der Francke'schen Stiftungen zum Gebrauche in der obersten Klasse der Bürgerschulen dieser Stiftungen herausgegeben. Da auf der vorhergehenden Stufe das Elementarbuch von Plœtz gebraucht wird, so war, wie Verf. sagt, ein möglichst enger Anschluss an dasselbe geboten. Nach dem Vorwort hat das Schriftchen inzwischen auch in anderen Schulen Eingang gefunden. Die 2. Auflage hat nur einige kleine Zusätze erfahren.

„Im ersten Teile soll dem Schüler Bekanntschaft mit der unregelmässigen Konjugation, deren Kenntnis für die zusammenhängende Lektüre

notwendig ist, in anregender Weise durch Anknüpfung etymologischer und phraseologischer Bemerkungen erleichtert werden. Während jene dazu dienen, den Vokabelschatz des Lernenden angemessen zu erweitern, sollen diese zu einer erspriesslichen Verwendung der gelernten Formen anleiten."

„Der zweite Teil soll die Unterlage für die Erörterung der wichtigsten syntaktischen Regeln bilden. Es wird Aufgabe des Lehrers sein, durch zweckmässige Zusammenstellung der bei der Lektüre vorkommenden Beispiele das ihnen zu Grunde liegende Gesetz von den Schülern finden zu lassen und es in die hier gegebene Fassung zu kleiden. Allmählich werden dann (alles in dem einen Jahre?!) verwandte Erscheinungen zu grösseren Gruppen vereinigt, in ihrem Zusammenhange erläutert und durch mündliche und schriftliche Übersetzungen aus dem Deutschen eingeprägt werden. Die kurzen Beispielsätze sind ebenso wie die Redensarten des ersten Teiles vorwiegend der Sprache des täglichen Lebens entnommen, um auch zu leichten Sprechübungen anzuregen."

Ich denke mir, dass die Bürgerschulen der Francke'schen Stiftungen dreiklassige Mittelschulen sind, in denen e i n e Fremdsprache gelehrt wird. Das Elementarbuch von Plœtz wird also vermutlich in den beiden ersten Jahren durchgeackert und in dem dritten und letzten Jahre prägen sich die Schüler alle die unregelmässigen Verben mit zahlreichen Kompositis, Substantiven, Adjektiven, Redensarten und Sprüchen ein, warum? — — — damit sie Zusammenhängendes lesen können (!). Dazu kommt dann ein sonst recht gefälliger Abriss der Syntax, dessen kurze, wie die Redensarten des ersten Teiles, vorwiegend dem täglichen Lebens entnommenen Beispielsätze (*vive l'empereur; j'exige que vous soyez attentifs; quoi qu'il en soit; il faut manger pour vivre, et non pas vivre pour manger; réfléchissez avant de répondre,* etc. etc.) auch noch zu leichten Sprechübungen anregen sollen (!).

Um einigermassen zu zeigen, wie das Buch „dem Schüler die Bekanntschaft mit der unregelmässigen Konjugation in anregender Weise durch Anknüpfung an etymologische und phraseologische Bemerkungen erleichtert", setze ich einige Stellen aus demselben hierher.

S. 7 (zu *tenir* und 8 seiner Komposita): *tiens-toi droit* halte dich gerade! *tenir sa parole* sein Wort halten. *tenir bon* oder *ferme* standhalten. *tenir tête à q.* einem die Spitze bieten, *pour qui me tenez-vous* für wen halten Sie mich? *tenez-vous le pour dit* lassen Sie sich das gesagt sein. *je tiens à vous dire* es liegt mir daran, Ihnen zu sagen. *il ne tient qu' à vous* es kommt nur auf Sie an. — *la tenue* die Haltung; der Anzug; die Buchführung. *le maintien* die Haltung, der Anstand. *la contenance* die Fassung. *la retenue* die Zurückhaltung. *être en retenue* nachsitzen. *l'abstinence* f. die Enthaltsamkeit. *un entretien* eine Unterhaltung. *le contenu* der Inhalt. *le continent* das Festland. *le soutien* die Stütze. *les tenailles* f. die Zunge. *les petits présents entretiennent l'amitié.* (Prov.)

S. 12 (zu *faire* und 7 oder 8 seiner Komposita): *faire attention à qch.* auf etwas achtgeben. *faire mention de qch.* etwas erwähnen. *faire un discours* eine Rede halten. *faire serment* schwören. *faire vœu* geloben. *faire l'aumône* f. Almosen geben. *faire le commerce de qch.* mit etwas Handel treiben. *faire la guerre à q.* mit einem Krieg führen. *faire la paix* Frieden schliessen. *faire une visite* einen Besuch abstatten. *faire sa malle* seinen Koffer packen. *Comme on fait son lit, on se couche.* (Prov.) — *il fait* (impers.) zur Bezeichnung der Witterung: *il fait chaud, froid* es ist heiss, kalt. *il fait beau, mauvais temps* es ist schönes, schlechtes Wetter. *quel temps fait-il aujourd'hui* was für Wetter ist heute? *il fait jour, nuit* es ist Tag, Nacht. — *faire* mit inf. lassen (bewirken). *faire venir* kommen lassen. *je me suis fait faire une paire*

de bottes ich habe mir ein Paar Stiefeln machen lassen. *il ne fait que jouer* er spielt immer nur. *le fait* die That(-sache). *tout à fait* gänzlich. *la façon* die Form, Art. *sans façons* ohne Umstände. *facile* leicht. *difficile* schwierig. *la facilité. la difficulté. le facteur* der Briefträger. — *l'affaire* f. die Angelegenheit, Sache. *avoir affaire à q.* mit einem zu thun haben. — *la contre-façon* der Nachdruck (eines Buches). *la défaite* die Niederlage. *parfait* vollkommen. *imparfait* unvollkommen. *la perfection* die Vollkommenheit. *perfectionner* vervollkommnen. — *le bienfait* die Wohlthat. *le bienfaiteur* (f.-*trice*) der Wohlthäter. *bienfaisant* wohlthätig. *le malfaiteur* der Übelthäter. — *les confitures* f. das Eingemachte, Konfekt. *le confiseur* der Zuckerbäcker. *la confiserie* die Konditorei. *suffisant* genügend; selbstgefällig; *insuffisant* unzureichend.

Man denke sich bei jedem unregelmässigen Verb die Redensarten und Worte entsprechend gehäuft, und man wird überzeugt sein, dass das Buch — sonst in seiner Art ganz nett — als Lehrbuch, und noch dazu als ein den Unterricht abschliessendes Lehrbuch, völlig verfehlt ist. Die Bürgerschulen der Francke'schen Stiftungen (und ähnliche Anstalten) sollten den Plœtz, dessen ganze Anlage ihrem Direktorium den Gebrauch eines solchen Hilfsmittels nötig zu machen schien, schleunigst über Bord werfen. Aber auch, wenn dies nicht geschähe, würde ich den Unterricht des 3. Jahres ganz wesentlich anders einrichten. Ich würde nach wirklich anregenden einfachen französischen Muster- und Lernstoffen suchen und an diese alle sprachlichen Übungen anschliessen. Davon hätten die Zöglinge jener Bürgerschulen weit, weit mehr für ihre unmittelbare geistige und sittliche Ausbildung, wie auch für ihr späteres Leben. Glaubt man denn im Ernste, die armen Jungen oder Mädchen würden einen irgendwie nennenswerten Teil jener Redensarten auch nur ein Jahr lang behalten? Glaubt man wirklich, an diesen Wust von Einzelsätzen liessen sich fruchtbare Sprechübungen anknüpfen? Ein solcher Unterricht wirkt doch nicht geistige Kraft? Ich kann dem Direktorium der Francke'schen Stiftungen nur die aufmerksame Prüfung meiner Elementarbücher, die gerade für 3 Jahre ausreichen, empfehlen. Dort finden die Schüler von vornherein Zusammenhängendes, das sie nicht nur lesen und verstehen, sondern auch erleben und über das sie sprechen und plaudern können. Trotzdem kann die „Kenntnis der unregelmässigen Verben" beim Unterricht nach diesen Büchern bis weit ins 3. Jahr hinein entbehrt werden, und wenn diese Verben dann auftreten, werden sie passender vorgeführt und eingeübt wie hier. (Über ihre Behandlung habe ich mich in Kressner's *Franco-Gallia* VI, 1, Seite 1—17, ausgesprochen). Das ganze Elementarbuch giebt dem Unterricht einen befriedigenden Abschluss und man wird die Ergebnisse des dreijährigen Unterrichts nach ihm weit erfreulicher finden, wie die Resultate des jetzigen Unterrichts.

Auf weitere Einzelheiten gehe ich nicht ein. Nur den Wunsch möchte ich aussprechen, dass man endlich einmal aufhöre, das Gerundium oder Gérondif als ein mit der Präposition *en* verbundenes Part. prés. zu bezeichnen. Beim adjektivischen Part. prés. kann keine Präposition stehen. Das Gerundium fällt zwar der Form nach mit dem Part. prés. zusammen, aber sachlich ist es streng von demselben zu trennen. Das Part. prés. *aimant* aus *amantem* duldet keine Präposition vor sich. Das (substantivische) Gerundium *aimant* aus *amando* tritt fast nur in Verbindung mit der Präposition *en* auf.

W. Ricken.

Bauer-Englert-Link, *Französisches Lesebuch.* München u. Leipzig, 1889. R. Oldenbourg. XI, 333 S. 8⁰.

Gut gewählter Inhalt, hübsche Ausstattung, grosse Korrektheit sind Vorzüge dieses Buches, welches sich von seinen Vorgängern hauptsächlich durch die grössere Berücksichtigung neuester Schriftsteller unterscheidet und daher ein besseres Bild der heutigen Büchersprache bietet als viele ähnliche Sammlungen. Seite 1—50 enthalten kleine und grössere Erzählungen, S. 51—116 geschichtliche, litterarische und kunstgeschichtliche Darstellungen, S. 119—151 geographische Schilderungen, S. 152 bis 189 Naturschilderungen, S. 190—221 Didaktisches, Oratorisches, Briefe und Dialoge. Der poetische Teil umfasst 184 Seiten und den Beschluss bildet ein erklärendes Verzeichnis der vorkommenden Namen.

Auszusetzen ist an dem Buche zunächst der erste Satz der Vorrede: „Bei der Bearbeitung des vorliegenden Lesebuches haben die Herausgeber vor allem das Ziel im Auge gehabt, dem Schüler eine ebenso interessante und anziehende, wie bildende und belehrende Lektüre zu bieten.“ Das ist so selbstverständlich, dass diese sakramentelle Phrase endlich einmal aus den Vorreden verschwinden dürfte. Wer sich von diesem Bestreben nicht leiten lässt, hat wohl keinen Beruf, die Schulbücherlitteratur zu vermehren.

Für durchaus überflüssig halte ich die im prosaischen wie im poetischen Teil gegebenen Bruchstücke aus Dramen. Wenn der Schüler ein Drama nicht von Anfang bis zu Ende liest, so hat es keinen Wert für ihn, dass er ein Bruchstück kennen lernt. Es hat auch keinen Reiz für ihn. Lehrer und Verfasser von Chrestomathien setzen vielfach voraus, solche Stücke müssten für den Schüler interessant sein, weil sie selbst dieselben mit Vergnügen lesen, d. h. wieder lesen. Darin liegt der Unterschied: wer das Stück als Ganzes kennt, findet an dem Fragment Gefallen, weil er es in den zugehörigen Rahmen sofort hineinversetzt; das kann aber derjenige nicht, welchem der Rahmen noch fehlt.

Ph. Plattner.

Benecke, A., *Französische Vorschule. Für den Anfangsunterricht auf Mädchenschulen.* Dritte, veränderte Auflage. Potsdam, 1888. A. Stein. X 121 S.

Benecke's Grundsätze inbezug auf die Lehrweise des französischen Unterrichts kommen auch in dem vorliegenden Büchlein zur Geltung. Sie sind bekannt genug; von einem Urteil über ihren Wert aber kann ich hier um so mehr absehen, als ich bald Anlass haben werde, mich über diese vielumstrittenen Dinge in der *Zeitschrift* zu äussern. Ich beschränke mich also darauf, zu untersuchen, ob Benecke's *Vorschule* die Anforderungen erfüllt, welche man nach meiner Ansicht auch dann stellen muss, wenn man die von ihm vertretene Lehrweise im grossen und ganzen für richtig hält.

Die erste Abteilung, S. 1—51, bildet, wie Benecke in der Vorrede sagt, den obligatorischen Apparat, das eigentliche Pensum für die Anfangsstufe. Sie bringt das Wichtigste aus der Aussprache mit einem ansehnlichen Schatz von Wörtern als Beispielen, die sogenannte Deklination des Hauptworts mit Artikel, Possessiv und Demonstrativ, das attributive und prädikative Eigenschaftswort, die häufiger vorkommenden Verhältniswörter, das Präsens und Imperfekt des Indikativs und den Imperativ von *avoir*, *être* und *donner* mit Frageform und Ver-

neinnng, das Präsens nnd Imperfekt von *avoir* mit Partizip des Perfekts, endlich die Verbindnng eines Fürworts mit dem Zeitwort. Ist nun das, was hier gelehrt wird, durchweg richtig und, soweit der Zweck es verlangt, vollständig? Ist es ferner zweckdienlich angeordnet?

Was znnächst die Anssprache anbelangt, so kehrt des Verfassers Lehre von dem dumpfen *e* am Ende eines Wortes nach Konsonant hier wieder, welche mit vollem Recht von Plœtz (syst. Darst.) und u. a. auch von J. Herz im 2. Bande der *Zschr.* S. 361 ff. zurückgewiesen worden ist. Dagegen ist es anzuerkennen, dass B. einen Unterschied macht zwischen dem Auslaut des einzelnen Wortes und dem Auslaut des Wortes innerhalb eines Satzes oder Satzgliedes, dass er z. B. (S. 46) die Aussprache des *e* in *le marbre blanc* im Gegensatz zu dem allein oder am Ende stehenden *marbre* hervorhebt. B. fühlt offenbar, dass erst durch die Verbindung von *marbre* mit dem konsonantischen Anlaut von *blanc* ein wirkliches dumpfes *e* eintritt; dies führt ihn aber nicht zu der meines Erachtens notwendigen Schlussfolgerung, dass ohne solches Zusammentreffen *e* nicht lautet, sondern er erklärt nur (im Anhang) die Anssprache des dumpfen *e* in den Endungen *ble, bre* u. dgl. vor konsonantischem Anlaut für leichter: eine Erklärung, bei der sich schwerlich jemand etwas denken kann.[1])

Wenn B. hier neben dem Laut des Einzelwortes den Laut innerhalb der Wortgruppe berücksichtigt, so sollte man erwarten, dass die Einwirkung des Zusammenhangs auf die Lautgestaltung überhaupt zu ihrem Rechte käme. Das ist aber nicht der Fall; nur im Anhang, der nicht für die Schülerin bestimmt ist, findet sich das Nötige, nnd hier ist es überflüssig. Und doch verlangt die Sache bei ihrer Wichtigkeit für eine richtige Anssprache frühzeitige besondere Behandlung und weiterhin sorgfältige Berücksichtigung. B. schreibt freilich *cè -tîle, cè -zîles* u. dgl., erwähnt aber bei der Lehre vom *s* nicht den Fall, dass die einschliessenden Vokale zwei Wörtern angehören, nnd lehrt S. 11: „Im Singular wird das *f* von *bœuf* und *œuf* ausgesprochen; im Plural werden *f* und *s* nicht gesprochen". Gleichwohl nötigt man die Schülerin, im Zusammenhang vor vokalischem Anlaut *s* zu sprechen; wie stimmt das mit der Regel? Man wende nicht ein, dass den Lernenden zu viel zugemutet werde: die vermisste Belehrung müsste sehr einfach gehalten sein. Erlassen kann sie den Kindern ohnehin nicht werden, B. selbst betont im Anhang ihre Bedeutung; so gebe man sie zur rechten Zeit nnd sei folgerichtig.

Die Rücksicht auf den Raum zwingt mich, von verschiedenen anderen Bemerkungen, zu welchen die Behandlung der Laute Anlass giebt, abzusehen; nur das kann ich noch flüchtig erwähnen, dass *s* auch vor einem Konsonanten wie ß lautet, und dass vor *h consonne,* richtiger *h aspirée,* ein sonst stummes *e* wirklich gesprochen wird.

In dem, was die *Vorschule* aus der Formenlehre bringt, findet sich leider wieder die Lehre von einer Deklination des Hauptworts, nnd zwar in breitester Darstellung. Ich will nicht nach so vielen anderen diese wissenschaftlich nnd didaktisch gleich unhaltbare Aufstellung widerlegen, sondern nur an einem Beispiel zeigen, wohin man damit kommt. S. 6 gibt B. den Übungssatz: „Ich spreche von Clara." Die Schülerin soll also das deutsche Verhältniswort durch den fran-

[1]) Übrigens nimmt in diesen Endungen auch Herz *a. a. O.* dumpfes *e* an, nnd Plœtz spricht von einem ganz leisen Anklang eines kurzen dumpfen *e*. Selbst die letztere vorsichtige Fassung ist nicht ganz richtig. Vgl. darüber Vietor, *El. d. Phon.*[1] S. 64.

zösischen „Genitiv“ wiedergeben, der seinerseits nichts anderes ist als die Verbindung eines Verhältnisworts mit dem Hauptwort! Und ersetze ich selbst das adverbiale Verhältnis durch das attributive, sage ich z. B.: Dies ist das Buch von Claras Bruder, so steht wiederum Verhältniswort gegen Verhältniswort.

Was die Anordnung des grammatischen Stoffes betrifft, so scheint es mir empfehlenswert, von den Zeitwörtern nicht *avoir* und *être*, sondern *donner* zuerst zu behandeln. Ich meine, der Vorteil ist einleuchtend, und Schwierigkeiten bieten die Formen von *donner* weniger als die anderen. Hierbei mag es auch als ein Nachteil für den Unterricht erwähnt werden, dass die Schülerin, die schon zu *avoir* die Verneinung hinzufügen gelernt hat, die Formen von *être* und *donner* noch besonders mit *ne — pas* gedruckt findet: sie kann und soll die Verbindung nach dem Muster des zuerst gelernten Zeitworts selbst vornehmen.

Hiernach komme ich zu den Übungsstücken. Die Einzelsätze gehören zu der von B. befolgten Lehrweise. Grosse Ansprüche darf man an den Inhalt derselben nicht stellen, immerhin aber einige, und in dieser Beziehung wird wohl der Verfasser selbst die folgenden Sätzchen nicht verteidigen wollen: *Charles n'a pas les chevaux de Robert* (S. 17). *Nous avons vendu les diamants de nos parents* (S. 26). *Où est la lampe de ta sœur, François?* (ebd.). Sie haben nicht die Kraft (S. 17). Ich habe diesen Nagel und diese Kreide gesucht (S. 22). Ich gebe meinen Schwestern ein grosses Fest (S. 20). — Eine andere Forderung stellt B. in der Vorrede: „Die deutschen Übungssätze werden in richtigem Deutsch gegeben.“ Man darf selbstverständlich hinzufügen: „die französischen in richtigem Französisch.“ Nun sagt man aber doch nicht: „Ich hatte den Verlust einer Freundin“, „Ich bemerke Cäcilie, welche unsere Kleider bringt“ (beide Sätze S. 15) und ebensowenig: *J'avais la perte d'une amie,* (was der soeben genannte deutsche Satz voraussetzt), *Voilà une bague que j'ai de maman* (ebd.), *Votre frère est triste, a-t-il un chagrin?* (S. 32), *Vous avez entendu que la répétition est une chose bien nécessaire* (S. 32—33), *Les taupes vivent sous la terre* (durch einen deutschen Satz S. 37 vorausgesetzt); nicht ganz richtig: *A quelle date du mois sommes-nous?* (S. 32), sondern, was B. in einer Anmerkung hinzufügt: *Quelle date sommes-nous?* oder auch: *Quel jour du mois sommes-nous?* Nicht üblich ist meines Wissen: *faire un voyage autour du monde* (S. 44), sondern *f. le tour du m.*

Endlich ein paar Bemerkungen über die Wörter, welche den Übungsstücken vorangehen, zum Teil auch nachfolgen, und zugleich über das Verzeichnis am Schluss, das die Wörter zu den Lesestücken und Gedichten enthält.

Der Verfasser legt viel Wert auf die Erwerbung eines reichhaltigen Wörterschatzes, und das ist gewiss anzuerkennen; nur scheint mir sein Verfahren nicht durchweg richtig. Vorweg erlaube ich mir darauf hinzuweisen, dass Fremdwörter wie *Galerie, Hotel, Portierloge, genieren* (in der Lehre von der Aussprache verwandt), *Lektion* in einem Schulbuch überhaupt nicht und am wenigsten in einem für die Anfangsstufe bestimmten Buch vorkommen sollten, und dass man die Bedeutung von *ramasser* (= aufheben) leicht auf andere Weise als durch das wenig gebräuchliche „auflangen“ ausser Zweifel stellen kann. Erheblicher sind andere Mängel, die namentlich bei den Wörtern zu den Lesestücken und Gedichten zur Erscheinung kommen. Die deutschen Wörter geben jeweils den Sinn der französischen wieder, wie der Zusammenhang ihn mit sich bringt, belehren aber die Schülerin gar

häufig nicht über die Grundbedeutnng oder setzen an die Stelle des französischen Ausdrucks einen ganz anders gearteten deutschen, der zufällig nnd gelegentlich mit jenem im Sinne zusammentrifft. So hilft man übersetzen; will man aber — und das wollen wir doch hoffentlich — die Schülerin mit dem Wert der fremden Wörter wirklich und zuverlässig vertrant machen, so wird das durch ein solches Verfahren erschwert. B. schreibt z. B.: „*toutes sortes* allerlei". Der Lehrer wird aber von der Bedeutnng des Hanptworts ansgehen und übersetzen lassen: „alle Arten von"; erst darnach wird, womöglich durch die Schülerinnen, der an der betreffenden Stelle passendere Ausdruck „allerlei" angegeben werden. Im Wörterverzeichnis sollte die Schülerin nur die Bedeutung des Hauptworts neben der des unbestimmten Zahlworts wiederfinden, wofern nicht beide schon bekannt sein müssen. Als weiteres Beispiel mag *se plaire* dienen. Hier heisst es im Wörterverzeichnis: „*se plaire* es sich wohl sein lassen"; stehen sollte dort nach meiner Meinung: „*plaire* gefallen (*Je me plais ici* Ich gefalle mir hier, Es behagt mir hier)." *Carreau* ferner ist „viereckige Platte", bezeichnet nnter anderem die viereckige Fensterscheibe.

Während ich für die angedeutete Anlage des Wörterverzeichnisses in dem Alter der Anfängerinnen kein Hindernis sehe, ist meines Erachtens auf dieser Stufe Vorsicht nötig bei der Berücksichtigung der Stammwörter, die ich ebenfalls in der *Vorschule* vermisse. Immerhin wird man getrost nnd mit Vorteil z. B. mit *bûcheron bûche*, mit *gravure* (Stich, nicht notwendig Kupferstich!) *graver* zugleich lernen lassen können.

Ausserdem finden sich hier und da ungenaue Angaben. *Couverture* (S. 26) ist „Decke" schlechtweg, dann „Bettdecke", nicht im besondern „Reisedecke"; *redingote* (S. 101) nicht jeder Rock, *bottine* (ebd.) nicht nur ein Damenstiefel; *proposer* hat in dem Sprichwort *L'homme propose, Dieu dispose* nicht die Bedeutung „vorschlagen", sondern „sich vornehmen", „einen Plan machen"; *passer* (S. 110) heisst niemals „einher, stolzieren", auch an der betreffenden Stelle nicht; *gens* mit *s* zu sprechen (S. 107) ist nicht empfehlenswert, ebensowenig das deutsche „Schreibebnch" (S. 39); ein *tabouret* (S. 96) ist nicht jeder kleine Sessel. Ein Druckfehler ist *frisonner* (S. 110), ein Wort übrigens, dem auch nach dem Zusammenhang die Bedeutung „sich kräuseln" niemals zukommen kann.

Die zweite Abteilung, S. 52—69, enthält ein Verzeichnis der Grundzahlen, eine vollständige Zusammenstellung der Formen von *avoir, être* und *donner* und eine ziemlich reichhaltige Sammlung von Wendungen des alltäglichen Lebens. Manche von diesen Wendungen halte ich auf dieser Stufe für zu schwierig, nnd der Verfasser selbst bemerkt, dass dieser Abschnitt am besten dem zweiten Jahreskursus vorbehalten werde. Dann aber hätte es sich empfohlen, ihn hier wegzulassen. Im einzelnen ist nur zu sagen, dass in dem Satz „Meine Schwester lernt sich ihre Verben (Zeitwörter!) noch einmal über" das „sich" besser fehlen würde, nnd dass *poésie* kein einzelnes Gedicht bezeichnet.

In der dritten Abteilung endlich, S. 70—95, folgen zunächst zwei Gespräche in deutscher und französischer Sprache, sodann Lesestücke nnd Gedichte.

Für die Gespräche nimmt B. ausdrücklich ein echt nationales Französisch in Anspruch. Leider muss ich feststellen, dass darin Verstösse in nicht geringer Zahl sich finden, nicht nur gegen den Sprachgebrauch, sondern hier nnd da auch gegen die Grammatik. Ich führe nur so viel an, als zum Beweise nötig ist, wobei ich das Richtige oder Richtigere in Klammer hinzufüge:

Nous voilà traversant les rues au grand trot et laissant les portes de la ville loin derrière nous. — Et quel était le but de votre voyage? (Es ist von einem kleinen Ausfluge aufs Land die Rede, daher besser *excursion.*) — *D'abord (nous sommes allés à) Charlottenbourg; puis nous avons tourné à gauche vers le Grunewald.*

Je veux (vais) continuer mon récit, si vous le permettez. Nous descendîmes à la maison (du forestier). On nous reçut très amicalement, et le premier soin de maman était de commander le café (où l'on nous fit bon accueil oder *où l'on nous reçut très bien. Le pr. s. de m. fut de c. le c.).*

Nous demandâmes à papa et à maman la permission d'aller jouer dans la forêt . . . Mon frère Max, qui y a (avait) été bien des fois, nous servait (servit) de guide.

Et tu n'as pas mal dormi? — Si bien, que maman a dû me réveiller, pour ne pas (me laisser) manquer l'heure de l'école (de la classe, vielleicht besser: *pour me faire arriver à temps en classe).*

Est-ce qu'on t'a appelée? — J'ai été appelée trois fois, et mademoiselle était (a été) satisfaite. — N'avez-vous fait que lire et traduire? — Non, chère maman. Lorsque le morceau était terminé (la traduction fut terminée), Mr. (Mr) le surintendant nous fit examiner dans (sur) la grammaire.

Qu'est-ce que Mr. (Mr) le directeur a dit à la fin de l'examen? — Il était très aimable (a été très bon pour nous), de même (que) ces messieurs qui l'accompagnaient.

Die Lesestücke und Gedichte sind im ganzen gut gewählt und geben nur zu wenig Bemerkungen Anlass, und zwar beziehen sich diese ausschliesslich auf die ersten vier Lesestücke, die „Vokabelstücke". In dem ersten *(La maison paternelle)* ist die deutsche „Wohnstube", die bekanntlich im französischen Hause fehlt[1]), nicht glücklich als *chambre d'habitation* bezeichnet; eher *ch. où se tient la famille.* In demselben Stück ist *une servante* durch *une bonne* zu ersetzen. *Des plumes, que leur taille le maître,* im zweiten *(L'École),* ist denn doch veraltet; statt *rien ne lui tient tant à cœur* sollte es heissen: *r. n. l. t. t. au c.* Zum dritten Stück *(Objets dont les enfants ont besoin à l'école): Faire,* nicht *apprendre ses devoirs,* wohl aber *apprendre ses leçons!* Zum vierten *(Métiers et professions): Poêle* = Zimmerofen, besser als *fourneau!*

Ich will diese Besprechung nicht schliessen, ohne die Rätsel und Sprichwörter zu erwähnen, welche B. auf die Lesestücke folgen lässt; sie werden sich gut zur Belebung des Unterrichts verwenden lassen.

Ich habe, soweit der Raum es gestattete, B.'s Buch gerecht zu werden gesucht; die dargelegten Mängel sind aber der Art, dass ich es in seiner vorliegenden Gestalt nicht empfehlen kann.

R. Meyer.

---

[1]) Einigermassen entspricht derselben *le petit salon.*

Miszellen.

Das Lesebuch für den französischen Unterricht von **Jacobs, Brincker** nnd **Fick** (Leipzig nnd Itzehoe, Otto Fick) und das ***Französische Lesebuch*** von **Kühn** (Bielefeld, Velhagen & Klasing).

Das von dem Unterzeichneten veröffentlichte *Französische Lesebuch* enthält eine grössere Anzahl volkstümlicher französischer Jugendgedichte, welche grösstenteils vorher noch nicht in französischen Lesebüchern enthalten waren. Jedenfalls bilden diese Gedichte eine charakteristische Seite des Buches und sind von der Kritik anch so aufgefasst worden. Znm Teil hat man sich diesen Gedichten gegenüber zustimmend, zum Teil ablehnend ausgesprochen. Wegen des vielfachen Widerspruchs habe ich in der Frühjahr 1889 erschienenen 2. Anfl. einen Teil der Jngendgedichte wieder ausgeschieden, die ich demnächst entsprechend erweitert für sich zn veröffentlichen gedenke. Einzelne Jugendgedichte meines Lesebuchs sind seitdem anch in andere Lesebücher übergegangen. Eine besonders reichliche Benutzung hat bei der Abfassung des Lesebuchs von Jacobs, Brincker und Fick stattgefunden: Dasselbe hat fünfzehn volkstümliche Gedichte von mir entlehnt; ausserdem enthält es übereinstimmend mit meinem Buch drei Jugendgedichte von Marelle und ein Prosastück von Dnpont; ferner vier Stücke (drei Gedichte und ein Märchen), welche sich anch sonst in französischen Lehrbüchern für dentsche Schnlen finden. Ich vermnte mit einigem Grund, dass die Verfasser bei den volkstümlichen Gedichten nicht auf die Qnellen, die in Frankreich erschienenen Sammlnngen, zurückgegangen sind, sondern aus meinem Bnch entlehnt haben, sonst hätten sie doch in der Vorrede den volkstümlichen Charakter eines erheblichen Brnchteils ihrer Gedichte erwähnen müssen. Dass die Verfasser nicht an der Quelle geschöpft, sondern aus meinem Bnch entlehnt haben, geht auch aus folgendem Umstand hervor. Das 2. Stück ihres Lesebnchs *A Cheval* ist in der von mir geänderten Fassung wiedergegeben, nämlich mit dem von mir einem anderen ähnlichen Gedicht entlehnten Schlussvers: *Au pas, au pas, au trot, au trot, au galop.*

Das ist indes nicht die einzige Art, wie die Verfasser mein Buch benntzt haben. In der Vorrede zur 1. Auflage meines Buches heisst es zu Anfang: „Da es (das *Französische Lesebuch*) für die Jngend bestimmt ist, so soll anch Jugendlektüre den Inhalt bilden; hier nnd da darf sogar der Lesestoff hinter dem Alter des Lernenden zurückbleiben, denn der Umstand, dass der Stoff im nenen Gewande einer fremden Sprache auftritt, verleiht ihm besonderen Reiz.“ Im Lesebnch von Jacobs, Brincker

und Fick heisst es (S. III unten): „Das aufzunehmende Lesestück muss vor allem dem Alter und Anschauungskreis des Schülers entsprechend gewählt sein; es darf sogar hinter dem Alter desselben zurückbleiben, da der Stoff in dem Gewand der fremden Sprache einen neuen Eindruck auf ihn macht und von neuem anziehend auf ihn einwirkt.“ Ich muss hierzu bemerken, dass die im zweiten Teile beider Zitate enthaltene Ansicht meines Wissens von mir zum ersten male öffentlich ausgesprochen worden ist.

Am Schlusse meines Lesebuchs befindet sich eine „Übersicht der Lautzeichen, verglichen mit den häufigsten Schriftzeichen“. Das Lesebuch von Jacobs, Brincker und Fick bringt eine Kopie unter der Überschrift: „Vergleich der Lautzeichen mit den Schriftzeichen.“ Ausser einem Fall (*ə* für *e* in *de)* sind die Lautzeichen dieselben; die Reihenfolge der Schriftzeichen ist dieselbe; nen ist *ue* in *cueillir*, ferner *î*, *ô* und *û*, sonst sind die Schriftzeichen ebenso unvollständig wie bei mir (es fehlen u. a. *im* und *ein*); die wagerechten Trennungsstriche, Doppelstriche und fetten Striche stimmen überein (in einem Falle haben die Verfasser meine unlogische Einteilung nachgeahmt, indem sie vor dem Laut *'ẽ* keinen Trennungsstrich setzen). Die Beispiele (Jacobs, Brincker und Fick sagen „Kennwörter“) sind meist verschieden. Meine Beispiele sind so gewählt, dass überall, wo es möglich ist, aus denselben hervorgeht, wann der betreffende Laut vorhanden ist (z. B. offenes *a* in *éducation*, also in der häufigen Endung *ation)* und wann gewisse Schriftzeichen benutzt werden (z. B. *ç* vor *a*, *o*, *u*; *qu* und *gu* vor *e* und *i*). Da die Verfasser „Kennwörter“ sagen, so hätten sie erst recht die Beispiele entsprechend wählen sollen; das ist aber vielfach nicht geschehen. Diese Abweichung vom Original ist also keine Verbesserung.

Trotz dieser ausgiebigen Benutzung meines *Französischen Lesebuches* bringen die Verfasser es fertig, in der Vorrede mein Buch und meinen Namen nicht zu nennen. Die Beurtheilung eines solchen Verfahrens überlasse ich den Lesern der *Zeitschrift*.

K. Kühn.

Erklärung.

Eine von Herrn Dr. G. Plötz in Görlitz veröffentlichte und auch mir zugegangene Antikritik der französischen Lehrbücher des Herrn Dr. Rahn in Dresden nötigt mich zu meinem Bedauern, das Gute, was ich in der *Zschr.* Bd. IX. S. 150 über Teil I und II dieser Bücher gesagt habe, insbesondere die *a. a. O.* hervorgehobenen Vorzüge gegenüber den Plötzschen Lehrbüchern durchaus zurückzunehmen. Die Gründe dafür ergibt die zahlreich genug verbreitete „Erklärung“ des Herrn Dr. G. Plötz (Görlitz, Anfang März 1890, Druck von W. Gronau in Berlin). In den Streit der beiden Autoren einzutreten, habe ich nicht den mindesten Anlass, halte es aber für eine Pflicht wissenschaftlicher Ehrlichkeit, Irriges oder doch Einseitiges offen als solches einzugestehen.

Dresden, 26. März 1890.

R. Mahrenholtz.

Novitätenverzeichnis.

Bastin, J. Études des participes basées sur l'histoire de la langue. 3e édition. Saint-Petersbourg, 1889. IV, 74 S. 8⁰.

Bauer, R., Über die subjektiven Wendungen in den altfranzösischen Karlsepen mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen Versionen des altfranzösischen Rolandsliedes. Dissert. Heidelberg 1889. 124 S. 8⁰.

Behrens, Albert, Die Endung der zweiten Person Pluralis des altfranzösischen Verbums. Greifswalder Dissertation. 50 S. 8⁰.

Benecke, A., Anthologie des poètes français. Sammlung französischer Gedichte. Mit Anmerk. zum Schulgebrauch. [In: Poètes français. 4. Lfrg.] Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Bennewitz, A., Congreve und Molière. Leipzig 1890. H. Haessel. 160 S. 8⁰.

Bertram, W., Exercices de style français. Sammlung von Übungsaufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische für Schul- und Privatgebrauch. Bremen, Heinsius Nachf. 8⁰. IV, 138 S.

— — dasselbe. Schlüssel. Textes originaux. 8⁰. IV, 103 S.

Bergér, H., Zur Reform des französischen Unterrichts. Lehrgang und Lehrverfahren neben Proben der unterrichtlichen Behandlung. Hanau, Alberti. Lex.-8. 22 S. 0,75 Mk.

Bierbaum, Prof. Dr. Jul., Lehrbuch der französischen Sprache nach der analytisch-direkten Methode für höhere Knaben- und Mädchenschulen. 2 Tl. mit einem Liederanhange. Leipzig, Rossberg. 8⁰.

— — dasselbe. Begleitschrift dazu. gr. 8⁰. 16 S. Ebd.

Birch-Hirschfeld, A., Geschichte der französischen Litteratur seit Anfang des 16. Jahrhunderts. Erster Band. Das Zeitalter der Renaissance. Stuttgart 1889. Cotta'sche Verlagsbuchhdlg. 302 + 50 S. 8⁰.

Borsdorf, W., Die Burg im „Clavis" und im „Escanor" Dissertation. Berlin 1890. 101 S. 8⁰.

Les contes moralisés de *Nicole Bozon* frère mineur publiés pour la première fois d'après les mss. de Londres et de Cheltenham par Lucy Toulmin Smith et Paul Meyer. Paris. [Société des anciens textes français. LXXIV, 333 S. 8⁰.]

Bréal, Michel, La Reforme de l'orthographe française. Paris, Hachette. 63 S. 8⁰. Extrait de la Revue des deux mondes 1 décembre 1889.

Bredtmann, H., Der sprachliche Ausdruck einiger der geläufigsten Gesten im altfranzösischen Karlsepos. Diss. Marburg 1889. 70 S. 8⁰.

Breitinger, H., und *Fuchs, J.*, Französisches Lesebuch für Real- oder Mittelschulen oder ähnliche Anstalten. 2. Heft. 3. Aufl., neubearb. von J. Gutersohn. Frauenfeld, J. Huber. VII, 112 S. 8⁰.

Breymann, H., und *Mœller, H.*, Französisches Elementarbuch. 3. Aufl. des Elementar-Übungsbuches und der Elementar-Grammatik. Ausgabe A. München, R. Oldenbourg. gr. 8⁰. 196 S.

Brunet, G., Supplément au Dictionnaire des ouvrages anonymes suivi des Supercheries littéraires dévoilées. Paris, H. Welter. 1 Band. In-8°. 16 Mk.

Brunnemann, C., Lehrbuch der französischen Sprache für Schulen. 3. Kurs. Syntax der neufranzösischen Sprache. 5. Aufl. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 8°. XXXII, 392 S.

Büchner, K., Lehrbuch der französischen Geschäftssprache. Leipzig, Glœckner.

Cadier, L., Le livre des Syndics des états de Béarn (texte béarnais), publié pour la Société historique de Gascogne. I. Auch et Paris, 1889. 8°. IV, 199 S.

Canel, A., Le Langage populaire en Normandie (La parabole de l'enfant prodigue). Pont-Audemer, Impr. administrative. 49 S. 4°.

Castet, Proverbes patois de la vallée de Biros en Couzerans (Ariège). Foix, Gadrat. 63 S. 8°.

Caumont, A., Cours de littérature française comprenant un recueil de morceaux choisis, un aperçu historique et un traité de versification. Frankfurt a. M., C. Jügel's Verlag (Moritz Abendroth). 8°. XII, 548 S.

Collection Figaro 21. Band: Der Fall Clémenceau. Denkschrift des Angeklagten. Von A. Dumas Sohn. Aus dem Französischen von L. Stöckmann. 2. Aufl. Berlin, Alfred H. Fried & Co. 120 S.

Crèche, la, drame populaire, en patois de Besançon, tel qu'il fut joué en 1873 à la Crèche franc-comtoise. Recueilli d'après les traditions locales et dessiné par Louis Androt. Préface par H. Bouchot. Lons-le-Saulnier, impr. Mayet et C^ie^. 75 S. 8°.

Daudet, A., Ausgewählte Erzählungen. Für den Schulgebrauch hrsg. von Prof. Dr. K. Sachs. Gera, Schlutter. 8°. 79 S. geb. 0,60.

Devaux, A., De l'étude des patois du Haut-Dauphiné. Grenoble, Allier. 62 S. 8°.

Dhom, H., Welches ist das Verhältnis von Garnier's Hippolyt zu seinen Quellen. Diss. München 1889. 51 S. 8°.

Dillmann, A., Die Anschauung im Bilde in ihrer Anwendung auf den fremdsprachlichen Unterricht, insbesondere auf die praktische Uebung im mündlichen Ausdruck. Französischer Text dazu. Wiesbaden, Geb. Petmecky. 8°. VIII, 135 S.

Duchâteau, Dr. Otto, Der französische Unterricht nach Dr. Q. Steinbart's Elementarbuch. Magdeburg, Rathke. 4°. 25 S.

Dühr, Zur Theorie der Stellung des französischen Adjektivs. Pr. Stendal. 18 S. 4°.

Dumas fils, A., Der Fall Clémenceau. Roman. Einzige autorisierte Übersetzung von L. Fischl. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8°. 332 S.

Dussouchet, J., La réforme orthographique. Paris, Hachette. 8°. 60 c. Extrait du Correspondant.

Espagnolle, J., La clef du vieux français. Paris, Leroy. 93 S. 8°. fr. 5.

— — Les imaginations ou les doublets de M. Brachet. Paris, Thorin. 20 S. 8°. fr. 1.

Fabre, A., Chapelain et nos deux premières Académies. Paris 1890. Perrin et C^ie^. [Études littéraires sur le XVII^e^ siècle.]

Faguet, E., Dix-huitième siècle. Études littéraires. Paris, Lecène 1890.

Fahrenberg, K., Entwickelungsgänge in der Sprache Corneille's. I. Diss. Göttingen 1889. 85 S. 8°.

Fetter, J., Lehrgang der französischen Sprache. 4. Teil. Übungs- und Lesebuch. 8°. X, 233 S. mit einer Karte. Wien, Bermann & Altmann.

Fontaine, C., Ode de l'antiquité et excellence de la ville de Lyon,

composée par Ch. F. Annotée par William Poidehard. Lyon, impr. Mougin-Rusand. In-18. XXXIV, 43 S.

Foulché-Delbosc, R., Echo der französischen Umgangssprache. 2 Teile. Leipzig, Giegler. n. 3,20 Mk.

Franz, G., Über den Bedeutungswandel lateinischer Wörter im Französischen. Diss. Dresden 1890. 30 S. 4⁰.

Fries, Ludw., Montchrestien's „Sophonisbe", Paralleldruck der drei davon erschienenen Bearbeitungen. In: Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie. Veröffentlicht von E. Stengel. 85. Heft. gr. 8⁰. Marburg 1889. Elwert's Verl.

Gade, C., Über Metrum und Sprache von Aliscans. Dissert. Marburg. 63 S. 8⁰.

Gaucher, M., Causeries littéraires. 1872—1888. Paris, A. Colin & Cie. 3 fr. 50 c.

Girardin, Mlle Emile de, La joie fait peur. Comédie en un acte, en prose. Für den Schulgebrauch hrsg. von Realgymnasiallehrer Dr. Gotthold Willenberg. Gera, Schlutter. 48 S. 8⁰. geb. 0,40 M.

Graeser's Sammlung französischer und englischer Schriftsteller für den Schulgebrauch. I. Athalie par J. Racine. II. Le Misanthrope par Molière. Wien, Carl Graeser.

Grand-Carteret, J., J.-J. Rousseau jugé par les Français d'aujourd'hui. Avec 11 gravures hors texte. Paris, Perrin & Cie. 8⁰. 6 fr.

Graziano, J., Essai sur la vie et les œuvres de Destouches. Dissertat. Leipzig 1889. 46 S. 8⁰.

Guyho, C., Études littéraires et historiques. Autour de 1789. Paris, Dentu. In-18 jésus, VIII, 307 p. fr. 3, 50.

Hœusser, E., Selbstunterrichtsbriefe für die französische Sprache. 5. Brief. Karlsruhe, J. Bielefeld's Verlag. gr. 8⁰.

Hartmann, K., Über die Eingangsepisoden der Cheltenhamer Version des Girart de Viane. Diss. Marburg 1889. 75 S. 8⁰.

Hartmann's, M., Schulausgaben französischer Schriftsteller. No. 6: *Thiers*, Bonaparte en Égypte et en Syrie. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von K. A. Martin Hartmann. Leipzig, E. A. Seemann. XVI, 88 u. 78 S.

Heiner, W., Lehrbuch der französischen Sprache. 1. Kurs. 6. Auflage. Berlin. Wiegandt & Schotte. gr, 8⁰. VIII, 174 S.

Herlet, B., Studien über die sogenannten Yzopets (Lyoner Yzopet, Yzopet I und Yzopet II). Diss. Würzburg. 93 S. 8⁰.

Holzmüller, G., Der Kampf um die Schulreform in seinen neuesten Phasen. Hagen i. W., Carl Stracke. 120 S. 8⁰. 1,50 M.

Hugo, V., Les rayons et les ombres. (Edition définitive d'après les manuscrits originaux). Paris, Maison Quantin. 18⁰.

— —, Œuvres poétiques. Ballades. Les rayons et les ombres. Avec deux dessins de J. Garnier. Paris, G. Charpentier & Co. 32⁰. 4 fr.

— —, Les travailleurs de la mer (Edition définitive d'après les manuscrits originaux). 2 vols. Paris, Maison Quantin. 4 fr.

Humbert, C., Nochmals das *e* muet und der Vortrag französischer Verse. Zur Vervollständigung, zur Aufklärung und zur Abwehr. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 32 S. 8⁰. 60 Pf.

Husserl, M., Zur Entwickelungsgeschichte des französischen Dramas. Progr. Brünn 1889. 16 S. 8⁰.

Jacobsmühlen, Herm. zur, Zur Charakteristik des König Artus im altfranzösischen Kunstepos. Marburger Dissertation. 67 S. 8⁰.

Jeanroy, A., Les origines de la poésie lyrique en France. Paris 1889. Hachette et Cie. XXI, 528 S. 8⁰.

Kemnitz, A., Französisches Lesebuch. Leipzig, A. Nenmann. 71 S. 8⁰.
Kettner, Rob. Paul, Der Ehrbegriff in den altfranzösischen Artusromanen, mit besonderer Berücksichtignng seines Verhältnisses znm Ehrbegriff in den altfranzösischen Chansons de geste. Diss. Leipzig, (Fock). 58 S. 8⁰. 1 Mk.
Köcher, Edm., Beitrag znm Gebrauch der Präposition *de* im Provenzalischen. Marburger Dissertation. 44 S. 8⁰.
Körting, G., Lateinisch-romanisches Wörterbuch. 1., 2., 3. Heft. Lex. 8⁰. Paderborn, F. Schöningh. à. 2 Mk.
Kötting, G., Stndien über altfranzösische Bearbeitungen der Alexinslegende mit Berücksichtigung dentscher und englischer Alexiuslieder. Pr. Trier. 44 S. 8⁰.
Krafft, Canseries sur la langue française. Paris, H. Le Sondier.
Krause, A., Bemerkungen zn den Gedichten des Baudonin nnd des Jean de Condé. Pr. Berlin. 32 S. 4⁰.
Kreutzberg, P., Die Grammatik Malherbe's nach dem „Commentaire sur Desportes“. Programm. Neisse 1890. 32 S. 8⁰.
Krick, F. J., J. Racine's Verhältnis zu Enripides. Ein Beitrag znr Vergleicbung der klassisch-griechischen und klassisch-französischen Tragödie. II. Pr. Aacben. 46 S. 4⁰.
Kuttner, M., Das Natnrgefühl der Altfranzosen nnd sein Einfluss auf ihre Dicbtungen. Berliner Dissert. 86 S. 8⁰.
Le Lai de l'Ombre. Publié par Josepb Bédier. Extrait de l'Index lectionum quae in Universitate Fribnrgensi per menses aestivos anni MDCCCXC habebuntur. Fribourg. 59 S. gr. 8⁰.
Lenander, J. H. R., L'emploi des temps et des modes, dans les pbrases hypothétiques. Gleernp'sche Buchandlung in Lnnd. 8⁰. 2 kr.
Liebscher, H., Charron nnd sein Werk: „De la sagesse“. Diss. Leipzig. 65 S. 8⁰.
Lucas, H., Portraits et souvenirs littéraires. E. Plon, Nonrrit & Cie. Paris. 18⁰. 3 fr. 50 c.
Mangold, W. nnd *Coste, D.*, Lehrbuch der französiscben Sprache für höhere Lehranstalten. 3. Teil. Übungsbucb znm Übersetzen ins Französische für die obere Stufe. Berlin, Springer. gr. 8⁰. VIII, 172 S.
Marcello, B., Le théâtre à la mode au XVIIIe siècle. Paris, Fiscbbacher.
Marckwald, E., Elsass-Lothringiscbe Bibliographie. I. — 1887. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). VIII, 119 S. 8⁰.
Meli, G., Lehrgang der französischen Syntax. Züricb, Scbmidt. VII, 164 S. 8⁰. cart. 1,90 Mk.
Meyer, Fritz. Die Stände, ihr Leben und Treiben, dargestellt aus den altfranzösiscben Artus- und Abentenerromanen. Marburger Diss. 79 S. 8⁰.
Michaud, Joseph-François, Les croisades de Frédéric Barberonsse et de Ricbard Cœur-de-Lion. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch heransgegeben von Reaschnl-Oberlehrer Dr. Franz Hnmmel. Gera 1889. Schlntter. 84 S. 8⁰. 0,60 Mk. Wörterbuch 0,15 Mk.
Mohrbutter, Dr. A., Die Hanptsachen ans der französiscben Grammatik und Synonymik. Zum Gebrauch für Scbüler znsammengestellt. Oldenburg, Schulze. 12⁰. IV, 58 S.
Molines, L., Etude sur Alexandre Vinet. Critique littéraire. Paris, Librairie Fischbacher. 7 fr. 50 c.
Montégut, E., Dramatnrges et Romanciers. Paris, Hachette & Cie.
Müller, O., Die täglichen Lebensgewohnbeiten in den altfranzösiscben Artusromanen. Diss. Marburg 1889. 71 S. 8⁰.

Offene Bemerkungen zu einer Kritik des Herrn A. Ohlert in Königsberg i. Pr. über das erste Heft des grammatischen und stilistischen Übungsbuches für den Unterricht in der französischen Sprache von W. Bertram. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. 16 S. 8⁰. (Wird unentgeltlich abgegeben.)

Paris, G., Extraits de la chanson de Roland et de la Vie de Saint-Louis, par Jean de Joinville, publiés avec Introduction, Notes et Glossaires complets. Paris 1889. Hachette. 264 S. 16⁰.

Paris, Gaston, Les Chants populaires du Piémont. Paris, Bouillon. 4⁰. [Extrait du Journal des Savants.]

— —, La littérature française au Moyen Age. 2ᵉ édition revue, corrigée, augmentée et accompagné d'un tableau chronologique. Paris, 1890. Hachette et Cᵢᵉ. XII, 316 S. 8⁰.

Perles de la poésie française contemporaine. Leipzig. P. Hobbing. 700 S. 8⁰.

Peters, R., Begleitwort zum Lehrplan des Französischen. Programm. Gandersheim 1889. 20 S. 4⁰.

Plattner, Ph., Anthologie des Écoles. Choix de poésies françaises, suivi de notes explicatives et publié en trois parties. Karlsruhe 1890. J. Bielefeld. 112 + 112 + 112 S.

Plœtz-Cares, Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. (B.) Übungsbuch, verfasst von G. Plœtz. 3. Heft. (Syntax des Artikels, des Adjektivs und des Adverbs. Die Fürwörter). Berlin, F. A. Herbig. IV, 78 S. 8⁰.

Pomairols, Ch. de, Lamartine. Étude de morale et d'esthétique. Paris 1889. Hachette. In-18 jésus, XII, 327 S. fr. 3, 50.

Racine, J., Les Plaideurs: Comédie. With Introduction and notes by E. G. W. Braunholtz. Cambridge, Warehouse. 184 S. 12⁰.

Recueil des Fabliaux des XIIIᵉ et XIVᵉ siècles, imprimés ou inédits, publiés avec notes et variantes, d'après les manuscrits par Anatole de Montaiglon et Gaston Raynaud. T. VI. Contenant le Glossaire. Index. Paris, Librairie des bibliophiles.

Reuchlin, Hilfsbüchlein für die französische Komposition. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung, Gebhardt & Wilisch. gr. 8⁰. IV, 25 S.

Rossel, V., Histoire littéraire de la Suisse romande des origines à nos jours. Tome I. Genf und Basel, Georg.

Saltzmann, H., Der historisch-mythologische Hintergrund und das System der Sage im Zyklus des Guillaume d'Orange und in den mit ihm verwandten Sagenkreisen. Pr. Pillau. 30 S. 4⁰.

Sandeau, J., Fräulein von La Seiglière. Lustspiel. Zum Rückübersetzen aus dem Deutschen in das Französische bearb. von H. Breitinger. 2. Aufl. Zürich, Schulthess. 102 S. 8⁰.

Le voyage de la Terre Sainte composé par Maître Denis Possot et achevé par Messire Charles Philippe — 1532 — publié et annoté par *Ch. Schefer*. Paris 1890. E. Leroux. [Recueil de voyages et de documents pour servir à l'histoire de la géographie depuis le XIIIᵉ jusqu'à la fin du XVIᵉ siècle.]

Schmeding, Die Bedenken Sr. Excellenz des Herrn Ministers v. Gossler gegen die Aufhebung des Gymnasialmonopols. Braunschweig, Otto Salle. 1,50 Mk.

Schmidt-Wartenberg, H. M., Seneca's Influence on Robert Garnier. Cornell. Dissertation.

Schuld, H., Das Verhältnis der Handschriften des Girart de Viane. Diss. Halle 1889. 102 S. 8⁰.

Führer durch die französische und englische *Schullektüre*. Zusammen-

gestellt von einem Schnlmann. Wolfenbüttel, J. Zwissler. 63 S. 12⁰. Kart. 0,75 Mk.

Schwarz, Dr. G., Die Reform des französischen Unterrichts [nntere Stnfe]. Schaffhausen 1889. (Schoch.) gr. 8⁰. 60 S.

Schwarzentraub, C., Die Pflanzenwelt in den altfranzösischen Karlsepen. Diss. Marburg. 74 S. 8⁰.

Schwob, Marcel et *Guiyesse, George*, Étude snr l'argot français. [Extrait des Mémoires de la Société de linguistiqne de Paris.] Paris, Emile Bonillon. 8⁰. fr. 1,50.

Seeger, H., Bemerknngen zu den Schriften Kühn's und Walter's betr. die Reform des französischen Unterrichts. Leipzig, Fock. 4⁰. 34 S.

Servois, G. et *Rébelliau, A.*, La Brnyère, Les Caractères ou les mœnrs de ce siècle, précédé dn discours sur Théophraste snivis dn discours à l'Académie Française publiés avec nne notice biographique, nne notice littéraire, un index analytiqne et des notes. Paris, 1890. Hachette et Cie.

Settegast, F., Über *Joi* in der Sprache der Tronbadours nebst Bemerkungen über *joia* nnd *gaug*. [Abhandlnng. der Sächs. Akad. der Wissenschaften.] 57 S. 8⁰.

Siegl, H., Über schnlmässigen französischen Sprachnnterricht nach neneren Anschannngen nnd einiges andere, was damit zusammenhängt. Progr. Wien 1889. 38 S. 8⁰.

Spetrino, Félix, Conférences sur la littérature française, données à l'université royale de Rome. Rome, impr. Innocenzo Artero. 70 p. 8⁰. L. 1. [1. Descartes et le siècle de Louis XIV. 2. Pierre Corneille et ses tragédies. 3. Jean Racine et ses tragédies.]

Stengel, Edmund, Kleinere Schriften von Ferdinand Wolf. Marburg, 1890. N. G. Elwert.

Stiehler, E. O., Streifzüge anf dem Gebiete der nensprachlichen Reformbewegnng. Programm. Döbeln 1890.

Stoll, A., Über die Sprache des Livre de Jostice et de Plet. Dissert. Halle 1889.

Strien, G., Elementarbnch der französischen Sprache. Halle a. S. Eugen Strien. 8⁰. IV, 97 S.

Thiemich, P., Französisches Vokabularium. 3. Aufl. Breslau, F. Hirt. 12⁰. VIII, 87 S.

Tobler, Ad., Drei französische Wörter etymologisch betrachtet *déchet, souquenille, accoutrer)*. Sitznngsbericht. der Berliner Akademie der Wissenschaften. 1889. LI, 13 S. 8⁰.

Todd, Henry Alfred, La Naissance du Chevalier au Cygne ou les Enfants changés en Cygnes. French Poem of the XIIth Century. Published for the first time, together with an inedited Prose Version, from the Mss. of the National and Arsenal Libraries at Paris. With Introduction Notes and Vocabnlary. Baltimore the modern language Association of America. 153 S. 8⁰.

Träger, E., Geschichte des Alexandriners. I. Der franz. Alexandriner bis Ronsard. Diss. Leipzig 1889.

Toussaint, Ch. und *Langenscheidt, G.*, Brieflicher Sprach- nnd Sprechnnterricht für das Selbststudinm Erwachsener. Französisch. 37. Anfl. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 8⁰.

Troubat, J., Sonvenirs du dernier secrétaire de Sainte-Beuve. Paris, Calmann Lévy. 18⁰. 3 fr. 50 c.

Tüchert A., Racine und Heliodor. Progr. Zweibrücken. 51 S. 8⁰.

Urbat, R., Beiträge zn einer Darstellnng der romanischen Elemente im

Latein der Historia Francorum des Gregor v. Tours. Dissert. Königsberg i. Pr., W. Koch. 8⁰. 63 S.

Variétés bibliographiques. Organe de la librairie E. Rolland. Paraissant tous les mois. Prix du N°: 50 c. Abonnement au volume composé de 12 numéros: 5 fr. N° 10 1re Année. Février—Mars—Avril 1890.

Vitu, A., Molière, les fâcheux. Paris. Librairie des Bibliophiles. 16⁰. 5 fr.

Voltaire, Œuvres choisies. Publiées avec préface, notes et variantes par Georges Bengesco. Poésies. In-16, XXIV, 368 p. Paris, libr. des bibliophiles. fr. 3. Nouvelle Bibliothèque classique des éditions Jouaust.

Voltaire, Histoire de Charles XII, roi de Suède. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von Gymnasiallehrer Dr. Paul Gröbedinkel. Gera 1889. Schlutter. 84 S. 8⁰. 0,60 Mk. Wörterbuch (38 S.) 0,25 Mk.

Warren, A primer of french literature. Boston, Heath & Co. VI, 252 S. 8⁰.

Weiss, M., Französische Grammatik für Mädchen. 2 Teile. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1. Mittelstufe (VIII, 144 S.) — 2. Oberstufe (VIII, 244 S.).

— —, Französisches Übungsbuch für Mädchen. 2 Teile 8⁰. Paderborn, F. Schöningh.

Wichmann, C., Das Abhängigkeitsverhältnis des altenglischen Rolandsliedes zur altfranzösischen Dichtung. Dissert. Münster 1889. 87 S. 8⁰.

Wieprecht, Jhs., Die lateinischen Homilien des Haimo von Halberstadt als Quelle der altlothringischen Haimo-Übersetzung. Hallenser Dissertation. 20 S 8⁰.

Witthœft, F., Sirventes Joglarese. Ein Blick auf das altprovenzalische Spielmannsleben. Diss. Marburg 1889. 38 S. 8⁰.

Zola, E., Das Gelübde eines Toten. Ins Deutsche übertragen von E. Berg. Berlin, R. Jacobsthal. 12⁰. 252 S.

Zola, E., La bête humaine. Paris, G. Charpentier & Cie. 8⁰. 3 fr. 50 c.

— —, Germinal. Sozialer Roman. Einzig autorisierte Übersetzung von E. Ziegler. 3. Aufl. Dresden, Heinrich Minden. 411 S. 8⁰.

R. Meyer. *Hermann C. Soltmann*, Der fremdsprachliche (französische) Unterricht an der höheren Mädchenschule .

J. Sarrazin. Verhandlungen des dritten allgemeinen deutschen Neuphilologentages am 28.—30. Sept. und 1. Oktober 1888 zu Dresden . . . .

J. Aymeric. Französische Übungs-Bibliothek . . . . . .

E. Tendering. *Friedrich Koldewey*, Französische Synonymik für Schulen . . . .

— —. *Otto Boerner*, Hilfsbuch für den französischen Unterricht in Schule und Haus . . . .

— —. *Fr. W. Hermanni*, Questionnaires. Ergänzungsheft zu dem französischen Elementarbuch von Hermann Breymann und Hermann Möller . . . .

E. Dannheisser. *C. Koch*, Hilfsbuch zur Erlernung der regelmässigen französischen Zeitwörter . . . .

W. Ricken. *G. Strien*, Die unregelmässigen französischen Zeitwörter nebst einem Abriss der französischen Syntax .

Ph. Plattner. *Bauer-Englert-Link*, Französisches Lesebuch . .

R. Meyer. *A. Benecke*, Französische Vorschule. Für den Anfangsunterricht auf Mädchenschulen . . . . .

MISZELLEN.

K. Kühn. Das Lesebuch für den französischen Unterricht von *Jacobs, Brunnemann* und *Fick* und das Französische Lesebuch von *Kühn* . . . .

R. Mahrenholtz. Erklärung . . . . . .

NOVITÄTENVERZEICHNIS . . . .

Druck von Erdmann Raabe in Oppeln.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Akademie zu Münster i. W. Professor a. d. Universität zu Greifswald

herausgegeben von

Dr. D. Behrens und **Dr. H. Kœrting**
a. o. Professor a. d. Universität zu Jena. Professor a. d. Universität zu Leipzig.

Band XII, Heft 4 u. 6.
Der Referate und Rezensionen
zweites und drittes Heft.

Oppeln und Leipzig.
Eugen Franck's Buchhandlung
(Georg Maske).
1890.

Ausgegeben am 30. August 1890.

INHALT.

Referate und Rezensionen.

Heinrich Kœrting.

(† 19. Juli 1890.)

In einem Lebensalter, wo für viele andere Gelehrte erst die Zeit litterarischer Thätigkeit beginnt, ist ein gründlicher Forscher und edler Mensch von uns geschieden, der bereits nicht nur in den engeren Kreisen der Fachgenossen sich einen Namen gemacht hatte. Diese kennen und rühmen von ihm seine *Geschichte des französischen Romans im XVII. Jahrhundert* und seine treue, mühevolle Mitarbeit an der Redaktion dieser *Zs.*, einige wissen auch, dass der Frühvollendete durch seinen Tod aus den Vorarbeiten zu grösseren wissenschaftlichen Veröffentlichungen abberufen wurde, am wenigsten bekannt, weil von dem Autor ziemlich sorgsam versteckt, ist aber die reiche Thätigkeit, welche er als Novellist, Feuilletonist und Populärschriftsteller in verschiedenen Zeitungen entfaltet hat. Rücksichten persönlichen und amtlichen Charakters haben ihm für dieses Gebiet seines vielseitigen Schaffens die Anonymität zum Gesetz gemacht, nur einmal ist sein Name als der des Verfassers eines Preisromans genannt worden. Eine Charakteristik Kœrting's würde sehr unvollständig sein, wenn sie nicht auf diese weniger bekannten Arbeiten hinwiese. Denn der so früh dahingeschiedene Gelehrte wollte sein reiches Wissen und seine gediegene Bildung einem weiten Kreise seiner ärmer begabten Mitmenschen erschliessen, seine Fachstudien, so ernst sie auch gemeint waren, liessen seiner Willensenergie und unermüdeten Arbeitskraft noch Zeit, sich weiter auszudehnen und insbesondere seinen poetischen Neigungen Geltung zu verschaffen. Nicht nur durch die Feder, sondern auch durch das Wort brachte er seine Gedanken in die Öffentlichkeit. Vom Ende seiner Studienzeit an trug er sich mit dem Plane, als akademischer Lehrer zu wirken, gegen seinen Willen wurde er noch über 2 Jahre von der Ausführung desselben ferngehalten. Nur 5 Jahre und bei den langen Unterbrechungen, welche seine letzte, tötliche Krankheit ihm auferlegte, nur 4 Jahre, hat er an der Leipziger Hochschule erst als Dozent, dann als Professor gewirkt, aber in dieser kurzen Zeit zahlreiche Schüler zu eigener Forschung angeregt und ihnen praktisch und theoretisch die Richtung ihres Studienganges gezeigt. Ich habe in meiner zurückgezogenen Einsamkeit doch öfter Gelegenheit

gehabt, Urteile seiner Zuhörer zu vernehmen, denen jede Absicht berechneter Schmeichelei fern lag, alle waren sie in der dankbaren Anerkennung der Förderung, welche ihr Wissen und ihre spätere Thätigkeit durch Kœrting's Vorlesungen und Übungen erfahren hatte, einig. Besonders das Studium der französischen Litteratur des XVII. und XVIII. Jahrhunderts verdankt seiner Dozententhätigkeit sehr vieles. Eine Anzahl von Dissertationen, Zeitschriften-Abhandlungen und Seminararbeiten verraten in ihrem sorgfältigen Fleisse, ihrer scharf eindringenden Kritik und schön gruppierten Darstellung die Hand, welche, ohne sich aufzudrängen, nur andeutend den Weg zu leiten und sicher zum fest abgegrenzten Ziele zu führen wusste. Und doch sah Niemand schärfer als Kœrting, welche Schwierigkeiten und undankbare Anstrengungen die Erforschung von Litteraturperioden, welche jeder zu kennen glaubt und daher ziemlich unbeachtet lässt, wenige aber gründlich und selbständig durchforscht haben, mit sich bringt. In den zahlreichen brieflichen Äusserungen an mich (ich besitze aus der Zeit vom März 1885 bis 12. Dezember 1889 etwa 100 Briefe oder Postkarten von ihm) klagt er oftmals, dass wir beide uns auf ein Gebiet geworfen hätten, auf dem so vieles geschrieben und so wenig gelesen und gekauft würde. Desto höhere Anerkennung verdient die unermüdete Sorgfalt, mit der er jede neue Publikation für seine Studien und Vorlesungen durchsah und die bis ins einzelnste Detail reichende, aber nie den Zusammenhang des Ganzen aus dem Auge verlierende Ausarbeitung seiner Kollegienhefte. Um so schmerzlicher berührte es ihn, dass er zweimal seine sonst zahlreich besuchten Vorlesungen wegen nicht ausreichender Teilnehmerzahl vor der Zeit abbrechen musste. Es waren zwei Vorlesungen über die Geschichte des französischen Lustspiels und über Molière, also über zwei Themata, die für die Erwerbung einer guten Examennote nicht gerade unbedingt nutzbringend sind, welchen dieses unverdiente Geschick zu Teil wurde. Der Erfolg seiner kurzen und doch so segensreichen Lehrthätigkeit ist dadurch nicht wesentlich geschmälert worden, desto eifriger strömten die Zuhörer zu seinen Vorlesungen, wenn in ihnen der unmittelbare praktische Nutzen zugleich mit dem selbstlosen Interesse Befriedigung fand.

Eine Zeit lang ist K. auch an einer höheren Töchterschule als Lehrer des Französischen thätig gewesen, hat sich aber bald von der ihm nicht zusagenden Stellung zurückgezogen.

Sein Streben, für die weitere Öffentlichkeit zu wirken, ist ihm durch seine grosse Scheu vor dem lärmenden Treiben und der unlauteren Marktschreierei dieser Öffentlichkeit erschwert worden. So wies er das lockende Anerbieten, als

Wanderredner in verschiedenen Gegenden Deutschlands aufzutreten, trotz seiner Gabe eines klaren, anziehenden Vortrages, die durch seine gewinnende, liebenswürdige Persönlichkeit noch unterstützt wurde, zurück, er wollte nicht, dass sein Name so viel in den Zeitungen genannt und mit Lobeserhebungen bedacht wurde, die nicht immer von kompetenter Seite ausgehen konnten. Auch das nicht ferne Verhältnis, in dem er während der letzten Lebensjahre zu Theaterleitungen stand, hat ihm nie den Gedanken eingegeben, als Bühnenkritiker zu wirken.

Sein Leben blieb so das stille, nur von engeren Vertrauten und Fachgenossen genauer gekannte eines deutschen Gelehrten. Aufregende Abwechselung des Lebensgenusses verbot ihm seine schwache Gesundheit, die schon im frühen Jünglingsalter ihn zur Schonung und Rücksichtnahme zwang. Während seiner Studienzeit war ein grosser Teil seiner Arbeitskraft den mühsamen, schwierigen Vorstudien gewidmet, aus welchen seine *Geschichte des französischen Romans* hervorwuchs, eine durchaus originale, in mancher Hinsicht bahnbrechende Schrift, die kurz vor seinem Tode auch in der *Revue critique* warm gewürdigt worden ist. Die Einleitung zu diesem Werke bildete seine Habilitationsschrift. Seine Dissertation über Pierre Corneille, die in einer Besprechung von F. Lotheissen gerühmt wird, ist mir leider unzugänglich geblieben. Nach der Veröffentlichung dieses grossen Werkes (Sommer 1886), wurde seine verfügbare Zeit vollauf durch die akademische Thätigkeit, die Mitredaktion der *Zeitschrift* und durch seine zahlreichen Rezensionen im *Litterarischen Centralblatt* (unter Signatur K-ng) in Anspruch genommen. Erst im Winter 1888 ging er an die Herausgabe und Kommentierung einer altfranzösischen Handschrift, die in den Sitzungsberichten der Leipziger Akademie erscheinen sollte, ohne zu ahnen, dass ein früher Tod ihn an der Vollendung des schönen Unternehmens hindern würde. Im April 1889 weilte er zu diesem Zwecke in Paris — es war das zweite mal, dass er die einstige Hauptstadt Europas in ihrem verbleichenden Glanze sah — und als Schwerkranker hat er wochenlang in angestrengtester Thätigkeit auf der dortigen National-Bibliothek gearbeitet. Schon musste seine geistige Spannkraft durch künstliche Mittel aufrecht erhalten werden, ohne doch vor einer zeitweiligen Abspannung bewahrt zu bleiben, die ihm den vollen Genuss des anziehenden Pariser Lebens unmöglich machte. Ich habe damals in der schmerzlichen Ahnung des Kommenden ihm täglich zur Seite gestanden, mit ihm bis Mitternacht in den schwülen Räumen der Theater gesessen, wo er nur mit Aufbietung aller Willensenergie bis zum Schluss der Vorstellung Stand hielt. Sein Interesse an manchem, was nicht dem unmittelbaren Zwecke seines

Aufenthaltes diente, war schon im Schwinden, trotz alles Zuredens habe ich ihn nicht zur Besichtigung der Ausstellung der französischen Revolution oder zu Besuchen bei Pariser Gelehrten und Litteraten bewegen können. Eine unangenehm schneidende Kälte, die seinem geschwächten Körper fast unerträglich wurde, verleidete ihm das längere Verweilen in Paris, so dass er nicht einmal den Beginn der Weltausstellung abwartete. Er sehnte sich nach seinem Wirkungskreise in Leipzig zurück, den er schon nach wenigen Wochen infolge eines schweren Krankheitsanfalles unterbrechen musste. Ein Aufenthalt in einer stillen Thüringer Sommerfrische stellte ihn scheinbar so weit her, dass er gegen Weihnachten seine Vorlesungen, von seinen Zuhörern freudig begrüsst, wiederaufnahm, noch vor Schluss des Jahres begannen die schweren Leiden, denen er zum Opfer fiel.

Seine kurze Lebensfrist war so nicht nur voll Mühe und Arbeit, sondern auch voll Leid und Schmerz. Ein völlig gesunder und rüstiger Mann ist er während der fünf Jahre, wo ich ihm näher gestanden habe, niemals gewesen, nur seine starke Willenskraft und eine gewisse physische Zähigkeit, welche oft den schwer niedergebeugten Konstitutionen durch eine weise Fügung Gottes verliehen ist, hielt ihn aufrecht und bei guter Zuversicht. An liebevoller Sorgfalt treuer Verwandten und an hilfreichem ärztlichen Beistande hat es ihm nie gefehlt, mehr als einmal haben die ihm verordneten Badereisen, Landaufenthalte und die Ausflüge in weitere Ferne ihn geistig und körperlich gestärkt. Die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes schreibt sich erst von einem gefährlichen Sturze her, den er infolge unverantwortlicher Fahrlässigkeit eines Hausbesitzers im Sommer 1888 erlitt. Seine Rettung war damals eine Art Wunder und leider nur durch neue, schwere Leiden und Krankheiten erkauft.

Unter diesen Hindernissen seiner litterarischen Thätigkeit ist seine *Geschichte des französischen Romans* das einzige umfassende Werk geblieben, das aus seiner Feder hervorging. *Unum, sed leonem* kann man hier ohne Missbrauch dieser sprichwörtlichen Redensart sagen. Was aus seinem Nachlasse noch veröffentlicht wird, wissen wir nicht, jedenfalls finden sich darin wertvolle Vorarbeiten und angefangene Essays, die nicht der Wissenschaft verloren gehen sollten. Ein reiches Forscherleben ist in der Mitte zerschnitten worden und eine unermüdet angestrengte Arbeitskraft vor der Zeit in den Staub gesunken.

R. Mahrenholtz.

Referate und Rezensionen.

Scholle, Franz, *Der Stammbaum der altfranzösischen und altnordischen Überlieferungen des Rolandliedes und der Wert der Oxforder Handschrift.* Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Falk-Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1889. 4°. 24 S. Preis: 1 Mk.

Professor Scholle, dem wir bereits mehrere verdienstvolle Abhandlungen über das Rolandslied verdanken, beschäftigt sich in der vorliegenden mit einer Würdigung der Dissertation Fassbender's [1]), die einen ähnlichen Titel führt nnd auf welche ich daher gleichfalls hier näher einzugehen genötigt bin. Die wichtigste Frage der Rolandkritik ist: wie sind die Anssagen der älteren Venetianer Handschrift, die seit Förster mit *M* (*Marcianus*) bezeichnet wird, zu verwerten? Über diesen Punkt sind die verschiedensten Ansichten ausgesprochen worden, die ich als bekannt voraussetzen darf. Fassbender lässt *O* und *M*, letztere dnrch eine Mittelstufe, ans einer gemeinsamen Quelle, die er *x* nennt, hervorgehen nnd daher befindet sich sein Stammbaum in Bezng auf diesen Punkt mit dem meinigen (*Zur Kritik und Geschichte d. Franz. Rol.* S. 41) wenigstens scheinbar[2]) in Übereinstimmnng. Dagegen weicht er gänzlich von mir in der Beurteilung der Karlamagnussage (*n*) ab. Während ich dieselbe für älter als *O* hielt, lässt er sie aus einer x^2 hervorgehen, welche jünger als *M* ist. Denn, wie er behauptet, hat *n* mit *O* nichts Gemeinsames „als einige Anslassnngen und einige Kleinigkeiten" (S. 12—13). Demgegenüber zählt Scholle 30 Fälle auf, in denen *n* und *O* übereinstimmen, während ihm nicht nnr *M*, sondern meistens noch mehrere der jüngeren Handschriften gegenüberstehen. Daher muss, wie Scholle richtig sagt (S. 6), ent-

[1]) Ludwig Fassbender, *Die französischen Rolandhandschriften in ihrem Verhältnis zu einander und zur Karlamagnussage.* Bonner Dissertation. Köln 1887.

[2]) Warum nur scheinbar, wird weiter nnten erklärt.

weder die Quelle von n vor x^1 gerückt werden oder man muss annehmen, dass M und die betreffenden Reimredaktionen zufällig auf dieselbe Abweichung gekommen sind. Dieser Zufall, dem Scholle sogar einen ziemlich weiten Spielraum bewilligt, ist in manchen Fällen geradezu ausgeschlossen, so z. B. in dem bereits von mir (*a. a. O.* S. 10) angeführten Beispiele, wo *M, C* und *V* die entschieden falschen Namen *Anselme* und *Garnier* bieten, nicht aber *O* und *n*. Ebenso wird der Vers *Plus est isnels* u. s. w. an drei kurz aufeinander folgenden Stellen in *O* und *n* wiederholt, während die übrigen Handschriften ihn gar nicht oder in anderer Gestalt haben. Hierzu bemerkt Scholle treffend: „Ob der Vers ursprünglich oder ein späterer Zusatz ist, mag dahin gestellt bleiben; jedenfalls hiesse die Übereinstimmung zwischen *Ks* (= *n*) und *O* dem Zufall zuschreiben, dieser habe an denselben vier Stellen in *O* und *Ks* ganz gleichmässig, in Vx^4x^5 aber ganz verschiedenartig, bez. an den einen oder andern Stellen gar nicht gewirkt. Wahrscheinlicher ist doch wohl, dass hier *O* und *Ks* dieselbe Quelle hatten." An andern 35 Stellen stimmen wieder *n* und *M* gegen *O* und die Reimredaktionen überein. Eine Darlegung der einzelnen Fälle ist hier nicht möglich. Manche scheinen Sch. selbst nicht völlig beweisend, besonders wo es sich um Übereinstimmung im Auslassen solcher Verse handelt, die für die Erzählung bedeutungslos sind. Immerhin bleiben von den im Ganzen 65 Fällen, die Scholle bespricht, eine ganze Reihe übrig, die sich mit Fassbender's Stammbaum nicht vereinigen lassen.

Dies eigentümliche Schwanken von *n* zwischen älteren und jüngeren Lesarten lässt Sch. die Möglichkeit einer Kompilation von *n* erwägen, die ihm jedoch nicht wahrscheinlich ist (S. 13). Ich möchte mich gegenwärtig für dieselbe aussprechen. Was mich früher hauptsächlich veranlasst hat, *n* eine Stellung vor x^1 anzuweisen, war das Fehlen der Baligantepisode. Ich bin noch heute der Ansicht, dass *n* nicht mit philologischer Kritik an seine Vorlage herangetreten ist. Es ist mir nicht im Geringsten glaublich, dass ein mittelalterlicher Übersetzer, wie Fassbender sich S. 12 ausdrückt, „aufhört zu übersetzen, wenn er an ein dem vorhergehenden, durchaus ungleichwertiges Machwerk kommt".[1]) Etwas Anderes ist es, wenn in einer der Vor-

[1]) Auch mit seinen Worten „dann vergisst Pakscher ganz, dass die französische Redaktion über *n* den Baligant ausgelassen haben kann" (S. 14) weiss ich nichts anzufangen. Die französische Redaktion über *n* ist nach seinem eigenen Stammbaum x^2, und wenn Baligant in dieser fehlte, wie kommt es, dass ihn die aus x^2 abgeleiteten französischen Handschriften enthalten?"

lagen der Karlamagnussage der Baligant fehlte, und da, wie gegenwärtig wohl allgemein angenommen wird, es eine solche Redaktion ohne Baligant gab, so ist diese Erklärung die natürlichste. Dagegen hat Fassbender mich überzeugt, dass die Träume in *n* und ebenso manche andere Kleinigkeiten einer der jüngeren Handschriften entnommen sein müssen. Es bleibt also nur die Möglichkeit einer Kompilation übrig und diese hat nach der ganzen Anlage der Karlamagnussage viel für sich, da doch vorauszusetzen ist, dass dem Veranstalter der Sammlung eine ganze Reihe französischer Handschriften vorgelegen hat, unter denen sich leicht auch zwei verschiedene Fassungen des Rolandsliedes befunden haben können.

Mehr Schwierigkeit bietet die Annahme einer Kompilation bei *M*, für die Scholle (S. 12) eintritt gegen Fassbender (S. 6 ff.). Dass der Jongleur, dem wir diese Fassung verdanken, sich die Mühe gegeben haben sollte, verschiedene Handschriften, selbst wenn sie ihm zur Verfügung gewesen wären, zur Eruierung des richtigen Textes mit einander zu vergleichen, ist um so weniger denkbar, als er schon in der Einleitung zeigt, dass es ihm nur um Gelderwerb zu thun ist. Der wesentliche Bestand von *M* entstammt vielmehr derselben Vorlage, die *O* benutzt hat; aber während der Schreiber der letzteren, wie ich in meiner Schrift im Einzelnen ausgeführt habe, sich nur kleine Auslassungen und Versehen hat zu Schulden kommen lassen, ist der Verfasser von *M* ganz willkürlich verfahren und hat, um sein Gedicht auszudehnen, überall her Entlehnungen gemacht. Mag man nun diese, wovon gleich noch die Rede sein soll, auf mündliche oder schriftliche Quellen zurückführen, so wird das praktische Resultat doch das bleiben, dass wir bei Herstellung des uns erreichbaren Textes im Grossen und Ganzen, d. h. abgesehen von der Besserung einiger entstellter Verse, auf *O* angewiesen sind. In diesem Sinne spricht sich auch Scholle am Ende seiner Schrift aus. Vor allem stimmt er darin mit mir überein, dass Plustiraden, welche *M* in Übereinstimmung mit jüngeren Handschriften gegen *O* bietet, nicht als ursprünglich anzusehen sind. Um dies zu erweisen, geht er die einzelnen Stellen durch, an denen man die Aufnahme von Plustiraden für notwendig erklärt hat, und zeigt, dass sie Überflüssiges, ja zum Teil Ungereimtes enthalten (S. 20—24).

Der übrige Teil seiner Abhandlung (S. 13—20) beschäftigt sich mit dem Verhältnis der jüngeren Handschriften. Fassbender hat das Verdienst, dies zuerst gründlich untersucht zu haben.[1])

[1]) Es war dies auch erst möglich, seit von Foerster's Hand zuverlässige Ausgaben vorliegen. Da die Absicht meiner Schrift im Wesentlichen auf Rekonstruktion des Inhalts der älteren Stufen gerichtet

Dass einerseits C (Châteauroux) und V (Venedig VII), andrerseits TLP (Trinity College in Cambridge, Pariser, Lyoner) und F (die Lothringer Fragmente) in näheren Beziehungen stehen, kann nicht zweifelhaft sein. Fassbender zweigt daher von der Allen gemeinsamen Quelle x^3 ein x^4 ab, aus dem C und V, ein x^5, aus dem T, und endlich ein x^6 ab, aus dem LPF hervorgegangen sind. Aber nicht überall ist das Verhalten der Handschriften ein gleiches, in einzelnen Teilen der Erzählung findet ein genaueres Zusammengehen als in anderen statt, wie Fassbender S. 20 ff. auseinandersetzt. Soweit wäre der Stammbaum ein ziemlich einfacher. Jedoch begegnet uns eine Schwierigkeit, mit der Fassbender nicht recht fertig geworden ist. Es haben sich nämlich auch in der Reimredaktion eine Anzahl assonierender Tiraden erhalten, nnd zwar teils nur Assonanzen, teils Assonanzen neben Reimen. So bietet C an zwei Stellen (zwischen Tirade 74—87 und zwischen 201—216) im Ganzen 15 Tiraden nur mit Assonanz, während V an denselben Stellen durchweg reinen Reim bietet. Fassbender weiss sich dieses nicht zu erklären, obwohl er an die Möglichkeit denkt, dass C aus einem Manuskript vor x^3 kompiliert sein könnte. „Warum hat denn C“, frägt er S. 22 unten, „Assonanzredaktion statt Reimredaktion an dieser Stelle gewählt, und warum hat es, wenn ihm zwei Handschriften vorlagen, gerade diese und nur diese Teile gewählt?“ Hierauf weiss er keine Antwort nnd meint, dass die Untersnchung lauter negative Resultate ergebe. Auch ich vermag nur mit einer Vermutung zu antworten, die jedoch nichts Unwahrscheinliches enthält. C ist jünger als V. Während V von Gautier und Delisle ins 13. Jahrhundert gesetzt wird, gehört C nach denselben Beurteilern und Paul Meyer in's 14. Jahrhundert, und selbst Fœrster, der dieser Annahme widerstrebt, ist genötigt zuzugeben, dass C „um ein weniges jünger“ ist als V. Der Schreiber von C hatte wie der von V das Bestreben, eine möglichst ausführliche Erzählung zu geben, und wählte daher, auch wenn ihm neben x^4 eine kürzere Fassung znr Verfügung stand, die erstere zur Vorlage. Wenn er an zwei von einander unabhängigen Stellen von diesem Verfahren abwich, so wird der Grund darin zu suchen sein, dass ihn hier seine Vorlage in Stich liess, d. h. während der Zeit, die zwischen der Entstehung von V und C liegt, einige Blätter aus dem gemeinsamen Original herausgerissen worden waren.[1]) Scholle geht auf diesen Punkt

war, so habe ich mich begnügt, das Verhältnis der jüngeren Handschriften ungefähr anzugeben.

[1]) Zwei derartige Lücken durch Herausreissen bietet z. B. auch die Handschrift T (vgl. Fœrster, *Altfranz. Bibliothek* VII, S. VII).

nicht ein, aber er konstatirt, dass *V* an diesen Stellen sowohl hinsichtlich der Assonanzen, als hinsichtlich des Inhalts der Verse sehr nahe mit *O* zusammengeht. Daher ist als erwiesen anzusehen, dass *V* ausser x^4 noch eine ältere Handschrift, die *O* nahe verwandt war, vorlag und insoweit der Fassbender'sche Stammbaum zu berichtigen.

Ähnliches ist jedoch auch bei *P* der Fall. Auch in dieser Handschrift tritt in einem Teile der Erzählung die Assonanzredaktion so deutlich hervor, dass selbst Fassbender bei diesem eine Durchbrechung seines Stammbaumes annimmt (S. 25). Scholle sucht ferner an allerdings nicht schwerwiegenden Einzelheiten darzuthun, dass *T* bald mit *O*, bald mit *M*, bald mit andern Handschriften etwas gemeinsam habe, so dass man zu dem Schlusse kommen müsste, dass es fünffach kompiliert sei (S 19). Dieses Ergebnis führt ihn zu der Annahme mündlicher neben der schriftlichen Überlieferung zurück, über welchen Gegenstand er sich bereits *Zeitschr. f. rom. Ph.* IV, 208 ff. ausgesprochen hatte. Es ist ihm gewiss beizustimmen, wenn er *(a. a. O.)* sagt, dass die mündliche Überlieferung in älterer Zeit auf die Gestaltung der Sage eingewirkt habe. Ich glaube sogar, dass das Rolandslied selbst ursprünglich, vielleicht ausschliesslich, mündlich fortgepflanzt wurde. Aber nur bis zu einer gewissen Zeit. Die Übereinstimmung so vieler Verse, welche sämtliche uns erhaltene Handschriften bei allen Abweichungen in andrer Beziehung zeigen, setzt voraus, dass, ungefähr um die Mitte des elften Jahrhunderts, eine Niederschrift stattfand, die sich allgemeinen Beifall erwarb und daher zur Quelle der übrigen wurde. Dass von da ab die Entwickelung auf schriftlichem Wege stattfand, ist mindestens wahrscheinlich. Daher ist das Aufstellen eines Stammbaums insoweit berechtigt, als er die Genesis der jüngeren Handschriften im Grossen und Ganzen darzustellen versucht. Aber es ist nicht möglich, beim Rolandsliede wirklich Familien zu bilden und, wie Fassbender will, aus dem Zusammengehen zweier von ihnen an einzelnen Stellen auf Ursprüngliches, d. h. dem Original des 11. Jahrhundert Angehöriges, zu schliessen. Dazu wäre erforderlich, dass die jüngeren Abschriften die Absicht haben, ihre Vorlage getreu wiederzugeben, aber, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, ist dies nicht der Fall. Das Verhältnis ist ein ähnliches, wie wenn von demselben Dichter ein Werk in mehreren von ihm selbst herrührenden Bearbeitungen vorläge, wo wir auch nicht daran denken könnten, die frühere, etwa lückenhaft überlieferte, aus der späteren herzustellen. Ebenso liefert uns *O* eine Fassung des Rolandsliedes aus dem 11. Jahrhundert, *M* eine zweite wahrscheinlich aus dem Ende des 12. Jahr-

hunderts und die übrigen eine aus dem 13. Jahrhundert stammende. Wollen wir die erste haben, so haben wir nur *O* von offenbaren Fehlern zu reinigen, wie das Müller bereits gethan hat. An der Herstellung der zweiten und dritten Fassung wird uns weniger gelegen sein, und völlig ausführbar ist die letztere auch eigentlich nicht, weil sich wieder jede einzelne Handschrift zahlreiche Abweichungen erlaubt hat. Diese Varianten brauchen aber nicht in mündlicher Überlieferung ihren Grund zu haben, der Schreiber muss sie nicht gerade, wie Scholle glaubt, irgendwo gehört und aufgeschrieben haben, sondern sie können aus seiner eigenen Initiative hervorgegangen sein. Die Jongleurs, die man sich als die Urheber der jüngeren Handschriften zu denken hat, mögen sie nun sie selbst geschrieben oder diktiert haben, beherrschten eine ganze Anzahl von Epen, die ihrem Repertoire angehörten, so weit, dass sie bald diesem, bald jenem einzelne Verse oder auch Schilderungen ähnlicher Situationen entnehmen und mit leichter Umarbeitung dem Rolandsliede einfügen konnten. Aber es scheint, dass die Improvisation dabei zu den Ausnahmen gehörte, dass vielmehr die veränderte Fassung, die oft ein Plus von mehreren hundert Versen bedeutete, vorher ausgearbeitet und dann vorgetragen wurde. So dass sich also die Veränderungen auf schriftlichem Wege vollzogen haben und bei ihnen das Gedächtnis keine wesentlich andre Rolle spielte, als bei modernen schriftlichen Erzeugnissen. Abgesehen von diesen Nebenpunkten decken sich die Ansichten Scholle's in vieler Beziehung mit den meinigen, und ich hoffe, dass es den klaren Ausführungen seiner Schrift gelingen wird, sich allgemeinen Beifall zu verschaffen und dadurch einen gewissen Abschluss in der Rolandkritik herbeizuführen.[1]

A. Pakscher.

Paris, Gaston, *La littérature française au moyen âge. XI^e^—XIV^e^ siècle.* 2^e^ éd. Paris, 1890. Hachette et C^ie^. 8°. XII und 316 S.

Über die erste Auflage des Werkes vergl. *Ztschr.* XII², 1—3. Schon nach Jahresfrist hat sich das Bedürfnis nach einer neuen Ausgabe herausgestellt, und schon im September 1889 war der Druck der zweiten, um 16 Seiten „vermehrten“ und

[1]) Sehr störend habe ich es empfunden, dass Scholle wieder die alten Bezeichnungen der Handschriften *(V, Vs, Vz etc.)* verwendet. Man mag die Notwendigkeit der Foerster'schen Änderungen bestreiten; da sie aber einmal durch seine Ausgaben Verbreitung gefunden haben, wäre es im hohen Grade wünschenswert, dass sie ausschliesslich zur Anwendung kämen.

vielfach „verbesserten“ Auflage beendet, die, da ihr Verkauf nicht sofort beginnen konnte, wieder 8 Seiten neue Hinzufügungen und Bessernngen erhielt, deren Vorhandensein die fortdauernde Teilnahme des Verfassers an seinem Werke nnd seine bleibende Fürsorge um dessen Vollendung deutlich beweist. G. Paris hat für seine erste Auflage zahlreiche Rezensenten gefunden. Selbst Schöngeister haben an seiner Schöpfung Anteil genommen und sich wie Anatole France im *Temps* (abgedruckt in dessen *Vie littéraire*, 2^e^ série. Paris, 1890, S. 264 ff.) durch sie in Betrachtungen und Träumereien über das alte Frankreich versenken lassen. Doch wertvoller waren für G. P. diejenigen Anzeigen, die ihn auf Unvollkommenheiten aufmerksam machten, und die privaten Mitteilungen, die ihm im Interesse der Beseitigung auch geringfügiger Mängel von verschiedener Seite zugingen. G. P. hat die Angaben seiner Kritiker wiedernm einer Kritik unterworfen, und, was ihm brauchbar erschien, gewissenhaft in der nenen Anflage berücksichtigt. Das Meiste des Nenen und Gebesserten ist aber seinem eigenen unausgesetzten Studium zuzuschreiben, und es ist keine Phrase, wenn er im neuen Vorwort S. VIII von sich behauptet: *„je n'ai presque pas passé un jour sans y apporter quelque retouche, m'efforçant de le (le livre) faire profiter de mes lectures ou de mes réflexions.“*

Der wichtigste Zusatz P.'s ist die schon in der 1. Anflage in Aussicht gestellte chronologische Übersicht über die Werke der altfranzösischen Litteratnr (S. 245—55), in der er sich bemüht, den in seiner Darstellnng genannten altfranzösischen Schriftwerken wenigstens annähernd nach ihrer Abfassnngszeit einen Platz anzuweisen. Dass die von ihm angesetzten genaueren Daten, so weit sich solche überhaupt geben liessen, nicht sämtlich gesichert sind, und dass sich selbst diese und jene allgemeinere Zeitbestimmnng anfechten lässt, wird niemand überraschen. Im allgemeinen kann man P.'s Angaben wohl vertrauen und jeder, der altfranzösische Erscheinungen in ihrer chronologischen Entwickelnng verfolgen will, findet hier einen glaubwürdigen Führer. Freilich wird er immer bedenken müssen, dass die von P. angesetzten Daten ausschliesslich für die Entstehnng, nicht aber für die Überliefernng der aufgezählten Texte gelten. Das Ziel der P.'schen Tabelle ist ein litterarisches und kommt erst in zweiter Linie auch dem Grammatiker zu Gute, dem oft das Datum der Handschrift von grösserem Werte ist, als das der Abfassung des Originals.

Auf Besprechung von Einzelheiten wollen wir hier ebensowenig eingehen, wie in unserer Anzeige der ersten Anflage in den *Gött. Gel. Anz.* vom 15. Juni 1889. Nur auf ein Kapitel

möchten wir hinweisen, für welches sich in einer weiteren Auflage eine Umarbeitung nötig erweisen wird. Es ist Kapitel IV: *Les Romans bretons.* G. P. hält auch in seiner neuen Ausgabe an den Ansichten fest, die er ausführlich auch in der Einleitung des 30. Bandes der *Histoire littéraire de la France*, Paris 1888, vertreten hat, wonach die französischen Dichtungen über die Helden des Artussagenkreises auf kymrisch-anglonormannischen Vorstufen beruhen sollen. Wie G. P. zu dieser Ansicht gekommen ist, liegt auf der Hand. In England ist Galfrids von Monmouth *Historia regum Britanniae* entstanden, Anglonormannen und zum englischen Hofe in Beziehung stehende Normannen (Gaimar, Wace) übersetzten sie; Marie aus Frankreich, die in England lebte, dichtete Lais, deren Stoffe sich wenigstens mit denen des bretonischen Sagenkreises berühren; die zu demselben Sagenkreise in Beziehung gebrachte Tristansage ist von zwei Anglonormannen bearbeitet worden; in England entstanden die (mit Unrecht so benannten) Mabinogion, deren Quellen, so weit die Artussage in Frage kommt, französische (da in England verbreitet, also anscheinend anglofranzösische) waren; ein walisischer nachweisbarer Sagenerzähler, Breri, der in England lebte, wusste, nach Thomas' Zeugnis, des Tristandichters, von den bretonischen Sagenhelden zu erzählen — was lag unter solchen Verhältnissen näher als anzunehmen, der keltische Sagenstoff sei zuerst in England den Franzosen (Anglonormannen) bekannt, von ihnen bearbeitet worden und von da nach dem Kontinent gewandert, um von kontinentalfranzösischen Dichtern, an ihrer Spitze Crestien de Troyes, eine neue Behandlung zu finden. Dennoch ist nach den Ausführungen Zimmer's in den *Gött. Gel. Anz.* vom 10. Juni und 1. Oktober 1890 diese Annahme abzulehnen. Nach Zimmer's auf quellenmässiger Forschung beruhenden Untersuchungen wird man den Bretonen Frankreichs die Ehre zuerkennen müssen, die Quellen der französischen Artusdichter geliefert zu haben. Nach der Bretagne weisen die politischen und lokalen Verhältnisse, zum Teil die Stoffe und die Namen der französischen Artusdichtung; zweisprachige Bretonen waren die natürlichsten Vermittler zwischen keltischer Sage und der französischen Fassung derselben. Andererseits sprechen gegen agn. Vermittelung die vollständige Abwesenheit überlieferter agn. Artusdichtungen, die Crestien und seinen Nachahmern hätten zur Vorlage dienen können, das feindselige Verhältnis der Kelten Englands gegen die Angelsachsen und die eingewanderten Normannen, die mit dem Kymrischen unverträglichen Namenformen der kontinentalen Dichtung, die abweichenden Züge, welche sich in den sogenannten Mabinogion unter wirklich kymrischem Einfluss finden.

Über diese nnd andere schwer wiegende Einwände Zimmer's wird sich G. P. in einer nenen Auflage nicht hinwegsetzen können, und wir dürfen erwarten, dass die notwendig gewordene Austragnng der einander widersprechenden Ansichten zu einer endgiltigen Klarstellung der Vorgeschichte der französischen Artusdichtungen führen. Hier sollte nur die Aufmerksamkeit darauf gelenkt werden, dass dieser Teil des P.'schen Buches in seiner Grundlage angefochten ist und vorläufig nicht als gesichert angenommen werden darf.[1]) E. Koschwitz.

Kreyssig, Fr., *Geschichte der französischen Nationallitteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit.* Sechste vermehrte Auflage in zwei Bänden gänzlich umgearbeitet von Adolf Kressner und Joseph Sarrazin. Bd. I. *Geschichte der französischen Nationallitteratur von den ältesten Zeiten bis zum XVI. Jahrhundert.* Bearbeitet von A. Kressner. Berlin 1889. Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. 8⁰. VI, 324 S.

Noch immer glauben vielfach Kandidaten, selbst solche, die Französisch als „zweites Hanptfach" wählen, genug daran zn thnn, wenn sie ihre Kenntnis der französischen Litteratur vorwiegend aus kürzeren Kompendien schöpfen. Kreyssig's *Geschichte der französischen Nationallitteratur* — bei ihrem ersten Erscheinen (1851) ein verdienstvolles Bnch — erfreute sich bekanntlich in dieser Beziehnng besonderer Bevorzugung, obgleich wohl von jeher in den ersten fünf Auflagen gewisse Partien, besonders die Abschnitte über die altfranzösische Litteratnr dem jeweiligen Stande der Wissenschaft nicht entsprachen. Es liegt dem Referenten fern, hieraus dem vor zehn Jahren verstorbenen, hochverdienten Kreyssig einen Vorwurf machen zu wollen. Kreyssig schrieb sein Werk zunächst weniger für das grosse Pnbliknm, wie Kressner meint, sondern er verfolgte den Zweck, ein Schulbuch zn schaffen, das dem Gymnasial- und Realschnllehrer zu weiteren Ansführungen die nötigen Anknüpfungspnnkte bieten, welches zugleich Styl- nnd Sprechübungen zu Grunde gelegt werden sollte und eventuell Studierenden als Leitfaden zu weiterer Belehrung dienen könnte. Trotz der Bestrebungen, bisherige Lücken anszufüllen und Verbesserungen vorzunehmen, um dadnrch das Buch höheren Zwecken dienlich zn machen, blieb in der fünften Anflage des Mangelhaften und Falschen noch viel übrig;

[1]) Inzwischen hat auch W. Foerster das zitierte Kapitel G. Paris' im *Littbl. f. germ. u. rom. Phil.* 1890, No. 7 mit wichtigen Gründen und grösstenteils in Übereinstimmung mit Zimmer angegriffen.

bei einer weiteren Auflage musste das Buch, um heutigen Ansprüchen zu genügen, einer vollständigen Umarbeitung unterzogen werden. Diese — besonders für die ältere Zeit — nicht leichte Aufgabe übernahmen Kressner, der die Litteratur Frankreichs (auch die provenzalische) bis zum Ausgang des XVI. Jahrhunderts behandelt und in einem zweiten Bande Sarrazin, der die neuere und neueste Litteratur bespricht. Da die in früheren Auflagen zum Zweck des Übersetzens in das Französische gegebenen Fussnoten in der vorliegenden fortgelassen sind, hört das Werk auf, ein Übersetzungsbuch zu sein; es macht einen Anspruch darauf, eine selbständige Litteraturgeschichte zu sein und es ist darum an dasselbe ein anderer Massstab anzulegen als vordem. — Kressner hat sich — das zeigt schon ein flüchtiger Einblick in den von ihm bearbeiteten Teil — redlich bemüht, das vorher Gebotene radikal umzugestalten; für die Litteratur bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts bietet er, zumal nur wenige Seiten des Kreyssig'schen Textes beibehalten worden sind, ein völlig anderes Werk, das zwar im Vergleich zur fünften Auflage einen sofort erkennbaren namhaften Fortschritt aufweist, an welchem aber hauptsächlich eine gar zu ungleichmässige Behandlung der verschiedenen zu besprechenden Dichtungsgattungen auszusetzen ist. — In einer in erster Linie für das grosse Publikum bestimmten altfranzösischen Litteraturgeschichte ist vor allem, mehr als es in der Kressner'schen Arbeit geschieht, die universelle Bedeutung dieser Litteratur hervorzuheben. Die zum grössten Teil zu lang geratenen Inhaltsangaben der Nationalepen[1]) dürften kaum geeignet sein, das grosse Publikum für die altfranzösische Litteratur besonders einzunehmen; Verfasser hätte besser daran gethan bei kürzerer Darstellung dieses Abschnittes sich für andere Gattungen, vor allem für die höfische Epik, auch für die Fableaus mehr Raum übrig zu behalten; denn ihre universelle Bedeutung verdankt die altfranzösische Litteratur zum grösseren Teil dem Einfluss, den sie auf den zuletzt genannten Gebieten ausgeübt hat. Eine Analyse von Renaut's *Roman de Galeren* oder von *Ille et Galleron*, von *Barlaam & Joasaph*, vom *Roman des VII Sages* etc. wäre zweckmässiger gewesen als diejenige der *Prise de Pampelune* u. s. w.; die Übertragungen der *disciplina clericalis* werden gar nicht erwähnt; auf die *Dits* hätte etwas genauer eingegangen werden können; von den Débats u. ä. ist nirgends die Rede.

Kressner hat aber sein Buch nicht allein für das grosse

[1]) Unter diejenigen, die kürzer angeführt werden, gehören *Gormond & Isembart* und *Floovant*, Gedichte, die gerade eine ausführlichere Betrachtung verdient hätten.

Publikum bestimmt; er hofft besonders der hinzugefügten Anmerkungen wegen den Studierenden ein geeignetes Hilfsbuch zu bieten. Diese Anmerkungen enthalten fast ausschliesslich bibliographische Notizen, die — darauf ist schon von anderer Seite aufmerksam gemacht worden — teils Falsches oder zu viel, teils zu wenig bringen. So hätte es S. 13 Anm. genügt auf die bibliographischen Mitteilungen im *Altfranz. Übungsbuch* von Fœrster und Koschwitz, das überhaupt nicht genannt ist, und auf *Altfranz. Bibl.* Bd. X. hinzuweisen; S. 61 hätte W. Fœrster's treffliche Besprechung in den *Gött. Gel. Anz.* 1888 No. 20 u. 21 angeführt werden sollen; S. 125 Anm. 1 war die Ausgabe von Couraye du Parc zu nennen, welche in den Publikationen der *Soc. d. a. t. franç.* erschienen ist; von diesen Publikationen sind verschiedene, darunter gerade die wertvollsten nicht erwähnt; so vermisse ich G. Paris, *Chans. d. XVe siècle*, G. Paris und U. Robert, *Miracles de Ne Dame p. p.*, Suchier's Ausgabe der *Manekine* Philippe's de Beaumanoir u. a.

Auch sonst wäre noch gar manches auszusetzen; so hätte S. 16 angegeben werden sollen, warum das dort genannte Werk *Quatre livres des rois* heisst; ibid. unten und S. 17 oben könnte leicht zu irrtümlicher Auffassung verleiten, ebenso S. 194, wo Verf. von dem „berühmten Buch *Von den sieben weisen Meistern* oder *Dolopathos*“ spricht. — S. 19 werden nfrz. *camp* und *castel* als ursprünglich pikardische Formen den francischen *champ*, *château* gegenüber gestellt. S. 22 wird noch immer aus den zahlreichen Erwähnungen epischer Stoffe in provenzalischen Gedichten auf die ehemalige Existenz einer reichen provenzalischen Epik geschlossen. Die S. 56 aufgezählten Ausgaben von Troubadourliedern sind keineswegs alle als kritische zu bezeichnen. Wenn Verf. wirklich der Überzeugung ist, dass der Zwölfsilbner aus dem gesungenen lat. asclepiadeus hervorgegangen ist (vgl. S. 85), so hätte er doch anmerkungsweise die neueren Herleitungsversuche dieses Verses anführen oder wenigstens die dabei in Betracht kommenden Arbeiten namhaft machen sollen. S. 156 hätte, zumal Warnke's Abhandlung über die Zeit der Marie de France genannt ist, wenigstens hinzugefügt werden können, dass nach Warnke und anderen Mariens Aufenthalt am englischen Hofe in das XII. Jahrhundert fällt. Crestien de Troyes soll (vgl. S. 157) bis ca. 1210 gelebt haben. Im *Rom. d'Alixandre* (s. S. 178) soll der Alexandriner zum erstenmal durchgeführt sein. S. 187 wird *Aucassin et Nicolete* einfach unter die *Fableaus* gesetzt. S. 218 werden die Pastourellen als volkstümlich-nationale Dichtungsarten bezeichnet u. s. w.

In denjenigen Abschnitten, welche der Besprechung der französischen Litteratur im XV. und XVI. Jahrhundert gewidmet

sind, hat Kressner nnr wenig an der ursprünglichen Fassung geändert; hier hätte unter anderem Christine de Pisan eine etwas ausführlichere Würdigung verdient nnd Enstache Deschamps hätte doch wenigstens erwähnt werden könuen!

Bei aller Auerkennung der Kressner'schen Bemühungen, Kreyssig's Darstellung der älteren Litteratur Frankreichs zn verbessern und dem heutigen Stand der Wissenschaft anzupassen, ist nach alledem die nene Anflage uoch weit davon entfernt, denjenigen Zwecken zu genügen, für welche sie bestimmt ist.

E. Freymond.

Kreyssig, Fr., *Geschichte der französischen Nationallitteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit.* Sechste vermehrte Auflage in zwei Bänden gänzlich umgearbeitet vou A. Kressner nnd Joseph Sarrazin. Berlin, 1889. Nicolai'sche Verlags-Buchhandlung (R. Stricker). II. Bd. XIII, 402 S. gr. 8^0. Preis: 6 Mk.

Der Wnnsch des Referenteu, dass Kreyssig's Schnl- und Übersetzungsbuch endlich einmal so umgearbeitet werden möchte, dass es auch den Anforderungen der Wissenschaft entspreche, ist durch die verdienstvolle Thätigkeit der Herren A. Kressner nnd J. Sarrazin nun in Erfüllnng gegangen. Der erste Band, die französische Litteratur bis Malherbe behandelnd, ist bereits mehrfach nnd in dieser *Zeitschrift* auch sachlich und parteilos besprochen worden; hier haben wir uns nur dem zweiten Bande, dessen Verfasser der durch gediegene wissenschaftliche Arbeiten, wie durch geistvolle Essays allgemein bekannte J. Sarrazin ist, zuznwenden. In seinem Verhalten der Kreyssig'schen Vorlage gegenüber hat S. zu gleicher Zeit die Pflichten der Pietät und die des Forschers gewahrt, er hat von den älteren Anflagen das benutzt, was gut und haltbar war, aber nmgestaltet, was der Höhe des augenblicklichen Wissensstandes nicht entsprach. Wenn man Kreyssig's unangenehme Gewohnheit, die neuen Auflagen nur zu Wiederahdrücken der alten zu machen und anch das stehen zn lassen, was längst veraltet uud widerlegt war, kennt, so wird man die Mühe nnd Sorgfalt des Herrn Verfassers zu würdigen wissen. Völlig selbständig ist die Litteratur des 19. Jahrhunderts behaudelt, hier hat Kr. uur unvollständige Zahlen und Büchertitel, daher sind die ca. 12 Seiten der alten Darstellung anf beinahe 200 erweitert worden. Besonders dankenswert siud die Schilderungen des letzten Abschnitts: „Das Zeitalter des Naturalismus", sowohl durch ihre Objektivität, wie bibliographische Vollständigkeit und übersichtliche Gruppierung.

Hier finden wir Zusammenstellungen, wie sie keine der Litteraturgeschichten bei uns anfzuweisen hat. Aber auch in der Schilderung des XVI., XVII. und XVIII. Jahrhunderts hat S. stets die neueste Litteratur sorgfältig und eingehend benutzt und seine reichen bibliographischen Angaben sind nicht bloss eine ausschmückende Zierde oder, wie bei dem ungenauen, oberflächlichen Kreyssig, eine leicht wiegende Zugabe, sondern ein unentbehrliches Hilfsmittel des eigenen Studiums. Neben grösseren Werken sind auch gediegene Zeitschriften-Artikel, besonders die in der *Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur*, mit wohlüberlegter Auswahl benutzt worden. So kann das vorliegende Buch nicht nur für die „wahrhaft Gebildeten" eine reiche Quelle der Belehrung werden, sondern auch ein „kundiger Führer der Hunderte von Studierenden", welche, wie S. mit Recht hervorhebt, „während ihrer Hochschulzeit keine (oder doch zu wenig) Gelegenheit haben, zusammenhängende Vorlesungen über die neuere und neueste Litteratur der Franzosen zu hören". Das Werk muss trotz der Beziehung zu Kreyssig als eine durchaus selbständige, neue und gediegene Arbeit betrachtet werden und verdient seinen Ehrenplatz in Schul-, Haus- und Universitätsbibliotheken.

Im Einzelnen haben wir nur wenig anszustellen. S. 57 taucht Molière's Mitreise nach Narbonne als Ludwig's XIV. Kammerdiener wieder auf; S. 161 wird Mirabeau's Vater, der Menschenfreund, einfach als „sittenlos" getadelt, während er eher besser, als schlechter, wie seine Standesgenossen war (vergl. Alfred Stern, *Das Leben Mirabeau's*, Berlin, 1889, I, 2); S. 389 A. wird G. Brandes *Rundschau*-Artikel über Zola als „das neueste und beste" über den Führer der naturalistischen Schule bezeichnet, während doch diese Leistung, wie die anderen Arbeiten des in gewissen litterarischen Kreisen verhimmelten Dänen einen oberflächlich journalistischen Charakter trägt.

R. Mahrenholtz.

Breitinger, H., *Die Grundzüge der französischen Litteratur- und Sprachgeschichte. Mit Anmerkungen zum Übersetzen ins Französische.* Sechste durchgesehene Auflage. Zürich, 1889. Fr. Schulthess. VIII, 108 S. 8⁰. Preis 1,80 Mk.

Breitinger's *Grundzüge* sollen vor allem ein Übersetzungsbuch für Vorgerücktere sein, wie es Kreyssig bis zur 5. Auflage war. Im Verlaufe der Jahre hat sich die Darstellung, welche „mehr zu berichten, als zu richten, mehr zu erzählen, als zu betrachten" sich bemüht, sachlich immer mehr vervollkommnet. Es wäre

ungerecht, an ein Büchlein dieses knappen Umfangs mit hohen Forderungen heranzutreten, zumal Jemand, der die französische Litteraturentwickelung näher kennen lernen will, sicherlich einen ausführlicheren Leitfaden in die Hand nimmt. Dann fragt es sich aber, wozu bibliographische Fingerzeige in dieser Gestalt nützen sollen: „Studien über das XVII. Jahrhundert von Livet, Demogeot (*Tableau etc.* 1600—1640), Vinet, Rambert, Cousin, Taine, Despois, Sainte-Beuve, Lotheissen, Mahrenholtz (Molière), Walkenaer (Sévigné, Lafontaine), Taschereau" u. s. w. Was soll der Leser mit diesen durcheinandergewürfelten Namen?

In der Darstellung selbst sind die allgemeinen Einleitungen wohl das wertvollste. Aber auch innerhalb der einzelnen Abschnitte versteht es Br. meisterlich, in wenigen Worten sehr viel zu sagen und die zahlreichen Nullitäten, die in Litteraturgeschichten immer noch Platz finden, kurz abzuthun. Aber bis auf die neueste Zeit ergänzt ist das Buch leider nicht. Victor Hugo scheint z. B. noch als lebend zu gelten. Wenigstens steht S. 80—83 keine Todesangabe und kein Todesjahr; zudem hört mit *L'année terrible* die Aufzählung seiner Werke auf. Die Chronologie zu Victor Hugo hätte auch aus Hartmann's *Zeittafel*, die schon vor $3^1/_2$ Jahren bekannt wurde, mehrfach berichtigt werden können: die *Odes et Ballades* wurden erst 1826 veröffentlicht, die *Feuilles d'Automne* schon 1831 etc.

Dass das Buch Breitinger's in der neuen „durchgesehenen" Auflage die Litteraturentwickelung der letzten zwanzig Jahre völlig ignoriert, geht nicht bloss daraus hervor, dass Namen wie Sully-Prudhomme, Pailleron, Banville, Richepin, Ohnet, Bourget und andere fehlen, sondern besonders aus der Art, wie spätere Werke der unter dem Kaiserreich bereits blühenden Schriftsteller erwähnt werden. Dass Victor Hugo noch zu leben scheint, hat Referent schon erwähnt; dasselbe Schicksal scheinen Thiers, Mignet, Henri Martin und Laprade zu teilen, da nur ihr Geburtsjahr angegeben ist, wie bereits in der 2. Auflage. Angier, der übrigens S. 91 vor seinem Vorbild Pousard den Vortritt erhält, schliesst schon mit *Le Fils de Giboyer* (1862, nicht 1864, S. 101). Cherbuliez hört schon mit dem Jahr 1869 auf, also zu einer Zeit, da seine Laufbahn eigentlich recht beginnt. Daudet schliesst mit 1874, Sardou und Dumas fils mit 1871 u. s. w. Unter den Jahreszahlen bedürfen einige der Berichtigung. Michelet lebte nicht 1847—1873 (S. 93), sondern 1798—1874; *Les Messéniennes* erschienen nicht 1815 und 1828, sondern 1818 und 1826 (S. 74). Verdruckt ist das Todesjahr von Géruzez (1895 für 1865, S. 93), das Aufführungsjahr von *Les Effrontés* (1893 für 1861, S. 101), von *Le Fils de Giboyer* (1864 für 1862, ebenda). Falsch wird

Vaper*au* statt Vaper*eau* gedruckt S. 97 und 106. Unbedeutende Druckfehler finden sich sonst S. 81 u. 82. *Préface* du *Cromwell*[1]); ferner S. 95; 96, 97, 104, 105.

Es ist schade um das branchbare nnd vielverbreitete Buch, dass diese neueste Auflage nicht gründlicher dnrchgesehen werden konnte. [Dass Breitinger leider inzwischen verstorben, erfuhr Referent erst, nachdem diese Anzeige (Sommer 1889) vollendet war.]

J. Sarrazin.

Bonnefon, D., *Les Écrivains modernes de la France, ou Biographie des principaux écrivains français depuis le premier Empire jusqu'à nos jours, avec une analyse, une appréciation et des citations de leurs chefs-d'œuvre. Ouvrage destiné à faire suite aux Écrivains célèbres, à l'usage des Établissements d'instruction publique. Quatrième édition, revue, corrigée, et accompagnée de résumés synoptiques.* — Paris, 1888. Fischbacher. 584 S. 8⁰. Preis 4 Fr.

Dieses Buch mit langer Überschrift verspricht sehr viel, hält aber lange nicht alles, obwohl die vierte Anflage bereits vorliegt. Vor allem fehlt die Verwirklichung des Versprechens *jusqu'à nos jours*. Der Verfasser giebt von jedem Schriftsteller eine Lebensskizze, hieranf die Hanptwerke mit Inhaltsangaben nnd den hervorragendsten Stellen. Seine Gewährsmänner, die er einfach ausschreibt und meist anch in Klammern nennt, sind Vaperean, Larousse, Palissot, Sainte-Beuve, Nettement, Nisard, Scherer u. a. Dadurch gewinnt das Werk ein ziemlich buntscheckiges Ansehen; es ist mehr mit der *steal-pen*, als mit eigener *steel-pen* geschrieben. Aber immerhin ist es besonders in der ersten Hälfte mit Geschick kompiliert, wenn man über Ungleichmässigkeiten hinwegzieht: Fontane's Leben wird z. B. anf 7 Seiten erzählt, weil Sainte-Beuve dasselbe ausführlich behandelt hat, und dergleichen mehr.

Bonnefon teilt die Litteratur des XIX. Jahrhnnderts in vier Abschnitten ein: 1) Kaiserreich, 2) Restauration, 3) Juliregierung, 4) Zeitgenössische Litteratur. Die strenge Durchführung dieser Teilung hat den Nachteil, dass kein vollständiges Bild langlebiger Schriftsteller zustande kommt, namentlich bei Victor Hugo.

[1]) In der in meinem Besitz befindlichen Originalausgabe mit eigenhändiger Widmung Hugo's an Marie Dorval trägt das 64 Seiten lange Vorwort überhaupt keinen Titel, so dass obige Bezeichnung (dn) von Br. zugesetzt sein muss.

Ferner hätte Abschnitt 4 in zwei Teile zerlegt werden sollen, da die Litteratur seit dem Kriegsjahr 1870—71 eine völlig andere geworden ist, und sogar in neuester Zeit wieder neue Strömungen sich geltend machen.

Ist schon bei der Einteilung eine Vernachlässigung der Schriftwerke der letzten zwei Jahrzehnte sichtbar, so treten bei aufmerksamem Durchlesen des Abschnitts *La Littérature contemporaine de 1848 à 1884* noch erheblichere Mängel zu Tage. Wie wenig die Gruppierung bereits in den früheren Abschnitten übersichtlich und logisch ist, mag daraus hervorgehen, dass Théophile Gautier mitten zwischen Gozlan, Ch. de Bernard, P. de Kock, P. Féval und anderen Grössen dritten Ranges steckt, statt unter den Romantikern, dass ferner Mérimée vor Beyle-Stendhal eingereiht ist u. a. m. Im vierten Abschnitt sind dann Auswahl und Gruppierung völlig willkürlich. Wenigstens hätten Th. de Banville und andere *Parnassiens* — von Richepin und Baudelaire ganz zu schweigen — mit gleichem Recht eine Stelle unter den neueren Lyrikern verdient, wie der Pastor Louis Tournier. Beim Drama hört die Darstellung mit Augier auf, so dass Pailleron und das heitere Lustspiel verschwiegen bleiben. Die Philosophie hebt mit Littré an und schweigt von Comte, dem Schöpfer des Positivismus; den S. 548 ff. behandelten Kritikern hätte mindestens Sarcey beigefügt werden sollen, vielleicht auch Brunetière, Lemaître u. a. Die Unvollständigkeit in der Darstellung des Romans geht schon daraus hervor, dass Zola in dem 1888 gedruckten Buche die Reihe abschliesst. Von Zola's Hauptwerken ist kein Wort gesagt, als: „*Enfin il entreprit l'œuvre qui devait soulever tant de clameurs . . .* 'Les Rougon-Maquart' *(sic!), qui a pour sous-titre, 'Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second Empire*'". Es folgt alsdann ein kurzer Abschnitt aus Sarcey, und damit schliesst diese „bis auf unsere Tage" fortgeführte Litteraturdarstellung. Ein Nachweis von der Unvollständigkeit bei allen Schriftstellern kann hier nicht gegeben werden. Es genügt wohl, wenn man noch erwähnt, dass Jules Simon's Werke mit dem Jahre 1879 aufhören, diejenigen Caro's schon 1864; von Taine's grossartigem Kulturgeschichtswerk *Les Origines de la Société contemporaine* ist ebensowenig die Rede, als von dem, was Renan seit 1873 hervorbrachte. Sardou geht schon mit *Rabagas* und *Patrie* zu Ende, Augier mit *Paul Forestier.* Von den neuen Hauptdramen des letzteren ist überhaupt fast nicht die Rede: Augier muss im Andenken der Leser Bonnefon's als ein Nachtreter Ponsard's fortleben! Was Victor de Laprade seit 1845 und was Leconte de Lisle seit 1865 dichtete, bleibt ihnen verhüllt. Kein Wort von den *Symphonies,*

von *Pernette*, von den *Poèmes civiques*. Das reicht wohl zur Charakteristik des Zusatzes „*jusqu'à nos jours*“ hin.

Ausserdem krankt das Buch an zahlreichen Nachlässigkeiten, die mit wenigen Federstrichen zu beseitigen gewesen wären. Von Hugo's Tod steht nirgends etwas. Joseph Autran, seit zwölf Jahren tot, gilt S. 514 wohl noch als lebend, Paul Féval ebenso, vielleicht noch andere Schriftsteller. Die einzelnen Jahreszahlen sind nicht überall zuverlässig. Den Romandichter Eugène Sue lässt der Verfasser schon 1811, Henri Martin aber erst 1818 zur Welt kommen, Leconte de Lisle wird erst 1820 geboren, statt am 23. Oktober 1818; Barbier stirbt bereits 1852 etc. Die *plusieurs années*, seit denen A. Karr sich nach Nizza zurückgezogen hat, sind ein reichliches Menschenalter. Eine ähnliche Nachlässigkeit ist es, wenn Soulié bei seinem Tod als vierzigjährig betrauert wird und S. 492 die wichtige Lesung 1800—47 dasteht; ebenso wenn bei Balzac richtig 1799—1850 steht und es bei seinem Tode heisst: *à l'âge de 49 ans.* Die Jahreszahlen für einzelne Werke konnte Referent selbstverständlich nicht alle nachprüfen. Aufgefallen ist ihm, dass Henri Martin schon 1836 seine *Histoire de France* beendet haben, dass Loménie's Studie über Beaumarchais erst 1865 erschienen sein soll. Ob es Druckversehen ist, wenn Toepffer standhaft Topffer heisst und dergl. mehr, ist bei der Schwere der bereits erwähnten Nachlässigkeiten am Ende gleichgiltig.

Referent hat wohl durch die obige Blumenlese bewiesen, dass Bonnefon's Handbuch für die Zeit bis zum zweiten Kaiserreich allenfalls eine nützliche Zusammenstellung der Auffassungen zahlreicher Litteraturkritiker bietet, dass es aber für die letzten zwanzig Jahre sehr lückenhaft und ausserdem ziemlich nachlässig gearbeitet ist. *Mettez votre livre à jour, mon cher monsieur.*

J. Sarrazin.

Dannheisser, Ernst, *Zur Chronologie der Dramen Jean de Mairet's.* In: Romanische Forschungen. V. Bd., 1. Heft. Erlangen und Leipzig, 1889. Andreas Deichert's Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme).

Dieser, beiläufig gesagt, als Beitrag einer zum 70. Geburtstage Konrad Hofmann's herausgegebenen Festschrift erschienene Aufsatz bildet den zweiten Teil der von dem Ref. (*Zeitschrift f. frz. Spr. u. Litt.* XI²) angezeigten *Studien zu Jean de Mairet's Leben und Wirken* desselben Autors. Wenn der erste Teil die Unhaltbarkeit der bisher als richtig angesehenen und auch in den

selbständigeren Litteraturgeschichten immer wiederkehrenden Angaben über die Abfassungszeit der Mairet'schen Dramen, wie sie besonders Parfaict aufstellte, unwiderleglich nachwies, so stellt sich dieser zweite Teil die Aufgabe, hierfür die richtigen Zahlen zu ermitteln. Wir können auch diesmal dem Verfasser nachrühmen, dass er an die Lösung der in Rede stehenden Fragen mit aller nur wünschenswerten Gewissenhaftigkeit und Akribie gegangen ist und dass man den von ihm gewonnenen Resultaten in den allermeisten Fällen wird beipflichten müssen. Besonders angenehm tritt die durchdringende Art und der Scharfsinn hervor, mit der er das gesamte Beweismaterial nach allen Richtungen durchforscht und für die beabsichtigten Zwecke ausgebeutet hat. Etwas störend hingegen macht sich die Manier des Herrn Verfassers fühlbar, neben den kräftigen und zwingenden Argumenten auch noch solche ins Treffen zu führen, die uns zuweilen recht anfechtbar erscheinen und die unserem Gefühle nach, anstatt die Hauptbeweise zu stützen, ihrer überzeugenden Kraft eher Abbruch thun können. Es hängt dieser Fehler sichtlich mit dem Bestreben zusammen, auch nicht einen Splitter, der bei der forschenden und kritischen Arbeit abgefallen ist, dem Leser verloren gehen zu lassen, eine Methode, die uns aber eher von der Vorliebe, seinen Geist spielen zu lassen, eingegeben erscheint, als sie der Klarheit der Darstellung zu dienen geeignet ist.

Wir wollen nun nach dieser allgemeinen Würdigung von Herrn Dannheisser's sehr verdienstlicher Arbeit die wichtigsten Ergebnisse derselben in gedrängter Kürze wiedergeben. Es ist nunmehr vollkommen sichergestellt, dass Mairet aus Eitelkeit, um als frühreifes Genie zu gelten, fälschlich das Jahr 1610 als sein Geburtsjahr angab, während er, wie dies aus dem von Prof. Tivier in den Zivilstandsregistern der St. Peter-Pfarrei gefundenen Schriftstücke unwiderleglich hervorgeht, thatsächlich am 10. Mai 1604 getauft wurde. Auch Parfaict kannte aus einer ihm vom Neffen des Dichters übermittelten Familiendenkschrift das richtige Geburtsjahr 1604. Er war aber merkwürdigerweise kurzsichtig genug, daraus nicht die richtigen Konsequenzen zu ziehen. Er meinte nämlich, auch Mairet's Angaben über die Abfassungszeit seiner Dramen müssten, nachdem derselbe sich einmal als unglaubwürdig erwiesen, in der Weise richtig gestellt werden, dass man sie wie das von Mairet angegebene Geburtsjahr um sechs Jahre zurückverlege. Dadurch gelangte er zu unmöglichen Resultaten. Überdies erreichte Mairet gerade bei diesem Vorgange seinen lügnerischen Zweck, die Nachwelt glauben zu machen, als habe er schon in so frühen Jahren als dramatischer Autor geglänzt. Wenn Mairet z. B. behauptet, er habe seine *Sylvie* im Alter von

17 Jahren geschrieben, so meinte Parfaict in die Wahrheit dieser Behauptung keinen Zweifel setzen zu dürfen und gewann daher dem rektifizierten Geburtsjahr 1604 zufolge als Abfassungszeit für die *Sylvie* das Jahr 1621. Es entging ihm dabei die doch so naheliegende Erwägung, dass Mairet es wohl wagen konnte, seinen Zeitgenossen einzureden, er sei 1610 geboren und habe im Alter von 17 Jahren sein erstes Drama vollendet, dass es ihm aber nicht beikommen konnte, der Mitwelt vorzuspiegeln, er habe dieses Stück im Jahre 1621 fertig gebracht, da sich doch viele noch an das richtige Datum 1626 erinnern mussten. Es fiel ihm nicht auf, dass es doch zu ungeheuerlich sei, dass Mairet im Alter von 11 Jahren sein zweites oder gar im Alter von 10 Jahren sein erstes Drama *Chriséide et Arimant* (Parfaict lässt ihn nämlich ersteres im Jahre 1621, letzteres im Jahre 1620 vollenden) beendet haben könne. So monströse Dinge wagte nicht einmal Mairet selbst, der eben mit Geschick zu lügen verstand, jemandem aufbinden zu wollen. Parfaict ging eben von ganz verkehrten Voraussetzungen aus und verkannte Mairet's Tendenzen vollends. Mairet hatte nämlich gar kein Interesse daran, die Welt über das Jahr der Abfassung seiner Stücke zu täuschen; es lag ihm vielmehr lediglich daran, das wahre Alter zu verbergen, in dem er damals gestanden sei. Und zu diesem Zwecke hatte er es ja gar nicht nötig, alle Daten über die Vollendungszeit dieser Stücke zu fälschen, sondern er erreichte seinen Zweck am sichersten und leichtesten, wenn er ein für allemal das Jahr 1610 (anstatt des richtigen 1604) als sein Geburtsjahr bezeichnete. Dieses unseres Erachtens doch vollkommen überzeugende Raisonnement genügt vollständig, um zu beweisen, dass die von Parfaict herausgebrachten Abfassungsjahre der Mairet'schen Dramen falsch sein müssen und es heisst offene Thüren einrennen, wenn Dannheisser überdies bei jedem einzelnen Drama die Haltlosigkeit der Parfaict'schen Angaben durch einen umständlichen Beweisapparat zu erschüttern sucht. Dagegen wird es stets ein Verdienst Dannheisser's bleiben, dass er nicht nur den Grundirrtum Parfaict's richtig erkannt und auseinandergesetzt hat, sondern auch mit aus den verschiedensten Quellen entnommenen Belegen nachgewiesen hat, man gelange mit geringen Abweichungen fast immer zu richtigen Zahlen, wenn man die betreffenden Altersangaben Mairet's zur Zeit der Abfassung mit dem falschen Geburtsjahre 1610 als Ausgangspunkt rechnet.

Ein näheres Eingehen in die quellenmässigen Nachweise würde uns zu weit führen und läge auch ausserhalb des Zweckes dieser Besprechung. Dagegen wollen wir die zusammenstellende Tabelle, wie sie Dannheisser in seinem Aufsatze gibt, hier reproduzieren:

Liste von Mairet's Dramen:

		Parfaict.	Gaspary.	Dannheisser.
1	*Chriséide*	1620	1626	1625
2	*Sylvie*	1621	1627	1626
3	*Silvanire*	1625	1631	1630
4	*Duc d'Ossone*	1627	1633	1632
5	*Virginie*	1628	1634	1633
6	*Sophonisbe*	1629	1634—35	1634
7	*Cléopâtre*	1630		1. Hälfte 1635
8	*Solyman*	1630		2. Hälfte 1635 (1637—38)
9	*L'Illustre Corsaire* . . .	1637	—	1636—38
10	*Roland Furieux*	1635	—	1636—38
11	*Athénaïs*	1635	—	1639 (Anfang)
12	*Sidonie*	1637	—	1640—41

Wie man aus der Vergleichung ersieht, gelangte Gaspary, der das von Mairet als sein Geburtsjahr angegebene Jahr 1610 acceptiert, aber auch desselben Altersangaben bei der Abfassung seiner einzelnen Stücke gelten liess, nahezu zu denselben Resultaten wie Dannheisser, während Parfaict's Halbheit und Unüberlegtheit denselben auf eine ganz falsche Fährte brachte.

Einen ebenfalls recht wertvollen Anhang zu Dannheisser's Arbeit bildet der Exkurs *Zur Quellenangabe der ‚Silvanire'.* Wir können auch aus diesem Teile der Untersuchung nur das Allerwesentlichste wiedergeben: Mairet bezeichnet selbst als Quelle seiner *Silvanire* den III. Band der *Astrée* und d'Urfé's gleichnamiges Pastorale. Indes findet sich aber die Geschichte der *Silvanire* nicht im III., sondern im IV. Band der *Astrée,* so dass wir es hier wohl mit einem Druckfehler oder mit einem Versehen Mairet's zu thun haben. Es findet sich aber diese Geschichte der *Silvanire* auch nicht in dem IV. Bande der 1624 erschienenen unechten Ausgabe Gabrielle d'Urfé's, sondern erst in der 1627 erschienenen Edition Baro's dieses IV. Bandes der *Astrée.* Also konnte Mairet nicht aus der 1624 publizierten, sondern erst aus der 1627 herausgekommenen Ausgabe geschöpft haben. Dannheisser vermutet, d'Urfé „habe zuerst eine regelrechte, italienische Pastorale geschrieben und dann ein solches Gefallen an dem Stoffe gefunden, dass er ihn dem Hauptwerke seines Lebens, der *Astrée* einverleibte". Auch in diesem Teile erweist sich Dannheisser als gründlicher Forscher, der mehrere aus einem Buche in das andere durch Abschreiben verschleppte Irrtümer und Unrichtigkeiten korrigiert. Niemand, der sich mit der Geschichte des französischen Dramas beschäftigt, wird diese Forschungen Dannheisser's unbeachtet lassen dürfen. J. Frank.

Molière, *Les Précieuses ridicules.* Für den Schulgebrauch erklärt von Paul Goldschmidt, Professor am Friedrichs-Gymnasium zu Berlin. Mit einer Nachbildung der *Carte de Tendre.* Berlin, 1890. Springer.

Die Einrichtung dieser neuen Ausgabe der *Pr. rid.* stimmt mit derjenigen der Renger'schen Schulbibliothek überein; die Ausstattung und der Druck sind gut; der Preis beträgt 1 Mark.

Das Vorwort sucht nachzuweisen, dass die *Pr. rid.* für die Schullektüre den *Femmes savantes* vorzuziehen seien: diese ermüdeten den Schüler, für den es eine harte Aufgabe sei, sich fünf Akte lang mit drei halbverrückten Damen zu beschäftigen; die sehr eingehende und immer wieder aufgenommene Unterscheidung zwischen geistiger und sinnlicher Liebe sei nicht gerade der geeignete Stoff, um die Eigentümlichkeiten einer fremden Sprache einzuüben. Für die Leser dieser *Zeitschrift* brauche ich wohl diese Beweisgründe nicht erst zu widerlegen.

Der Text ist (nach dem Vorworte) nach der Ausgabe von 1682 unter Zurateziehung derjenigen von Moland 1863 (d. i. erste Ausgabe!), Despois und Vitu gegeben. Aber wie die Vergleichung des Variantenverzeichnisses bei Despois ergiebt, ist von dem Einflusse der Ausgabe von 1682 auf den vorliegenden Text nichts zu merken; schon die Szeneneinteilung ist nicht die bekannte ursprüngliche, sondern diejenige der Ausgabe von 1739, welche Moland noch immer beibehält. Wenn Herausgeber beabsichtigte, sich mit dieser Behauptung ein wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen, hat er sich vergriffen, denn die Ausgabe von 1682 wird überhaupt nicht mehr Neudrucken Molière'scher Stücke zu grunde gelegt, sondern die ersten Ausgaben, in diesem Falle die *editio princeps* von 1660. Aber, wie gesagt, von der Ausgabe von 1682 ist auch gar nichts zu merken. Dass die wenigen Stellen, welche das Zartgefühl verletzen könnten, fortgelassen sind, ist berechtigt.

Über die neun Seiten füllende biographische Einleitung gehe ich hinweg, um mich der sachlichen Einleitung zuzuwenden. Diese soll beruhen auf *Cousin, histoire (!) de la société française au XVII^e siècle; Livet, Précieux et Précieuses*, den Einleitungen Moland's und Fritsche's, und auf dem trefflichen Werke *Rathery et Boutron* M^lle de Scudéry. Es kann mir nicht einfallen, die Richtigkeit dieser Behauptung in Zweifel zu ziehen; aber ich muss gestehen, dass ich von der Benutzung der angeführten ausgezeichneten und mir vertrauten Werke wenige oder besser keine Spuren bemerkt habe. Das Werk Cousin's heisst auch bekanntlich gar nicht *histoire de*, sondern einfach *la société fran-*

çaise au XVII^e siècle. Endlich muss es auffallen, dass die berühmte Einleitung Despois', die Ausgabe Livet's (um von anderen Werken zu schweigen) nicht benutzt sind, da sie doch schlechterdings für jeden Molièristen zum Handwerkszeug gehören. Schon die Lücken- und Mangelhaftigkeit der benutzten Quellen lässt von dieser Einleitung nichts Gutes erwarten, aber wären die wenigen Werke wirklich ausgenutzt worden, so hätte doch etwas Besseres zu stande kommen müssen. Ich habe schon sehr viele Einleitungen zu den *Préc. rid.* gelesen (auch selber eine solche geschrieben), aber ich kann mich nicht entsinnen eine gefunden zu haben, welche die Sache so oberflächlich, in so allgemeinen Phrasen, so farblos und langweilig darstellt, dabei eine solche Menge von Fehlern und Irrtümern nicht vermeidet, wie die vorliegende. Ich will nur die Hauptsachen anführen, damit dieselben bei zweiter Auflage verbessert werden.

Auf den Stil der Einleitung will ich weiter nicht eingehen, der Beginn derselben möge als Probe dafür dienen:

„Wie in Deutschland nach dem dreissigjährigen Kriege Poesie zunächst nur von den Gelehrten und einigen ihnen nahestehenden Vornehmen getrieben wird, so kann eine ähnliche Entwickelung schon früher in Italien und Spanien beobachtet werden. Unter dem Einflusse der beiden Nachbarländer [genannt sind **drei**!] setzt sie sich auch in Frankreich fort und nimmt hier einen etwas anderen Charakter an durch die grosse Rolle, welche gelehrte Frauen, namentlich solche aus den höchsten Kreisen, dabei spielen. In Frankreich knüpft diese Bewegung [was für eine?] unmittelbar an die Wirren der Religionskriege an" u. s. w. Wer das versteht, muss anders geartet sein, als ich, denn ich verstehe es nicht. Von irgend welcher logischen Anordnung des Stoffes habe ich nichts bemerkt. Von Heinrich IV. und Ludwig XIII. kommt der Verfasser darauf zu sprechen, dass Frauen „gleichsam Schule des feinen Tones und des guten Geschmacks hielten", sich masslos huldigen liessen ohne Nutzen davon zu haben, in Prüderie verfielen und Einfluss auf die französische Litteratur der ersten Hälfte des Jahrhunderts übten. Dann wird in ganz allgemeinen Ausdrücken von der Marquise de Rambouillet, samt ihren Töchtern, von M^{me} de Sévigné, M^{lle} de Scudéry, Voiture, Balzac, wiederum von der Marquise, von Richelieu u. A., dann wieder von der Scudéry, von der preziösen Sprache etc. gehandelt. Die einzelnen Bilder sind ausserdem in so allgemeinen Umrissen, so wenig lebendig und so dürftig entworfen, dass man es danach nicht verstehen kann, wie Molière sich so über die Sache ereifern und so grossen Ruhm ernten konnte. Ausser der Marquise werden nur deren beide Töchter Julie und Angé-

lique, die Sévigné, die Scudéry, Voiture, Balzac, Richelieu, de Retz genannt, von preziösen Erzeugnissen der *Grand Cyrus*, die *Clélie*, die Werke Voiture's und Balzac's, von Satiren auf den preziösen Unfug nur Scarron's. Und dabei werden alle preziösen Erscheinungen kritiklos zusammengeworfen, als ob die Rambouillet mit den *fausses précieuses* überhaupt etwas gemein hätte.

Im Einzelnen ist folgendes zu bemerken. Der Verfasser behauptet, die Marquise de Rambouillet habe ein halbes Jahrhundert hindurch im Mittelpunkt eines schöngeistigen und einflussreichen Kreises gestanden. Aber vor 1613 ist das Bestehen der illustren Gesellschaft noch nicht nachgewiesen und faktisch bestand dieselbe nur bis 1648 (Voiture †). — Die Genossen derselben sollen sich selbst *Précieux* und *Précieuses* genannt haben; doch ist das Vorkommen der Bezeichnung *Précieuse* schwerlich vor 1652 zu erweisen. Larroumet ist zwar der Ansicht, dieselbe sei unmittelbar nach dem westfälischen Frieden entstanden, aber ohne einen Beweis zu bringen, auch war die Marquise 1648 schon nicht mehr Mittelpunkt des litterarischen Strebens. — Verf. lässt die Scudéry im Jahre 1607 geboren werden; nach dem von ihm benutzten Werke Rathéry's (S. 4 Anm. 2) ward sie am 1. Dezember 1608 getauft, also auch nicht viel früher geboren. — Verf. stellt die Sache so dar, als ob die Scudéry dauernd zum Kreise der Marquise gehört hat. Dem ist nach Rathéry nicht so; sie ging 1644 mit ihrem Bruder nach Marseille und als sie 1647 zurückkehrte, ist sie wahrscheinlich nicht wieder in diese Gesellschaft eingetreten (vgl. Rathéry S. 43). — Von Balzac heisst es, er habe später nur noch brieflich mit der galanten Welt der Schöngeister verkehrt. Das erregt die Meinung, als sei er früher in persönlichem Verkehr mit der Marquise und ihrem Kreise gewesen; das ist aber nicht richtig, er hat die Marquise nach Tallemant's Zeugnis (IV, 94) niemals gesehen. — Dass Molière, als er nach Paris zurückkehrte, bei der Marquise eingeführt wurde, ist nicht zu erweisen. — Dass man aus *Catherine* das Anagramm *Arthénice* machte, ist unglücklich ausgedrückt, da man doch weiss, dass dieser „man“ Malherbe hiess. — Dass die thörichte metaphorische Redeweise der *fausses précieuses* in Litteraturwerken ernsthafte Anwendung gefunden hat, muss so lange falsch genannt werden, bis der Beweis dafür erbracht ist. — Woher der Verfasser weiss, dass die *Préc rid.* am 7. Dezember 1659 zweimal aufgeführt werden mussten, ist ganz unerfindlich.

Der Kommentar ist dürftig und nicht geeignet das Verständnis zu beleben, zu vertiefen. Dass die *Clélie* nicht nur zwei sehr starke Bände füllte, sondern zehn mit je über 800

Seiten, das musste der Verf. wissen. Den Ausdruck *brave à trois poils* auf die alte Weise (Bartspitzen) zu erklären, ist gegenüber den gewichtigen französischen Autoritäten und den überzeugenden Beweisen dagegen ganz zu verwerfen.

Die Ausgabe bezeichnet gegen Fritsche's und Scheffler's Ausgaben einen entschiedenen Rückschritt und ist nicht zu empfehlen.

W. Knörich.

Crane, T. F., A. M., Professor of the Romance Languages in Cornell University. ***La Société française au dix-septième siècle.*** *An account of French Society in the XVIIth Century, from contemporary writers.* Edited for the use of schools and colleges, with an introduction and notes. New York and London, 1889. G. P. Putnam's Sons. LVII und 342 S. 16mo. Preis: gebunden Dollar 1,50.

Der Verfasser hat einen glücklichen Griff gethan, indem er aus der Litteratur des XVII. Jahrhunderts eine grössere Anzahl auch umfangreicherer Stücke auswählte und zu einem hübschen Bändchen vereinigte, welche geeignet sind, eine ziemlich gründliche Anschauung von dem Wesen und den Zielen der jenem Zeitalter so eigenen Damenzirkel sich zu erwerben. Was man sonst aus den verschiedensten und zum Teil schwer zugänglichen Werken sich zusammenholen muss, findet man hier bequem bei einander und mit gründlichen Erklärungen versehen. Die Lesung des Bändchens wird die Kenntnis des geistigen und gesellschaftlichen Lebens jener Zeit im allgemeinen fördern, im besondern aber das Verständnis der betreffenden Molière'schen Werke in einem Grade erschliessen, wie es eine kommentierte Ausgabe nur dann zu leisten vermag, wenn selbige den Raum weit überschreiten darf, der sonst den Erläuterungen gewöhnlich zugebilligt wird. Den Bedürfnissen des Studenten, Lehrers, und Litteraturfreundes kommt diese Sammlung fördernd entgegen und wird demselben auch meistens genügen.

Das Werk beginnt mit einer einleitenden geschichtlichen Übersicht, in welcher ausgehend von den italienisch-spanischen Litteratureinflüssen (wie bei Cousin, *Jeunesse de Mme de Longueville* S. 125), über das *Hôtel de Rambouillet*, den *Samedi* der Mlle de Scudéry, die dort verkehrenden Personen, sowie über andere Zirkel, und über die Preziösen im engeren Sinne berichtet wird. Diese Abhandlung ist klar, übersichtlich und lässt nichts unberührt, was notwendig ist um die nachfolgenden Stücke in

ihrem Zusammenhange mit den gesamten Bestrebungen verstehen zu können. Hieran schliesst sich eine geordnete Aufzählung nnd kurze Würdigung der bei weiterem Studium zu Rate zn ziehenden Werke. Lobend anznerkennen ist es (gegenüber der Einseitigkeit der meisten französischen Werke), dass der Verf. die deutschen Arbeiten auf diesem Forschnngsgebiet eingehend benutzt hat, so H. Kœrting's *Geschichte des franz. Romans im XVII. Jahrh.*, Morf's Aufsatz *Zur Beurteilung Somaize's* in der *Zeitschr.* (IV, 213), Mahrenholtz' *Molière's Leben und Werke* etc., Mätzner's *Franz. Syntax* u. a. — Der Hanptteil des Werkes, nennundzwanzig meist längere Abschnitte ans französischen Schriftstellern(innen), nmfasst 262 Seiten, die erläuternden Noten 74 Seiten. Beigefügt ist noch eine sehr gnte Nachbildung der *Carte de Tendre*.

Im einzelnen möchte ich mir folgende Bemerkungen erlauben: Zn S. XVII. Die Zusammenkünfte bei der Marquise de Rambouillet begannen nicht erst nach dem Nenbau des Palastes im Jahre 1617, wie der Verf. behauptet; dieselben sind schon für das Jahr 1613 durch Malherbe's Brief an Peiresc vom 6. September 1613 nachgewiesen (vgl. Tallemant, *Historiettes*, éd. Pâris II, 506) und haben in den ersten Anfängen ohne Zweifel noch viel früher bestanden; nach dem Neubau nahmen sie allerdings einen grösseren Umfang an. — Zu S. XVIII. Die Einteilung der Geschichte des Hôtel de Rambouillet in drei Perioden 1617—c.1629—1640—1665, wie sie Larroumet in seiner Ausgabe der *Précieuses ridicules* gibt, hätte der Verf. nicht annehmen sollen ohne die Berechtigung derselben näher zu prüfen. Mir scheint dieselbe verfehlt. Die Zeit bis 1628 ist ein dnrch Malherbe's Tod bezeichneter Abschnitt, es ist die Zeit, in welcher die Marquise im innigen Verkehr mit einem allmählich sich erweiternden Frenndeskreise sich zn der Höhe heranbildete, welche ihren Zeitgenossen so grosse Ehrfurcht einflösste, wo sie Malherbe's Schülerin war und denselben in seinen sprachreformatorischen Bestrebungen eifrig förderte. Warum das Jahr 1640 als zweiter Epoche machender Wendepunkt angenommen wird, ist nicht zu ersehen. Besser wäre es gewesen, bis zum Jahr 1645 (Verheiratung Julie's) oder 1648 (Tod Voiture's) die zweite Periode zu rechnen. Diese Zeit umfasst die ruhmreichen Jahre der höchsten Blüte und des schnellen Niederganges. Eine dritte Periode anzunehmen, möchte ich für verfehlt halten, da die 1648 eintretenden Frondenunruhen (neben anderen Ursachen) den Kreis der dort sich Versammelnden völlig anflösten; scheint doch auch M^lle de Scudéry, als sie im Spätsommer 1647 nach dreijährigem Aufenthalte in Marseille zur Hauptstadt zurückkehrte, nicht mehr die Sitznngen in der *Chambre bleue* aufgesucht zu haben (vgl. Rathéry S. 43). — Zu S. XXXV.

Der Verf. hätte die Gründe wenigstens andeuten müssen, aus denen er die *Almahide* (1660) für ein Werk der M[lle] de Scudéry hält, was noch gar nicht entschieden ist (vgl. Rathéry S. 49). — Zu S. XLIX. In betreff der Frage, welche Vorbilder Molière in Madelon und Cathos verspottet habe, schliesst sich der Verfasser der Ansicht Despois' (*Œuvres de Molière* II, 4) an und verspricht die Gründe, welche ihn dazu bewegen, in seiner demnächst erscheinenden Ausgabe der betreffenden Komödie zu entwickeln. Ich bedauere, dass er die Gründe nicht schon jetzt angedeutet hat. Da ich hoffe, dass dem Verf. diese wohlgemeinten Zeilen nicht unbekannt bleiben werden, will ich ihm ein Bedenken gegen Despois' Beweisführung nicht vorenthalten, welches ich in einer besonderen Abhandlung weiter ausgeführt habe. Despois sagt: *bien que Tallemant des Réaux ait prétendu savoir que M[lle] de Rambouillet fut l'original dont l'une des Précieuses de Molière était la copie.* Die angezogene Stelle aus Tallemant (VII, 227) besagt das gar nicht, was P. Pâris, Despois u. v. a. nach ihnen herausgelesen haben; dieselbe lautet: *quand M. de Lillebonne espousa feu M[lle] d'Estrées, qui estoit precieuse, on dit de luy comme de Grignan, quand il espousa M[lle] de Rambouillet, un des originaux des Precieuses, qu'il avait fait de grands exploits la nuict de leurs nopces.* Der Zusatz *un des originaux des Precieuses* ist auf die *Préc. rid.* Molière's gedeutet worden; ob aber mit Recht, das scheint mir zweifelhaft, denn 1) geht aus der *Historiette* nicht hervor, dass sie nach der Aufführung (P. Pâris nimmt an im Jahre 1660) verfasst sei, 2) kann der Ausdruck auch besagen, dass Angélique d'Angennes von den Preziösen als Vorbild betrachtet und dass ihr nachgeahmt wurde (was auch sonst bekannt ist), 3) ist es noch von niemand behauptet worden, dass Molière gerade die jüngste Tochter der Marquise zur Zielscheibe seiner Witze genommen habe, 4) beziehen sich die in der *Historiette* folgenden Worte der Marquise de Grignan: *pour remettre les Precieuses en reputation, elle ne sçavoit plus qu'un moyen, c'estoit que M[lle] d'Aumale espousast Langey*, zweifellos auf den Skandal, welchen der auf den vorangehenden Seiten berichtete Ehescheidungsprozess des Herrn von Langey verursacht hatte. Jedenfalls hat Tallemant das nicht gesagt, was Despois behauptet.

Die neunundzwanzig ausgewählten Abschnitte sind unter vier Gesichtspunkten wie folgt geordnet:[1] I. **Hôtel de Rambouillet.** 1) *La marquise de Rambouillet et sa famille* (Talle-

[1] Die Jahreszahl des ersten Druckes ist teilweise vom Berichterstatter hinzugefügt worden.

mant III), 2) *Description de la marquise de Rambouillet et de ses filles (Grand Cyrus* VII, 1653), 3) *Description de l'hôtel de Rambouillet* (Sauval), 4) *L'hôtel de Ramb.* (Duchesse de Montpensier, *Princesse de Paphlagonie*, 1659), 5) *La Guirlande de Julie* (1641), 6) *Trois lettres de Voiture*, 7) *Poésies de Voiture* (ein Sonnet und ein Rondeau), 8) *Portraits de Mlle de Montpensier* (1659), 9) *Description de l'île de portraiture* (Sorel, 1659). — II. **Mlle de Scudéry et les femmes savantes.** 1) *Mlle de Scudéry décrite par elle-même (Grand Cyrus* X), 2) *Les ennemis de Mlle de Scudéry (ib.)*, 3) *Les imitatrices de Mlle de Scudéry (ib.)*, 4) *Les ennemis de Mlle de Scudéry (ib.)*, 5) *Les vraies savantes (ib.)*, 6) *La journée des madrigaux suivie de la gazette de Tendre* (1653), 7) *La Carte de Tendre* (Scudéry, *Clélie* I, 1656), 8) *La gazette de Tendre.* — III. **Les Précieuses.** 1) *Les précieuses décrites par l'abbé de Pure* (1656), 2) *Portrait des précieuses* (Montpensier, 1659), 3) *Le Cercle* (Saint-Évremond, 1656), 4) *Une visite à une précieuse* (Sorel, *Francion*, 1622), 5) *Les précieuses de province* (Chapelle et Bachaumont, 1656), 6) *Une déclaration* (Fléchier, 1665). — IV. **Les Règles de la Civilité.** 1) *Les lois de la galanterie* (1644), 2) *L'honnête homme ou l'art de plaire à la cour* (Faret, 1630), 3) *L'honnête femme* (Du Bosc, 1632), 4) *Nouveau traité de civilité* (Courtin, 1670), 5) *L'esprit de cour* (René Bary, 1662), 6) *De la conversation* (Mlle de Scudéry, 1680).

Die Anordnung leidet an mehreren Mängeln. Die Beispiele der Portraitlitteratur sind teilweise unter I., teilweise unter III. mitgeteilt. Die *Portraits* auf Rechnung des *Hôtel de Rambouillet* zu setzen ist nicht richtig, da dieselben in dem Jahre 1657—59 entstanden, zu einer Zeit also, wo das *Hôtel de Rambouillet* längst aufgehört hatte, ein litterarischer Mittelpunkt zu sein. Mlle de Montpensier gehört zu den *vraies précieuses.* Im dritten Abschnitte hätte die höchst wichtige und interessante Stelle aus Sorel's *Francion* an die Spitze gestellt werden müssen, da sie weit älter ist als die übrigen Stücke. So, wie dieses Stück jetzt den jüngeren eingereiht ist, muss es den Lesern die ganz irrige Ansicht erwecken, dass Sorel dieselben Preziösen verspottet habe, welche wir aus Molière kennen, während er doch ein früheres Stadium der Preziosität, wo auch der Name noch lange nicht erfunden war, behandelt. Auf diese Stelle des *Francion* hat meines Wissens zuerst H. Kœrting in seiner *Geschichte des franz. Romans* hingewiesen, dem Spotte Sorel's folgten bald Balzac, Saint-Amant, Scarron u. a. Dies hätte der Kommentar klar legen müssen. Auch im IV. Abschnitt wäre die chronologische Anordnung die richtigere gewesen. Zur Datierung des *Esprit de Cour* von René Bary (warum der Verf. stets Barry schreibt,

weiss ich nicht) ist zu bemerken: Ausser der vom Verf. benutzten Ausgabe von 1665 (Amsterdam), welche derselbe für die älteste hält, existiert eine vom Jahre 1666 (Paris, Sercy) und eine dritte von 1681, welche Livet benutzt hat. Nach dem *Extrait du Privilége* der Ausgabe von 1666, welche ich besitze, ist das Privileg am 15. Dezember 1661 erteilt, die Eintragung in den *Livre de la Communauté* im März 1662 erfolgt, der erste Druck im März 1662 vollendet; es muss also eine noch ältere Ausgabe als die genannten gegeben haben. Der Inhalt des sehr interessanten Buches ist noch erheblich älter; Bary sagt im *Avis au Lecteur: Ce n'est pas une pièce nouvellement faite que je vous présente, c'est un Ouvrage nouvellement corrigé, et comme à l'exception de quelques entretiens il y a vingt ans que mon Esprit de Cour estoit en manuscrit* etc. Das Buch bringt darnach Stoffe und Formen der feinen Unterhaltung zur Anschauung, wie solche zur Blütezeit des *Hôtel de Rambouillet* üblich waren.

Die Auswahl der Stücke ist geschickt und zweckdienlich, einige derselben, wie der grösste Teil der Auszüge aus dem Roman de Pure's, die Stücke von Faret, du Bosc, Courtin, Bary, aus den *Conversations* der Scudéry erscheinen hier zum erstenmale im Neudruck. Zu bedauern ist, dass der Verf. nicht auch *Ruelle mal assortie* (1644), sowie einiges aus *Des Mots à la Mode et des nouvelles Façons de parler, avec etc.* (4ème éd., la Haye, Troyel, 1693) dargeboten hat. Das erste der beiden Stücke ist trotz des Neudrucks von Aubry (*Trésor des pièces rares et inédites*, 1855) für Deutsche unzugänglich; die Mitteilung aus dem zweiten sehr seltenen Werkchen hätte gezeigt, wie gegen Ende des Jahrhundert's in der höfischen Gesellschaft eine ähnliche sprachliche Verirrung Platz griff, wie sie in der Mitte desselben bei den Damen des Bürgerstandes blühte und von Molière verewigt wurde.

Sämtliche Stücke bis auf drei sind in der Orthographie, welche die bekannten Ausgaben der *Grands Écrivains* (Hachette) befolgen, wiedergegeben; warum diese eigentlich doch unberechtigte Neuerung eingeführt ist, rechtfertigt der Verf. nicht.

Der Kommentar ist sehr reichhaltig und zeugt von grosser Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse und Litteratur; derselbe dient nicht bloss der notwendigen Erklärung, sondern bringt auch vielfach recht dankenswerte Erweiterungen der Texte. Soweit die behandelten Gegenstände durch die Forschung aufgeklärt sind, lässt der Kommentar den Rat suchenden wohl kaum in Stich, und das will bei der grossen Mannigfaltigkeit der sprachlichen, geschichtlichen, kultur- und litteraturgeschichtlichen Stoffe, sowie bei der Zerstreutheit des Materials viel sagen. Die

wenigen Bemerkungen, welche ich dazu mache, sollen daher das gespendete Lob durchaus nicht einschränken. Zu S. 51, 3 (Brief Voiture's) sagt der Verf., Tallemant definiere die Dichtungsart der *savants* als *vaudevilles;* diese Erklärung des Historiettenschreibers habe ich nicht finden können. Dagegen hätten ausser dem angeführten *pont-breton* noch zwei andere von Voiture aus Tallemant (I, 63; IV, 324[1]) beigebracht werden können. Die Vergleichung dieser drei ergibt, dass *ponto-bretons* epigrammatische, etwas boshafte Gedichtchen sind, bestehend aus sechs fünfsilbigen Versen mit der Reimfolge *abb aba,* wobei der Reim *a* männlich, der Reim *b* weiblich ist. — Zu Sorel's Satire auf die Liebhaberei für *Portraits* (S. 74) hätte auch Tallemant's Stossseufzer (VII, 59 Anm. 1) herangezogen werden können, der den Vorzug hat, dass er als aus dem Jahre 1658 stammend bezeichnet ist. — Zu S. 125, 3 *(bouts-rimés)* hätte des Erfinders derselben, Dulot, gedacht werden müssen, der durch Sarrazin's Gedicht *Dulot vaincu* und durch Tallemant's *Historiette* (VII, 1 ff.) hinreichend bekannt ist. Das als Muster mitgeteilte *bout-rimé* von Mme Deshoulières wäre besser in zwei vierzeilige, und zwei dreizeilige Strophen abgeteilt worden. — Auf S. 152, 11 spricht der abbé de Pure von den *Prudes* und *Feuillantines* als Vorläuferinnen der Preziösen. Dazu gibt der Verf. als Erklärung eine Nachricht über das 1622 in Paris gegründete Nonnenkloster des Feuillantenordens; es ist aber doch sehr zweifelhaft, ob de Pure diese Nonnen gemeint hat, ich glaube es nicht. Bei der Fülle des Verdienstlichen, welches das besprochene Werk enthält, hätte der Verf. ohne dem Ruhme seiner Gelehrsamkeit zu schaden, gestehen können, dass er eine Erklärung nicht zu geben wisse; er hätte sich dabei in guter Gesellschaft befunden, gibt doch Livet *(éd. des Préc. rid.* p. IX) auch keine Erklärung, und derselbe hat seit einem Menschenalter die Zeit und Litteratur der Preziösen an der Quelle studiert. — Zu S. 187, 5 wird bemerkt, dass Saint-Amant im *Hôtel de Rambouillet* unter dem Namen *Sapurnius* bekannt gewesen sei; ist das nachweisbar? Somaize im *Grand dictionnaire historique* (éd. Livet I, 63, 94) nennt ihn so, sagt aber weiter nichts.

Der Druck ist schön und im ganzen korrekt, nur wenige Druckfehler habe ich bemerkt: S. LVII *Molièriste* statt *Moliériste,* S. 26, 3 *privilége* statt *privilège,* S. 98, 15 *effett* statt *effet,* S. 161, 12 *je m'arrêtera(i),* S. 163, 19 *la autorité,* S. 188, 13 hätte die fehlerhafte Silbenteilung *particuli-èrement* vermieden werden können.

Ich habe einige Ausstellungen und Wünsche vorgebracht, wollte ich aber all des Guten und Tüchtigen gedenken, welches

in dem Werke dem Leser sich bietet, würde ich kein Ende finden, darum will ich das Buch nur noch den Studenten, Lehrern und Freunden der französischen Litteratur, speziell des XVII. Jahrhunderts recht warm zum Studium empfehlen; es ist auch eine Frucht der Verehrung Molière's, welche schon so viele nützliche Studien angeregt hat. W. Knörich.

Ehrhard, Auguste, *Les Comédies de Molière en Allemagne, le Théâtre et la Critique.* Paris, 1888. H. Lecène & Oudin. XXVIII, 545 S. gr. 8⁰.

Verfasser giebt zunächst eine litterarhistorische Übersicht der deutschen Litteratur und ihrer Beeinflussung durch die französische, wobei er sichere, aber hinlänglich bekannte Thatsachen mit herkömmlichen französischen Legenden verquickt. Natürlich ist der sogenannte *Charlemagne* wieder *souverain de la douce France*, der Rheinstrom ist „1870 den Franzosen entrissen worden“, Frankreich hat schon unter Heinrich IV. und Richelieu *à la tête de l'Europe* gestanden, den westfälischen Frieden haben nur die französischen Diplomaten gemacht. Protestantismus ist mit Denkfreiheit identisch, Friedrich I. von Preussen ein „lächerlicher“ Nachäffer Ludwigs XIV., die vertriebenen Hugenotten haben seit ihrer Niederlassung in Berlin „die Eroberung Deutschlands durch den französischen Genius vollendet und gesichert“. Die Shakespearebegeisterung des XVIII. Jahrhunderts ist ohne Voltaire's Einfluss nicht denkbar, Lessing's antifranzösische Richtung erst durch Diderot's Beispiel „ermutigt“, die deutsche Romantik soll „ultragermanisch“ gewesen sein, trotzdem sie so viele fremde Litteraturwerke zu übersetzen und nachzuahmen suchte. Das neue deutsche Reich sei ein *reconstitution* des alten, nur die französische Geistesrichtung und Geistesbildung herrsche noch weiter, so dass man das Græcia capta ferum victorem cepit auch auf die Schöpfung Kaiser Wilhelms anwenden könnte. Zola's und Daudet's Einfluss schreite mit jedem Tage vor und habe „die neueste Bewegung“ in der deutschen Litteratur (d. h. die unebenbürtigen Schmutz-„Romane“ der Alberti, Bleibtreu und Genossen) hervorgerufen. Die eigene Litteraturgeschichte kennt Herr E. nicht einmal hinlänglich. Voltaire's Schriften lässt er von allen Deutschen „ersichtlich gelesen“ werden, trotzdem Marquis de Luchet das Gegenteil durchblicken lässt und selbst in Paris viele der zahlreichen kleineren Erzeugnisse „der Manufactur von Ferney“ nur in wenigen Exemplaren, einzelne gar nicht aufzutreiben waren, wie F. M. Grimm in seiner *Corre-*

spondance uns verrät. Und der gut französische, echt nationalgesinnte Molière ist (S. 540) *le plus cosmopolite des poètes.* Das Werk selbst ist besser und gründlicher, als die Einleitung. Vieles über Nachahmungen, Anregungen, Übersetzungen der Molière'schen Komödie war allerdings schon von den französischen und deutschen Molièristen erforscht worden, aber E. giebt uns, zum Teil nach selbstständigen Quellenstudien, Unbekanntes über die wenig gelungenen Nachahmungen und Plünderungen des grossen Dichters durch Iffland, Kotzebue und viele längst vergessene Dichterlinge des XVII. und XVIII. Jahrhunderts. Dabei sucht er freilich Nachdichtungen und Entlehnungen, wo solche öfters kaum erweislich sind, wie er denn auch für Goethe's erste dramatische Versuche Anlehnung an Molière ohne überzeugende Gründe nachweisen will, und zieht vieles Ungehörige hinein. Der Abschnitt über Gottsched und seine Gattin ist nach sehr abgeleiteten deutschen Quellen bearbeitet, der über Lessing ohne selbständigen Wert und durch des Verfassers Franzosentum beeinflusst, ebenso bietet die Auseinandersetzung über Goethe nichts erheblich Neues. Die Darstellung des Verfassers ist bisweilen mehr germanisch-intuitiv als französisch-reflektierend, sie leidet an übergrosser, zuweilen ermüdender Breite. Ein relatives Verständnis deutscher Wesenseigentümlichkeiten und eine, wie es scheint, eingehende Kenntnis unserer Sprache hängen wohl mit E.'s offenbar germanischer Abstammung zusammen?

Der letzte Abschnitt *l'Allemagne contemporaine* leidet an grosser Überschätzung eines Börne, Heine, Lindau, Gross, und wie alle diese auch Molière huldigenden und das Pariser Franzosentum feiernden Herren heissen. Auch das „junge Deutschland" wird, wohl wegen seiner französischen Zuneigungen, übermässig hoch, dagegen Männer wie Freytag und Heyse zu tief gestellt. Von der heutigen deutschen Molièreforschung hat Herr E. sehr unrichtige und getrübte Ansichten. Ihre Hauptvertreter sind nach ihm Paul Lindau, Schweitzer und der freilich stark abgefertigte Jesuit Kreiten, die Werke der Fachgelehrten kennt er nur oberflächlich oder vom Hörensagen, wie er denn S. 510 dem Verfasser dieses eine Behauptung aufbürdet, an die derselbe nie gedacht hat. Weil Schweitzer ein Phantast und Reklamemacher war, sollen alle deutschen Molièristen „eine Kirche" mit „unduldsamen Fanatismus" bilden, und „Hohepriester" eines „Geheimkultus" sein, einer derselben wird sogar mit Molière's *Trissotin* verglichen. Sie hätten der Anerkennung Molière's in Deutschland nur geschadet, da zu seiner Schätzung eine „relative Unkenntnis" besser sei, als gelehrte litterarische und grammatische Forschungen (S. 534—535). „Eine einzige Darstellung eines

Molière'schen Stückes in der *Comedie française*" gäbe ein besseres Verständnis „als alle gelehrten Kommentare" (wozu dann die 570 Seiten des Ehrhard'schen Werkes)? die Meininger sind natürlich weit grössere Molièrekundige, als die Molièristen. Mit einem politischen Schlusssatze, in dem der Chauvinist aus der Hülle hervortritt, endet das fleissige, aber nicht immer kritische, selbständige und wissenschaftliche Werk. R. Mahrenholtz.

Molière, J. B. P., *Les Précieuses ridicules p.*, with Indroduction and Notes by E. G. W. Braunholtz, M. a. Ph. D. University Lecturer in French, Cambridge: At the University Press, 1890. XXV and 100 S.

Ein Vorzug — wenn schon ein äusserlicher — ist bei dieser englischen Schulausgabe die prunkvolle Wohlanständigkeit des Druckes und der Ausstattung. Aber auch die Studien des Herausgebers sind sehr gründliche und umfassen neben der englischen Molière-Litteratur auch die Hauptwerke der französischen und deutschen. Insbesondere sind Despois' Ausgabe des Stückes in den *Grands écrivains*, *Larroumets* Edition der *Pr. R.*, die Publikationen Fritsche's und des Referenten Molière-Biographie gewissenhaft benutzt worden. So gibt Mr. Br. in dem knappen, aber für den Zweck ausreichenden Lebensabriss des Dichters nur gut beglaubigte Thatsachen und begründete Annahmen, verzichtet auf die Nachbetung der schön klingenden, aber inhaltsleeren Legenden und der bestechenden, doch haltlosen Hypothesen. Nur hätten wir sorgfältigere Berücksichtigung der neuen Forschungen über Molière's Wanderjahre gewünscht.

Die Einleitung zum Stück selbst enthält eine treffliche, anschauliche Würdigung des Preziosentums, seiner Vorzüge und Schwächen, seiner berechtigten Reformen und geschmacklosen Übertreibungen. Hier musste jedoch neben Livet's, Cousin's und Larroumet's Auffassungen auch H. Kœrting's *Geschichte des französischen Romanes im XVII. Jahrhundert* zu Rate gezogen werden. Der Text der *Pr. R.* ist nach der ersten rechtmässigen Ausgabe mit Berücksichtigung der Varianten der Edition von 1682 gegeben worden, deren Wert übrigens Br. etwas zu hoch stellt, da er den beiden edirenden Schauspielern eine sorgsame Prüfung und Benutzung der *Msce.* Molière's zutraut. Wir hätten die Ausgabe von 1674—75, die vom Dichter mit Ausnahme eines Stückes, des *Malade imaginaire*, selbst für den Druck durchgesehen wurde, zu grunde gelegt und die Abweichungen la Grange's und Vinot's nur als Ausdruck der Theater-Tradition

hinzugefügt. Die oft überschätzte Edition des Jahres 1734 erklärt Br. mit gutem Grunde für *of inferior importance.* Die sehr fleissigen, 50 Seiten umfassenden Noten, berücksichtigen neben dem Formalen auch das Sachliche, sind aber etwas breit angelegt. In deutschen Schulen erklären wir manches von dem Herausgeber Erörterte überhaupt nicht, oder überlassen die Erläuterungen dem unterrichtenden Lehrer. Bei der Schwierigkeit, welche das Französische auch begabteren Engländern bereiten soll, hat jedoch Herr Br. vielleicht zweckentsprechend gehandelt. Der Appendix (S. 93 bis 96) gibt noch eine Zusammenstellung preziöser Redensarten nach Somaize's *Grand Dict. des Précieuses.* Den Schluss macht ein sorgfältiges Register. Als Schulausgabe betrachtet, kann diese Publikation sich den verwandten Leistungen Fritsche's, Knörich's an die Seite stellen.

R. Mahrenholtz.

Rossel, Virgile, *Histoire littéraire de la Suisse romande des origines à nos jours.* Tome Ier Genève-Bâle-Lyon, Georg. 1889. 532 S. 8°.

Eine zusammenfassende Litteraturgeschichte gab es bisher wohl für die deutsche, aber nicht für die französische Schweiz, an sich ist daher Herr Rossel's Werk ein grosses Verdienst. Auch billigen wir die Hineinziehung derjenigen französischen Schriftsteller, welche mehr in der grösseren Welt der französischen Monarchie, als in der kleineren der Schweizer „Cantönli“ gewirkt haben, aber ihrer Geburt nach der letzteren angehören, oder dort wenigstens einen Teil ihres Lebens zugebracht haben. Was wäre auch eine Geschichte der romanischen Schweiz ohne Calvin und Rousseau? Herr Rossel's Vorstudien sind zudem sehr eingehend detaillirt, seine Beurteilung, obwohl vom Schweizer Partikularismus und Calvinismus etwas beeinflusst, doch im ganzen eine sachliche. Nur hätte er sein Werk ausschliesslich für gelehrte Kreise bestimmen und nicht durch Hineintragung von Anekdoten, Zitaten und anderen entbehrlichen Einzelheiten den zweifelhaften Vorzug der Popularisierung mit einer Steigerung des Umfanges erkaufen sollen. Denn ein besonderes Interesse dürfen solche Schriften doch nur auf Seiten der Forscher und der Höhergebildeten in der eigenen, engeren Heimat suchen. Sehr verständig ist es, dass Herr R. die ganze mittelalterliche Zeit ziemlich kurz (S. 1—100) abthut, um desto ausführlicher sich der Zeit nach der Reformation zuzuwenden. Hier aber hätte das Bekannte oder Geringfügige nicht mit aller Breite des De-

tails geschildert werden sollen, wie das vor Allem in den Abschnitten über Calvin und seine Mitstreiter, Farel, Viret, de Beza (100—160) geschieht. Dagegen durften die allgemeine Cultur- und Weltgeschichte, die in ihrer Entwickelung und in ihrem Einflusse auf die besonderen Verhältnisse der romanischen Schweiz keineswegs überall aufgehellt sind, schon auf eingehendere Berücksichtigung Ansprüche machen. Glanzpunkte des Werkes sind ausser den Schilderungen der Genfer Reformation noch die zwei Kapitel des IV. Buches: *Les Savants. Influence de la Réforme* (S. 385—430) und die über die dogmatischen Streitereien der Genfer, Waldenser, Neuchâteler Theologen im XVII. und im Beginne des XVIII. Jahrhunderts (504—523). Mit diesen, also mit dem Übergange in die Zeit der Voltaire'schen und Rousseau'schen Aufklärung schliesst die Darstellung. Hervorzuheben sind sonst noch die frischen, anmutigen Schilderungen von François Bonivard, des bekannten *prisoner of Chillon* und Agrippa d'Aubignés, sowie manche feine ästhetische und kulturhistorische Bemerkung. Die massvolle Beurteilung Calvin's und seiner späteren Parteigänger könnte für den Fanatismus manches Schweizer und französischen Reformirten eine heilsame Lehre werden, wenn nicht der Glaube jeder Belehrung unzugänglich bliebe. Wir hoffen, noch ausführlicher den für 1891 angekündigten II. Band besprechen zu können und begnügen uns für Band I mit dieser kürzeren Anzeige.

R. Mahrenholtz.

Bengesco, Georges, *Voltaire, Bibliographie de ses Œuvres.* Paris, 1889. Ronveyre et G. Blond. Tome III. Preis 20 Fr.

In dem vorliegenden Bande hat der gründliche Bibliograph sich mutig in das Labyrinth der Korrespondenz Voltaire's gestürzt, die chronologischen Daten und den inneren Zusammenhang der 10 000—11 000 Briefe genau festgestellt und noch über 100 schon gedruckte, aber unübersichtlich zerstreute Schreiben des Philosophen mit aufgenommen. Ein vierter Band wird das grosse, mühselige Werk, an dem der Verfasser seit einem Jahrzehnte etwa thätig ist, zu Ende bringen.

Wenn schon die 18 Bände der Voltaire'schen Korrespondenz in Louis Moland's Ausgabe keineswegs so unvollkommen sind, wie uns das Herr Brunetière und andere ihm Nachsprechende glauben machen, so bietet doch Herr Bengesco Zusätze und Berichtungen mannichfacher Art. Verständigerweise hat er auf die Herausgabe der noch ungedruckten weder quantitativ, noch qua-

litativ wohl erheblichen Briefe Voltaire's verzichtet, denn die vorliegenden, zu denen noch über 1000 Schreiben an V. kamen, geben uns bereits ein ziemlich vollständiges Bild der Wandlungen und Beziehungen des „Schlauen, Vielgewandten“. Den Dank jedes Voltairisten hat sich Herr B. schon durch die früheren zwei Bände seiner *Bibliographie* in hohem Masse erworben und wir wünschen dem unermüdlichen, exakten Forscher baldige Vollendung seines hochverdienstlichen Werkes.

R. Mahrenholtz.

Bennewitz, Alex., *Congreve und Molière.* Litterarhistorische Untersuchung. Dissertation. Leipzig 1890. H. Hæssel. 159 S. 8⁰.

Ein Lieblingsthema von Doktordissertationen scheint seit Jahren der Einfluss Molière's auf die englischen Dramatiker der Restaurationszeit zu sein. Nach dieser Richtung hin ist namentlich Wycherley mehrfach behandelt worden, ohne dass sich für die Behauptung unsers Autors, Wycherley sei als „Schüler Molière's zu betrachten“, allzu starke Beweisgründe ergeben. Ähnlich steht es mit der Abhängigkeit Congreve's von dem französischen Vorgänger, welche B. in seiner höchst sorgfältigen, fleissigen Dissertation zu erweisen sucht. Wie Molière, so befolgten allerdings auch die Wycherley, Congreve und ihre dichterischen Zeitgenossen den Grundsatz: *Je prends mon bien, où je le trouve* und hierbei war sicher der in England allgemein bekannte Komödiendichter Frankreichs eine unerschöpfliche Fundgrube für Charakterzüge, witzige Pointen, Intriguenmotive u. s. w. Aber nebenbei ging auch der Einfluss der Shakespeare'schen Komödien her und manches ursprünglich dem Molière Entlehnte scheint Congreve erst durch Otway, Wycherley u. a. zugekommen zu sein. Wichtiger aber, als die Frage, ob der französische Dichter von Congreve selbst entstellt, verdorben und verwässert sei, oder ob sein Nachahmer zum Teil nur das von anderen Landsleuten schon Verbalhornisirte noch weiter verderbt habe, ist der grundverschiedene Charakter der Kunstdichtung Molière's und der effektvollen Bühnenmache eines Wycherley, Congreve u. a. In der That wählte auch Molière das Gesellschaftsleben von Versailles und Paris zum Vorbilde seiner dichterischen Gestaltungen, aber, statt sich mit einer poesielosen, abschreckend treuen Porträtirung zu begnügen, trug er die allgemein giltigen, ewig wahren Gegensätze des Lebens und Strebens und bestimmte religiöse oder ethische Ideen in seine Stücke hinein, wodurch er den meisten eine für alle Zeiten währende Bedentung sicherte.

Seine englischen Nachahmer waren mehr Photographen, als Künstler und man würde sie eher den modern-französischen Ehebruchs- und Prostitutions-Dramatikern, als Molière vergleichen, wenn ihnen nicht der Geist und die feine Bildung der Dumas, Sardou u. a. in hohem Grade gefehlt hätte. Nirgends ist die Poesie so in den Gestank des Bordells und den Koth der Gasse geschleift worden, wie in jener Zeit der ausgeartetsten, unverfeinerten Rohheit, Genusssucht und Rücksichtslosigkeit. Nun gibt ja B. dies im Grunde zu, aber damit entsteht die Frage: fanden denn die Congreve und die anderen *porci e grege Epicuri* die Vorlage zu dem verflachten Abbild ihren Charakteren, Intriguen, Spässen und Zoten nicht in dem Schmutze der Wirklichkeit selbst, mussten sie zu Molière ihre Zuflucht nehmen, um das diesem geraubte Gut zu verderben, zu entstellen und zu besudeln? Borgte nicht daneben Einer von dem Anderen die schmutzigen Effektszenen, unsauberen Charaktere, zotigen Gemeinplätze, um sich dann gegenseitig in der Wirkung auf den rohen Pöbel und die entarteten Hofleute zu überbieten? Lesen wir die Stücke eines Wicherley und Congreve, so fällt uns die innere Übereinstimmung der sittlichen Gemeinheit und der rohen Effekthascherei auf, von Molière werden wir doch nur hie und da in manchen Einzelheiten, die trotz ihrer Verrohung den Genius des Meisters nicht völlig verleugnen, erinnert? Auch an Shakespeare's Einfluss, wohlverstanden des Shakespeare, der sich zu den Gründlingen des Parterre herabliess, werden wir oft mehr gemahnt, als an den feinen, selbst in seinen volkstümlichen, derben Stücken massvollen Hofdichter Ludwig's XIV.

Mit diesen, zum Teil von B. selbst gemachten Einschränkungen können wir manche seiner Resultate acceptieren. Sie gehen dahin, dass Congreve in seinem Debut-Stücke, dem *Old Bachelor*, eine Anzahl possenhafter Stücke Molière's, wie *Mariage forcé*, *Mr. de Pourceaugnac*, *Fourberies de Scapin*, *George Dandin*, daneben auch, freilich mit Besudelungen gröbster Art, die beiden *Écoles*, den *Don Juan*, den *Dépit amoureux*, die *Princesse d'Elide* benutzt habe. Für den *Double Dealer* wird eine Beziehung zum *Tartuffe* mehr behauptet, als bewiesen, ersichtlicher ist die Verwertung einzelner komischer Szenen und Züge der *Femmes savantes*. In *Love for Love* ist die Anlehnung an den *Avare* uns ebenfalls weniger ersichtlich, als die Benutzung mancher Einzelbestandteile Molièrischer Stücke, die B. S. 71 ff. durchgeht. Aber auch hier brauchte C. manches nicht gerade aus dem französischen Vorgänger zu nehmen, da es Gemeingut der Komödie des XVII. Jahrhunderts war. *The Way of the World* ist ebenfalls ein Konglomerat aus Entlehnungen von Molière,

eigenen Umänderungen und Erfindnngen, offenbaren Abkonterfeiungen wirklicher Verhältnisse und Persönlichkeiten, die wir bei dem platt-realistischen, nirgends auf der Höhe der Kunst stehenden C. annehmen müssen.

Congreve nnd seine Schmutzgenossen sind verdienterweise vergessen worden, während Molière in der Sympathie der Edelsten aller Nationen fortlebt. Nicht, weil sie den Zweck der moralischen Besserung aus dem Auge liessen, sondern weil sie dem Niedrigen, Gemeinen, Unkünstlerischen huldigten, den Blick nur auf die Lachen und Untiefen des grossstädtischen Lebens richteten, die Erhebnng zu den verklärten Höhen der Poesie vergassen. Dass um Molière's willen man ihnen jetzt wieder Beachtung schenkt, ist ein Zeichen wissenschaftlicher Anfopferungsfähigkeit, welches unbedingte Anerkennung verdient.

R. Mahrenholtz.

Grand-Carteret, John, *J. J. Rousseau, jugé par les Français d'aujourd'hui.* Paris 1890. Librairie académiqne. 572 + XXXI S. 8⁰.

Im Verein mit einer Anzahl hervorragender Schriftsteller von Paris, unter denen wir nur J. Claretie, A. Daudet, J. Simon, G. Vapereau nennen, hat John Grand-Carteret, auch in Deutschland durch sein Bnch: *La France jugée par l'Allemagne*" bekannt, die wichtigsten Punkte in des Genfer Philosophen Leben und Wirken unter fortwährender Bezugnahme auf die hentigen Zustände eingehend behandelt.

Eine Reihe von schöngeformten, warmempfundenen Gedichten zu Rousseau's Gedächtnis eröffnen das Werk, hierauf folgen die wissenschaftlichen Beiträge.

1) *Défense de Rousseau contre ses calomniateurs.* Hier verteidigt John Grand-Carteret selbst den grossen Denker nnd Schriftsteller gegen die zahlreichen Anfeindungen, die seit fast anderthalb Jahrhnnderten gegen ihn gerichtet sind, indem er die verschiedenen Äusserungen der Antipathie und Sympathie uns in kritischer Abschätznng vorführt. Insbesondre wendet er sich gegen die vornehme, naserümpfende Geringschätznng unserer modischen Zola- nnd Dandet-Leserinnen, deren geistesverwandte Vorläuferinnen im XVIII. Jahrhundert wenigstens die natnrwahre, poesieerfüllte Schilderung der Leidenschaft in der *Nouvelle Héloïse* mit Begeisterung priesen und den seltsamen Schwächen Ronssean's langmütige Teilname spendeten. Im Grunde steht C. auf einem vermittelnden Standpunkte, welcher allein als der wissenschaftliche gelten kann.

2) G. Vapereau gibt dann einen Überblick über Rousseau's Leben und Werke in ebenso knapper wie sachkundiger Weise.

3) Das grosse, menschen- und völkerbeglückende Humanitäts-Ideal des Philosophen beleuchtet A. Eschenhaner in einem Aufsatze: *J. J. Rousseau, expliqué par lui-même*, freilich etwas zu panegyrisch, die Einseitigkeiten und Grillen Rousseau's nicht immer von den ewig wahren Gedanken und Bestrebungen scheidend.

4) Den Streit Voltaire's und Rousseau's entscheidet Ch. Gidel zu Gunsten des letzteren, manches dabei übergehend, was zur Entschuldigung und teilweisen Rechtfertigung des Philosophen von Ferney dient.

5) Den Schöpfer der modernen Naturbeseelnng im Gegensatz zu der unmittelbareren Naturempfindung der Alten schildert J. de Glouvet in seinem anmutig geschriebenen Essay: *Rousseau devant la nature*.

6) *Le Génie par l'Imagination* von E. Blémont weist auf die gewaltige Kraft der Fantasie Ronsseau's, welche in einem scharfen, bisweilen spitzfindigen Reflectieren ihr Gegengewicht hatte, hin.

7) *De l'amour chez Jean-Jacques* von Sutter-Laumann schildert die wechselnden Beziehungen Rousseau's zum weiblichen Geschlecht und seine Selbstoffenbarungen in der „*Nouv. Héloïse*“ wie in den „*Confessions*“ vielfach treu und wahr, bisweilen jedoch etwas ideal kolorirt.

8) *J. J. Rousseau, ses misères et son génie*, ein kenntnisreicher, scharf urteilender Aufsatz von E. Mouton stellt das Mass der Selbstverschuldung Rousseau's fest.

9) Wichtig für den Spezialforscher ist der ins medizinische Detail gehende Beitrag des Dr. J. Roussel: *Rousseau, son état pathologique, sa mort et ses enfants*, worin mit annähernder Gewissheit der Nachweis geführt wird, dass Rousseau überhaupt nie Vater von fünf Kindern gewesen sein könne, also das Schuldbekenntnis der Kinderaussetzung, wie er es in seiner Selbstbiographie gibt, eine romanhafte Erfindung sein müsse. Die vielumstrittene Frage des Selbstmordes Rousseau's erörtert der gelehrte Arzt noch einmal, lehnt den Selbstmord ab und hält einen Schlaganfall für wahrscheinlich.

In dem zweiten Teile, *L'Oeuvre*, beschäftigen sich vier gediegene Aufsätze von Ch. Fauvety, A. Reville, F. des Essarts und E. Garcin mit dem Verhältnis Rousseau's zur ersten Revolution, zum französischen Sozialismus nnd Kommunismus. In denselben wird neben dem, was Rousseau nnd seine Jünger von der radikalen Partei eint, auch sehr geschickt das Trennende hervorgehoben. In *Rousseau et l'éducation des filles* beklagt da-

gegen ein kluger Blaustrumpf (Maria Deraismes), dass der Vorkämpfer politischer Gleichheit nicht auch Vertreter der modernen Ideen von Frauenemanzipation gewesen sei.

Grösseren Wert hat A. Pougin's detaillirter, sachkundiger Aufsatz über Rousseau's Verdienste um die Musikreform und Einwirkung auf die späteren musikalischen Richtungen in Frankreich. Auch nach dem gelehrten Werke von A. Jansen behält dieser Aufsatz noch seinen eigenartigen Wert.

Die Beiträge unter XVII—XX wiederholen in selbständiger Weise manches schon in den vorhergehenden Abschnitten Besprochene, insbesondere ist in ihnen die ästhetische und pädagogische Seite wichtiger Schriften Rousseau's hervorgehoben worden. Eigen ist ihnen mehr als den übrigen die apologetische Richtung. Sie heissen: *Rousseau et les femmes* von H. Buffenoir, *Rousseau hygiéniste* von Dr. E. Monin. *De l'influence de la musique sur le style littér. de R.* von O. Comettant, *Esthétique du roman selon Rousseau* von P. Rouaix und *J. J. Rousseau moraliste et les Confessions* von J. Tronbat.

Einen mehr subjektiv-feuilletonistischen Charakter tragen die unter III *(Impress. diverses s. l'homme et l'oeuvre)* zusammengestellten kleineren Beiträge, von denen wir als besonders anziehend geschrieben nur den *Dialogue intime pour et contre Rousseau* von A. Daudet und *Rousseau et Schiller* von J. Claretie hervorheben wollen.

Aus dem wissenschaftlichen Geiste fallen die Schilderungen Ermenonville's und Bossey's (wo Rousseau seine letzten Lebensmonde und seine glücklichsten Jugendjahre verlebte) und die Erzählungen von einem angeblichen Enkel Rousseau's, der 1848 auf den Barrikaden als Opfer seiner gefährlichen Friedensliebe fiel, sowie von einem vermeintlichen Sohne des Philosophen, der mit seinem Vater in Ermenonville zusammengetroffen sein soll, heraus.

Wichtiger sind in V. die Notizen über die Rousseau-Statuen in- und ausserhalb Frankreichs, sowie über Manuskripte Rousseau's in der Bibliothek der französischen Deputirtenkammer und die Bibliographie der Rousseau-Litteratur (1879—90), eine fleissige Zusammenstellung vom Chefredakteur des Ganzen.

Anhangsweise finden unter VI. auch die bei der Enthüllung des Pariser Rousseau-Denkmales auf dem Pantheonplatz gehaltenen Reden ihre Stelle.

Ein besondrer Schmuck des gesammten Werkes sind die Statuen-Abbildungen und Autographen, elf an Zahl. Sehr reichhaltig und verschiedenartig ist also das Gebotene, jede Einseitigkeit von Parteimeinungen und Gefühlsäusserungen ist bei der grossen Anzahl (39) der Mitarbeiter ausgeschlossen. Wieder-

holungen und Widersprüche sind allerdings aus gleichem Grunde unvermeidlich, aber sie sind dem Streben nach allseitiger Erkenntnis und Wahrheitsfindung nur förderlich.

Man kann nicht sagen, dass in den oben skizzirten Aufsätzen erheblich neue Thatsachen oder Gesichtspunkte uns dargeboten würden, aber jedenfalls ist die reiche Litteratur über den Gegenstand sorgfältig ausgenutzt, das Bleibende in Rousseau's Wirken von dem Vergänglichen getrennt, in der Würdigung des Schriftstellers und Menschen Licht und Schatten richtig verteilt worden. Soviel in Frankreich auch schon über den Genfer, den die Verfasser der Sammelbeiträge mit gewissem Rechte nicht nur litterarisch, sondern auch national als Franzosen in Anspruch nehmen, geschrieben ist, das angeführte Werk behält seiner Idee und Ausführung nach einen eigenartigen Werth.

R. Mahrenholtz.

Kuttner, Max, *Das Naturgefühl bei den Altfranzosen und sein Einfluss auf ihre Dichtung.* Berlin, 1889. Diss. 85 S. 8⁰.

Die moderne Philologie scheint vielfach dieselben Bahnen einzuschlagen, welche ihre Stammmutter, die in Ehren ergraute klassische Philologie, vordem genommen hatte und, soweit ihr Beharrungsprinzip dies zulässt, noch wandelt. Nachdem die rein formal-sprachliche Richtung alter Zeit mehr und mehr aus der Mode gekommen ist, hat man sich der realistischen Seite, der lange so arg vernachlässigten, eifrig angenommen, und auch in dieser Hinsicht ist die neuere Philologie der alten nachgefolgt. Die hier vorliegende Untersuchung über das Naturgefühl bei den Altfranzosen schliesst sich der äusseren Form nach an die Schriften Bieses über *Die Entwickelung des Naturgefühls bei Griechen und Römern, bezw. im Mittelalter und in der Neuzeit* an, ist im übrigen völlig selbständig und auf sehr gründlichen Quellenstudien ruhend.

Jede Litteraturperiode muss zuvörderst nach historischem, genauer kultur-historischem Massstab gemessen werden, da der ästhetisch-philosophische alles in eine Zwangsjacke, deren Maschen oft willkürliche, abstrakte Kategorien sind, zu pressen liebt. Das Naturgefühl äussert sich bei uns Modernen völlig anders, als im Altertum, und im Mittelalter wieder in eigenartiger Weise. Wir pflegen bei unserer gesteigerten Subjektivität unsere Stimmung in die Natur hineinzutragen, auch die tote, leblose Welt des Anorganischen zu beseelen, nachdem wir sie von allem religiösen Aberglauben früherer Zeiten geläutert, somit also entgöttlicht

nnd in gewissem Sinne entgeistigt haben. Im Altertum stand der Mensch den grossartigen Naturerscheinungen mit einem aus Ehrfurcht und Grauen gemischten Gefühl gegenüber, weil er hinter ihnen das Wirken böser, feindseliger Gottheiten erblickte und beschränkte sich daher meist anf die Schilderung des Leiblichen, Anmutigen, welches er als veräusserlichte Thätigkeit guter Mächte auffasste. Die im Grunde optimistisch anschauenden Dichter Griechenlands haben daher die Schrecknisse der Natur nur da geschildert, wo sie in ihnen das Walten der Recht schirmenden und Unrecht strafenden Gottheiten sahen, wie die Meeresstürme, Blitz und Donner etc. Sie lassen die Dinge unmittelbar auf sich wirken und brauchen ihre eigenen Gemütsstimmungen um so weniger in dieselben hineinzutragen, als die Natur für sie nicht tot nnd leblos, sondern, genau wie die Erscheinungen des menschlichen Lebens, mit dem Geiste p e r s ö n l i c h w a l t e n d e r, göttlicher Mächte angefüllt ist. Der neuere Dichter, soweit er nicht zugleich eine tiefere naturwissenschaftliche Bildung hat, trennt das menschliche Leben von dem der aussermenschlichen Natur, für jenes lässt er die von Gott verliehene Selbstbestimmung gelten, während alles Tier-, Pflanzen- und anorganische Leben nach den unabänderlichen Naturgesetzen gelenkt wird. Um aber die Natur poetisch gestalten zu können, muss sie beseelt werden, und da die naive Auffassung, welche Tiere und selbst Bäume reden und sogar menschlich handeln lässt, unserem Bewusstsein abhanden gekommen ist, so kann der moderne Dichter nur die eigene Stimmung in die ihn umgebende Natur hineintragen.

Was die Naturanschauung des Mittelalters angeht, so war sie e i n e r s e i t s durch den religiösen Aberglauben, andererseits durch die Entfremdung von der Natur beeinflusst und beschränkt. Dem Geistlichen, welcher sein Leben grossenteils hinter Klostermauern vertrauerte, dem Bürger, der in die engen Gassen und hohen Giebelhäuser seiner Städte gebannt war, können wir Naturgefühl nur in eingeschränktem Masse zusprechen, aber auch der Ritter suchte in der Natur nur Kampf und Streit mit den Feinden seines Landes und seiner Kirche oder mit den bösen Zaubergewalten, an die sein ungebildeter Geist noch glaubte. Zudem brachte auch er die Winterszeit in den Burgen zu, oft in schlecht erleuchteten, fest geschlossenen Gemächern; waren doch die Fenster der Wohnräume klein und halbdunkel. Was er ausserhalb seines engeren Wirkungskreises, bei den Fahrten in ferne Gegenden und Lande, erblickte, wurde von ihm mit religiösen, nicht mit ästhetischen Gefühlen, bisweilen mit rohen, abergläubischen Vorstellungen erfüllt. Ganz heimisch und ver-

traut war er nur mit denjenigen Naturerscheinungen, die er auch in den Räumen seines Stammbesitzes täglich vor Augen sah, also mit den Gärten, Wiesen, Bäumen, Blumen u. s. w. Der Armut dieser Natureindrücke entsprach der formale Ausdruck, daher die geringe Abwechselung in den (oft stehenden) Epithetis, Bildern, Vergleichen, Metaphern, auf welche K. (S. 8—29) hinweist. Die Beziehung des Natürlichen auf das, was ihm besonders am Herzen lag, auf den Glauben und auf den von der Religion geweihten Streit, war von selbst gegeben. Den Gefahren und Leiden der Helden entspricht eine schreckende, düstere Naturumgebung, den Siegen und Triumphen steht die Natur ermutigend und heiter strahlend zur Seite. Bisweilen aber ist der Gegensatz der Unveränderlichkeit der Natur und des schnellen Wechsels im menschlichen Leben dem Dichter zum Bewusstsein gekommen. Der Ritter, welcher am herrlichen Maienmorgen, bei lachendem, wolkenlosem Himmel auszieht, liegt, wenn die Sonne sich neigt, auf dem lieblichen Anger tot zu Boden, der Himmel aber sieht unbewegt auf ihn nieder. Gewöhnlich ist das in den altfranzösischen Dichtungen nicht, vielmehr wird die Natur zur Mitleidenschaft an den menschlichen Geschicken gezwungen, wirken doch in ihr dieselbe bösen nnd guten Mächte, wie im Menschenleben. Herrlich ist das Wetter, hell das Firmament, wenn die Ungläubigen dahingestreckt werden, dagegen deckt düstere Nacht die Erde oder Donner und Blitze schrecken die Menschen, wenn der Verrat sich naht oder der Gottesstreiter seinem Geschicke erliegt.

In der Lyrik tritt die Natur mehr in den Vordergrund, während im Epos das Gewühl des ritterlichen Treibens Hauptgegenstand der Schilderung ist, die Naturbeschreibung nur zur Staffage oder notwendigen und zuweilen unbeholfenen Einleitung dient. Aber das Epos war eben die Haupt- und Lieblingsgattung der altfranzösischen Dichtung.

Die Kreuzzüge haben auch den Natursinn der ritterlichen Streiter und Dichter erweitert, aber zuvörderst waren die mit dem Zauber orientalischer Naturpracht geschmückten Lande nur Tummelplatz wilder, fanatischer Leidenschaft und Sitz der von Gott verdammten, mit der Zauberei im Bunde stehenden „Heiden“. (Bekanntlich sieht die mittelalterliche Kirche in den Nicht-Christen nur „Heiden“, ihrer Anschauung huldigend bezeichnet wohl A. Stern in seiner *Geschichte der Weltlitteratur* das arabische Spanien als „heidnischen“ Kulturstaat.) Darum die furchtsame Zurückhaltung in der Schilderung ferner ausländischer Gegenden, die auch den unter dem Einflusse der Kreuzzngsperiode geschriebenen altfranzösischen Dichtungen eigen ist. Das Resultat, zu welchem

K. am Schlusse seiner lesenswerten Abhandlung gelangt, ist daher für die erwähnte Dichtungszeit kein günstiges. „Die Bedingungen für ein tiefes Naturgefühl sind vollständig vorhanden, es fehlt aber die Kraft des Geistes, losgelöst von dem rein Menschlichen, den Dingen der Aussenwelt eine unabhängige Sonderexistenz einzuräumen, um sie zum Gegenstande liebevoller Betrachtung und Darstellung zu machen." Nur Chrestien de Troyes kommt nach seiner Darlegung bisweilen über die Eintönigkeit und Armseligkeit der Naturschilderung hinaus.

Ich möchte darum nicht die Naturempfindung der Altfranzosen, wie das auch K. nicht eigentlich thut, tiefer stellen, als die unserer heutigen Kulturwelt. Ist auch der Gesichtskreis viel enger, wie denn überhaupt Enge des Horizonts zum Wesen des Mittelalters gehört und von der Hauptkrankheit, dem Aberglauben, beeinflusst, so haben die altfranzösischen Dichter sich in ihren Bildern und Vergleichen vor der Geschraubtheit und Verkünstlung bewahrt, die seit der romantischen Litteraturperiode ein chronisches Leiden unserer Dichtung, namentlich der lyrischen, ist. Besonders ist diese Verkünstlung des von der Natur Abstrahierten und auf das menschliche Thun Übertragenen der jüdischen Dichterwelt eigen und beginnt recht eigentlich mit Heinrich Heine, dessen Naturbilder K. sehr unberechtigt mit denen Gœthe's zusammenstellt. Bei Gœthe herrscht die unmittelbare Empfänglichkeit für das Naturleben in derselben Weise vor, wie im klassischen Altertum, nur dass sein Anschauungskreis ein ungleich reicherer, vielseitiger, ausdrucksvollerer ist. Bei den Dichtern, welche an der romantischen Effekthascherei festhalten, ist alles reflektiert, gesucht und geschraubt, die Natur tritt bei ihnen in den Dienst moderner Empfindungen und Interessen, gerade, wie sie im Altertum und Mittelalter dem polytheistischen oder katholischen Aberglauben dienstbar gemacht wurde. Naturschilderungen werden daher Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Das Mittelalter, und somit auch das altfranzösische, hat infolge der dualistischen Weltanschauung, die in der Natur den Sitz des Bösen, Unheiligen, in dem Geistigen, d. h. Kirchlichen, die Schutzwehr des Natürlichen und Fleischlichen erblickte, sich vielfach der grossen, weiten Welt mit ihrer Pracht und Herrlichkeit entfremdet oder sie in die engere Welt des Kirchlichen eingezwängt, aber den gesunden Sinn für die unmittelbare, ursprüngliche Naturempfindung nicht völlig eingebüsst. Die Frische der Naturbilder und aus der Natur entlehnten Vergleiche ist ein grosser Vorzug der mittelalterlichen Dichter vor den modernen, und kommt da recht zum Vorschein, wo sie mittelbar aus ewig jungem Bronn der homerischen Gesänge und anderer hellenischer Meisterdichtungen sich stärken und er-

frischen können. Leider ist das nur allzu selten, denn mit der Kenntniss der altgriechischen Sprache ging ja auch die Forschung nach den ursprünglichen Quellen der hellenischen Litteratur verloren, nur aus trüben, mönchisch düsteren Quellwassern strömte das Leben von Hellas den geistlichen und ritterlichen Dichtern jener Zeit zu. Wie die Dichtung, litt darunter auch die bildende Kunst, daher die im 5. Kapitel (S. 82—84) von K. zusammengestellten „dichterischen Zeugnisse für die Darstellung der Natur durch die bildenden Künste" quantitativ dürftig sind. Am Schluss dem Verfasser für seine fleissige, verständige Arbeit unsere volle Zustimmung und ein *Vivant sequentes.*

R. Mahrenholtz.

Pilz, Oskar, *Beiträge zur Kenntnis der altfranzösischen Fabliaux. 1. Die Bedeutung des Wortes Fablel.* Stettin, 1889. 24 S. 4°. (Marburger Dissertation.)

Angeregt durch Montaiglon's *Recueil général et complet des Fabliaux des XIII^e et XIV^e siècles* (1872 etc.) sucht der Verfasser die Frage zu beantworten: „Was ist ein *Fablel?*" oder: „Was verstanden die mittelalterlichen *trouvères* unter einem *Fablel?*"

Als notwendige Voraussetzung wird hingestellt, dass nur dichterische Schöpfungen unter der Flagge *Fablel* segeln, und dass nur solchen der Name *Fablel* beigelegt werden könne, die von den Dichtern selbst so genannt würden. Hiervon ausgehend hat der Verfasser, um zu einer Definition zu gelangen, eine grosse Anzahl altfranzösischer Dichtungen von mässigem Umfange — hier schleicht sich eine 3. Voraussetzung ein — geprüft und nur 81 Stücke gefunden, die den in der 2. Voraussetzung ausgesprochenen Anforderungen genügen. Diese 81 „echten" *Fabliaux* scheidet der Verfasser in 7 Gruppen, und zwar dem Inhalte nach, denn da die Form immer die poetische sei — der Verfasser holt hier (S. 13) ein Versäumnis nach — könne für ihren Charakter nur der Inhalt massgebend sein. In die erste Gruppe gehören 64 Gedichte, deren Gedankengang der Verfasser kurz bespricht oder andeutet. Diese hält er für durchaus echte *Fabliaux* und geht nun (S. 15) mit einem Sprunge zur Definition über: „Die mittelalterlichen Dichter verstanden darunter die poetische Darstellung eines Abenteuers, das sich zumeist innerhalb der Grenzen des gewöhnlichen Lebens zuträgt. Das *Fablel* gehört also der rein epischen oder der episch-didaktischen Poesie an. Sein Hauptzweck ist zu unterhalten. Erst allmählich schliesst

sich an die Erzählung eine Lehre an. Mit einer einzigen Ausnahme sind die *Fabliaux* in paarweise gereimten Achtsilblern abgefasst." Auf Grund dieser Feststellung werden eine Anzahl nicht als *Fabliaux* bezeichneter, von Montaiglon u. a. veröffentlichten *Fabliaux* als solche erwiesen (S. 15 f.) und von den oben genannten 81 *Fabliaux* die fehlenden 17, obgleich sie diesen Namen tragen, anderen Gattungen zuerkannt, nämlich 4 (2. Gruppe) den *Fabeln*, 2 (3. Gruppe) den *débats*, 8 (4. Gruppe) den *Dits* und je 1 (5., 6. und 7. Gruppe) der *Allegorie* (?), der *Satire* und dem *Abenteuerroman*. Damit ist der Verfasser zur Schlussbetrachtung gelangt. Eingestreut finden sich S. 18 f. „Bemerkungen über die *Lais* in ihrem Verhältnisse zu den *Fabliaux*", deren Inhalt in dem Schlusssatze gipfelt: „Unter *Lai* verstanden die mittelalterlichen Dichter auch ein *Fablel*, eine *Fabel*, einen kurzen *Abenteuerroman* und sogar ein *Dit*."

Die Schrift ist des Stoffes wegen beachtenswert, aber auch nur deshalb, denn mit des Verfassers Methode kann man sich nicht einverstanden erklären. Will man zu einer Begriffsbestimmung des Wortes *Fablel* gelangen, so ist gewiss richtig, dass man nur von denjenigen Dichtungen ausgehen kann, die thatsächlich die Marke *Fablel* an der Stirn tragen. Solcher hat der Verfasser im ganzen 81 gefunden. Anstatt dieselben uns nun insgesamt vorzuführen, dabei die wesentlichen gemeinsamen Merkmale klarzulegen und uns Schritt für Schritt mit logischen Gründen zu einer Definition hinzudrängen, ordnet der Verfasser, aber ohne uns sein Einteilungsprinzip zu verraten, seine Stücke von vornherein in 7 Gruppen, und zwar, wie man später erkennt, auf Grund einer Definition, die sich ihm durch seine Vorarbeiten ergeben hat. Diese Definition wird uns nach den ersten 64 Stücken, die für echt erklärt werden, nicht mehr vorenthalten, aber ohne dass deren Inhalt vorher irgendwie nach gemeinsamen Zügen zusammengefasst worden sei. Nach dieser Überraschung werden die 17 *Fabliaux* behandelt, welche auf Grund der Definition als unecht anzusehen sind. Bei solcher Methode haben die seitenfüllenden Inhaltsangaben, die der Verfasser, allerdings nicht durchgehends, bietet, keinen Zweck. Mutet er uns vielleicht zu, die Richtigkeit seiner Definition darnach zu prüfen, so ist zu sagen, dass sie ungleichmässig sind, und dass man lieber die Urtexte lesen würde. Oder soll man durch seine trockenen Aufzählungen ein lebendiges, packendes Bild von dem erhalten, was ein *Fablel* wirklich ist?

Da des Verfassers Definition, wie er selbst (S. 15) gesteht, im Wesentlichen mit der Montaiglon's (I, S. VII) übereinstimmt, da ferner seine Schlussbetrachtung nur bestätigt, dass

der Begriff *Fablel* bei Dichtern und Litterarhistorikern nicht scharf genug gefasst worden ist, so hätte die vorliegende Arbeit auf wenige Seiten zusammengezogen werden können. Wäre dann eine zusammenfassende ästhetische Betrachtung der *Fabliaux* auch im Hinblick auf die verwandten Gattungen der Poesie angeschlossen worden, dann wäre vielleicht ein Buch entstanden, das man mit Genuss studiert haben würde. Leider treibt die Wissenschaft unaufhaltsam der Spezialisierung zu. Um so nachdrücklicher muss man fordern, dass selbst die speziellste Monographie den Zusammenhang nicht verliere.

Immerhin ist Pilz' Untersuchung anregend, und da er nach dem Titel zu urteilen, sie fortzusetzen gedenkt, so wünschen wir dieser neuen Arbeit eine Ausführung in der angedeuteten Weise. Ich stelle mir dieselbe als ein Buch vor, das jeder Gebildete mit Befriedigung lesen würde. Ein anziehendes Kapitel z. B. müsste nach meinem Dafürhalten über den Humor in den *Fabliaux* geschrieben werden können.

MAX FR. MANN.

Othmer, Karl, *Das Verhältnis von Christian's von Troyes Erec et Enide zu* dem *(sic!* singularis *mabinogi*, pluralis *mabinogion*) *mabinogiou des roten Buches von Hergest Geraint ab Erbin.* Inaug.-Dissert. der Universität Bonn. Köln 1889. 8⁰. 66 S.

Die sorgfältig ausgeführte Arbeit steht im engsten Zusammenhang mit einer Frage, welche nicht bloss für die altfranzösische, sondern auch für die vergleichende Litteraturgeschichte des Mittelalters überhaupt von grösster Wichtigkeit ist: diese Frage betrifft nämlich die Entstehung des sogenannten bretonischen oder Artusepos. Der Ursprung dieser berühmten Dichtungen wird noch allgemein im Keltentum gesucht, aber einer wissenschaftlichen Erörternng gegenüber vermag diese Annahme schwerlich Stich zu halten. W. Foerster hat in seinen Ausgaben der Werke des Christian von Troyes Bd. I *Cliges* S. XVI u. Bd. II (1887) *Yvain* S. XX—XXXI diese Ansicht sehr entschieden und meines Erachtens mit gutem Grunde zurückgewiesen, indem er die Schöpfung der Artusgedichte insbesondere derjenigen des Christian von Troyes *(Yvain, Erec, Perceval)* den Kelten, genauer dem britischen in der Bretagne und in England ansässigen Stamme absprach, und sie vielmehr den Franzosen, zum Teil wie den *Yvain* ganz und gar nur Christian zuschrieb. Völlig unabhängig von Foerster war Referent bezüglich des *Tristan* zu

demselben Ergebnis gelangt, da der Stoff hier nur in wenigen untergeordneten Punkten keltische Beziehungen aufweist, sich aber ungezwungen als französisches Geisteswerk erklärt (vgl. meine Schrift *Die Sage von Tristan und Isolde*, München 1887; Beilage zur *Allgemeinen Zeitung* 1890 No. 13; *Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte*, neue Folge Bd. III, S. 211—219). Allem Anschein nach muss der Anteil, den die Kelten an den altfranzösischen Artusepen haben, auf ein verhältnissmässig sehr geringes Mass beschränkt werden, und dürfen die Franzosen das Anrecht auf die Urheberschaft der Werke beanspruchen, die aus dem französischen Geiste in ihrer Gesamtheit, in ihrer ganzen Anlage hervorgingen, und nur hie und da mit keltischen Schnörkeln verziert oder durch Aufnahme einzelner keltischer Bausteine bereichert wurden. Bei der Entscheidung dieser Frage ist es von Wichtigkeit, die in der keltischen (kymrischen) Litteratur vorhandenen Denkmäler, welche in Zusammenhang mit den altfranzösischen Gedichten stehen, zu untersuchen. Es sind dies gelegentliche Anspielungen in den Triaden und die drei unrichtig sog. Mabinogion von der Dame von der Quelle, von Geraint ab Erbin und von Peredur, welche den Gedichten Christians *Yvain*, *Erec*, *Perceval* entsprechen. In früheren Zeiten hat man frischweg darin die ursprünglichen keltischen Werke gesehen, aus denen die französischen abzuleiten wären; heutzutage ist man skeptischer, man sieht umgekehrt in den französischen Gedichten, sei es nun den uns erhaltenen oder anderweitigen hypothetisch erschlossenen die Quellen für die kymrischen. Alle Rettungsversuche, auch der jüngste von A. Nutt in seinem Buch *Studies on the legend of the holy grail* (London 1888) bezüglich des *Peredur*, die in irgend welcher Form unter Anerkennung des französischen Einflusses doch noch ältere echte Züge entdecken und damit auf eine den erhaltenen französischen Gedichten vorausliegende Entwickelungsstufe dieser Sagen schliessen zu können vermeinen, sind unhaltbar. Allerdings befinden sich einige Nebenumstände im *Peredur* im Einklang mit der übrigen keltischen Sage, welche im Perceval verwischt erscheinen, so nach Zimmer's Ansicht die Blutstropfen im Schnee, durch welche Perceval-Peredur an seine Gattin erinnert wird (vgl. Nutt *a. a. O.* S. 137—138; Mac Innes and A. Nutt, *Folk and hero tales*, London 1890 S. 434; zu dem Motiv der Blutstropfen in seiner weiten, auch ausserkeltischen Verbreitung vgl. noch J. Grimm, *altdeutsche Wälder* I, 1—30). Ich vermag aber hierin nur den Versuch des Mabinogi zu sehen, den Stoff, welchem es keltische Färbung zu geben bemüht ist, mit den übrigen kymrischen Sagen in Einstimmung zu bringen. Solchen im Verhältnis zum ganzen doch nebensächlichen

Dingen kann unmöglich die Bedeutung zukommen, welche Nutt ihnen beimisst. Es lassen sich in ganz zweifellosen Fällen, z. B. beim Übergang der litterarischen Völsungasaga ins nordische Volkslied, Beispiele anführen, dass an die von neuem unters Volk d. h. in die volkstümliche Form gebrachten Litteraturwerke solche echt märchenhafte Züge anwachsen, wie sie uralt und der Folklore wohlbekannt sind. Aber sie sind trotzdem erst später accidentell hinzugekommen und verstatten keinerlei Rückschlüsse aufs Original, in dem die volkstümliche Wendung nicht stand. So beurteile ich entschieden auch diesen Zug des Peredur. Ein kymrisches Original vollends aus dem einerseits Christian, andererseits die Mabinogion sich herleiten liessen, ist eine leicht zu widerlegende Hypothese. Othmer tritt den Nachweis an für die bereits von Fauriel, W. L. Holland, Paulin Paris, Holtzmann und besonders W. Foerster ausgesprochene Behauptung, dass *Geraint* gleichwie *Owein* aus dem *Yvain* (vgl. Foerster *Yvain* S. XX ff.), aus Christian's *Erec* unmittelbar in freier Weise übersetzt worden ist. Eine sorgfältige, weitläufige Vergleichung muss jeden, der sehen will, von der Richtigkeit dieses Satzes zur Genüge überzeugen. Die Ergebnisse sind kurz folgende: der gemeinsame Inhalt der beiden Versionen der Erecsage, der altfranzösischen und der kymrischen ist ein so weitgehender, dass an einer direkten Abhängigkeit der beiden Werke von einander gar nicht gezweifelt werden kann. Er erstreckt sich bis auf wörtliche Übereinstimmungen. Der gemeinsame Inhalt beruht aber ferner ganz und gar auf den Anschauungen des ausgebildeten französischen Ritterwesens; dadurch ist der französische Ursprung der Erzählung klar erwiesen. Das Mabinogi spielt sogar einmal deutlich auf die französische Vorlage an (vgl. S. 62; bereits Holtzmann, *Germania* 12, 263 hat die Stelle richtig erkannt und beurteilt), und es weist einige Missverständnisse auf, die aus ungenügendem Verständnis der altfranzösischen Verse entsprangen. Dagegen zeigt das Mabinogi auch einige Eigenheiten, die sich jedoch deutlich als äusserliche Zuthaten kennzeichnen und zum Teil mit dem Inhalte der Erecgeschichte in Widerspruch geraten. Sie erklären sich aus dem Bestreben, der Fabel ein keltisches Gepräge zu geben, durch Einführung einiger unbedeutender neuer Züge und durch ausgedehnten Gebrauch von keltischen Personennamen, darunter solchen, die der keltischen Sage angehören. Dadurch erhält die Erzählung allerdings den äusserlichen Anschein, als ob sie unter Kelten bodenständig wäre; aber er kann keinen tiefer Blickenden täuschen. Die Resultate der Untersuchung, die Foerster bereits aussprach und von Othmer nur detailliert begründen liess, muss Referent

durchweg billigen; die bis ins Einzelne gehende genaue Vergleichung verdient alles Lob, wie mir überhaupt die Arbeit, obwohl sie einen neuen Gedanken nicht enthält, sehr nützlich zu sein scheint. Zu bedauern ist, dass sich Othmer der Übersetzung der Lady Guest bedienen musste; dieselbe ist ziemlich frei und beruht auf keinem genauen Text; jetzt ist diesem Übelstande abgeholfen durch Loth, *les mabinogion traduits en entier pour la première fois en français.* 2 Bände. Paris 1889, auf welche Übertragung, beruhend auf Prof. Rhys Neuausgabe des kymrischen Textes, hier nachdrücklich hingewiesen sei; in der Einleitung stellt sich Loth freilich auf einen Standpunkt, den wir nicht teilen können (vgl. Foerster's Anmerkung bei Othmer S. 3—4). Übrigens wäre auch durch Benützung dieser wortgetreuen Übersetzung an der Arbeit Othmer's wenig anders ausgefallen. Von grösstem Vorteil aber wäre es, wenn einmal ein Kenner der kymrischen Sprache die Vergleichung zwischen Christian und den Mabinogion vornehmen wollte; gewiss würde er manche Stellen finden, an denen aus sprachlichen Gründen die Abhängigkeit von den französischen Gedichten nachweisbar ist, die aber demjenigen, welcher nur Übersetzungen, und seien es auch die besten, benützen kann, entgehen müssen. G. Paris (*Romania* X, 468; *histoire littéraire* XXX, S. 13, 25, 27, 29, 260, auch noch *Romania* XIX, 157 in einer kurzen Notiz über Othmer's Dissertation, Loth *a. a. O.* I, S. 14—15) glaubt, eine anglonormannische Quelle annehmen zu sollen, aus welcher Christian's Gedichte und die Mabinogion je für sich allein flossen, so dass also Erec und Geraint unabhängig von einander wären. Es ist nun allerdings richtig, dass die französischen Kunstdichter keineswegs immer die ersten gewesen sind, welche den Stoff dichterisch behandelt haben, sondern dass Werke der Fahrenden ihnen vorangingen. Beim Tristan können wir an der Hand der Quellen verfolgen, wie der Stoff vom Kunstdichter übernommen und umgestaltet wurde. Im Erec macht Christian eine Quelle freilich in etwas allgemeinen Ausdrücken namhaft; so ganz hiervon absehen, wie Othmer nach Foerster S. 61, möchte man vielleicht nicht, zumal im Hinblick auf andere Fälle wie z. B. beim *trouvere* Thomas; im *Perceval* nennt Christian bestimmt ein Buch, das ihm zur Bearbeitung übergeben worden sei. Aber andere Erwägungen kommen in Betracht. Zwischen dem Kunstdichter und dem fahrenden Chanteur und Conteur ist ein gewaltiger Abstand. Der erstere macht die Erzählungen hoffähig und ändert auch am Stofflichen sehr Vieles. Christian ist anerkanntermassen der gewandteste und begabteste, und schon im *Cliges*, der einem anderen litterarischen Kreise, dem byzantinisch-orientalischen entstammt,

macht sich seine selbständige Erfindnngskraft bemerkbar. Eine französische Quelle, wie sie G. Paris will, führt ein Werk in die Litteraturgeschichte ein, für welche diese eigentlich keinen Platz hat; Christian wird in einem beträchtlichen Teile seiner Gedichte znm sklavischen Abschreiber, und nicht einmal der Ruhm bleibt ihm mehr, den Stoff mit neuem ritterlich-höfischen Geiste erfüllt zn haben. Die hypothetische Quelle wäre fast identisch mit Christian, und das verträgt sich doch kaum mit seiner ganzen Persönlichkeit. Viel besser erklärt Foerster, wesshalb der *Erec* und *Yvain* mit den Mabinoglon die Grundlage gemein haben und woher die abweichenden Stellen der letzteren kommen. Selbst wenn wir die Möglichkeit zugäben, dass Christian im Erec auf französische Vorläufer anspielt, so darf das Mabinogi von Geraint doch damit nicht in Verbindung gebracht werden. Die fraglichen Quellen Christian's sind jedenfalls von ganz anderer Beschaffenheit gewesen, als die von G. Paris vorausgesetzten Gedichte.

Für die *Yvain* und *Erec* gegenüberstehenden Mabinogion halte ich den Nachweis für erbracht, dass sie unmittelbar aus Christian's Gedichten im XIII. Jahrhundert (denn bereits aus der Zeit zwischen 1225 und 1275 sind Manuskripte nachweisbar, vgl. Loth, tome I, S. 4, Anm. 2, was übrigens nicht ausschliesst, dass die Mabinogion auch noch früher, im XII. Jahrhundert schon kurz nach Christian's Gedichten entstanden, vgl. Loth *a. a. O.* S. 17 u. 18) hervorgegangen sind. Das Bestreben des Bearbeiters oder der Bearbeiter — auch diese Frage dürfte sich aus dem kymrischen Texte entscheiden lassen — ist, für den gekürzten Inhalt der französischen Gedichte äusserlichen Anschluss an die keltische Umgebung zu gewinnen, in welche der altfranzösische Stoff eingeführt wird. Demnach müssen die beiden Mabinogion als abgeleitet bei der Frage nach der Herkunft und Entstehung der Gedichte Christian's völlig ausser Ansatz bleiben. Man darf aus ihnen weder, wie es teilweise früher geschah, eine keltische, noch wie es jetzt geschieht, eine anglonormännische Urquelle erschliessen, welche vor Christian, also zirka auf 1150, fällt, und die nicht bloss inhaltlich, sondern auch formell im Wesentlichen identisch mit ihm sein müsste. Im *Litbl. für germ. u. rom. Phil.* 1890 Nr. 7 ist Foerster der Hypothese G. Paris' über ein anglonormännisches Medium, das zwischen Chrestien und seinen Stoffen liegen soll, mit gewichtigen Gründen entgegengetreten. Beim Perceval-Peredur liegt die Sache etwas verwickelter, da er neben viel Christianischem auch Eigentümliches bietet und neben Sir Perceval of Galles eine besondere Stellung einnimmt (Foerster, *Yvain* S. XXVIII). Aber auch hier ist die bereits von

Zarncke und Birch-Hirschfeld (*Die Sage vom Graal* S. 205 ff.) verteidigte Ansicht der Abhängigkeit des Peredur von Christian's *Conte del Graal* und von dessen Einleitung und der Fortsetzung durch Gautier die allein richtige; weder Sir Perceval noch Peredur berechtigen zur Hypothese eines anglonormännischen Perceval, aus dem alle drei erhaltenen Fassungen mehr oder weniger sklavisch abgeschrieben sein müssten und welcher sich noch enger an die keltische Ursage angeschlossen hätte. Ich benütze hier die Gelegenheit zu einer Berichtigung; anlässlich der Wolfram-Kyôtfrage stellte ich es als möglich hin, dass die wörtlichen Übereinstimmungen zwischen Wolfram-Guiot und Chrestien aus einer gemeinschaftlichen Quelle beider abgeleitet werden könnten (vgl. *Romanische Forschungen* V, S. 120). Diese Urquelle ist rein hypothetisch und höchst unwahrscheinlich. Die Sache muss sich so verhalten, dass Guiot Chrestien's Werk bearbeitete, teils wortwörtlich abschrieb, teils, wo Chrestien ihm nimmer vorlag, frei erfand und überall gegen Chrestien zur Erhöhung des eigenen Ruhmes in dreister Weise polemisierte. Wolfram lag des Provenzalen Guiot Gedicht in französischer Umschrift vor (*Parz.* 416, 25 ff.; vgl. hierzu auch Bartsch, *germanist. Studien* 2, 114 ff.). Über das Verhältnis von Perceval-Peredur werde ich bald Weiteres berichten in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie vom 7. Juni 1890. W. Golther.

Jacobsmühlen, Hermann zur, *Zur Charakteristik des König Artus im altfranzösischen Kunstepos.* Inaugural-Dissert. Marburg 1888. 8⁰. 67 S.

In der Art und Weise der zahlreichen anderen Marburger Dissertationen hat der Verfasser in übersichtlicher Weise zusammengestellt und registriert, was er über Artus in einer Anzahl altfranzösischer Gedichte auffand. Im Text entwirft er die Charakteristik, in den Anmerkungen teilt er fast für jeden Satz entsprechende Belegstellen mit. Besonders viel und wichtiges konnte natürlich nicht herauskommen, denn Artus spielt in den Gedichten eben einmal eine blosse Statistenrolle. Man trifft sich am Hofe des Königs, der Pracht und Lustbarkeit liebt, gegen fahrende Ritter freigebig ist und ihnen, wo er nur kann, Hilfe angedeihen lässt; aber der Artushof ist immer nur Ausgangspunkt oder Rendez-vous, und so wird nur gelegentlich in den Romanen darauf Bezug genommen. Man hat ihm mit einer besonderen Charakteristik in der Form, wie sie J. versucht, fast zuviel Ehre angetan; immerhin ist es von Interesse, zu sehen, wie wenig

Bedeutung der Artusfigur zukommt. Als Flüchtigkeit ist zu rügen, dass Pfeffer S. 2 und 31 als Pfeiffer zitirt und dass eine Stelle seines Fortsetzers Gerbert (42 568 ff.) S. 61 dem Chrestien von Troyes zugeschrieben wird! Unseres Erachtens hätte die Arbeit anziehender gestaltet werden dürfen, wodurch der altfranzösischen Litteraturgeschichte ein wirklicher und wertvoller Dienst geschehen wäre. Der Verfasser gibt sich gar keine Mühe, die Artusgestalt bei späteren und älteren Dichtern, in den Lais und in den Romanen gesondert zu betrachten; freilich würde ja, wie er richtig bemerkt, sich in der Charakterzeichnung kein wesentlicher Unterschied bemerkbar machen, wohl aber wäre der Versuch lohnend, die Gedichte zu bestimmen, in welchen Artus zuerst auftritt und wie er von hier aus populär und beliebt wurde. Und so wäre die *histoire poétique* des britischen Königs zu schreiben gewesen und die Frage nach seiner Herkunft zu beleuchten. Das hätte der Arbeit einen ungleich tieferen Gehalt verliehen und wäre ein dankbares Thema gewesen. Artus entstammt allerdings der kymrisch-bretonischen Sage, aus wenigen älteren Zügen und aus Gelehrsamkeit hat Galfried von Monmouth seine Geschichte des Artus zusammengebraut. Seine Stellung in der altfranzösischen Literatur verdankt er wesentlich nur Galfried und nirgends einer echt sagenmässigen Ueberlieferung, denn wo ist irgend ein bedeutsamer neuer Zug von ihm erzählt? Ja sogar nicht einmal die Artussage Galfrieds haben sich die französischen Dichter zunutze gemacht, kaum wird einmal auf seine wundersame Abstammung und auf sein Entschwinden ins Feenreich angespielt. In den Romanen nimmt er eine Stellung ein, die derjenigen Karls in den *chansons de geste* nachgebildet ist, freilich eine schwächliche Nachahmung und nicht nach den alten Gedichten, wo Karl im Mittelpunkt der Handlung steht, sondern nach den jüngeren, wo er eben auch nur langweilige Statistendienste that. Charlemagne ist das in die Dichtung übergegangene Abbild des fränkisch-französischen Königs, Artus ist ein Phantasiegebilde der modischen Ritterromane; damit ist aller Unterschied schon gegeben neben den vielfachen Gleichheiten; der eine entstammt der Wirklichkeit, darum ist Leben in ihm, klar und scharf kenntlich sind Karls Züge, frisch und anschaulich die Schilderungen; der andere ist wesentlich ein Schattenkönig, er darf nur Feste halten und Gaben verschenken, die Thaten fallen ganz und gar der Ritterschaft anheim, die sich an diesen Werken erfreute und sie schuf. Bei einer solchen Arbeit dürfte Holtzmann's Aufsatz über Artus (*Germania* 12, S. 257—284) zugrunde gelegt werden, der immer noch lesenswert ist, nicht weil wir in den Detailfragen ihn durchweg mehr anzuerkennen vermögen, aber weil er zwei

richtige Hauptgedanken enthält: 1) die Mabinogion stammen aus den Gedichten Chrestiens, 2) die Stoffe des Artusepos sind nicht keltisch. Ueber Artus hat sich Foerster (*Yvain* XXX f.) mit bündiger Deutlichkeit erklärt (vergl. nunmehr auch Foerster *Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie* 1890 Nr. 7, sowie besonders die dort zitierten wichtigen Aufsätze Zimmer's). Wie untergeordnet das keltische Element im sogenannten bretonischen Epos ist, beweist eben Artus und seine Charakteristik. Keltisch ist nur der Name, die Gestalt selber ist reine französische Erfindung, eine Nachahmung und entsprechende Umgestaltung des Charlemagne für das ritterlich-höfische Epos. W. Golther.

Saltzmann, H., *Der historisch-mythologische Hintergrund und das System der Sage im Cyclus des Guillaume d'Orange und in den mit ihm verwandten Sagenkreisen.* Programm. Königsberg 1890. 4⁰.

Die Abhandlung sucht die Dichtung über Guillaume von grossen Gesichtspunkten zu erklären und ist reich an anregenden Gedanken und kühnen Kombinationen. Mit Recht verwirft der Verfasser die Anschauung, dass eine Epopöe, welche durch Jahrhunderte die geistige Nahrung grosser Völker und zwar, in absteigender Linie allerdings, aller Klassen gewesen ist, so trocken, öde und inhaltslos sein kann, wie man früher oft angenommen hat. Indessen kann ich die aufgestellten allgemeinen Vorstellungen nicht unbedingt acceptiren. Der Hauptgedanke, dass die Guiborc und mit ihr auch die anderen entsprechenden Figuren der Epopöe das Christentum versinnbildlichen, kann höchstens für eine ganz späte Entwickelungsperiode der *chansons*, etwa für die Zeit der Bestiaires, überhaupt diskutierbar sein, denn die Guiborcepisode lässt sich von der Sage über Childerich-Basina, welche allgemein, besonders auch von Junghans und Rajna, als Nachhall einer Kantilene angesehen wird, nicht trennen, und so gehen ihre Anfänge auf die heidnische Zeit zurück. Auch in sich entbehrt das ganze auf diese Anschauung gegründete System (S. 28 f.) der Wahrscheinlichkeit. Für die fränkische Epopöe steht eben nur der fränkische Stamm, der begabteste und glücklichste von allen, im Mittelpunkt der Geschichte. Auch die Annahme, dass wir in diesem Epos — und damit wohl überhaupt in der Karlssage — eine Art Weiterbildung der eddischen Götterdämmerung haben, lässt sich wohl kaum begründen. Man braucht nicht ganz und gar auf dem Standpunkte von Bugge zu stehen, um den eigent-

lich höheren Inhalt der Eddareligion, die Vorstellungen, welche sie von allen Religionen als die dem Christentum nächststehende erscheinen lassen, mit dem grössten Misstrauen zu betrachten. Die Edda ist ähnlich überschätzt worden wie früher das Druidentum. Auch hier scheint mir nicht beachtet zu sein, dass die Epopöe viel älter ist als Saemunder's Edda. Diese allgemeinen Grundlagen sind also durchaus unsicher. Da der Verfasser vom allgemeinen zum besonderen vorschreitet, so ergiebt sich hieraus, dass auch im einzelnen mir kaum irgend eine Wahrnehmung so unvermittelt, wie sie hier auftritt, zur Erklärung der Epopöe direkt beizutragen scheint. In den meisten Fällen würde ich mir eher getrauen, das Gegenteil von dem zu beweisen, was der Verfasser aufstellt. Wenn z. B. S. 24 gesagt wird: „In der Familie des Doon erkenne ich die Romanen", so muss ich entschieden der Ansicht von Döllinger beitreten, der für die italienische Sage und für das uns vorliegende altfranzösische Gedicht in den „Mainzern" und im Doon das Germanische Kaisertum vertreten sieht. Die S. 23 aufgestellte These über Rolands Herkunft scheint mir ebenfalls viel entfernter zu liegen als die im wesentlichen von G. Paris gegebene mythologische Erklärung. Trotz dieser Fälle von Ausstellungen sehe ich den Fortsetzungen dieser Arbeit (S. 30) mit Vergnügen entgegen. Wenn der Verfasser mit der historischen Litteratur der merovingischen und karolingischen Zeiten und mit den durch die Forschungen von G. Paris und Rajna erzielten Ergebnissen mehr Fühlung behält, so wird er, glaube ich, bei seinen Mitteln für die Erklärung der altfranzösischen Epen recht Erspriessliches leisten.

G. Osterhage.

Schiött, Emil, *L'amour et les amoureux dans les lais de Marie de France.* Dissertation. Lund, 1889. 66 S. 8⁰.

Ausser dem Vorwort, das Wilh. Hertz zu seiner Übersetzung: *Marie de France, Poetische Erzählungen,* Stuttgart 1862, geschrieben hat, sind nutzbare Vorarbeiten für die Aufgabe, die sich der Verfasser der vorliegenden Abhandlung gestellt hat, nicht vorhanden; um so dankenswerter ist seine Studie über jene Dichtungen. Der Verfasser hebt nach einigen einleitenden Bemerkungen hervor, wie das Liebesmotiv, das in den *chansons de geste* nur eine sehr geringe Rolle spielt, um die Mitte des XII. Jahrhunderts durch bretonische Sänger in die französische Poesie eingeführt wurde, wie nach und nach in der Art, den Helden darzustellen, der bis dahin nur in kriegerischen Thaten

gefeiert wurde, eine Wendung zur psychologischen Vertiefung eintritt, wie allmählich das Weib und die Liebe den Mittelpunkt zahlreicher Dichtungen zu bilden anfangen. Nachdem der Verfasser kurz das Verhältnis der Dichterin zu ihren Quellen berührt hat, geht er im ersten Teile seiner Dissertation zum Begriff der Liebe über, um die es sich in den *lais* handelt und hebt die Sinnlichkeit der Beziehungen hervor, deren Reiz gewöhnlich durch Eifersucht und Ehebruch gesteigert wird. Von der höfischen Minne, von einer schmachtenden Schwärmerei, wie sie uns Chrétien vorführt, von der *crainte perpétuelle de perdre sa maîtresse, de ne plus être digne d'elle, de lui déplaire en quoi que ce soit* ist bei *Marie de France* keine Spur vorhanden; die Liebenden wollen weiter nichts als geschlechtliche Vereinigung, als rohen Sinnengenuss. Dass die *lais* der Dichterin dabei nicht in Cynismus verfallen, sondern noch immer ein gewisses Mass von Anstand bewahren, muss ihr zum Lobe angerechnet werden. Im zweiten Teile seiner Abhandlung giebt uns Schiött eine interessante Studie über die Helden und Heldinnen in den *lais*. Von einer kunstvollen individuellen Charakteristik kann keine Rede sein; der Held ist fast immer *vaillant, hardi, fier, franc, large, sage, pruz et curteis;* die Heldin ist genügend gekennzeichnet, wenn die Dichterin von ihr sagt, sie sei *franche, enseigniee, afaitiee, de bone escole* u. s. w. Ganz mit einigen Zügen in den *chansons de geste* übereinstimmend macht auch in den *lais* gewöhnlich die Frau dem Liebeshelden Avancen und quält ihn dann mit ihrer Sinnlichkeit. Der Verfasser weiss überall seine Ansichten in flotter Sprache vorzutragen und durch treffende Beispiele zu bekräftigen.

Ernst Joh. Groth.

Mussafia, Ad., *Sulla critica del testo del romanzo in francese antico Ipomedon.* Wien 1890. *Sitz.-Ber. der Wiener Akademie der Wissensch., phil.-histor. Abth.* Bd. CXXI., XIII. 8⁰. 76 S.

Kölbing hatte für die Herstellung seiner Ausgabe des englischen Ipomedon auch die handschriftlichen Texte des französischen kopiert und beabsichtigte, dieselben in diplomatischem Abdruck als Bestandteil seines kritischen Apparats im Anhang mit erscheinen zu lassen. Der Umfang seiner Ausgabe nöthigte ihn indessen, von diesem Vorhaben abzugehen und dem französischen Gedicht einen besonderen Band zu widmen. Mit dieser Sonderausgabe wollte aber K. keineswegs in die Reihen der kritischen Herausgeber altfranzösischer Dichtungen eintreten: viel-

mehr blieb nach wie vor das Bekanntgeben des handschriftlichen Materials in möglichst zuverlässiger Gestalt die Hauptsache und wurde nur nebenbei versucht, durch Auflösung der Siglen und durch Aufnahme sich von selbst darbietender Emendationen in der als Haupttext angesetzten besseren Hs. A die Lektüre der Hugo'schen Dichtung etwas zu erleichtern. Damit trat aber K. über seinen ursprünglichen Plan hinaus und begann eine Arbeit, die dem zukünftigen kritischen Herausgeber des Ipomedon zuzufallen hatte. Die Schwierigkeit seiner so erweiterten Aufgabe erkennend, nahm K. meine Mitwirkung in Anspruch. Da ich mich aber darauf beschränken musste, die für den Druck bestimmten Blätter seines Manuskripts partienweise und die in halben Bogen eingehenden Druckkorrekturen und Revisionen durchzusehen, wobei der Drucker Herrn Kölbing, Kölbing mich drängte, und da mir nur Zeit blieb, den Grundtext (A) durchzulesen und das in ihm Verdächtige so viel wie möglich beseitigen oder aufhellen zu helfen, so konnte meine Mitwirkung naturgemäss nur eine wenig umfangreiche und durchgreifende sein. In dieser Weise ist denn eine Ausgabe des französischen Ipomedon entstanden, die über die Ziele eines einfachen diplomatischen Textabdruckes hinausging, aber weit hinter dem zurückblieb, was man eine kritische Ausgabe zu nennen pflegt. Dem englischen Philologen und ebenso dem Litterarhistoriker, dem es nur darauf ankam, den Text im Allgemeinen kennen zu lernen, und dem es überlassen bleiben konnte, sich bei den übrig gebliebenen unklaren oder verderbten Stellen selbst weiterzuhelfen, konnte die Ausgabe genügen, nicht aber dem Romanisten, der, an sorgfältige kritische Ausgaben gewöhnt, unwillkürlich versucht werden musste, dem auf halbem Wege zu einem kritischen Texte stehen gebliebenen französischen Ipomedon weiter aufzuhelfen.

Dieser Versuchung hat Mussafia nachgegeben, und mit dem ihm eigenen Scharfsinn und mit vollendeter Gewissenhaftigkeit auch in Beachtung des scheinbar Unbedeutenden hat er eine grosse Menge wertvoller Textheilungen vorgenommen, zu denen auch noch G. Paris beigesteuert hat. Während ich mir erst nach Beendigung des Druckes von dem Reimgebrauch des Dichters eine Vorstellung machen konnte, hat M., wie es dem Textkritiker geziemt, gleich zu Anfang sich über denselben unterrichtet, und es gelang ihm, denselben in einigen Punkten klarer zu stellen, als mir in meinen Anmerkungen, die zur Grundlage nur eine einmalige schnelle Lektüre des ganzen Textes nach seiner Drucklegung besassen. Damit waren zugleich neue Kriterien für die Textbetrachtung gewonnen. Während ich bei der stückweisen Kenntnisnahme von dem Texte mir kein genügendes Urteil

darüber bilden konnte, wie weit dem Autor die Verstummung resp. Einschiebung von tonlosem *e* zuzutrauen, welche der möglichen Doppelformen ihm zuzuerkennen und wie weit die Partizipial-Konkordanz bei ihm ursprünglich beachtet war, und infolgedessen mir bei den zur Herstellung der richtigen Silbenzahl vorzunehmenden Emendationen ein fester Anhalt fehlte, hat M. S. 4—21 alle diese Punkte auf das gründlichste untersucht und damit eine sichere Grundlage für seine Besserungen gewonnen. Während mir die Schreibeigenheiten des Kopisten erst mit dem Fortgange des Druckes geläufig wurden, als mir diese Kenntnis nicht mehr den rechten oder auch gar keinen Nutzen bringen konnte, kannte M. dieselben von vornherein, und er hat nicht verfehlt, sie für seine Textkritik nutzbringend zu verwenden. Während endlich ich (wie Kölbing) an dem zu Grunde gelegten Texte der Hs. A. nur dann änderte, wenn derselbe gebieterisch eine Heilung verlangte und sich eine solche leicht bot oder zu bieten schien, und während wir bei zweifelhaftem Werte einer Lesart von A im allgemeinen dieselbe ohne weiteres durch die lesbarere von B ersetzten, ohne an A selbst Heilungen zu versuchen, geht hingegen M. überall darauf aus, die Lesart des Urtextes festzustellen und durch sorgfältige Abwägung des in A und B Gebotenen zur Erkenntnis des originalen Textes vorzuschreiten. Bei dieser Verschiedenheit unseres Verfahrens und unserer Zwecke konnte es nicht fehlen, dass M. zu einer ebenso umfangreichen wie wertvollen Nachlese gelangte, die dem zukünftigen kritischen Herausgeber des Ipomedon die Wege ebnet und nur noch wenige schwierige Stellen zur Behandlung übrig lässt.

Zu einer Einzelbesprechung des von M. Gebotenen gebricht es mir gegenwärtig an Zeit. Seine S. 25—76 zusammengestellten, dem Texte folgenden Emendationen sind verschiedener Art. In manchen Fällen bessert M. die orthographischen Formen des Kopisten, die von K. und mir absichtlich zumeist unangetastet geblieben waren, aber allerdings hin und wieder zu Missverständnis leiten können. Einige Male bringt M. Emendationen, die es nahe legen, Lesefehler anzunehmen. Ein grosser Teil seiner Besserungen sind Ergebnisse der von ihm über die Sprache des Verfassers angestellten oben erwähnten Voruntersuchungen oder der sorgfältigen und konsequenten Benutzung des Variantenapparats. Mehrfach hilft M. seine ausgedehnte Belesenheit fast spielend die richtige Lesart zu erkennen, wo dem minder Bewanderten oft selbst eine *ad hoc* angestellte, ausgedehnte Lektüre im Stiche lassen würde. Einige Male handelt es sich um Beseitigung von blossen Lapsus oder um durch die Syntax gebotene Besserungen. Ich kann jedoch hierbei die Bemerkung nicht unterdrücken,

dass auch M. hin und wieder geneigt ist, in ihrer Allgemeingiltigkeit noch anzuzweifelnde syntaktische Gesetze als feststehend anzusehen. Endlich bringt M. eine grosse Anzahl trefflicher und scharfsinniger Besserungen zu den nicht seltenen Stellen, in denen der Text des Ipomedon dem Leser nicht leicht zu lösende Räthsel bietet. Dass daneben M. ein paar Mal in Widerspruch mit sich selbst gerät, dass ihm selbst eine Anzahl Stellen zweifelhaft, dass manche seiner Emendationen anfechtbar bleiben, einige auch sicher abzulehnen sind, fällt angesichts der Fülle des gebotenen Guten ebenso wenig in die Wagschale, wie dass M. mehrmals die Intention des von uns in den Text Gesetzten oder darin Belassenen missverstanden, einmal mir sogar (v. 2132) eine von mir nicht gemachte Emendationen in die Schuhe geschoben hat, während er genau so bessert wie ich selbst.

Zum Schlusse kann ich nicht umhin, M. für die Form seiner Critica zu danken. Es war bei der oben geschilderten Beschaffenheit der Ipomedon-Ausgabe verlockend, sich auf Kosten ihrer Veranstalter als gestrenger und überlegener Richter zu zeigen, und etwa Kölbing die wohlfeile Lehre zu geben, er hätte als englischer Philologe sich auf einen rein diplomatischen Abdruck beschränken, die Hss. mit Haut und Haaren reproduzieren sollen, wie das selbst bei enthaltsamen und vorsichtigen Romanisten nicht unerhört ist, oder mir, ich hätte meinen Freund, statt ihn zu unterstützen, von seinem Unternehmen abhalten und ihn bewegen sollen, sein Material einem Fachromanisten zur Veranstaltung einer kritischen Ausgabe zu überlassen. M. hat sich jeder Kritik der Hgg. enthalten und sich darauf beschränkt, dem Texte seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wenn er dabei auch einige Male die Schale seines Zornes über die in ihm vorhandenen *errori* ausgiesst, deren einer, der nachträglich auch mein Staunen erweckt, selbst das schöne Epitheton *madornale* mit Fug und Recht erhält, so können wir ihm dies nicht verdenken. Bleibt uns doch das Bewusstsein, gerade dadurch, dass wir uns nicht auf einen diplomatischen Text beschränkten und mit Emendationen den Anfang machten, M. zu seiner Weiterarbeit angeregt und dadurch das Erscheinen einer Studie veranlasst zu haben, aus deren Lektüre namentlich junge Herausgeber eine gute Lehre ziehen können, weil sie in ihr gewissermassen in die Werkstätte einer sorgfältigen Textbehandlung eingeführt werden.

E. Koschwitz.

Clédat, L., *Revue de philologie française et provençale.* Bd. III, fasc. 4. Paris, 1889. É. Bouillon.

In der vorstehend genannten *Zeitschrift, a. a. O.* S. 241 ff. findet sich ein Aufsatz: *La question de l'accord du participe passé*, der, von hohem allgemeinen Interesse, insbesondere lehrreich ist für diejenigen unserer Reformer, welche für den französischen Schulunterricht die Unterweisung in der gesprochenen Sprache verlangen. Die von uns in der *Zeitschrift* XII, 1 ff. hervorgehobenen entgegenstehenden Bedenken, vor Allem jenes der Unbestimmtheit dessen, was als gesprochene Sprache anzusehen ist, treten hier in klarster Form zu Tage, und, wer es noch nicht wusste, kann nun den in dem Aufsatze niedergelegten widersprechenden Ansichten hervorragender französischer Grammatiker und Romanisten über die Konkordanzverhältnisse des Pc. Pf. entnehmen, welche Schwierigkeiten zu überwinden sind, um den guten Gebrauch der gesprochenen Sprache festzustellen.

Offenbar von Bastin's *Étude philologique des participes, basée sur l'histoire de la langue* (3. Auflage, Petersburg, 1888) angeregt, verfasste Clédat, den die Leser der *Zeitschrift* durch seine Grammatik (s. *Zeitschr.* XI² 10 ff.) bereits als scharfsinnigen Romanisten kennen, einen Artikel, worin er die Frage aufwarf, wie es mit der Konkordanz der franz. Pc. Pf. in der gesprochenen Sprache aussieht und wie die Schriftgrammatik umgestaltet werden müsse, wenn sie dem thatsächlichen Sprachgebrauch Rechnung tragen soll. Diesen Artikel sandte C. an die Herren J. Fleury, F. Hémeut, M. Bréal, G. Paris, A. Delboulle, L. Havet, F. Brunot, L. Cronslé, Marty-Laveaux, A. Thomas, C. Chabaneau, J. Bastin ein, also durchweg an Männer, über deren Urteilsfähigkeit kein Zweifel gehegt werden kann, um von denselben Gutachten über seinen Aufsatz zu erhalten. Schliesslich fixierte C. unter Benutzung der ihm gewordenen Mitteilungen endgültig seine grammatischen Reformideen. Da in dem Artikel C.'s, die erhaltenen Antworten und sein Endurteil hintereinander zum Abdruck gelangen, so wohnen wir gewissermassen einer Konferenz kompetenter Fachmänner über eine grammatische Frage bei und werden damit auf das beste über die behandelten Sprachverhältnisse unterrichtet.

C. beginnt mit der Feststellung, dass der wirkliche Sprachgebrauch nur aus der gesprochenen Sprache zu erkennen ist, die sich der Schriftsprache gegenüber einer relativen Unabhängigkeit erfreut, und dass mit Rücksicht hierauf bei Beurteilung der Konkordanzverhältnisse des Pc. Pf. die in der Aussprache unveränderlichen Pc. auf *é, i, u* (*ée, ie, ue, é(e)s, i(e)s, u(e)s*) nicht in Frage kommen. Hierauf geht er zur Besprechung der einzelnen Fälle

über. Es fällt dem Verfasser nicht auf, wenn das Pc. mit *avoir* in der Umgangssprache nicht mit dem vorausgehenden Akkusativ übereingestimmt wird; er hat wiederholt beobachtet, dass Personen, die, wenn sie schreiben, eines Participialfehlers unfähig sind, in der Unterhaltung ganz häufig die Konkordanz unterlassen und dies auch auch bei anderen nicht auffällig finden. Erst wenn man sie aufmerksam machte, schien er ihnen (*il leur semblait*), dass die Nichtübereinstimmung ihnen anstössig sei. Selbst bei den häufig gebrauchten Pc. *fait* und *ouvert* ist Nichtkonkordanz nicht ungewöhnlich, wenn auch vielleicht seltener als bei den weniger häufig gebrauchten Pc. mit besonderer Femininform. Folgt den Pc. noch ein weiterer Satzteil, dann ist die Nichtübereinstimmung noch gewöhnlicher (also derselbe Zustand, der nach uns *Zschr.* XII, 18 für frühere Zeit für die Pc. auf *é, i, u* anzunehmen ist). Das weitere Fortbestehen der Übereinstimmung in der Sprechsprache führt C. ausschliesslich auf den Einfluss der grammatischen Regel und der Schriftsprache zurück. Er verlangt, dass es gestattet werde, die Konkordanz auch in der Schrift zu unterlassen; die Nichtkonkordanz werde dann bald zur Alleinherrschaft gelangen. Die Ursachen des Überhandnehmens der Unveränderlichkeit des Pc. untersucht C. nicht; wir können hier auf unsere Bemerkungen *a. a. O.* S. 7 ff. verweisen, bemerken aber, dass neben phonetischen Ursachen auch die Empfindung des Pcs. als eines unselbständigen Teiles der verbalen Form schon seit alter Zeit wirkte.

Folgt bei vorausgehendem Akkusativ dem Pc. noch ein ergänzendes Adjektiv, so wird, von älteren Beispielen abgesehen, gewöhnlich gesagt: *vous l'avez fait belle* n. dgl. Die Verba, die so gebraucht werden, sind hauptsächlich *croire*, *rendre*, *trouver*, *savoir*, *faire* nnd *dire*, von denen für die Aussprache nur noch die beiden letzten eine besondere Femininform haben. — Geht *en* (*inde*) einem Pc. mit *avoir* voraus, so geben auch die neueren Grammatiker Nichtübereinstimmung als das regelmässige an; nur wenn bei *en* noch ein Quantitätsadverb steht, soll, wieder von bestimmten Fällen (Ausrufungs- nnd Fragesätzen nnd wenn das Adverb zwischen Hülfszeitwort und Pc. steht) abgesehen, Konkordanz eintreten. Indessen sollen auch davon wieder diejenigen Pc. eine Ausnahme bilden, deren Femininform vom Maskulinum für das Ohr verschieden lautet. Mit Recht hebt C. hervor, dass in dieser Grammatikerregel das richtige Verhältnis auf den Kopf gestellt ist. Eine wirkliche Konkordanz lässt sich nur bei den Pc. mit hörbarer besonderer Femininform feststellen; dort fehlt sie aber, nnd statt nun die übrigen Pc. danach zu regeln und auch bei ihnen die rein orthographische

Konkordanzregel aufzuheben, wird von den Grammatikern die Regel zur Ausnahme gemacht. — Zu den Fällen, wo vom Verbum ein reiner Infinitiv abhängt, bemerkt C. zunächst, dass nach den Grammatikern *fait* vor dem Inf. unveränderlich bleibt. Die Ausscheidung von *fait* scheint dadurch gerechtfertigt, dass in Sätzen wie *j'ai fait partir les bagages* nicht *les bagages* das Objekt von *fait* ist (man hat nicht die Gepäckstücke gemacht), sondern *partir les bagages* (man hat die Wegschaffung des Gepäcks bewirkt). Ebenso liegt die Sache in Sätzen wie *j'ai vu partir les bagages;* auch da ist das Fortkommen des Gepäcks (*partir les bagages*) das Objekt zu *vu*. Aber man kann auch auffassen: ich habe das Gepäck gesehen, wie es fortgeschafft wurde. Doch ist dieser Unterschied ein fiktiver; *faire* lässt dieselbe Doppelauslegung zu. Das Volksbewusstsein trägt diesem Umstande Rechnung, indem von einfachen Leuten auch *on l'a faite venir* u. dgl. (nach alt- und mfz. Weise) gesagt wird. Dafür, dass die Grammatikerregel nur für *fait* die Nichtkonkordanz einräumt, liegt die Erklärung wiederum in dem Umstande, dass bei den übrigen in Frage kommenden Pc. eine Formunterscheidung für das Gehör nicht mehr vorhanden ist. Auch hier ist die Verwirrung der Grammatik nur durch die Orthographie eingeführt. Schon im XV. Jahrhundert war die Tendenz der Nichtkonkordanz bei allen Pc. vor einem Infinitiv unzweideutig vorhanden (vgl. Wehlitz, *Die Kongruenz der Pc. Praet. in aktiver Verbalkonstruktion etc.* Greifswald, 1887. Dissert. S. 61). Durch Aufhebung der Konkordanz auch in der Schrift würde allerdings die Unterscheidung von Fällen wie: *on l'a vue porter* (man hat gesehen, wie sie trug, *on a vu elle porter*) und *on l'a vu porter* (man hat gesehen, wie sie getragen wurde, *on a vu porter elle*) aufhören. Aber dazu frägt C. mit Recht: „Macht der Zusammenhang diese Scheidung nicht überflüssig? Besteht sie, wenn das Pron. ein Sgl. mask. ist? Besteht sie bei *fait?* Besteht sie in der Aussprache bei den übrigen Pc.?" Auch wendet C. mit Recht ein, dass die Übereinstimmung des Pc.'s die Vorstellung der Konstruktion fälscht. In *on l'a entendu sortir* ist *le* das Subjekt von *sortir* und nicht das Objekt von *entendu*, ganz wie in *on l'a fait sortir.* Richtiger jedoch als diese Auffassung ist die von C. an zweiter Stelle gegebene, von geschichtlichem Standpunkte aus zu bevorzugende, wonach *le* in beiden Fällen Objekt der ganzen verbalen Wendung (Verb. fin. + Inf.) ist. Die Übereinstimmung in diesem Falle läuft also gleichzeitig der Logik und dem gegenwärtigen Sprachgebrauch zuwider.

Das Pc. Pf. mit *être* wird in der Aussprache überall kennt-

lich, wo eine besondere Femininform des Pc.'s in der gesprochenen Sprache vorhanden ist. Hier ist also die Konkordanz durchaus Regel. — Bei den reflexiven Verben geht nach C. der Zug der französ. Sprache unzweifelhaft dahin, die noch bestehenden Konkordanzen aufzuheben. Man hört, ohne Anstoss zu nehmen: *elle s'en est plaint, elle s'y est mal pris, elle s'en est dédit* u. dgl. Bei solchen echten Reflexiven widerspricht die Konkordanz der allgemeinen Konkordanzregel insofern, als in *se* gar kein eigentliches (näheres) Objekt enthalten ist. Dieselbe liesse sich nur durch den alten Brauch der Übereinstimmung der Pc. der reflexiven Verben mit dem Subjekt rechtfertigen. Aber dieser Brauch, der sich unter dem Einfluss der Mundarten nur in der Volkssprache noch vorfindet, widerspricht der gegenwärtigen Sprachtendenz. Die volkstümlichen, dem Altfrz. entsprechenden Ausdrücke: *elle s'est faite mal* u. dgl. mit Dativ des Reflexivums haben keine Aussicht auf Verallgemeinerung; dagegen hält sich allerdings die Konkordanz der unechten Reflexiva an den vorausgehenden Akk. um so fester, als sie mit dem alten Sprachgebrauch zusammenfällt. Indess finden sich auch hier gesprochene *elle s'est bien conduit, elle s'est assis* u. dgl., weil die moderne Auffassung (oft auch der Ausdruck) darin ein *elle s'a bien conduit* fühlt.

Als Resultat ergiebt sich für C., dass, wenn man auch immer besondere Gründe für die Konkordanz der Pc. findet, doch nicht weniger gute für ihre Unterlassung vorhanden sind. Daher die Widersprüche im Gebrauch selbst der besten Schriftsteller. Zumeist handelt es sich um ganz überflüssige Spitzfindigkeiten, deren Abschaffung ein Verdienst namentlich um den Unterricht sein würde. Die Sprache wird weder an Klarheit noch an Zierlichkeit einbüssen, wenn die Tendenz, bei *avoir* und eigentlichen Reflexiven die Konkordanz der Pc. aufzugeben, auch in der Schrift zum Durchbruch gelangt.

Von den von C. um ihre Meinung befragten Gelehrten fühlt Fleury bei folgendem Akkus. das Pc. bei *avoir* als unselbständigen Verbalteil, bei vorausgehendem Akk. dagegen deutlich als Beziehungsform zum Akk., die demgemäss von ihm wie ein Adj. übereingestimmt wird. C. fügt bestätigend hinzu, dass auch die Patois an der Konkordanz mit vorausgehendem Akk. festhalten, dass also Fleury's Ansicht nicht etwa durch die Schreibgewohnheit allein beeinflusst sei. Dem gegenüber bemerkt indess F. selbst, es könne sein, dass ihn sein Sprachgefühl täusche, da er unter Fremden (in Petersburg) lebend aus Opposition Purist geworden sei.

F. Hément erkennt nicht an, dass die gesprochene Sprache

für die Orthographie der Schriftsprache massgebend sein dürfe, steht also auf grundsätzlich verschiedenem, antiquierirten Standpunkte und unterlässt eine Diskussion des von C. Vorgetragenen.

M. Bréal verweist auf einen in der *Rev. d. d. mondes*, Dez. 1889, inzwischen von ihm erschienenen Aufsatz. Er verlangt für die Grammatik ein ausserordentlich langsames Vorgehen; man müsse sich vorläufig damit begnügen in Sätzen wie *la femme que j'ai vu (vue) sortir* und beim Pc. nach *en* volle Freiheit in Bezug auf die Konkordanz zu gestatten.

G. Paris leugnet für die Umgangssprache der Gebildeten Wendungen wie: *Quelle perspective il nous a ouvert!* etc.; niemand sage: *Et la porte? L'as-tu ouvert?* G. Paris sagt auch: *Vous l'avez faite belle*, findet Nichtkonkordanz bei den Pc. der echten Reflexiva anstössig, bestreitet, dass man jemals sage: *elle s'est assis*, hört und billigt: *je me suis fait forte* (gegen die Akademie, aber mit Unveränderlichkeit des Pc.), fürchtet, dass C. in seinen Bemerkungen durch den Wunsch nach Vereinfachung der wunderlichen fz. Grammatik (*gr. chinoise*) beeinflusst sei, und besorgt eine Zerstörung des Versbau, wenn man schriebe: *elle s'est levé* und *les sottises que j'ai entendu.* Mit Recht hält dem C. gegenüber, dass G. Paris, wie alle, die viel drucken lassen, mit seinen Ansichten unter dem Eindrucke der Schriftsprache stehe. Für den Versbau sei nichts zu befürchten. Auch die Einsilbigkeit von *-aient* u. dgl. habe ihm nichts geschadet. Das Prinzip, die Schriftsprache müsse sich nach der gesprochenen richten, giebt G. Paris zu.

Delboulle stimmt C. in allen Punkten zu und hebt namentlich hervor, dass die Nichtübereinstimmung am häufigsten auftrete, wenn das Pc. nicht am Schlusse des Satzes oder Satzgliedes steht (vgl. *Zschr.* XII, 18.) — Auch Havet billigt C.'s Artikel und schreibt der Akademie die Aufgabe zu, in bezug auf das Pc. reformatorisch vorzugehen. Ein Grammatikersyndikat könnte höchstens der Akademie den Weg bahnen, indem es die gegebenen Dogmen durchbricht. — C. möchte durch die Schulgrammatiken eine Reform einführen.

F. Brunot hält eine Vereinfachung der Pc.-Regeln für dringend erforderlich, namentlich durch seine Erfahrungen als *examinateur de baccalauréat* dazu bewogen. Die Unveränderlichkeit der Pc. scheint ihm nicht so weit vorgeschritten wie C.; er glaubt aber in seiner Ansicht dialektisch beeinflusst zu sein. Sicher liegen Nichtübereinstimmung und Übereinstimmung der Pc. im Kampfe. Es erscheint ihm zweifelhaft, ob bei gegebener Freiheit die Unveränderlichkeit des Pc. den Sieg davon tragen werde, so alt das Streben nach Unveränderlichkeit in der Sprache auch sei. Er hat oft gehört: *quelle perspective il nous a ouvert*

u. dgl., aber nicht auch (von Gebildeten) *l'injure qu'il nous a fait*, und erklärt diese Unterscheidung durch den Einfluss des Relativums, dass eine enge Verbindung mit dem vorausgehenden Fem. herstelle.

Crouslé protestiert dagegen, dass man um der Fremden willen die Pc.-Regeln vereinfache; es sei dies eine unnütze Mühe, da man in Frankreich ein sehr angesehener Fremder sein könne, auch wenn man das Französische wie ein Kesselflicker spreche. Im übrigen möchte C. ein vollständiges Aufgeben der Veränderlichkeit der Pc. bei *avoir*, weil ihm die Sprache dahin zu neigen scheint und damit die meisten ungerechtfertigten Schwierigkeiten gehoben würden.

Marty-Laveaux stimmt C. im Prinzip bei; die jetzigen Konkordanzregeln erscheinen ihm wie ein offizieller Putz, angelegt wie Frack und weisse Binde, um in Gesellschaft zu gehen. Die Anwendung des veränderten Pc. ist selten in der vertraulichen Sprache, häufiger im öffentlichen Vortrage, am häufigsten und regelmässigsten in der Schrift. Sie ist zum Teil ein künstliches Erzeugnis der Grammatiker des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Im XVIII. Jahrhundert führte man die gegenwärtig giltigen Regeln in den Text der Klassiker ein, und Grammatiker wie Girault-Duvivier legten in aller Unschuld die modernisierten Texte ihren Regeln zu grunde. Er verlangt einen mutigen Bruch mit den unnützen Spitzfindigkeiten der Grammatiker. Wie am 3. Juni 1679 durch Entscheidung der Akademie die Deklination der Pc. Präs. mit Erfolg aufgehoben wurde (was natürlich nur gelang, weil in der Sprechsprache die Sache keine Geltung hatte), so müsste man den Mut haben, die Veränderlichkeit des Pc. bei *avoir* in allen Fällen aufzuheben.

A. Thomas erkennt die Sprachtendenz der Unveränderlichkeit der Pc. bei *avoir* und den Reflexiven an und tritt für vollkommene Freiheit in bezug auf die Konkordanzgesetze ein. — C. Chabaneau ist mit C. in allen Punkten einverstanden. Bei den Reflexiven und bei *en* möchte er die Nichtkonkordanz lieber vorgeschrieben, als nur geduldet haben; für die übrigen Fälle scheint ihm Freiheit das beste. — Bastin endlich verlangt wie Marty-Laveaux Unveränderlichkeit des Pc. bei *avoir* als Regel.

An diese ihm zugesandten Gutachten schliesst C. eine „Conclusion" an. Er hat gegen die konsequente Aufhebung der Veränderlichkeit des Pc. bei *avoir* nichts einzuwenden, glaubt aber nicht, dass sie sich zur Zeit durchdrücken lasse, besteht deshalb auf Freiheit des Gebrauchs, die nach ihm mit der Unveränderlichkeit des Pc. bei *avoir* ganz von selbst enden würde. Geht den Pc. ein Akk. des Relativums oder des Pers. Pron.

voraus, so findet noch am häufigsten Konkordanz statt. Die Erscheinung verdiente durch die Patois verfolgt zu werden. — Ebenso ist C. für Freiheit bei den Pc. der Reflexiva. — Bei *en* als „Compliment direct“ verlangt C. Unveränderlichkeit, gleichgiltig, ob ein Adv. der Menge dabei steht, oder nicht, desgl. für die Pc. mit *avoir* und folgendem reinen Infinitiv. Es sei, wie auch M. Bréal herhorhebt, eine Unmöglichkeit, zu sprechen: *je les ai vu-s arrivés* (also mit Bindung des *s*). Für die Intransitiva verlangt C. natürlich Unveränderlichkeit der Pc.; Zweifel können bei den Pc. *coûté* und *valu* entstehen, bei denen, wie bei *peser*, instinktiv, der Logik zuwider, der Akk. des Masses als ein näheres Objekt aufgefasst werde. C. will demgemäss diese Pc. denen der Transitiva gleichgestellt, oder für *coûté* und *valu* Unveränderlichkeit vorgeschrieben haben. Sehr interessant sind C.'s Bemerkungen zu den Pc., denen ein Adj. folgt. In dem Satze: *on dit son frère malade* ist nicht *son frère* das Obj. von *dit*, sondern der Gedanke: *que son frère est malade. Dire malade* ist gleich: *dire qu'une personne est malade.* Dieser Auffassung entsprechend muss in den zusammengesetzten Zeiten das Pc. unveränderlich sein. *Sa sœur qu'on avoit d i t malade* heisst nichts anderes als: *sa sœur qu'on avoit dit être malade.* Wie bei *dire*, so bei *croire, trouver, savoir* + Adj. Wieder anders liegen die Dinge in Konstruktionen wie *rendre méchant*, das nicht = *rendre être méchant* analysiert werden könne. Aber auch hier ist z. B. in *vous le rendez méchant* nicht *le* das Objekt von *rendre*: *„on ne le rend pas, mais on le rend méchant“*, d. h. *rendre méchant* ist zu einem Begriff verschmolzen, die Konkordanz ist nicht durch Pc., sondern durch das Adj. herzustellen. So erklärt sich: *vous l'avez échappé belle* (nämlich *la balle*) u. dgl. Indessen könnte man auch die Konkordanz beim Pc. u n d Adj. verlangen, da der Akk. immerhin ein a n s c h e i n e n d e s Obj. des Verbums (Pc.) ist und der Sprache der Schein genügt. Es ist also auch nicht unvernünftig zu sagen: *on l'a faite belle.* Am besten wäre es, auch hier der Sprache volle Freiheit zu gestatten, und die Pc. mit Adj. von denen ohne ein solches gar nicht zu unterscheiden.

Wir haben die Ausführungen C.'s und seiner Genossen so eingehend wiedergegeben, weil es uns das Interesse der Sache zu verdienen schien. Unsere Auseinandersetzungen über das Verhalten des gesprochenen Wortes zur Schrift (*Zschr.* XII, 1 ff.) erhalten hier eine willkommene Bestätigung; der Leser wird mitten in das Leben der Sprache, und zwar der Sprache der Gebildeten eingeführt. Der Aufsatz, dessen Lektüre wir auf das wärmste empfehlen, wird vielleicht auch die Folge haben,

der Sicherheit mancher unserer deutschen Schulgrammatiker, welche gewohnt sind, das überkommene Regelwerk als ein Evangelium zu betrachten, einen kleinen Stoss zu geben. Den deutschen Schülern wird freilich von den ketzerischen Bedenken der französischen Philologen gegen die Konkordanzregeln der Pc. am besten noch nichts verraten werden.

E. Koschwitz.

Marcel Schwob et George Guieysse, *Étude sur l'argot français. [Extrait des Mémoires de la Société de linguistique de Paris VII.]* Paris 1889. Em. Bouillon. 8°. 28 S.

Seitdem wir *hier*, Bd. VI², S. 38 ff. eine Besprechung der neueren Argotwörterbücher geliefert haben, hat die Argotlitteratur nicht unerhebliche Fortschritte gemacht. Von hohem Werte, wenn auch keine streng wissenschaftliche Leistung, war die Einleitung in Vitu's *Jargon du XVe siècle.* Paris 1884, worin versucht wurde, eine Geschichte des Argot zu geben.[1] Zwei Jahre später übernahm es Ad. Hamdorf, *Über die Bestandteile des modernen Pariser Argots.* Berlin (Greifswalder Dissertation), das moderne Argot im weiteren Sinne des Wortes auf seine Rekrutierungsgebiete hin zu untersuchen. Er zeigte, dass ein grosser Teil der Argotwörter altfranzösischen Ursprungs sind und sich in den Mundarten Frankreichs noch jetzt vorfinden, unterliess aber leider die Feststellung, ob nicht auch manche in den Dialekten vorzufindende Wörter vielmehr aus dem Argot in sie eingewandert sind. Sonst wird das Argot gebildet durch metaphorisch gebrauchte Wörter der gewöhnlichen Umgangssprache, für deren verschiedenartigen Bedeutungswandel H. (S. 31—53) Proben gibt; durch künstliche Neubildungen: Prothesen: *blot* f. *lot*, Epenthesen: *birlibi* f. *biribi*, Epithesen, besonders Hinzufügung von speziell im Argot beliebten Suffixen: *cochemar(d)* f. *cocher* u. dgl., Aphaeresen: *cipal* f. *municipal*, Synkope: *carne* f. *carogne*, Apokope: *cogne* f. *cognac*, Vertauschung der Endsilben: *arguche* f. *argot*, Verdoppelung einer beliebigen Silbe: *banban* f. *bancroche*,

---

[1]) Vgl. *Zeitschrift* VII², 17. Das im *Littbl. f. germ. u. rom. Phil.* Januar 1890 angekündigte Werk A. Vitu's, *Œuvres de Fr. Villon. Le jargon et jobelin, comprenant cinq ballades inédites d'après le ms. de la bibl. royale de Stockholm etc.* Paris 1890, scheint mit dem oben besprochenen identisch zu sein und nur einen neuen Titel erhalten zu haben. Ältere Arbeiten über das französische Argot findet man verzeichnet in *Bibliothèque patoise de M. Burgaud des Marets.* Paris 1873. Maisonneuve et Cie. S. 213 ff.

mehrfache Wortveränderungen: *rentifer* f. *entrer*, onomatopoëtische Bildungen: *fric-frac* = Einbruch, und Weglassung von Wörtern in Zusammensetzungen: *fort* f. *fort de la balle.* Dazu kommen Bildungen wie die sog. Javanesische, die *lem-* und *luch*-Sprache u. dgl. (S. 54). Endlich enthält das Argot Neubildungen, die in gewöhnlicher Weise mit allgemein gebräuchlichen Prä- und Suffixen oder durch Zusammensetzungen gebildet sind, und eine grosse Menge namentlich modernen Sprachen entlehnter Fremdwörter. Auf diese Arbeit Hamdorf's, die trotz mancher Schwächen und trotz ihrer geringen Selbständigkeit einen Fortschritt in der Argotforschung bedeutete, folgte in Deutschland eine neue Auflage der Villatte'schen *Parisismen.* Berlin, 1888.[1]) Der Verf. hat sich in ihr unsere Ausstellungen an der oben genannten Stelle zu Herzen genommen und durch eignes Sammeln den Inhalt seines Wörterbuches vervollständigt. Es braucht nicht wiederholt zu werden, dass auch bei ihm wie bei Hamdorf nicht das künstliche Argot im engeren Sinne, die eigentliche Gaunersprache, ausschliesslich oder nur vorzugsweise berücksichtigt werden sollte.

Die hier zu besprechende Arbeit sucht die Bildungsweisen des eigentlichen Argot zu ergründen. Sie ist wissenschaftlich, wennschon das phantastische Element, ohne das eine Argotarbeit nicht bestehen zu können scheint, sich noch in einigen Einzelheiten behauptet hat. So ist z. B. die Zurückführung der S. VI angegebenen zahlreichen Worte auf den Stamm *go* in das Reich der Phantasie zu verweisen. Ein Grundfehler der Arbeit ist ferner, dass die Verf. fast ausschliesslich mit dem Schriftbilde operieren; wenn irgendwo, so muss bei dem im allgemeinen nur auf mündliche Verständigung berechneten Argot das Lautbild in erster Reihe im Auge behalten werden. Eine Menge scheinbarer Verschiedenheiten entstanden durch die orthographischen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Autoren, denen man schriftliche Aufzeichnungen aus dem Argot verdankt. So wird *go*, *gaud*, *got* geschrieben, obgleich es sich um dieselbe Silbe handelt. Die verschiedene Schreibung führte dann zu verschiedenen etymologischen Deutungen, von denen die einen falsch sein mussten; andererseits ermöglichte der Umstand, dass es sich um eine für die Schriftsprache nicht bestimmte Sprechsprache handelt, Neubildungen und Zusammensetzungen, die unverständlich erscheinen, wenn man einseitig das oft auf willkürlicher Darstellung beruhende Schriftbild ins Auge fasst. Im Ganzen besitzt aber die fragliche Untersuchung streng philologischen Charakter.

[1]) Seitdem ist Berlin 1890 eine dritte Ausgabe erschienen, in welcher der Inhalt der zweiten noch um einen Anhang von 24 Seiten vermehrt ist.

Die Verf. stellen zunächst fest, dass das von ihnen behandelte Argot ein durchaus künstliches Produkt ist, dass demnach auch die Bildungsweisen seiner Worte künstliche sind. Von diesen wird in einem ersten Abschnitt (S. 6—20) die Erscheinung des sog. *loucherbème (= boucher)* behandelt, das im wesentlichen mit der *lem-* und *luch*-Sprache identisch ist. Der anlautende Konsonant des zu verändernden Gemeinwortes wird durch *l* ersetzt, er selbst tritt an das Ende des Wortes und hinter ihm das Suffix *ème (em)* oder *uch(e)*. So wird für *bon lonbème (lonbem), lombuch(e)* gebildet. Auch andere Suffixe als *èm(e), uch(e)*, etc. sind möglich, so *ique, oque* (gelehrte Suffixe), *é* und *atte*, z. B. *lonsieurmique (monsieur), loirepoque (poire), latronpatte (patron), lingtvé (vingt)* etc. Dieses Bildungsverfahren findet sich bereits in dem im ersten Drittel des XVII. Jahrhunderts entstandenen *Jargon de l'argot réformé* Ol. Chéreau's, auf dem bis auf Vidocq's *Voleurs* fast alle Argot-Publikationen des XVII. Jahrhunderts beruhen. Auch Vidocq hat aus dieser Quelle geschöpft. — Die mit den angegebenen und ähnlichen Suffixen gebildeten Worte erleiden häufig Abkürzungen: *louffe* f. *loufoque (fou), linve* f. *linvé (lingtvé = vingt)* u. dgl., und diese abgekürzten Formen verknöchern sich oft, werden fest, während die vorausgegangenen Suffix- *(loucherbème =)* Bildungen verloren gehen.

Analog dem geschilderten Verfahren sind die Bildungen mit wechselseitiger Metathese. Diese Metathese erscheint häufig als volkstümliches Sprachbildungselement (vgl. Behrens, *Über reziproke Metathese im Romanischen.* Greifswald 1889. S. 18 ff.); von da wird sie für künstliche Bildungen entlehnt worden sein. In diese Gattung gehören: *miloger* (Diener) neben *limogère* (Stubenmädchen), *server* f. *verser*. Diese beiden Umstellungen stehen den namentlich in Mundarten häufig auftretenden sehr nahe. Dagegen tragen Bildungen wie *tabar* f. *rabat* und *Ostac* f. *Costa* das Gepräge des Gemachten, Unnatürlichen.

Bei den Bildungen des *loucherbème* war die Wahl des anzuhängenden Suffixes nicht vorgeschrieben. Diese Freiheit in der Suffixwahl findet sich auch bei den gewöhnlichen Worten, namentlich wenn sie ihrer Form nach an den Vokabelschatz des Argot erinnerten. So tritt für *boutique* auch *boutoque* und *boutanche* ein, für *préfecture préfectanche* u. dgl. — Die Verf. möchten so auch *bombance* als Doppelform zu *bombe* auffassen, was nicht unglaublich erscheint; dagegen dürfte ihre Ableitung von *tronche* oder *tranche* aus *trogne*, also mit Einsetzung von *onche, anche* für *ogne* weniger Beifall finden. Auch die andern Fälle, in denen nach den Verf. nur die Anfangsbuchstaben eines Wortes übrig geblieben, alles übrige aber beliebig geändert sein soll:

fringue, **froque*, **fripe*, *mal*, *moche*, *mouche*, *bête*, *boche* u. s. w., dürften erst zugegeben werden, wenn sich schlechterdings keine ungezwungenere Erklärung finden lassen will.

Wie die Suffixvertauschung liebt das Argot die Suffixhäufung, die ein volkstümlicher Zug des Französischen und Romanischen von Anfang an ist. Ableitungen wie *chique*, **chiquoque (chicoque)*, **chiquoquand*, woraus *chiquoquandard (chicocandard)*, haben durchaus nichts Auffälliges.

Die an erster Stelle geschilderten Kunstbildungen des *loucherbème* etc. brachten die Suffixe *oche*, *uche*, *oque* etc. in Verbindung mit den Konsonanten, die durch Umstellung aus dem Wortanlaut in den Wortschluss vor das Suffix geraten waren. Aus diesen umgestellten Konsonanten + *oche*, *uche* etc. bildeten sich neue Suffixe. So lässt *lonboche* (= *bon*) u. dgl., gefühlt als *lon-boche*, ein Suffix *boche* entstehen. Dieses neue Suffix wird dann wieder zu Bildungen wie *Alleboche* f. *Allemand*, *fantaboche* f. *fantassin* verwendet. Ähnlich bei *mar (mard)* u. a., wofür von den Verf. keine Belege gebracht werden.

Die Suffixe des Argot sind zumeist ganz bedeutungslos, dienen ausschliesslich der Wortentstellung. Dies gilt insbesondere auch von der Endung *asse*. *Verre* ist gleich *verrasse*, *vin* = *vinasse*, *bon* = *bonasse*; nur in der Volkssprache besitzen die Bildungen mit *asse* eine verschlimmernde Bedeutung. Ebenso bei der Argot-Endung *go*, *got* (wohl für *gaud*, *g* + *aud*, wie *boche* = *b* + *oche*): *Parisien: Parigot*, *sergent: sergot*, *mendiant: mendigot* etc. Nach Annahme der Verf. kann bei Ansetzung des Suffixes *go(t)* zugleich eine Verkürzung des Stammwortes eintreten. So gelangen sie zu den neuen Etymologien: *mégot* = *mèchegot* von *mèche* = *demi*, und *magot* (Affe) = *mannego* für *mannequin*. Doch dürfte sich für *mèche* ein franz. dialektisches *mè* = *medius* finden lassen, dem *got* ohne Konsonantenausfall angefügt sein könnte. Die S. VII gegebene Ableitung von *mannequin* aus dtsch. *mann* + Suffix *quin* ist irrig; *mannequin* ist and. *mannekin* (gegenwärtig *männeken*). *Gogo* neben *gogaille* und *goguette* für *gosier* ist nicht unwahrscheinlich; *Argot* für *Arabie* ist, wenn schon gewagt (vgl. S. 18), nicht schlechter als die bisherigen Etymologien des Wortes.

In einem zweiten Abschnitt (S. 20—26) behandeln die Verf. den Bedeutungswandel im Wortschatze des Argot. Die gewöhnliche Metapher findet nur eine kurze Berücksichtigung; dagegen werden diejenigen Bedeutungsumwandlungen ausführlicher beleuchtet, welche in der Weise entstehen, dass ein Wort zunächst seine Form in der beschriebenen Weise verändert, dadurch mit einem andern Worte formal zusammentrifft, mit diesem verwechselt wird und ihm sinnverwandte Worte zum Ersatz erhält. So wird

aus *marmite (femme)* durch Suffixvertauschung *marmotte;* für dieses tritt in seiner neuen Bedeutung auch *taupe* ein. *Marmite* selbst unterliegt andererseits synonymischen Vertauschungen mit *casserole* und *poêlon.* Aus *bonneteau* (Kümmelblättchen) soll durch künstliche Abkürzung *bonnet* geworden sein, dieses *bonneterie* erzeugt haben, wofür synonymisch *lingerie* eintrat. Schliesslich seien die Spieler des *bonneteau* zu *linges* geworden. Die Richtigkeit dieser letzten Entwickelung ist indessen nichts weniger als gewiss; dieselben Zweifel stellen sich auch bei anderen der von den Verf. gegebenen Beispiele ein. Dagegen ist gegen das wirkliche Vorhandensein derartiger Bedeutungsentwickelungen, die von formalen Änderungen ihren Ausgang nehmen, kein Bedenken zu erheben. Aus den zum Teil recht wenig stichhaltigen weiteren Beispielen sei hier nur noch die Entthronung des dtsch. „trinken“ als Etymon zu *trinquer* hervorgehoben. *Tricher* neben *trique* (Stock) setzt nach den Verf. ein Verbum *triquer* = schlagen, täuschen voraus (*tricher* und *triquer* mussten im Altfranzösischen nebeneinander vorkommen); aus *triquer* entstand *trinquer* durch Nasalierung von *i.* Die südfrz. Dial. haben noch *trinca, trinqua,* brechen, zerschlagen, oder auch die Gläser zusammenstossen. Die Bedeutungsentwickelung von *triquer* etc. läuft parallel mit der von *chiquer* = *choquer,* wofür im 16. Jahrhundert noch *chinquer* mit der gegenwärtigen Bedeutung von *trinquer* erscheint. Damit sei die Zusammenhanglosigkeit mit dtsch. *trinquer* gegeben. Wir würden lieber das alte **triquer* durch dtsch. *trinken* beeinflusst glauben; das so entstandene *trinquer* kann dann wieder die südfranzösischen Dialektformen und das analogische *chinquer* erzeugt und ihnen die Bedeutung des Gläserzusammenstossens gegeben haben.

In einem sehr kurzen dritten Abschnitt (S. 26—28) ziehen die Verf. die Ergebnisse aus ihrer Arbeit. Die Berechtigung ihrer Folgerungen ist einzuräumen. Eine Reihe etymologisch bisher unverstandener Worte werden sich gewiss mit Hilfe der Bildungsweise des Argot erklären lassen; ferner ist es zweifellos, dass die Entstellungen des Argot von den *archi-suppôts,* den Führern der sich des Argot bedienenden Klassen hervorgingen, und dass die synonymische Entwickelung eine grosse Rolle in der Bedeutungslehre des Argot spielt. Die Methode, mit der man an Argotuntersuchungen herantreten muss, ergibt sich aus der Entstehungsweise des Argot von selbst; eine einseitig experimentelle aber, wie sie die Verf. zu befürworten scheinen, muss ebenso sehr zu Irrtümern führen, wie eine rein historische. Jeder Teil des Argot verlangt nach seiner Bildungs- und Entstehungsweise eine besondere Behandlung.

Das Werkchen soll nach der Angabe der Verf. nur '*une préface, une méthode, au moins provisoire*' sein. Die Schwächen desselben und seine Unzulänglichkeit sind ihnen also auch selbst nicht entgangen. Möge es Herrn Schwob (Herr Guieysse ist als Zwanzigjähriger von einem frühzeitigen Tode hingerafft worden) gelingen, das begonnene Werk in ausgereifter Gestalt zur Vollendung zu bringen. E. Koschwitz.

Tiersot, **Julien**, *Histoire de la Chanson populaire en France.* Paris 1889. E. Plon. 542 S. gr. 8⁰. Preis: 7, 50 fr.

Im Jahre 1885 hatte die *Académie des Beaux-Arts* folgende Preisaufgabe zur Bearbeitung ausgeschrieben: *Des mélodies populaires et de la chanson en France, depuis le commencement du seizième siècle jusqu'à la fin du dix-huitième. En résumer l'histoire, en définir les caractères et les différentes formes au point de vue musical, et déterminer le rôle qu'elles ont joué dans la musique religieuse et dans la musique profane.*" Unter den acht Bearbeitungen, welche eingelaufen waren, erhielt jene des Herrn Julien Tiersot den Preis. Da Léo Delibes in seiner Beurteilung fand, dass der letzte Teil von Tiersot's Arbeit zu kurz behandelt worden, so veranlasste dieses den Verfasser, diesem Winke nachzukommen und bei der Veröffentlichung seines preisgekrönten Werkes dasselbe in einzelnen Kapiteln zu vertiefen und die Behandlung der musikalischen Seite seines Stoffes durch Hinzufügung neuer Kapitel wesentlich zu bereichern.

J. Tiersot gehört zu jenen jungen Gelehrten, welche sich zu Rittern der so lange missachteten Volksmuse aufgeworfen haben und sie im Salon heimisch zu machen streben, wie seine Volkslieder-Aufführungen beweisen, die wir in den Pariser Salons eifrig besprechen hörten. Und mit der Liebe zu der Volksmuse verbindet sich ein gediegenes Wissen, genährt an den besten Quellen. Als Unterbibliothekar des Konservatoriums für Musik zu Paris stehen ihm nicht nur dessen Schätze offen, sondern auch der sach- und fachkundige Rat des um die wissenschaftliche Erforschung des Volksgesanges so hochverdienten Weckerlin. Herrn Tiersot war es ferner vergönnt, jene handschriftlichen Volksliedersammlungen voll auszunutzen, welche auf Veranlassung der französischen Regierung im Jahre 1852 in allen Provinzen Frankreichs gesammelt wurden. Wenn Unterzeichneter bei Veröffentlichung seiner *Französischen Volksdichtung und Sage* im Jahre 1885 bedauernd aussprechen musste, dass ihm ein Eingehen auf diese Sammlungen zur Zeit unmöglich sei — heute

bilden die Wiedererstandenen (wie er sich Ostern 1889 zu Paris überzeugen konnte), in acht stattlichen Foliobänden einen kostbaren Schatz der Nationalbibliothek, mit dem jeder Forscher auf dem Gebiete der französischen Volksdichtung wird rechnen müssen.

Neben den litterarischen Schätzen, welche Paris ihm bot, suchte Tiersot lebende Quellen für seine Aufgabe heranzuziehen und es gelang ihm, in Paris selbst, dem zusammenfassenden Mittelpunkte All-Frankreichs, zahlreiche Provinzialen aufzuspüren, aus deren Kehlen er neue und eigenartige Volkslieder hervorlockte. Auch Unterzeichnetem ist es gelungen, diesen Weg mit Glück zu betreten und der Güte der Frau Professor Kuhff-Paris, einer geborenen Auvergnatin verdankt er eine Reihe ihm bis dahin unbekannt gebliebener Lieder ihrer Heimat.

Aber die Hauptansbeute boten Tiersot doch die Provinzen selbst; und so sehen wir ihn denn seine Fahrten ausdehnen über jene Striche, wo das Volkslied auch noch heute lebendig geblieben ist: nach Bresse, der Hoch-Bretagne und Morvan; nach der Picardie, Lothringen, der Franche-Comté, Burgund und dem Dauphiné. Auch deutsche Werke hat Tiersot, aber doch zu vereinzelt, herangezogen. Er fühlt wohl selbst diese bedeutsame Lücke — aber bei seiner Thatkraft und seiner Jugend liesse sie sich für die Zukunft leicht ausfüllen.

Immerhin sehen wir, dass Tiersot seiner Aufgabe wohlgerüstet entgegengetreten ist und dass er uns als Ergebnis all seiner Studien einen möglichst vollständigen Überblick über den derzeitigen Stand des Volksliedes in Frankreich darbietet. Wie sich dieses bei einem französischen Werke fast von selbst versteht, ist dasselbe in einem glänzenden Stile geschrieben.

Uns Deutsche freilich mutet Tiersot's Werk nicht so neu, so eigenartig an wie die Franzosen, die wohl erst durch Tiersot über den Reichtum ihrer Volksdichtung belehrt sein mögen. Hat doch seit Beginn dieses Jahrhunderts bis in die jüngste Zeit hin die französische Volksmuse deutsche Bearbeiter gefunden, unter denen durch seine tiefinnerliche Behandlung ohne Frage Uhland noch immer unerreicht dasteht.

Neu und eigenartig an Tiersot aber ist, dass hier das musikalisch-gesangliche Element des französischen Volksliedes zu seinem vollen Rechte gelangt. Tiersot hat voll und ganz den Satz zur Wahrheit gemacht, dass jede primitive Poesie, wie die Volkspoesie, Singpoesie ist, dass Wort und Weise innigst zusammen gehören, d. h. er hat nicht nur wie dieses bisher fast immer geschehen, das Volkslied einseitig ästhetisch behandelt, sondern wie im Gewebe Kette und Einschlag, so bei dem Liede

Inhalt und Melodie zu einem Ganzen verwoben. Und hiermit nicht genug, hat Tiersot, wie schon einleitend bemerkt, in dem zweiten und dritten Teile seines Werkes (welche ungefähr die Hälfte des Gesamtwerkes ausmachen) die musikalische Seite einer gründlichen Erörterung unterworfen und die Volksmelodie in Vergleich gestellt mit der musikalischen Kunst überhaupt.

Wir stehen nicht an zu glauben, dass in dieser ausgiebigen Behandlung der musikalischen Seite des Volksliedes das Hauptverdienst des Werkes ruht. Und wenn wir auch ein kompetentes Urteil hierüber nicht abgeben können, so glauben wir, dass in der bevorzugten Stellung, welche Tiersot am *Conservatoire de Musique* unter der Aegide eines Weckerlin einnimmt, Bürgschaft genug für die Tüchtigkeit seines musikalischen Wissens liegt. Immerhin hat es uns seltsam berührt, dass Tiersot in sein Buch Paraphrasierungen von Volksmelodien aufgenommen. Auch wir haben Männer gehabt (wie Frankreich auch), welche den Text der Volkslieder nach ihrem Geschmack ummodelten. Heute sind wir davon zurückgekommen und lassen das Volkslied auch mit seinen Knorren und Auswüchsen bestehen. Ich möchte daher glauben, dass in einem Werke wie dem seinen stets so zu verfahren sei, wie er selbst dies auf S. 113 angiebt: *Pour cette fois, nous conserverons aux notes la valeur qu'elles ont dans l'original: cela laissera à la mélodie sa physionomie et rendra plus sensible la comparaison que nous voulous tenter de ce texte avec un autre qui paraîtra également dans son intégrité.* Und diesem hier befolgten Grundsatze wäre um so eher stets zu folgen, als Tiersot die französischen Volksmelodien wunderbar findet, von unendlicher Frische und unerschöpflicher Kraft. Es mag für einen Laien gewagt erscheinen, diesem letzteren Ausspruch etwas entgegenzuhalten. Indessen möchte ich doch darauf hinweisen, dass, als es sich seiner Zeit darum handelte, in mein Buch die charakteristischsten und schönsten Volksmelodien Frankreichs aufzunehmen, die Gruppe musikalisch gebildeter Herren und Damen, denen bei mir eine Fülle von Melodien vorgespielt wurde und welche nun mit darüber abstimmten, welche davon Aufnahme finden sollten, welche nicht, sich verwundernd darüber äusserten, wie gering im Verhältnis zu unseren Volksmelodien, von denen fast jede schön und charakteristisch sei, die Ausbeute im Französischen wäre.

Bezüglich der Einteilung der behandelten Lieder ist Tiersot gleich seinen Vorgängern seinen eigenen Weg gegangen; indessen will uns derselbe nicht immer ungesucht erscheinen.

Den erzählenden, epischen, legendenhaften und historischen Liedern folgt die *Complainte*, welcher Ausdruck an die Stelle

der *ballade* treten soll. Für uns Deutsche würde ich es bei der Ballade belassen; der Ausdruck erscheint mir begrifflich schärfer bestimmt.

Folgen anekdotische und satyrische Lieder; von letzteren hat Tiersot das Liebeslied getrennt, obwohl er es der Hauptsache nach für satirisch hält und Zweifel hegt, ob im französischen Liebeslied die Liebe um ihrer selbst willen erstrebt werde. Hier berührt sich Tiersot mit Bartsch, welcher in seiner poetischen Einleitung zu der Übersetzung altfranzösischer Lieder das deutsche Liebeslied in seinem Gefühlsleben so sehr viel höher als das französische stellt. Nach meinen Erinnerungen möchte ich beiden Forschern nur bedingungsweise Recht geben und glauben, dass im französischen Liebesliede auch Lieder von Liebe um ihrer selbst willen reden und sagen.

Tanz- und Wiegelieder, Handwerker- und Soldatenlieder, Lieder, welche das Festliche Jahr begleiten, wechseln mit Toten- und Trinkliedern. Vaudevilles, Weihnachts- und religiöse Lieder bilden den Schluss. Gehört die letzte Gruppe, wie auch Verfasser zugiebt, streng genommen nicht zu den Volksliedern, so finde ich ihre Aufnahme dennoch gerechtfertigt. Sind doch namentlich die weihnachtlich-religiösen Gesänge aufs innigste mit dem Gemütsleben des Volkes verwebt. Ebenso wenig möchte ich die Erwähnung der Marseillaise missen; wenn auch sie, streng genommen, aus dem Rahmen des Volksliedes heraustritt, so gehört sie doch zu jenen Kunstdichtungen, die innerhalb einer gegebenen Zeit das gesamte Volk beherrschen und deshalb, wie wir mit glücklichem Wort und feiner Unterscheidung sagen „volkstümlich“ geworden sind. Hören wir Tiersot's interessante Erläuterung: nach ihm ist Rouget de Lisle als ein letzter (sic!) Volksdichter zu betrachten, dessen Namen wir zufällig wissen. Wie jeder echte Volksdichter gehörte Rouget de Lisle zu jenen, welche das, was an Ideen in Wort und in Musik seine Zeit erfüllt, zusammengefasst und zu scharfer Ausprägung bringen; und weil er eben der poetisch-musikalische Ausdruck seiner Zeit wurde, deshalb wurde er national (d. i. volkstümlich).

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so stellt sich Tiersot's Werk als ein neuer, wohlgelungener Versuch dar, dem Kreise der Gebildeten und insbesondere der Gebildeten seiner Heimat einen Gesamtüberblick über das reiche Gebiet des französischen Volksliedes zu geben. Die Hauptstärke des Werkes liegt in der musikalischen Durcharbeitung des gebotenen Stoffes. Wenn auch in der Einleitung der Versuch gemacht wird, die griechischen, römischen und germanischen Einflüsse auf die Ent-

wickelung des französischen Volksliedes nachznweisen, andererseits den christlichen Einfluss, dem es nnterlag, so ist mit dieser Einleitung, die vielversprechend ist, doch nnr ein Baustein mehr zu einer *Geschichte des französischen Volksliedes* geliefert worden. Diese Aufgabe ist nach wie vor noch zu lösen und die *Geschichte des französischen Volksliedes* wäre ein Gegenstand, würdig einer neuen Preisaufgabe für die *Académie des Beaux-Arts.*

WILH. SCHEFFLER.

Auler, Franz, *Der Dialekt der Provinzen Orléanais und Perche im XIII. Jahrhundert.* Strassbnrg, 1889. Dissert. 161. S. 8⁰.

Burgass, Ernst, *Darstellung des Dialektes im XIII. scl. in den Departements „Seine-Inférieure und Eure (Haute Normandie)" auf Grund von Urkunden unter gleichzeitiger Vergleichung mit dem heutigen Patois.* Halle, 1889. Dissertation. 83 S. 8⁰.

Küppers, Albert, *Über die Volkssprache des XIII. Jahrhunderts in Calvados und Orne mit Hinzuziehung des heute dort gebräuchlichen Patois.* Halle, 1889. Dissertation. 54 S. 8⁰.

Eggert, Bruno, *Fntwickelung der normandischen Mundart im Departement de la Manche.* Halle, 1889. Dissertation.

Roehr, Reinhold, *Der Vokalismus des Francischen im XIII. Jahrhundert.* Halle, 1888. Dissertation. 47 S. 8⁰.

Immer kleiner und schmäler wird der unbebaute Teil des noch vor zwei Jahrzehnten beinahe gänzlich brachliegenden Feldes der altfranzösischen Dialektkunde. Dank der Anregnng, welche den Jüngern der romanischen Wissenschaft auf nnseren Universitäten zu teil wird, sind besonders in den letzten Jahren eine Reihe verdienstlicher Arbeiten erschienen, welche nnsere Kenntnis der mittelalterlichen Mundarten Nordfrankreichs wesentlich gefördert haben.

Die Arbeit von Auler über den Dialekt von Orléanais nnd Perche ist mit anerkennenswertem Fleiss nnd grosser Gründlichkeit angefertigt. Mit einem reichen Kenntnisschatz ausgerüstet, erkennt er mit grossem Geschick den phonetischen Wert, welcher den mannigfachen und verschiedenen graphischen Darstellungen zn Grunde liegt. Was aber der Arbeit hinsichtlich ihres wissenschaftlichen Wertes grossen Eintrag thut, ist der Umstand, dass der Verfasser sich seine Aufgabe nicht klar vorgestellt hat. Hätte er sich begnügt, eine Laut- und Formenlehre des *Roman de la Rose* in übersichtlicher Darstellung mit Weglassung alles Nebensächlichen zu liefern, so wäre das schon eine verdienstliche Arbeit gewesen. Statt dessen aber glaubt er den Dialekt

der Provinzen Orléanais nnd Perche klar zu stellen, indem er mit Benutzung einiger weniger Urkunden aus Baugency die sprachlichen Eigentümlichkeiten des *Roman de la Rose* (circa 22 000 Verse), des *Chastiement des Dames par Robert de Blois*, der *Chronique métrique de Guillaume Guiard* (20 640 Verse) und der *Miracles de Notre Dame de Chartres* behandelt. Dazu hat er noch den *Roman de la Poire* nnd den *Roman de Foulque de Candie*, zwei Romane, deren Ursprung er nach Chartres, resp. Orléanais verlegt, herangezogen. Ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich dahingestellt; aus seiner Untersuchung geht es nicht klar hervor. Um den Beweis zn liefern, wäre es vor Allem nötig gewesen, zunächst die Eigentümlichkeiten der von ihm behandelten Dialekte, resp. die Stellung zu bestimmen, welche die Mundart dieser Gebiete im Verhältnis zu den Nachbardialekten einnimmt. Es lässt sich bei dem heutigen Stand der Dialektforschung die Mundart eines bestimmten Sprachgebietes nicht feststellen, ohne dass die Spracherscheinungen der Nachbardialekte berücksichtigt werden. Das ist ein Mangel in der Arbeit, der sich um so fühlbarer macht, als der Verfasser versäumt hat, die Resultate seiner Untersuchung übersichtlich zusammenzustellen. Teilweise begnügt er sich damit, für einzelne Lautentwickelungen nur die Belege anzuführen, sodass, wer die Arbeit benutzen will, selbst ans den gelieferten Belegen die Schlüsse ziehen muss. Auch ist es schade, dass der Verfasser die Untersuchnngen über die Sprache des *Livre des Miracles de Notre Dame de Chartres* von Fœlster (1885) nnd Napp (1887) nicht gekannt hat; er hätte sich viel Mühe ersparen und vielleicht manchen neuen Gesichtspunkt gewinnen können, zumal Napp eine Reihe von Urkunden aus Chartres hat benutzen können und in einem Anhang „Textkritische Bemerknngen" den ganzen Text revidiert und zahlreiche glückliche Emendationen geliefert hat. Überhanpt macht sich öfter in der Arbeit mangelhafte Kenntnis der einschlägigen Litteratur bemerkbar. So z. B. enthält das Kapitel über die Anssprache von *oi*, über die Entwickelnng von $\bar{e} + n + a$ zn *eine* in den Patois längst Bekanntes. Im einzelnen hätte ich manches noch an der Arbeit auszusetzen (ich vermisse z. B. ganz die Entwickelung von **sequere*); doch verfehlt wäre es, mit einer Erstlingsarbeit zu streng ins Gericht zu gehen. Es ist ohne Zweifel eine anerkennenswerte Leistung. Der Verfasser zeigt ein grosses Verständnis in der Auffassnng und Erklärung lautlicher Erscheinnngen. Vielleicht unterzieht er sich der Mühe, die Resultate seiner Untersuchung übersichtlich zusammenzustellen, nm eine leichtere Benutzung und Verwertung seiner Arbeit zu ermöglichen.

Die drei folgenden Arbeiten von Bnrgass, Küppers und Eggert haben zur Aufgabe, die Volkssprache der Normandie im XIII. Jahrhundert hinsichtlich ihrer Laut- und Formenlehre darzustellen. In der Anlage zeigen die Arbeiten keinen grossen Unterschied. Vom Lateinischen ausgehend, betrachten sie die Entwickelung der einzelnen Laute und Lautgruppen auf grund mittelalterlicher Texte mit gleichzeitiger Berücksichtigung der heutigen Patois. So dankenswert und verdienstlich auch diese Untersuchungen der Mundart der einzelnen Départements ist, so wäre es doch, nach meiner Ansicht, für die Wissenschaft von grösserem Nutzen gewesen, wenn eine einheitliche Untersuchung dieses Sprachgebietes von der Hand eines Einzelnen angestellt worden wäre. Die vielfachen Wiederholungen wären vermieden; dank der grösseren Übersichtlichkeit die Eigentümlichkeiten der Mundart stärker hervorgehoben, und die Grenzen der einzelnen Entwickelungen genauer bestimmt worden. Dies hätte um so leichter geschehen können, als das Material, das zu Gebote stand, kein allzu grosses war und leicht bewältigt werden konnte. Bei der Regsamkeit und Schaffensfrendigkeit, die in der romanischen Philologie herrscht, ist es nicht leicht, sich in den einzelnen Gebieten auf dem Laufenden zu halten; beinahe unmöglich ist es, alle neu erscheinenden Abhandlungen zu lesen. Deshalb ist es um so mehr zu wünschen, dass die Benutzung von Spezialuntersuchungen durch eine übersichtliche Zusammenstellung der gewonnenen Resultate möglichst erleichtert werde. Leider haben Küppers und Burgass dies versäumt.

Auch erscheint mir die Hinzuziehung der modernen Patois in solchen Spezialuntersuchungen von nur zweifelhaftem Nutzen. Ich verkenne gewiss nicht den grossen Vorteil des Studiums der Patois; aber dieses Studium muss ein wissenschaftliches sein. Eine solche wissenschaftliche Bearbeitung der Patois kann aber nur auf Grund persönlicher, an Ort und Stelle angestellter Untersuchungen erfolgen und zwar von phonetisch gebildeten und mit der historischen Grammatik vertrauten Gelehrten. Arbeiten, wie die von Joret, Horning etc., werden den Abhandlungen über die älteren Mundarten die grössten Dienste leisten. Das zeitweilige Heranziehen aber von Patoisformen, welche gedruckten Texten entnommen sind, kann nur von geringem Nutzen sein. Denn diese wenigen, zum Vergleiche herangezogenen Formen geben weder ein klares Bild von den Eigentümlichkeiten der Patois, noch können sie eine mittelalterliche Spracherscheinung erklären, weil einmal der Lautwert der verschiedenen graphischen Darstellungen nicht feststeht, und dann auch die Entwickelung eines und desselben mittelalterlichen Lautes in den Patois oft

eine so mannigfache und verschiedene ist, dass es schwer zu sagen ist, ob in dem einzelnen Falle überhaupt die Patoisform eine jüngere Lautstufe des mittelalterlichen Lautes repräsentiert.

Auf Einzelheiten einzugehen, würde mich zu weit führen. Die Verfasser sind hinlänglich vertraut mit den neuesten Forschungen auf dem Gebiete der altfranzösischen Laut- und Formenlehre. Gröbere Versehen kommen nicht vor. Ein besonderer Wert der drei Arbeiten liegt darin, dass den Verfassern eine Reihe bis jetzt nicht veröffentlichter, von Herrn Professor Suchier in den Archiven abgeschriebener Urkunden zur Verfügung stand. Burgass benutzte im ganzen sechzig Urkunden und zwei Inschriften aus dem XIII. Jahrhundert. Ich vermisse die Benutzung der Urkunden aus dem *Cartulaire de l'abbaye royale de Notre Dame de Bon-Port au diocèse d'Évreux p. p. Andrieux, Évreux 1861*, welches nach meinen Aufzeichnungen eine Anzahl Urkunden aus dem Ende des XIII. Jahrhunderts (von 1280 an) enthält. Dass von Küpper's benutzte Material besteht aus 32 Urkunden. Eggert stand ein reichlicheres Material zu Gebote; ausser einer grossen Anzahl (72) von Urkunden zog er mehrere mittelalterliche Texte in den Bereich seiner Untersuchung. Doch liegt erst ein Teil seiner Abhandlung vor; die Arbeit soll in erweiterter und vervollständigter Form in der *Zeitschrift für romanische Philologie* erscheinen.[1])

Roehr will in seiner Arbeit, in welcher er sich auf den Vokalismus beschränkt, die 1882 von Metzke in Herrig's Archiv gelieferte Arbeit berichtigen und erweitern. Ob ihm dies gelungen, möchte ich bezweifeln. Mir scheint es, als ob Roehr ebensowenig wie Metzke zu positiven Resultaten gekommen ist; auch er ist nicht im stande, irgend welche charakteristische Eigentümlichkeiten der Francischen Mundart anzugeben. Metzke's Arbeit, wenn sie auch nicht frei von Irrtümern ist, war eine sehr anerkennenswerte Leistung und hat uns vielfache und sehr erwünschte Aufklärung gebracht. — Vor allem kommt es bei der Bearbeitung der Mundart der Isle-de-France, die so mannigfachen Einflüssen von Aussen unterworfen war, auf die Berücksichtigung und Kenntnis der Nachbardialekte an. Ohne dies ist eine klare und gründliche Untersuchung dieser Mundart unmöglich. Diese Berücksichtigung der Nachbardialekte ist bei Metzke nur eine mangelhafte, aber auch bei Roehr. Er beschränkt sich auf die Heranziehung der nördlichen und östlichen Mundarten; die unmittelbar westlich und südlich angrenzenden Dialekte wurden

[1]) Die Arbeit Egger's liegt jetzt vollständig vor in *Zschr. f. rom. Phil.* XIII, 3/4 S. 353—403.

gar nicht berücksichtigt; und doch fehlte es eigentlich nicht an Hilfsmitteln. Daher kommt es, dass der Verfasser oft geneigt ist, fremden Einfluss da anzunehmen, wo nach meiner Ansicht ganz gut einheimische Entwickelung vorliegen kann: *eaus* und *aus* = *illos; aige* = *aticum: ie* für *iee; ei* in *leitre; vieut, sieut* wozu *vielt* Urk. aus Chartres, *viaut* Urk. aus Sens und Nevers, *viaut Rom. de la Rose* etc. zu vergleichen war. Die Grenze für gewisse einzelne Lauterscheinungen, die bis jetzt dem östlichen Sprachgebiet zugeschrieben wurden, ist weiter nach Westen zu setzen. Wesentlich Neues habe ich in der Abhandlung von Roehr nicht gefunden. E. Goerlich.

Vising, Johan, *Les Débuts du Style Français.* [In: *Recueil de mémoires philologiques présenté à M. Gaston Paris par ses élèves suédois le 9 août 1889 à l'occassion de son cinquantième anniversaire.* Stockholm, 1889. Imprimerie Centrale.]

Der Verfasser giebt uns in der vorliegenden Arbeit auf 35 Seiten einen knappen, aber vortrefflichen Überblick über die Geschichte des altfranzösischen Styls von der heiligen Eulalia bis zu Villehardouin. Er prüft zuerst den Wortreichtum der vier religiösen Dichtungen: Eulalia, Leodegar, der Passion und Alexis und findet schon hier eine Reihe bezeichnender Synonyma wie: *femme* und *muiler, asembler* und *aduner, demander, preier* und *rover* u. s. w., er hebt die rein lateinischen, die halblateinischen und germanischen Bestandteile hervor, die jene ersten Dichtungen durchziehen und eine neue Sprache zu bilden beginnen: *l'exacte expression linguistique de la fusion des Gallo-Romains et des Germains.* Die Syntax der ersten Denkmäler ist höchst einfach; von einer kunstvollen Satzbildung kann keine Rede sein; die Tempora wechseln oft ohne Grund, Satzteile werden wiederholt, wo es nicht nötig ist, der Periodenbau ist zuweilen mangelhaft, der Gebrauch der Konjunktionen noch sehr eingeschränkt.

Ebenso ausführlich prüft Vising die Rhetorik der genannten Überlieferungen, wobei ihm eingehende Vorarbeiten nicht zu Gebote standen; er geht näher ein auf das Asyndeton, das Polysyndeton, auf die Ellipse und die Wiederholung, auf die Steigerung und den Parallelismus, auf die Metonymie und Synekdoche, auf die Metaphern, den Ausruf, die Sentenz, die Beschreibung, die Antithese, den Vergleich, die Hyperbel, die Apostrophe und die Personifikation. Vom XI. Jahrhundert ab

treten die religiösen Stoffe in der altfranzösischen Litteratur immer mehr zurück und überlassen das Feld dem heroischen Epos; damit erhält auch der poetische Styl eine ganz andere Physiognomie. Vising geht nun auf den Wortschatz und die Syntax des Rolandsliedes ein und giebt auf grund einer Arbeit des Referenten: *Vergleich zwischen der Rhetorik im altfranzösischen Rolandslied und in Karls Pilgerfahrt* ein Resumé der darin gefundenen Ergebnisse hinsichtlich der Stylentwickelung. Der folgende Abschnitt führt von der Volksdichtung zur Kunstpoesie und beschäftigt sich mit Crestien de Troies; hier verweist der Verfasser mit Recht auf Grosse's gediegene Arbeit. In ausführlicher und lehrreicher Weise wendet sich Vising im letzten Kapitel seiner Schrift dem Prosawerke Villehardouin's zu und kommt zu dem bemerkenswerten Resultat, dass Villehardouin seinen Stil nicht, wie gewöhnlich die Ansicht ist, aus der Schule der Jongleurs entliehen haben könne, da sein Styl im schärfsten Gegensatz zu der Redeweise der *chansons de geste* stehe. Die prosaischen Übersetzungen vor Villehardouin haben ebensoviel zu Villehardouin's Styl beigetragen wie die poetischen Sprachdenkmäler. *En général, on peut dire que le style de Villehardouin, tout en se distinguant par sa clarté, fait voir un défaut complet de variation, de précision, d'élégance, enfin de toutes les qualités d'un style cultivé. Loin de nous de le lui imputer à blâme; au contraire c'est le caractère absolument primitif de son style qui en fait le charme. C'est ainsi qu'un brave guerrier, homme de bien et homme de cœur, doit raconter des exploits qui étaient „se merveille non". La grandeur des faits mariée à la simplicité de l'exposition, voilà la poésie de Villehardouin.* Die elegant geschriebene und interessante Arbeit Vising's verdient Beifall und Anerkennung.

Ernst Joh. Groth.

Ebering, Emil, *Bibliographisch-kritischer Anzeiger für romanische Sprachen und Litteraturen.* Herausgegeben vom Bibliographischen Bureau in Berlin. Erscheint am 15. jeden Monats, die Bibliographie des vorhergehenden Monats enthaltend. Neue Folge. I. Band. 1889. Heft 1—9 (Januar—September). Berlin, Richard Heinrich. 8°. Preis pro Semester 6 Mk.

Ein ganz vortreffliches wissenschaftliches Hilfsmittel, dem man nur weite Verbreitung wünschen kann, das hoffentlich dank der Teilnahme der Fachgenossen sich keines kurzen Daseins zu

erfreuen hat und hoffentlich immer recht pünktlich erscheint. Die Anordnung ist folgende:

A. Allgemeine Sprachwissenschaft (Allgemeine und vergleichende Litteratur etc.). 1. Bibliographie. 2. Encyklopädie. 3. Zeitschriften. 4. Grammatik. 5. Litteraturgeschichte, Poetik. 6. Pädagogik. Unterricht. 7. Folklore, Mythologie. 8. Hilfswissenschaften (Allgemeine und vergleichende Geschichte, Anthropologie, Philosophie etc.).

B. Nicht-romanische Sprachen und Litteraturen in Beziehung mit romanischen Sprachen. I. Lateinisch (1. Litteratur. a) Litteraturgeschichte; b) Ausgaben und Erläuterungsschriften. 2. Sprachwissenschaft. a) Grammatik; b) Lexikographie. 3. Hilfswissenschaften). II. Keltisch. III. Altitalisch. IV. Baskisch. V. Germanisch. a) Englisch; b) Deutsch. VI. Varia: Slavisch etc.

C. Romanische Sprachen und Litteraturen.

Romanisch im Allgemeinen. 1. Encyklopädie. 2. Zeitschriften. 3. Litteratur. 4. Sprachwissenschaft.

I. Italiano. II. Ladino. III. Français. IV. Provençal. V. Catalan. VI. Español. VII. Portuguez. VIII. Român.

Jede dieser Abteilung ist je nach dem Bedürfnis in eine mehr oder minder grosse Zahl von Unterabteilungen ähnlich wie A gegliedert; die französische in folgende: 1. Bibliographie. 2. Périodiques. 3. Littérature. a) Histoire littéraire. b) Editions et Monographies (*α.* Collections; *β.* Anonymes; *γ.* Auteurs). c) Littérature contemporaine. d) Traductions françaises. 4. Philologie. a) Histoire de la langue. Dialectologie. b) Grammaire. c) Lexikographie. 5. Enseignement. Livres d'enseignement. A l'usage a) des Français, b) des Italiens, c) des Allemands, d) des Anglais. 6. Folklore. 7. Sciences auxiliaires.

Soweit ich sehe, scheint Vollzähligkeit in Bezug auf Bücher, Universitäts- und Schulschriften, sowie auf die in den Fachzeitschriften enthaltenen Abhandlungen, Anzeigen und Rezensionen nicht blos angestrebt, sondern auch wirklich erreicht zu sein;[1]) doch sind, wie man nach dem Titel erwarten sollte, in den einzelnen Monatsheften nicht immer alle die Erscheinungen verzeichnet, welche das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel als in dem betreffenden Monate veröffentlicht angiebt. Doch gebe ich gern zu, dass dies beinahe unmöglich ist, wenn das betreffende Heft schon zum 15. des nächsten Monats erscheinen soll. Manche Werke werden übrigens erst verzeichnet, wenn dem Herausgeber bereits die erste Rezension zu Gesicht gekommen ist, so z. B.

[1]) Inbezug auf Vollständigkeit der Abteilungen A und B scheint mir mitunter etwas zu weit gegangen zu sein.

die No. 1809 (wo übrigens der Vermerk fehlt, dass die ersten Bogen als Breslauer Dissertation erschienen sind), 1868. Dies gilt auch von No. 1843; die daselbst gleichzeitig angeführte Rezension steht erst in dem Hefte, das die September-Bibliographie enthält, trotzdem sie in der Nummer der *Deutschen Litteraturzeitung* vom 15. Juni gebracht worden ist. Weder im Juli-, noch im August-, noch im Septemberhefte finde ich die Besprechnng von Seelmann's *Bibliographie des altfranzösischen Rolandliedes* durch Golther *[Deutsche Litteraturzeitung* vom 13. Juli], welche wegen einiger daselbst gegebenen Nachträge sicherlich angeführt werden musste; wahrscheinlich steht sie erst in dem Oktober- oder Novemberhefte. — Jedem Hefte ist ein Register beigegeben. Die Titelangaben sind durchweg bibliographisch genau; Druckfehler scheinen fast gänzlich zu mangeln; aufgefallen ist mir nur im Register des April-Mai-Heftes, dass bei Antona-Traversi statt 768 fälschlich 767 gedruckt ist. Bemerkt sei schliesslich noch, dass gleichzeitig eine französische Ausgabe dieses Anzeigers in Paris bei Welter und eine italienische bei Löscher in Turin erscheinen. Wilh. Altmann.

Klussmann, Rudolf, *Systematisches Verzeichnis der Abhandlungen, welche in den Schulschriften sämtlicher an dem Programmtausche teilnehmenden Lehranstalten vom Jahre 1876 bis 1885 erschienen sind.* Nebst zwei Registern. Leipzig, B. G. Teubner. 1889. VIII, 315 S. 8⁰.

Für die Leser dieser Zeitschrift dürfte ein kurzer Hinweis auf vorstehende Veröffentlichnng nicht ohne Interesse sein. So mancher dürfte, wenn er dieses Verzeichnis zur Hand nimmt, auf die eine oder andere Abhandlung stossen, die für seine Studienzwecke in Betracht kommt und ihm bisher unbekannt geblieben ist. Die auf den Unterricht in der französischen Sprache und Litteratur bezüglichen Abhandlungen sind auf S. 21—23 verzeichnet; es sind im ganzen 44 Nummern. Abhandlungen, welche sich mit französischer Sprache (Grammatik) im allgemeinen beschäftigen (S. 76—78), werden 27 namhaft gemacht, dem Sprachgebrauch besonderer Dialekte und Schriftsteller gewidmete nur 2 (S. 78). Weit zahlreicher sind die Abhandlungen, in welchen Themen aus der französischen Litteraturgeschichte behandelt werden; auf die altfranzösische entfallen 20 Nummern (S. 194—195), darunter 3 auf das Rolandlied, 2 auf Aucassin und Nicolete, 4 auf Comines. Hervorgehoben seien auch die 3 sämtlich aus bairischen Anstalten herrührenden Ausgaben,

welche darunter sind: *Der Pseudo-Turpin in altfranzösischer Übersetzung* (München, Maximilians-Gymnasium 1876), *Li Lais de Lanval von Marie de France* (Kempten 1883) und *Li Miserere von Reclus de Mollens* (Landshut 1882). Auf die neufranzösische Litteratur entfällt die stattliche Zahl von 90 Nummern (S. 195 bis 199), davon kommen auf Molière 9, auf Corneille und Voltaire je 7, auf Racine 6, auf Boileau 5, auf Béranger, Chénier, Regnier und Rousseau je 3 Nummern. — Die Kopien der Titel sind durchaus zuverlässig; bei jeder Abhandlung ist auch die Seitenzahl und das Format angegeben. Das Ortsverzeichnis ermöglicht es, Abhandlungen, deren Autoren einem zufällig nicht gegenwärtig sind, wenn man die Anstalt weiss, ohne weiteres zu finden. Sehr willkommen ist aber vor allem das alphabetische Verzeichnis der Autoren. Kleine Versehen (vgl. *Deutsche Litteraturzeitung* 1890, S. 85 f.) sind doch zuweilen untergelaufen. S. 299 steht Knaacke, Friedr. fälschlich für Knaake, S. 58 u. (Reg.) S. 308 ist Schäfer, Julius als Verf. zu streichen; die Arbeit rührt, wie sich aus S. 4 des betreffenden Programms ergiebt, von Fr. Max Schilling her. S. 314 steht Wentzel, Joh. Georg fälschlich für Wenzel.

Wilh. Altmann.

Jastrow, J., *Jahresberichte der Geschichtswissenschaft*, im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben. 9. Jahrg. 1886. 10. Jahrg. 1887. Berlin 1889. R. Gärtner (H. Heyfelder). 8⁰.

Auch in dieser *Zeitschrift* soll ein kurzer Hinweis auf vorstehende, als äusserst nützlich von den Kritikern allgemein anerkannte Publikation nicht fehlen, da darin über die französische Geschichte, und zwar über die des Mittelalters durch Desplanque in Paris, über die der Neuzeit durch A. Waddington in Lyon, in recht ausführlicher Weise, übrigens in französischer Sprache, berichtet ist. Auch der Sprachforscher wird diese Referate mit grossem Interesse lesen und aus der Fülle der Nachrichten über die Publikationen von Denkmälern und Urkunden so manche seine Studien berührende Notiz finden, die ihm sonst entgangen wäre. Besonders hervorgehoben sei, dass auch die Provinzialgeschichte gebührend berücksichtigt ist. Schon ein flüchtiger Blick in die beiden vorliegenden Jahrgänge wird den Lehrer der französischen Sprache davon überzeugen, dass er fast ebenso sehr wie der Historiker wünschen muss, dass diese Publikation für die Anstalts-Bibliothek erworben wird.

Wilh. Altmann.

Meli, Gio., *Lehrgang der französischen Syntax.* Zürich, 1889. Schmidt. Brosch. 1,60 Mk., kart. 1,90 Mk.

Trotz des deutschen Titels ist diese Syntax französisch geschrieben; sie enthält dazu, was der Titel auch nicht ahnen lässt, den grössten Teil der Formenlehre, mit Ausschluss des regelmässigen Verbs und anderer elementarer Dinge. Der ganze Lehrgang ist in 59 Leçons nach den Redeteilen eingeteilt. Ich habe mich in der Vorrede zu meiner eignen *Grammatik* (Berlin, Springer 1889) bereits darüber ausgesprochen, warum ich eine Einteilung der Syntax nach Satzteilen für richtiger halte, und die Mehrheit meiner Rezensenten hat mir zugestimmt. Schon diese Einteilung ist im stande, eine bessere grammatische Einsicht zu erzeugen. Davon abgesehen aber sollte man doch auch bei einer anderen Einteilung der Syntax vor allen Dingen danach trachten, dem Schüler eine Einsicht in die Grundprinzipien der einzelnen syntaktischen Kapitel zu gewähren. Aus der Fülle der Einzelheiten zum Prinzip aufgestiegen, wird er an diesem Prinzip einen sichreren Führer haben als an allzuvielen ins einzelne sich verlierenden kleinen Regeln. In vorliegendem Lehrgang vermisse ich die allgemeinen Prinzipien, historische wie logische; er zerfällt alles in 515 kleine, oft nur äusserlich mit einander verbundene Regeln. Kein Prinzip für den Artikel, keines für den Konjunktiv, keines für die Präposition u. s. w.! Charakteristisch ist schon der erste Satz dieses Lehrgangs: 1) *L'article défini s'emploie devant certains noms propres italiens: le Tasse, du Tasse, au Tasse, contre le Tasse, etc.; le Dante* u. s. w. Ganz abgesehen davon, dass neuerdings die Formen Tasso und Dante in der Litteratur sogar zu überwiegen scheinen, ist ein solcher Anfang mit einer derartig entlegenen Einzelheit doch überaus befremdend. Ohne logische Ordnung geht es weiter: 2) *Devant le nom de certaines villes* u. s. w. 3) *Devant les noms des points cardinaux* u. s. w. 4) *Après le mot dont* (dessen, deren). 5) *Avec les mots Madame et Mademoiselle précédés d'un adjectif* u. s. w. 6) *Avec les noms propres masculins de fleuves*" u. s. w. — In derselben Weise sind alle Regeln dieser Grammatik äusserlich aneinander gereiht. Noch zwei Beispiele zum weiteren Beweise: 360) *On emploie le subjonctif après les locutions quelque .... que, quel que, qui que* u. s. w. 361) *Après les conjonctions afin que, à moins que ... ne, avant que, bien que, au cas que, encore que*" u. s. w. (nicht einmal *afin que* und *pour que*, noch *bien que* und *quoique* stehen nebeneinander; die letzteren folgen erst hier). 362) *Après les conjonctions que, de manière que, de sorte que* u. s. w. — Unter 352 ist u. a. *désirer* als Verbum des Willens und Wunsches, in 354 u. a. *souhaiter* als Verbum der Gemütsbewegung, dazwischen aber (353) sind die Verben des Zweifels behandelt.

Die Fassung der Regeln ist im allgemeinen klar, aber oft unrichtig und meist äusserlich. Wir sind längst gewohnt zu sagen, dass die pronominalen Objekte nicht beim Imperativ, sondern beim bejahenden Imperativ nachstehen. Hier aber heisst es: „*Mais lorsque le verbe se trouve à l'impératif, ils le suivent*" u. s. w., und dann wird fortgefahren: „*Remarque. Cependant lorsque l'impératif est employé négativement les pronoms le précèdent*" u. s. w. Eine solche Regelfassung halte ich für unerlaubt; denn die nachträgliche „Bemerkung" gibt keine vereinzelte Ausnahme, sondern hebt die Regel für die Hälfte der Fälle auf, so dass sie eben keine Regel mehr ist. Aus demselben Grunde ist falsch: „*On emploie le subjonctif:* 355) *après les verbes employés négativement*" und 356) „*après les verbes employés interrogativement*". In beiden Fällen muss eine *Remarque* mit *cependant* den Fehler wieder verbessern.

So auch bei der Apposition fälschlich, wiewohl durch Plœtz in gewissem Sinne geheiligt: *On supprime l'article défini dans l'apposition* etc. *Remarque. On le met cependant lorsqu'on veut faire ressortir le substantif.* Das Richtige ist, dass die Apposition eben so oft den Artikel als keinen Artikel hat, und deshalb ist es verkehrt, dem Schüler auf der unteren Stufe die allerdings sehr bequeme aber falsche Regel zu geben, dass die Apposition ohne Artikel stehe. Die richtige Einsicht gewinnt der Schüler aus dem Prinzip des Artikels, welcher stets individualisiert. Soll also individualisiert werden, so steht auch in der Apposition der Artikel, wird mehr qualifiziert oder prädiziert, so steht er nicht.

Wohin das Fehlen des Prinzips führt, geht aus dem Schlusse der beiden ersten Lektionen des vorliegenden Lehrgangs hervor — bei Plœtz ist die Sache nicht besser behandelt. Hier handelt es sich um Redensarten, die den Artikel haben oder nicht haben. Aus den 15—20 Beispielen ohne Artikel kann der Schüler aber unmöglich erraten, dass es sich hier um viele hunderte von Ausdrücken handelt. Bei einem so weit verbreiteten Gebrauche genügt es eben nicht, sich mit einem *dans plusieurs locutions* abzufinden.

Auch bei der Stellung des Adjektivs fehlt das sachlich allgemeine Prinzip der Vor- und Nachstellung; dem Verfasser ist die Länge des Adjektivs noch massgebend. 97) *Quand ils ont moins de syllabes que le nom.* 102a) *Quand ils sont plus longs que le nom.* Hiernach wäre das gleich darauf folgende Beispiel *ces gémissantes voix* schon nicht richtig, geschweige denn tausend andere Fälle der Voranstellung, die anch der Verfasser sehr gut kennt, wenn er sagt: 101e) *Quand on veut donner plus de rapidité à la phrase*" u. s. w. Man soll eben keine Regel aufstellen, die durch eine andre aufgehoben wird. Falsch ist auch die Regel über die Nachstellung der Adjektiva: 105d) *Quand ils sont précédés d'un adverbe,* als ob *un si brave homme, un très-bon goût* u. s. w. unmöglich wären. Hier vergisst der Verfasser sogar, die Einschränkung zuzufügen.

Ich kann nicht alle Fälle hier anführen, in welchen ich mit der Fassung der Regeln nicht übereinstimme. Ich möchte nur noch einige anführen, um meine Ansicht noch besser zu begründen. 337) *L'imparfait sert donc à exprimer deux* (?) *ou plusieurs* (?) *actions qui ont lieu* (?) *simultanément; tandis que le passé défini sert à exprimer deux* (?) *ou plusieurs* (?) *actions qui ont eu lieu simultanément* (?). Diese Regel ist gänzlich verfehlt. — 162) *Les pronoms personnels employés comme sujets se mettent après le verbe . . . . . . dans les phrases exclamatives*" ist falsch; denn *Que de services il m'a rendus!* ist nichts ungewöhnliches. — 101) *Mais quand le sujet désigne une chose ou un animal, on emploie soi, même avec des noms déterminés.* Diese Regel ist unrichtig gefasst, denn *lui, elle* u. s. w. sind hier mindestens ebenso gebräuchlich, wie mir scheint, sogar gebräuchlicher als *soi. La guerre entraîne avec elle bien des maux* und ähnliche Beispiele mögen zum Belege dienen. — 116) *Quand le premier membre d'une comparaison est affirmatif, le verbe du second membre prend la négation ne.* Auch nach negativem Hauptsatz steht *ne,* was der Verfasser verneint; vergl. Lücking, S. 300: *Je ne me soucie pas plus de lui qu'il ne se soucie de moi.* — 178) *Le mot le* (es) *se rapportant à un substantif ou à un adjectif pris substantivement, est variable.* 179) *Le mot le* (es) *se rapportant à un substantif ou à un adjectif pris substantivement, est variable. . . .* 179) *Le mot le* (es) *se rapportant à un adjectif ou à un substantif pris adjectivement est invariable.*" So einfach und klar diese Regel ist, so konnte ich mich doch nicht für sie begeistern. Denn *reine* in *êtes-vous reine?* für

ein adjektiviertes Substantiv zu erklären, ist mir zu kühn, und das „substantivierte Adjektiv“ des ersten Teils der Regel ist nur der Gleichförmigkeit wegen hinzugesetzt. In den zugefügten Beispielen ist kein substantiviertes Adjektiv zu finden, wenn man nicht *député* für ein solches halten will. — 123) wird *dans cette affaire, dans son travail* für Régime erklärt. —

Verkehrt ist folgende Regel: 394) *Le participe passé, précédé de* e n, *est invariable, si le pronom* e n *figure comme complément indirect.... J'ai vu des fleurs et j'en ai cueilli...* 395) *Mais lorsque le mot* e n *est précédé d'un complément direct, le participe est variable: ... J'ai été au jardin; voilà les fleurs que j'en ai rapportées.* — 170) *Remarque. Après l'impératif le complément direct précède le complément indirect: écrivez-le-leur* u. s. w. Diese gewöhnliche Regel stimmt nicht überall, wenigstens nicht für *nous* und *vous*, wie aus *Tenez-vous-le pour dit* und aus Mignets: *Livrez-nous-les* hervorgeht.. — Die im folgenden als *Exception* gegebenen *Rends-y-toi, mènes-y-moi*“ u. s. w. sind nach der Académie zu vermeiden. — 203) Der Unterschied von *ce* und *il* vor *être* soll darin bestehen, dass ersteres steht: *s'il est question d'une chose connue* und *il, au contraire: quand il s'agit d'une chose indéterminée.* Dies ist nicht richtig, wie z. B. aus *C'est assez que vous soyez averti* und *C'est un mal que vous n'ayez pas écrit plutôt cette lettre.* Wenig der Sachlage entsprechend ist die Regel zu *Ce que j'ai vu de plus beau* etc. ausgedrückt, wenn der Verf. sagt: *Le superlatif employé substantivement en allemand se rend en français au moyen des mots ce* q u e ... d e p l u s *ou* d e m o i n s*? réunis par le verbe* a v o i r, *si la proposition n'offre pas d'autre verbe, et suivis de positif*“. Erst nach längerem Nachdenken kann man verstehen, was das alles heissen soll. Nun gilt aber dieselbe Konstruktion nicht blos vom Superlativ (hier „*plus* und *moins* mit Positiv“ genannt), sondern wie die folgende Remarque zeigt, auch vom Positiv: *Ce qu'il y a de bon* u. s. w. Die ganze Erscheinung gehört also nicht zum Superlativ, sondern zum partitiven *de*. — Die zweite der folgenden Remarques besagt, dass „gewisse“ *(certains)* Adjektiva auch den substantivischen Superlativ bilden können; es scheint mir nicht, dass dieser Gebrauch wesentlich auf „gewisse“ Adjektiva beschränkt sei.

Abgesehen von allen diesen Ungenauigkeiten und Fehlern im Ausdruck der Regeln, vermisse ich gar zu vieles, was eine Stelle in einer Syntax verdient hätte, wie das ganze Kapital von der Wortstellung, der *Consecutio temporum*, des Konjunktivs in Relativsätzen (ausser einem Fall), den Gebrauch von *aucun* (da, wo *personne* und *rien* behandelt sind), den Unterschied der Pronoms absolus und conjoints, u. s. w. Anderes hätte wohl wegbleiben können, wie die langen Regeln über die Wiederholung des Artikels und die der Pronomina, die langen lexikalischen Listen von 39 gleichlautenden Substantiven mit verschiedenem Geschlecht, von reflexiven Verben, die es im Deutschen nicht sind, u. s. w. Nützlich dagegen sind die Rektionslisten, besonders 329, mit verschiedener Rektion, 312, 313, für den Infinitiv mit *de* und *à*, wobei nur darauf hingewiesen sein müsste, dass sie nicht erschöpfend sind. Wichtige Adjektiva fehlen in der Rektionsliste 108, z. B. *agréable à, bon à, égal à, nécessaire à, propre à* u. s. w. — Ich würde in einer Grammatik nichts Falsches drucken lassen, um davor zu warnen, wie es 331 geschieht: „*Je l'ai vu et parlé* u. s. w. Der Schüler prägt sich zu leicht die falsche statt der richtigen Form ein. —

In einigen Fällen scheint mir Meli in der Bestimmtheit der Regeln mit Rücksicht auf den Gebrauch zu weit zu gehen: Er hält *l'un* statt *un* für nötig in *Ducis, l'un des quarante de l'Académie* und in *Le Télé-*

maque est l'un des ouvrages qui ont le plus honoré la France. Er gibt infolgedessen die Regel so: *On dit l'un de, au lieu de un de, pour exprimer une idée déterminée par un nom ou un pronom qui précède, et par un nombre précis, déterminé qui suit.* Mir scheint *un* hier nicht unfranzösich; und *l'un* nur nötig, wenn der Substantivbegriff mit *de* vorausgeht, sowie wenn ein Gegensatz beabsichtigt ist: *De deux jours l'un. L'un est riche, l'autre est pauvre.* 310 will der Verfasser eine, wie mir scheint, neue Regel aufstellen, indem er behauptet, dass *c'est* beim Plural vor folgendem *que, ce sont* dagegen vor folgendem *qui* stehe. Er hebt jedoch selbst seine Regel durch die folgende Bemerkung wieder auf: *Cependant cette règle n'est pas de rigueur.*

Ohne Zweifel enthält der vorliegende Lehrgang viel schätzenswertes Material an Beispielen; aber die Verarbeitung dieses Materials kann ich nicht als gelungen bezeichnen.

Auch die angeführten Exercices sind nicht mustergiltig, weder in der Auswahl der Sätze, noch in dem deutschen Ausdruck, z. B. S. 162: „Die Tränen ihres Sohnes vermehrten ihren Schmerz, als sie einen der Diebe erblickte, welcher sie mit dem Schwerte in der Hand verfolgte." — S. 163: „Ich gehe dahin, wo jede Sache hingeht, ohne mich zu fürchten, noch zu erschrecken; ich gehe dahin, wo die Rose und der Lorbeer hingehen." — S. 149: „Umsonst haben Bosheit und Schmeichelei an dem Fürsten ihr Unwesen getrieben *(s'exercer sur)*." — S. 145: „Er sagte mir ins Ohr: Gibt es etwas so Lächerliches? Sehen Sie diese Dame, welche 80 Jahre alt ist und welche feuerrote Bänder trägt? Sie will noch jung sein, und es gelingt ihr, denn das nähert sich der Kindheit." — „Die Himmel verkünden die Ehre Gottes. — Der Lauch wächst in Ägypten." Solche Zusammenstellungen kann man vermeiden, auch wenn man unzusammenhängende Sätze gibt, was ja zur Einübung besonderer grammatischer Kapitel nicht zu umgehen ist.

W. Mangold.

Ricken, Wilh., *Elementarbuch der französischen Sprache.* 1. Jahr. Zweite, durchgängig verbesserte Auflage. Oppeln, 1890. Eugen Franck's Buchhandlung.

Bei dem grimmigen Kampfe ums Dasein, den eine von Tag zu Tag unübersehbarer werdende Menge französischer Lehrbücher seit dem Beginn der Reformbewegung führt, muss es schon als ein nicht geringer Beweis von Lebensfähigkeit gelten, wenn ein solches Werk, wie es bei dem vorliegenden der Fall ist, binnen drei Jahren in zweiter Auflage erscheinen kann. Ricken's Elementarbuch ist denn in der That auch, und zwar in der neuen Auflage noch mehr als in der ersten, eine eigenartige und bedeutende Leistung, die Referent der Aufmerksamkeit der Fachgenossen angelegentlich empfehlen kann.

Der Verfasser ist nicht der Ansicht, dass man im Schulunterricht die Art, wie das Kind die Muttersprache erlernt, ohne weiteres zum Vorbild für den Betrieb der fremden Sprachen nehmen dürfe. Er geht von einfachen, aber unter einander zusammenhängenden Sätzen aus, die so ausgewählt sind, dass immer nur eine mässige Anzahl sprachlicher Erscheinungen zugleich auftritt. Diese Methode nun, — und darin liegt der hohe Wert des Buches — ist mit grossem pädagogischen Geschick und vorsichtigster Abwägung aller Einzelheiten durchgeführt. Die grösste Schwierigkeit für den Verfasser eines Elementarbuchs bietet die Auswahl der ersten Stücke: sie können gar nicht leicht genug sein, eine Not-

wendigkeit, der meist nicht genügend Rechnung getragen wird. Ricken hat, wie der Vergleich zwischen der ersten und zweiten Auflage lehrt, diesem Punkte seine volle Aufmerksamkeit geschenkt, und es ist ihm gelungen, sich der Fassungskraft neunjähriger Kinder verständnisvoll anzupassen, was freilich die allerdings kaum zu vermeidende Folge gehabt hat, dass der Faden des Zusammenhangs zwischen den Sätzen eines Stückes hie und da etwas locker und die Sätze selbst zuweilen ein wenig steif geraten sind. Wie diese Anfangsstücke, so ist auch der ganze Rest des Buches in der neuen Auflage überall mit peinlichster Sorgfalt durchgesehen worden, und jede Seite verrät das unablässige Bestreben des Verfassers, einen Lehrgang zu schaffen, „der das instinktive, das analytisch-induktorische und das deduktorisch-konstruktive Moment vereinige". Dies ist ihm bestens gelungen, und Referent zweifelt nicht, dass die dritte Auflage von Ricken's Elementarbuch der zweiten noch schneller folgen wird, als diese der ersten.

E. Pariselle.

Bauer, Joh. und **Link, Th.**, *Französische Konversationsübungen für den Schul- und Privatgebrauch.* I. Teil. München und Leipzig. Oldenbourg 1889. 228 S. 8⁰.

Dass der Unterricht in einer lebenden Sprache zu einem Können in derselben führen muss, dass im besonderen auch die Schüler einen gewissen Grad von Fertigkeit im mündlichen Ausdruck in der Sprache erlangen müssen, ist eine Forderung, welcher heute unter den Lehrern der neueren Sprachen wohl nur wenige ihre Zustimmung versagen. Wenn man auch über die Art, wie Sprechübungen zu betreiben seien, verschiedener Ansicht sein kann, so wird doch jeder zugeben, dass die Stoffe, welche denselben zu Grunde gelegt werden, im Gesichtskreis des Schülers liegen und einfacher Natur sein müssen. Der Stoff darf dem Schüler gar keine Schwierigkeiten machen, er muss seine ganze Aufmerksamkeit auf die Form richten können. Aus diesem Grunde ist es nicht rätlich, Sprechübungen nur an die Lektüre anzuschliessen; es eignen sich aus derselben nur die rein geschichtlich erzählenden Abschnitte, alles Reflektierende bietet inhaltlich zu viel Schwierigkeiten, während im übrigen der Anschluss an die Lektüre sich sehr empfiehlt, da dadurch die Sprechübungen organisch mit dem gesamten Unterricht in der Sprache verbunden sind.

Da nun die Lektüre nicht immer den nötigen Stoff zu den Sprechübungen bietet und da ausserdem der von ihr gebotene Stoff das Gebiet des täglichen Lebens, das für das Sprechen gerade von so grosser Wichtigkeit ist, naturgemäss fast ganz vernachlässigt, so ist es wünschenswert, ad hoc zurecht gemachte Stoffe den Sprechübungen zu Grunde legen zu können, sei es nun, dass man dieselben neben der Lektüre heranziehe, oder dass man sie zur alleinigen Grundlage mache. Das Letztere scheint mir nicht das Richtige zu sein, da so, wie schon angedeutet, der Zusammenhang mit den übrigen Zweigen des neusprachlichen Unterrichts fehlt.

Wie aber sollen diese Stoffe zu den Sprechübungen beschaffen sein? Inhaltlich sollen sie dem Schüler bekanntes bieten, das er leicht praktisch zu verwerten Gelegenheit hat. Es ist also durchaus zu billigen, dass die Verfasser ausgehen von dem, was die Schüler in der Schule selbst umgiebt; daran nun aber eine Übersicht über das ganze Gebiet des Schülerwissens zu schliessen, alles was er in der

Religion, Naturgeschichte, Physik etc. gelernt hat, oder wohl gar noch erst lernen soll, in französischer Sprache zu behandeln, das entspricht nicht den Aufgaben, den dieser Sprechunterricht in der französischen Sprache haben soll. Von der Schule gehe man über auf das Haus und die Familie, auf das private und öffentliche Leben, vielleicht auch auf Handel und Gewerbe, das sind Gebiete, auf denen ein Können in der fremden Sprache nutzbringend sich erweisen wird, denn in diesem Unterricht sind nun einmal die Ziele vorwiegend praktische. Die Wege der Verfasser des vorliegenden Buches führen in weite Fernen, denn wie man ausser diesem ersten Teile noch einen vermutlich gleich umfangreichen zweiten Teil mit Erfolg durcharbeiten soll, ist mir unklar. Ich stimme gewiss den Verfassern bei, wenn sie fordern, dass für den Sprechunterricht Zeit gefunden werden muss, aber wollte man zwei solcher Bücher derart durchmachen, dass die Schüler über die behandelten Gegenstände sich einigermassen frei ausdrücken können, so müsste den übrigen Zweigen des Unterrichts die ihnen zukommende Zeit entzogen werden, um so mehr, da es sich vielfach um Vokabeln handelt, die dem Schüler aus dem sonstigen Unterricht nicht geläufig sind.

In gleicher Weise wie Breymann und Möller in ihren Übungsbüchern und Hermanni in seinen *Questionnaires* bieten Bauer und Link vollkommen ausgearbeite Fragen und Antworten in französischer Sprache, indessen schliesst sich jeder Abteilung ein Supplement an, wo die Antwort nur durch ein einzelnes Wort angedeutet wird.

Ich kann über das erstere Verfahren nur verweisen auf das, was ich bei Besprechung von Hermanni's Schrift in dieser *Zeitchr.* sagte. Bei diesem Unterricht in erster Linie muss es heissen: Frei vom Buch. Man schreibe doch nicht dem Lehrer eine so gebundene Marschroute vor, der Lehrer, welcher die Sache versteht, fühlt sich unnötig eingeengt, und derjenige, welcher sie nicht versteht, der wird halt auch mit dem besten Buch auf diesem Gebiete nichts erreichen.

Ein verdienstvolles Hilfsmittel würde für den Sprechunterricht derjenige liefern, der in kleinen Erzählungen die oben angedeuteten Gebiete in der Weise behandelte, dass die Schüler sie mit grosser Leichtigkeit verständen und der Lehrer sie zur Grundlage der Sprechübungen machen könnte.

Kann so aus grundsätzlichen Bedenken das vorliegende Buch für den Schulunterricht nicht empfohlen werden, so muss doch anderseits ausgesprochen werden, dass die Arbeit eine durchaus sorgfältige, mit Geschick durchgeführte ist. F. Tendering.

Badke, *Abriss der Lehre vom französischen Verbum für den Unterricht an höheren Lehranstalten.* Progr. des Realgymnasiums zu Stralsund 1889. 36 S. 4⁰.

Seiner Programmabhandlung vom Jahre 1888 über die Anfangsgründe im Französischen auf phonetischer Grundlage (vgl. *Zschr.* XI² S. 120) lässt Badke hier einen Abriss der Lehre vom Verbum auf derselben Grundlage folgen. Aus der jetzigen phonetischen Gestalt des Verbums sucht der Verfasser die Prinzipien für die Behandlung desselben im Unterricht herzuleiten. Er gibt daher das ganze Verbum zunächst in phonetischer Schreibung; dieser Teil ist indessen nur für den Lehrer bestimmt, dem Schüler soll das Verbum gleich in seiner jetzigen Orthographie vorgeführt werden. Unzweifelhaft erhalten wir

beim Zurückgehen auf den gegenwärtigen Lautstand eine grosse Vereinfachung des Konjugationsschemas, es zeigt sich in den Formen, soweit die Endungen in Betracht kommen, eine weitgehende Gleichmässigkeit und anscheinend kann die Erlernung der französischen Konjugation keine grossen Schwierigkeiten mehr bieten.

Aber so interessant und belehrend es auch ist, das Verbum in seiner wirklichen heutigen Gestalt zu betrachten, für den Unterricht würde das doch nur fruchtbar sein können, wenn man der Erfassung des Lautwertes auch unter allen Umständen den höheren Wert beilegte. Die Schrift Badke's will dem Unterricht dienen, sie ist ein Stück aus der „bald gewünschten, bald gefürchteten phonetischen Grammatik der Zukunft.“ Sehen wir zu, wie sich der Unterricht nach Badke's Ansicht gestalten würde. Der Schüler soll die Formen des Verbums zuerst hören. Er hört also z. B. für den Ind. und Subj. Präs. sowie den Imper. mit Ausnahme der 1. und 2. Pers. Plur. fortwährend *truv;* diese Gleichförmigkeit wird ihm sehr einleuchten, aber was ist damit erreicht? Trotz allem müssen für jede einzelne Form die entsprechenden Laute im einzelnen gemerkt werden, und wenn der Schüler dann sein Buch aufschlägt und dort *trouve trouves* etc. geschrieben sieht, so wird das *s* doch immer für ihn das Unterscheidende zwischen den beiden Formen sein.

Aber gerade die Einprägung dieser orthographischen Unterschiede wird jetzt weit schwieriger für den Schüler sein, und dass Badke eben nicht den Lautwert als das einzig Wichtige erachtet, geht daraus hervor, dass er dem Schüler überhaupt die lautliche Schreibung des Verbums, wie schon erwähnt, gar nicht vorführen will.

Es ist aber undenkbar, dass der Schüler sich einen Lautkomplex einprägt unter vollständiger Abstraktion von einem Schriftbild. Er wird vielmehr, wenn ihm ein solches nicht geboten wird, es sich selbst zurecht machen, *trouve* wird für ihn *truv* oder wohl gar *truf,* wenn er nicht ganz genau spricht, und vollkommene Aussprache dürfen wir bei unseren Schülern trotz der vollkommensten phonetischen Unterweisung nicht voraussetzen. Da der Schüler nun aber doch auch den schriftlichen Gebrauch der Sprache lernen soll, so muss er dieses falsche Schriftbild durch ein richtiges ersetzen, und da beginnt dann der Kampf. Eine Stütze zum Behalten der Formen wird dem Schüler in keiner Weise gegeben, denn zu einer eigenen Ableitung oder Erklärung derselben kommt er von dem jetzigen Lautwerte aus nicht.

Wenn ich dazu nun bedenke, dass thatsächlich dem Schüler schon bei der Lektüre, die auch nach Badke's Meinung im Anfangsunterricht den Ausgangspunkt bilden soll, zahlreiche Formen in ihrem üblichen Gewande einer freilich sehr mangelhaften Orthographie entgegengetreten sind, so komme ich zu der Ansicht, dass der umgekehrte Weg doch der einfachere und natürlichere ist, derjenige, auf welchem man Kraft und Zeit spart, der durch die Hinweise auf die geschichtliche Entstehung aus dem Lateinischen die Sache geistig durchdringt und so zur allgemeinen Entwickelung des Schülers beizutragen fähig ist und dabei nicht aus dem Auge verliert, dass volle Beherrschung der Formen, nach Laut und Schrift, das Ziel des Unterrichts ist. Wer die Verbalformen schreiben kann, der ist, wenn überhaupt die lautliche Ausbildung vorhanden ist, auch im stande sie auszusprechen.

Badke sagt in der Einleitung, eine Behandlung des Zeitwortes nach streng wissenschaftlichen Gesichtspunkten empfehle sich für die Schule nicht. Ich stimme ihm darin insofern bei, als auch ich es für verfehlt halte, ein wissenschaftlich genaues System diesem Teile des

ranzösischen Unterrichts zu Grunde zu legen. Aber bei der Erklärung der Formen sollen wir uns von wissenschaftlichen Gesichtspunkten leiten lassen, namentlich sollen wir an Lateinschulen an das, was die Schüler im Lateinischen gelernt haben, anknüpfen und aus ihm heraus, soweit es für den Schüler verständlich ist und ihm das Behalten der Formen erleichtert, die neu zu erlernende Sprache ableiten. Eine Erleichterung sehe ich allerdings für den Schüler darin, wenn er darauf hingewiesen wird, dass im Sing. Präs. Ind. der Verben auf *-er* und im ganzen Subj. die Endungen *-e, -es, -e* sind und dass diese sich aus den lateinischen *-a*-Endungen *(amas, amat; legam, legas, legat)* ergeben. Dass die 1. Pers. Sing. Präs. Ind. *(aime)* angeglichen ist, ist ebenfalls leicht verständlich. Ebenso vorteilhaft ist es, die Endungen *-s, s-, -t* und die Plural-Endungen *-ons, -ez, -ent* festzustellen und zu erklären. Mit Badke betone ich die Wichtigkeit der Unterscheidung von stammbetonten und endungsbetonten Formen. Dadurch kommt der Schüler nicht nur zum Verständnis vieler der sogenannten unregelmässigen Verben, sondern er kann auch so allein den Vokalwechsel der Verben mit Infinitiv *-oir, -evoir* verstehen. Auch das Futurum dieser Verben erklärt sich dann ohne Annahme einer „älteren Form des Infinitivs" (§ 59) und man braucht nicht zu unterscheiden, dass der Sing. Präs. Ind. und Imperat. von der 1. Sing. Präs. Ind. und der Plur. Präs. Ind. und Imperat., Präs. Konj., Imperf. Ind., Part. Präs. von der 1. Plur. Präs. Ind. herkommen, man kann vielmehr alle Formen unmittelbar aus dem Stamm ableiten, dabei sei indessen bemerkt, dass es sich empfiehlt die 1. Plur. Präs. Ind. als Kennform zu betrachten, welche dem Schüler unmittelbar zur Verfügung stehen muss, weil in dieser Form der Stamm rein in die Erscheinung tritt.

Badke weist der Quinta die Verben mit Infinitiv *-er* zu, der Quarta diejenigen mit Infinitiv *-ir*, die letztere Klasse betrachtet er noch als lebende Konjugation. Alle anderen Verben kommen erst in Unter-Tertia zur Behandlung. Mit dieser Verteilung kann ich mich nicht recht einverstanden erklären. Ich halte dafür, dass die Konjugation im Anfangsunterricht das hauptsächlichste grammatische Pensum sein muss, alles andere schliesst sich mehr gelegentlich an und kann vielleicht am Ende des Jahres ganz kurz zusammengefasst werden. Dann ist aber die e i n e Konjugation jährlich entschieden zu wenig und den folgenden Klassen bleibt auch für Realgymnasien, jedenfalls aber für Gymnasien zu viel grammatischer Stoff zu bewältigen. Dabei kann das den verschiedenen Konjugationen Gemeinsame bei der Verteilung auf mehrere Klassen nicht genügend hervorgehoben werden. Dass alle Infinitive auf *-re* und *-oir* einzeln gelernt werden sollen, hat insofern etwas Bestechendes, als die Zahl der „regelmässigen" Konjugationen auf zwei herabgesetzt wird, während eine erhebliche Vermehrung der „unregelmässigen" Verben nicht eintritt, ich glaube indessen, dass man auf je ein Verbum beider Klassen dennoch genauer wird eingehen müssen, wenn man Verständnis für die Formenbildung bei den Schülern erzielen will. Das hindert aber nicht, dem Versuche die ganze schiefe Einteilung der Verben nach der Infinitiv-Endung wegzuräumen, volle Anerkennung zu Teil werden zu lassen.

Die vollen Konsequenzen aus seiner Einteilungsgrundlage zieht der Verfasser in dem Kapitel „Abgestorbene Konjugationen". Er teilt die sogenannten unregelmässigen Verben in I. Verba mit endungsbetontem, II. mit stammbetontem historischem Perfekt. In der ersten Klasse unterscheidet er *i*-Perfekta und *u*-Perfekta, die dann allerdings in sich wieder nach der Infinitiv-Endung geordnet sind, eine Ordnung,

die beim stammbetonten Perfekt nicht eintritt. Auch hier unterscheidet der Verfasser *i*- und *u*-Perfekta (*je ris, je mis, je fis* u. a.) (*je connus, je tus, je bus* u. a.). Abgesehen von dem historischen Standpunkte ist dieser Einteilung gegenüber zu bemerken, dass sie nicht geeignet erscheint, dem Schüler einen richtigen Begriff von der Entwickelung dieser Formen zu geben. Nur von rein praktischem Standpunkte aus lässt sich dieselbe rechtfertigen.

Man muss dem Verfasser beipflichten, wenn er gleich im Beginn seiner Abhandlung sagt: „Die Lehre vom Verbum gehört zu den schwierigsten Kapiteln des französischen Unterrichts". Vor allen Dingen ist es kaum möglich, eine schulgemässe und dabei wissenschaftlich befriedigende Einteilung der Verben zu finden. Ich stehe nicht an, zu erklären, dass im Ganzen das von Badke nach dieser Richtung Gebotene als eine treffliche Leistung zu bezeichnen ist, etwas in jeder Beziehung Befriedigendes in dieser Richtung zu finden, dürfte überhaupt als unmöglich zu betrachten sein.

F. Tendering.

Deter, Chr. G. Sch., *Französische Formenlehre nebst Übungs- und Lesestücken.* III. Teil. Für Tertia der Gymnasien und Realgymnasien. 3. vermehrte Auflage. Berlin, 1890. Weber. 212 S. 8⁰.

Deter ist, wie er im Vorwort dieses Buches ausdrücklich erklärt, der Überzeugung, „dass der Schüler zuerst die abstrakten Regeln erlernen muss, nachdem ihm dieselben vom Lehrer klar und verständlich gemacht worden sind, und dass er diese Regeln sodann, nachdem er auch die nötigen Vokabeln memoriert hat, an gut gewählten Beispielen und an den dazu passenden Lesestücken einübt." Es überschleicht einen ein leises Gruseln, wenn man einer derartigen mechanischen Auffassung vom Sprachunterricht noch Ausdruck geben sieht. Ich kann dem Verfasser des vorliegenden Buches nur raten, sich die Vorreden der neueren Bearbeitungen der Plœtz'schen Bücher zu studieren, da wird er finden, dass dieser Standpunkt von seinem Vorbilde, denn als solches ist die Schulgrammatik von Plœtz leicht zu erkennen, längst aufgegeben ist.

Das Buch bringt den dort in den Lektionen 1—38 gegebenen Stoff im wesentlichen in derselben Verteilung. Von Plœtz unterscheidet es sich durch eine grössere Ausdehnung der Vokabellisten überall wohin man blickt und dadurch, dass die Einzelsätze fast sämtlich nicht den geringsten Inhalt haben. Der einzige Vorzug vor Plœtz ist die Zugabe einer Anzahl von Lese- und Übungsstücken, deren inhaltlicher Wert auch zum Teil recht gering ist. Die Fassung der Regeln ist eine durchaus mechanische, so dass der nach diesem Buche unterrichtete Schüler zwar unter Umständen, wenn sein Gedächtnis ihn nicht im Stiche lässt, eine grosse Zahl von grammatischen Dingen im Kopfe haben wird, zu einem Verständnis der französischen Sprache, zu einem Eindringen in den Geist derselben kommt er nie, und für seine allgemeine Entwickelung wird er nur dann Nutzen gehabt haben, wenn ein guter Lehrer auch mit einem schlechten Buche etwas zu machen wusste.

F. Tendering.

Mangold, W., und **Coste, D.,** *Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten.* Erster Teil. Lese- und Lehrbuch für die untere Stufe. Ausgabe B: für höhere Töchterschulen. Berlin, 1889. J. Springer. VII 204 S. 1,40 Mk.

„Das Lesebuch ist Ausgangs- und Mittelpunkt des Unterrichts; die Grammatik ist induktiv zu behandeln", so lautet nach dem Vorwort der leitende Grundsatz der von Mangold und Coste befolgten Lehrweise. Aber wie haben sie für diese induktive Behandlung gesorgt?

Den hauptsächlichen Gegenstand des grammatischen Unterrichts auf der unteren Stufe bildet das Zeitwort. Mit diesem beginnen M. u. C. die systematische Behandlung der Grammatik, und zwar — was ich nicht für ganz richtig halte — mit *avoir* und *être* statt mit *donner;* das Übungsstück 21 setzt die Aneignung der Präsens[1]) dieser Zeitwörter voraus, und nach einem richtigen Grundsatz auch die Bekanntschaft mit der fragenden, der verneinenden und der fragend-verneinenden Form. Will der Lehrer nun wirklich induktiv verfahren, so hat er aus den bereits durchgearbeiteten Lesestücken (Nr. 1—21) die darin vorkommenden Beispiele zusammenzustellen (und zu ergänzen). Diese Art erneuter Darbietung scheint mir für die oberen Klassen nicht ausgeschlossen, für die Unterstufe aber eine zeitraubende Erschwerung des Unterrichts, während doch sehr wohl alle oder fast alle hierher gehörigen Formen in einem oder zwei zusammenhängenden Stücken vorgeführt werden können. Geht man weiter zum historischen Perfekt, so wird die Sache noch misslicher: da in dem Gelesenen nur je eine Form des historischen Perfekts von *avoir* und desjenigen von *être* enthalten ist, so fehlt überhaupt eine genügende Unterlage. Kurz, der auf dieser Stufe wünschenswerte enge Zusammenhang zwischen Lesestück und Grammatik ist in dem vorliegenden Buch nicht vorhanden; daran ändern auch die weiterhin an manchen Stellen hinzugefügten zusammenhanglosen Beispielsätze nichts, zumal sie zum Teil dem Lesestoff eines früheren Jahres entnommen sind. Mindestens für die ersten drei oder vier Jahre des französischen Unterrichts in der Mädchenschule scheint mir dasjenige Verfahren den Vorzug zu verdienen, bei dem die grammatische Belehrung sich an kurze Lesestücke, welche die nötige Anschauung gewähren, unmittelbar anschliesst.

Derselbe enge Anschluss ist m. E. für die Übungsstücke wünschenswert. M. und C. haben dies nicht gerade verkannt, denn sie bieten eine ziemliche Anzahl von recht geschickten Nachbildungen zum Übersetzen; daneben aber stehen in überwiegender Menge Einzelsätze, freilich irgendwie an den unmittelbar vorher oder früher behandelten Lesestoff angeschlossen, aber ebenso bunt und infolge dessen ähnlichen Einwendungen ausgesetzt wie die alten Übungssätze.

Soviel über die Anlage des Lese- und Lehrbuchs. Es sind hiernach noch die Lesestücke und die Grammatik für sich in's Auge zu fassen.

Die Lesestücke sind sehr hübsch gewählt, die kleineren sowohl wie die grösseren, die prosaischen wie die poetischen; nur die Lebensbeschreibung Mahomet's wäre mit Vorteil durch einen französischen Stoff ersetzt worden.

Weniger Zustimmung wird die Verwendung dieser ansprechenden Stücke finden: die prosaischen sind meist für die Klassen, denen sie zugewiesen sind, zu schwierig, nicht nur ihrer Form, sondern auch ihres Inhalts wegen. Die an sich so passenden *Causeries (Voyage à Paris)*

[1]) Für Mädchenschulen sollte man sich entweder der französischen oder der deutschen Bezeichnung bedienen.

z. B. sind nicht für zehn- bis elfjährige Mädchen geeignet, und es wäre schade um das hübsche Lustspiel, wenn man *La Joie fait Peur* früher als in der zweitobersten Klasse lesen wollte. Ebenso wenig dürfte es sich empfehlen, den Unterricht zu beginnen mit den bekannten Anekdoten *Frédéric le Grand et le meunier de Sans-Souci*, *Fontenelle et la mort*, *La noix*.

Die Elementargrammatik, welche auch einiges aus der Syntax bringt, ist mit Geschick abgefasst und zeichnet sich namentlich durch ihre Kürze vorteilhaft aus. Von den Ausstellungen, die ich zu machen habe, erwähne ich die erheblicheren, so weit sie nicht mit den Bemerkungen Tendering's in seiner Besprechung der Ausgabe A (*Neuphilol. Centralblatt* II S. 366 ff.) zusammenfallen.

Scheidung von Laut und Schrift ist wohl erstrebt, aber nicht überall durchgeführt. So heisst es in dem Abschnitt „Laute und Zeichen": „*C* und *g* guttural vor *a, o, u*, vor Konsonanten und im Auslaut, vermittelst eines stummen *u* auch vor *e, i, y*; zischend vor *e, i, y*, vermittelst einer *Cédille* unter *c* und eines stummen *e* nach *g* auch vor *a, o, u*." Die Regel würde um nichts schwerer verständlich und dabei richtiger sein, wenn gesetzt würde: „Die Kehllaute *k* und *g* in der Schrift vor *a, o, u*, vor Kons. und im Auslaute durch *c* und *g*, vor *e, i, y* durch *cu* und *gu* bezeichnet, *k* vor beiderlei Vokalen auch durch *qu*." Entsprechend für die Laute *s* und *j*. — Ferner wird zwar der Eintritt eines *i* als Vorschlag vor tönendem Vokal bei *fuir* nicht, wie bei *ennuyer*, nur als „orthographische Eigenheit" behandelt; der Ausdruck aber („*y* statt *i*") bezieht sich doch wieder allein auf die orthographische Besonderheit, welche dem lautlichen Vorgang entspricht. Ähnlich bei *hair*.

Was über die Bindung gesagt wird, ist recht ungenau. Zunächst ist die Bindung im weiteren Sinne nicht genügend berücksichtigt. — Die Bindung im engeren Sinne, eine Folge der andern, ist nicht in Betracht gezogen, wenn *nt* in der Endung der 3. Pers. Pl. „immer stumm" genannt wird. — Die Verbalendung *rt* ist nicht nur in der fragenden Form laut: gerade zwei so häufige Wörter wie *sert* und *sort* machen eine Ausnahme, von Schwankungen bei anderen Zeitwörtern abgesehen.

Die Imperativform *vas* verlangt eine nähere Bestimmung, und zwar ist diese nach Lücking's Vorgang für alle Imperativformen auf *a* und *e* gemeinsam zu geben.

Der Abschnitt „Veränderungen des Stammes" ist im einzelnen nicht zuverlässig, darauf hat Tendering schon hingewiesen. Ich bemerke noch, dass hier unrichtigerweise von Wegfall des Stammkonsonanten in *peux* Erweichung des *l* zu *u* des (stummen) *n* zu *gn* gesprochen, wird. Wie weit man für Schulzwecke in der Erklärung abweichender Formen zu gehen hat, darüber ist Meinungsverschiedenheit möglich;[1]) was aber in dieser Beziehung gesagt wird, muss wissenschaftlich begründet sein.

Daher ist es auch unstatthaft, unter die Regeln über die Pluralbildung zu setzen: „*x* haben a) die Substantiva auf *au, eau, eu, œu*..., b) die auf *al*, deren *l* dann zu *u* wird" — eine Fassung der Regel, welche auch wieder die oben erwähnte Vermischung von Laut und Schrift erkennen lässt. Es sollte etwa heissen: „Vor der Pluralendung *s* ist in den Subst. auf *al* (wie bei den Verben!) für *l u* eingetreten, ebenso in einigen auf *ail u* für *l mouillée*. Geschrieben wird dann als Endung

[1]) Der Wegfall des Stammkonsonanten in *vais*, *vas* gehört jedenfalls in eine Grammatik für Mädchenschulen nicht.

(statt *s x*, desgl. im Plural der Subst. auf *au* und *eu* und einiger auf *ou* wie in *je vaux, je veux).*"

Ungenau ist es, von verbundenem oder unbetontem Personalpronomen zu reden; denn *moi* und *toi* nach einem Imperativ sind verbunden, dabei aber Formen des betonten Pronomens. Von den demonstrativen ist *ce* bald *adjectif*, bald *pronom démonstratif;* aber auch in dem letzteren Falle ist es fast niemals, wie M. und C. angehen, betont. — *Le, la, les* sind nicht Prädikatsnominativ; die Bezeichnungen „Nominativ", „Genetiv" u. s. w. sind ja bekanntlich in der neufranzösischen Grammatik überhaupt nicht berechtigt, auch nicht aus praktischen Gründen.

In dem syntaktischen Teil findet man unter „Artikel": „Die Ländernamen stehen ohne Artikel: 1. im Genetiv a) in Titeln ... b) als qualitative Bestimmung: *les guerres d'Italie* die italienischen Kriege, im Gegensatz zur Landesangehörigkeit: *les populations de l'Arabie* . . ." Diese Fassung der Regel ist auch auf der unteren Stufe nicht zu brauchen: auch in Titeln ist der mit *de* beigefügte Ländername qualitative Bestimmung — übrigens ein Wort, das in der Mädchenschule besser vermieden wird —, und auch beim Ausdruck der Landesangehörigkeit wird er sehr häufig als solche behandelt, also ohne Artikel gebraucht.

Wenig gelungen ist endlich der Abschnitt über die Wortstellung. Was die Wortstellung im Fragesatz anbetrifft, so liegt es nahe, da die „Inversion mit doppeltem Subjekt" ohnehin erwähnt ist und erwähnt sein muss, das Eintreten derselben in Sätzen mit Fragewort nicht zu übergehen. — Nicht nur nach einigen Adverbien und adverbialen Bestimmungen tritt oft Inversion des Subjekts ein. — *A peine* ist keine Konjunktion. — In dem Satze *Chinon, où se trouvait alors Charles VII* ist *où* nicht Objekt. — Nicht immer stehen Adjektive hinter dem Subst., welche a) Volk und Land, Beruf und Stand, b) sinnfällige Eigenschaften in wirklicher Bedeutung bezeichnen.

Und so liesse sich noch anderes anführen. Bei alledem ist das Buch von Mangold und Coste eine sehr beachtenswerte Erscheinung, zur Einführung in Mädchenschulen aber kann ich es nicht empfehlen.

R. Meyer.

Recueil de lettres à l'usage des jeunes filles. *Sammlung französischer Briefe zum Gebrauch beim Unterricht junger Mädchen.* Gesammelt von einer Lehrerin. Zweiter Teil. Hannover, 1888. Helwing. X, 68 S. 8⁰. Mk. 1,50.

Ob und wie weit es geraten ist, eine Sammlung französischer Briefe im eigentlichen Schulunterricht zu verwenden, kann hier füglich unerörtert bleiben: auch wenn man in dieser Beziehung Bedenken hegt, wird man die Nützlichkeit einer solchen Sammlung, wenn sie im wesentlichen Mustergültiges bietet, gern anerkennen, und gerade der für ein Schulbuch nicht unbedenkliche Umstand, dass der vorliegende zweite Teil hauptsächlich Briefe Erwachsener und auch viel Geschäftliches (sogar Zeitungsanzeigen) enthält, ist im übrigen geeignet, seine Brauchbarkeit zu erhöhen. Aber notwendige Voraussetzung ist, dass die Form der Briefe nach Sprachrichtigkeit und Sprachgebrauch nahezu tadellos sei. In beiderlei Hinsicht nun bedaure ich, obgleich ein grosser Teil der hier vereinigten Stücke von französischer Feder geschrieben ist, doch erhebliche Ausstellungen machen zu müssen. Ich muss mich begnügen, die wichtigeren derselben zu verzeichnen.

S. 9: *elle craint qu'elle ne puisse se tirer d'affaire.* Der verneinende Sinn verlangt *pas.*

S. 18: *relativement à l'une et l'autre de ces deux places.* Nur dann darf die Wiederholung von *à* unterbleiben, wenn wirklich Zusammenfassung stattfindet, wie in dem Satz der Ac.: „*Torrent*" *se dit figurément de certaines choses par rapport à leur abondance ou à leur impétuosité, ou à l'une et l'autre ensemble.* Das ist hier aber nicht der Fall.

S. 20: *Je profite de cette circonstance pour vous dire* etc. Richtig *cette occasion!*

S. 21: *J'ai appris que vous cherchiez une institutrice pour M^lle votre fille.* Einfach *votre fille!*

S. 24: *Nous sommes continuellement à la recherche d'une femme de chambre, sans pouvoir réussir à trouver quelqu'une qui nous convienne.* Vielmehr *sans en trouver une!*

S. 25: *Dans ce moment je reçois votre aimable réponse, et je m'empresse de venir . . . vous remercier du service que vous venez de nous rendre, et de la bonté dont vous avez usé envers nous.* Das ist schwerfällig und nicht einmal ganz logisch. Man vergleiche damit folgende Fassung: *Je reçois à l'instant votre aimable réponse, et je m'empresse de vous remercier du service important que vous avez eu la bonté de nous rendre.*

S. 28: *Ma chère Mademoiselle.* Die Verdoppelung des Pronomens ist nicht zulässig. Gewöhnlich *Chère Mademoiselle.* — *au Basset près de Vevey.* Der Sprachgebrauch verlangt hier den Fortfall von *de.*

S. 30: *Elle est nièce de mon mari,* nicht *la nièce!*

S. 42: *Veuillez, madame, présenter à monsieur votre mari mes compliments les plus sincères.* Gewöhnlich *monsieur N.;* in vertraulicher Rede *votre mari,* aber ohne *monsieur!*

S. 43: *Dieu t'a donné une couronne plus belle que celle de myrte et d'oranger que tu reçus jeune fiancée.* Richtig *celle de fleurs d'oranger* (oder *celle de myrte) que tu reçus le jour de ton mariage,* wohl auch *jeune mariée,* schwerlich *j. fiancée* in Beziehung auf den Hochzeitstag.

S. 47: *(Je) vous envoie ci-joint les critiques parues* etc. Vor dem Artikel muss *ci-joint* in Geschlecht und Zahl mit dem Objekt übereinstimmen.

S. 54: *Mademoiselle Julie Bonnet, Avenue du Théâtre No. 2:* Das Übliche ist: *2, Avenue du Th.*

S. 55—56: *J'ai choisi le peignoir violet, mais la traîne est trop longue.* Vor *est* darf *en* nicht fehlen.

S. 57: *les talons devraient* (nicht *pourraient) être plus élevés de deux centimètres!*

S. 58: *départ pour les eaux,* nicht *p. les bains!*

S. 63: *Castelmaudary (Aube).* Der Ort heisst *Castelnaudary* und liegt im Departement der *Aude.*

S. 65: *un pensionnat de Hanovre,* nicht *à H.!*

S. 67: *Crocheter* = häkeln finde ich in keinem Wörterbuch. Sollte das Wort mit dieser Bedeutung überhaupt vorkommen?

Anderes übergehend, muss ich wenigstens noch auf die Mängel der Zeichensetzung hinweisen, desgl. auf die ziemlich zahlreichen Druckfehler: S. 21, 10; S. 23, 14; S. 24, 4: S. 34, 19 u. 28 *(sinon!);* S. 39, 25; S. 43, 12 (Apostroph!); S. 53, 6; S. 54, 13; S. 57, 17; S. 59, 25; S. 68, 18 *(au-!).*

Wenn bei einer neuen Auflage die angedeuteten Mängel beseitigt werden, so wird das reichhaltige Büchlein gute Dienste leisten.

R. Meyer.

Plœtz, Gustav u. **Kares, Otto,** *Schulgrammatik der französischen Sprache* von Karl Plœtz in kurzer Fassung herausgegeben. Berlin, 1888. F. A. Herbig. XVI und 412 S. Ladenpreis ungebunden 2 Mk. 60 Pf.

„Die vorliegende Neubearbeitung der Plœtz'schen Schulgrammatik ist für diejenigen Lehranstalten bestimmt, deren Lehrplan eine Beschränkung und kürzere Fassung der Regeln sowie einen rascher zu bewältigenden Kursus von Übungen wünschenswert erscheinen lässt.“ Wir begrüssen aufrichtig diese zeitgemässe Neubearbeitung, welche von dem aufrichtigen Streben der Verfasser zeugt, den Anforderungen der Neuzeit unter Beibehaltung des Schätzenswerten, das in früherer Zeit erarbeitet worden ist, gerecht zu werden. Ein Vorwurf, den man der Plœtz'schen Schulgrammatik alter Fassung vom Standpunkte der Jetztzeit aus mit Recht machte, war derjenige eines Überflusses an Regeln und Ausnahmen, welche geeignet waren, den Schüler zu verwirren und den Überblick, die Beherrschung des Sprachstoffes zu rauben, der nur dadurch zu gewinnen ist, dass man weise Beschränkung übt und die zusammengehörigen Regeln auf den sprachlichen Grund, soweit dies in leichtfasslicher Form möglich ist, derart zurückführt, dass sich alle Abweichungen thunlichst als Folge dieses Grundes ergeben — ihre ausdrückliche Anführung also überflüssig wird. Aus diesen Gesichtspunkten ergeben sich wesentliche Kürzungen, und der Stoff zerlegt sich gleichsam von selbst in methodische Abteilungen, welche erfreulicherweise auch in dieser Neubearbeitung grundsätzlich beibehalten worden sind, wenn auch mit wesentlichen und zweckmässigen Änderungen.

Der Regelschatz, soweit derselbe in dem methodischen Teile abgeleitet und eingeübt wird, ist um mehr als $^1/_3$ gekürzt. Die Ansichten darüber, welche Auswahl zu treffen sei, werden naturgemäss bei den einzelnen Fachgenossen vielfach auseinandergehen, und eine volle Einheit der Ansichten dürfte nie zu erzielen sein. Wir billigen im ganzen die getroffene Auswahl und glauben, dass auch der abweichenden Ansicht in geschickter Weise Rechnung getragen ist. Das Nebensächliche ist in „der Sprachlehre“, wie jetzt der systematische Teil genannt wird, in einer von den Hauptsachen scharf getrennten Weise so gegeben, dass es sich an der geeigneten Stelle organisch einfügt und, falls sich bei der Lektüre Gelegenheit findet, auf die betreffende Erscheinung hingewiesen und dieselbe mit dem früher Behandelten in Beziehung gesetzt werden kann, ohne dass man nötig hat, im methodischen Teile darauf Rücksicht zu nehmen.

Der methodische Teil hat eine von der früheren wesentlich abweichende Gestalt bekommen. Während ehemals die Regeln den einzelnen Lektionen vorgedruckt waren und so zu dem Irrtume verleiteten, dass die Regeln zuerst behandelt werden sollten, sind jetzt die Regeln völlig weggelassen. In den syntaktischen Abschnitten sind jeder Lektion eine Anzahl von Mustersätzen vorgedruckt, welche die aus den französischen Übungsstücken hauptsächlich abzuleitenden Regeln in methodischer Form, „logischer Gliederung“ vorführen, gewissermassen also eine „Grammatik ohne Regeln“ bilden, welche einen vortrefflichen Anhalt bei Wiederholungen bietet und die Übersichtlichkeit vermehrt.

Der gebotene französische Sprachstoff ist mit strenger Rücksicht auf den methodischen Gesichtspunkt derart ausgewählt, dass „aus einer reichlichen Anzahl zusammenhängender Lesestücke und Einzelsätze,

welche nach der Reihenfolge der auf die betr. Lektion bezüglichen grammatischen Materien" die Gesetze zu entwickeln sind, auf die sich die Sprache gründet. Die grosse Änderung in diesem Teile des Werkes besteht darin, dass zusammenhängende Stoffe in weit grösserer Zahl auftreten. Wo es möglich ist, eine sprachliche Erscheinung in einem zusammenhängenden Stücke ausgiebig zur Anschauung zu bringen, ist dies entschieden Einzelsätzen vorzuziehen; nur soll die Beobachtung der Haupterscheinungen in methodischer Folge geschehen und nicht dem Zufall überlassen bleiben, was zu einem ruhelosen Hin- und Herspringen führen müsste. Ist eine sprachliche Erscheinung in methodischer Weise nicht in die Gestalt eines zusammenhängenden Stückes zu kleiden (wir hoffen, dass hierin immer grössere Fortschritte gemacht werden), so mag man, wie Plœtz-Kares thaten, ruhig zu zweckmässigen Einzelsätzen greifen, welche nebst anderm nicht zu unterschätzenden Vorteilen unzweifelhaft „Einfachheit wie Abgeschlossenheit und Übersichtlichkeit des sprachlichen Anschauungsbildes" für sich haben. Es ist wohl gelegentlich bezüglich der Methode auf die Phasen hingewiesen worden, welche der botanische Unterricht durchgemacht habe. — Man meinte da, früher habe man sich daran genügen lassen, einfach ein System auswendig lernen zu lassen; dann habe man angefangen, einzelne Pflanzen zu sammeln und zu bestimmen, dann aber in ein System einzureihen; jetzt aber streife man hinaus in die Wiese, Feld und Wald und lausche dort an ihrer Wiege den Pflanzen ihr Leben und dessen Bedingungen ab. Die Anwendung auf den Sprachunterricht ist leicht einzusehen: Wiese, Feld und Wald sind zusammenhängende Werke von Schriftstellern, denen man, wie sich die Gelegenheit bietet, die Sprachgesetze ablauscht. Wie man sich nun aber, so meinen wir, in der Botanik durch zweckmässig angelegte Gärten die Vorteile jenes Verfahrens zu sichern vermag, ohne durch die räumlichen und zeitlichen Unzuträglichkeiten und Unmöglichkeiten des Herumstreifens in Wiese, Feld und Wald etwa gar mit einer Klasse beeinträchtigt zu werden, so im Sprachunterrichte, wenn man Stücke benutzt, welche mit Hinblick auf unser Gleichnis dem botanischen Garten gleichen.

Mit der Art und Weise, wie Kares-Plœtz die Lautgesetze und Ergebnisse der wissenschaftlichen Grammatik verwenden, erklären wir uns grundsätzlich gleichfalls einverstanden. Nur sichere Ergebnisse dürfen vermittelt werden und diese nur in leicht verständlicher Formulierung und ohne die schwer verständliche wissenschaftliche Terminologie sowie unter steter Berücksichtigung des methodischen Gesichtspunktes. Nachdem eine grammatische Erscheinung aus den französischen Musterstücken gefunden worden ist, kann dieselbe in der vorgedruckten „Sprachlehre" aufgesucht werden, worauf die Einübung an den deutschen Musterstücken beginnen könnte.

„Vom Leichten zum Schweren" ist auch in diesem völlig umgestellten Teile der Grundsatz der Bearbeiter gewesen. Zuerst überwiegen die französischen Stücke, später die deutschen. Einzelsätze sind nicht grundsätzlich verworfen; zusammenhängenden Übungen aber ausgiebig Rechnung getragen. Um der vielfach und mit Recht an den früheren Plœtz'schen Lehrbüchern getadelten Zersplitterung des Interesses vorzubeugen, sind die Einzelsätze so gewählt, dass sie dem Verständnisse des Schülers nahe liegen und dann nach sachlichen Gesichtspunkten angeordnet, so dass vom Leichten zum Schweren fortschreitend Geschichtliches (chronologisch geordnet), Geographisches, Ethnologisches, Naturwissenschaftliches, Sentenzen, Dinge des täglichen

Lebens und des Unterrichts sich folgten. Die „vermischten und abschliessenden Übungen“ sind überdies so vermehrt, dass auch die strengsten Anhänger der zusammenhängenden Stücke befriedigt sein werden. Vorzüglich ist in einzelnen Lektionen der Gedanke verwertet worden, die deutschen Sätze und Stücke dem französischen Texte anzugleichen.

Fassen wir unser Gesammturteil über das neue Werk zusammen, das sich mit Rücksicht auf den Raum nur auf die allgemeinen Gesichtspunkte beziehen kann. Das Buch bezeichnet bez. der methodischen Form, der Übungsstücke nach Form und Inhalt und bez. des Regelschatzes einen wesentlichen Fortschritt, und wir glauben, dass es bald die frühere Bearbeitung verdrängen wird und zwar nicht nur an Anstalten mit beschränktem Lehrstoff. Möge sich die fachwissenschaftliche Kritik des Buches nach der sachlichen Seite recht annehmen. Welches auch die Mängel sein mögen, die dem Material im Einzelnen anhaften — hier lässt sich nachhelfen. Der Kern ist gut, und das ist die Hauptsache. Wir empfehlen unseren Amtsgenossen das Buch eingehender Berücksichtigung. L. Wespy.

Kares, Otto und **Plœtz, Gustav,** *Schulgrammatik der französischen Sprache* von Karl Plœtz. Für Mädchenschulen umgearbeitet. 2. verb. Aufl. Berlin, 1887. F. A. Herbig. Ladenpreis ungeb. 2 Mk. 80 Pf.

Bezüglich dieses Buches für Mädchenschulen können wir uns kürzer fassen, da es nach ähnlichem Plane gebaut ist wie das vorstehend besprochene. Selbstverständlich haben sich seiner Bestimmung gemäss eine Menge Änderungen nötig gemacht, welche sich namentlich auf die Übungen beziehen, in welchen der Gedankenkreis junger Mädchen berücksichtigt werden musste. Auch der Umstand, dass den jungen Mädchen die Kenntnis des Lateinischen abgeht, machte Aenderungen und Umstellungen notwendig. Die 2. Auflage unterscheidet sich übrigens nicht unwesentlich von der ersten. Schon in der 1. war der Regelschatz um $^1/_8$ gekürzt; die vorliegende Auflage ist um einen weiteren Bogen gekürzt worden, namentlich durch Weglassung der für den Lehrer mindestens überflüssigen „Einführungen“. Bei den Änderungen ist darauf Rücksicht genommen, dass die 2. Auflage immer neben der 1. ohne allzugrosse Unzuträglichkeiten wird benutzt werden können. L. Wespy.

Plœtz-Kares, *Kurzer Lehrgang der französischen Sprache.* Sprachlehre. Auf Grund der Schulgrammatik und Karl Plœtz bearbeitet von Gustav Plœtz und Otto Kares. Berlin, 1888. F. A. Herbig. XVI u. 117 S. Ladenpreis ungeb. 1 Mk. *Übungsbuch.* Heft 1. *(Abschluss der Formenlehre.)* Ebenda, 1888. VIII u. 108 S. 1. Mk.

Der *Kurze Lehrgang* schliesst sich im ganzen an die Schulgrammatik neuen Stiles an (an deren Stelle er in Verbindung mit dem *Übungsbuch* gebraucht werden kann), enthält aber aufs neue eine ganze Anzahl von Verbesserungen, wozu wir in erster Linie die schulgemässe Behandlung der Phonetik rechnen möchten. Das Buch zeichnet sich vor allen Dingen durch seine grosse „Handlichkeit“ aus und wird

namentlich in Klassen, in welchen vornehmlich wiederholt wird, gern gebrancht werden. Das an zweiter Stelle genannte *Übungsbuch* bildet den Ausgangspnnkt für den *Kurzen Lehrgang*, dessen Regeln an den französischen Stücken des ersteren nnd an den zugehörigen deutschen Stücken geübt werden sollen. Fast alle diese Stücke sind übrigens zusammenhängend oder doch durchans idiomatischen Gepräges, womit der gramatische Zweck vortrefflich in Einklang gebracht worden ist. Vortrefflich erscheint nns das Verfahren, welches an die Stelle der Retroversion sachliches Nachahmen eines gegebenen idiomitischen Musters setzt. Die Stoffe sind frisch, anregend und dem Verständnis der betr. Bildungsstufe angemessen.

L. Wespy.

Bergèr, H., *Französisches Lesebuch für die Unterstufe. Für Mittel- und höhere Mädchenschulen.* 74 S. Hanau, 1888. Alberti.

Mir liegt die 1. Anflage vor; aber es ist schon die 2. erschienen. Hiermit wäre also die „Branchbarkeit" des Büchleins bewiesen. Die Behörde hat alsbald nach Erscheinen die Einführung genehmigt. Verfasser nnd Verleger werden also wohlbefriedigt sein. — Wer Marelle, Kühn, den französischen Schmid nnd etwa noch Hatt, Wingerath oder etwas ähnliches kennt, wird sich hier nnter znmeist guten alten Bekannten bewegen. Erst kommt eiue Wörterliste, dann das französische Stückchen dazn, dann anfangs zuweilen Redensarten darans, später auch deutsche Fragen nach dem Inhalte; einigemal sind die Redensarten in grösserer Zahl wiederholend zusammengestellt. Ein Wörterbuch fehlt. Also: ein nach einfachem Plan gearbeitetes „brauchbares" Büchlein. Der Verfasser wird es wohl an einer Fortsetzung nicht fehlen lassen, wenn sie nicht schon erschienen ist.

Die zahlreichen Druckfehler der 1. Anflage sind in der 2. hoffentlich ausgemerzt.

Franz Dörr.

Schulausgaben.

Duruy, Victor, *Histoire de France de 1789 à 1795.* Mit Einleitung nnd Anmerkungen herausgegeben von K. A. Mart. Hartmann. Leipzig, 1889. E. A. Seemann.

Der Herr Herausgeber leitet die didaktische Berechtigung zu einer Schulausgabe des die Jahre 1789 bis 1795 behandelnden Abschnitts in Duruy's *Histoire de France* aus der Erwägung her, dass die bisher für das Revolutions-Zeitalter für Unterrichtszwecke gebräuchlichsten historischen Werke von Mignet nnd Lamartine aus Mangel an Zeit nicht vollständig bewältigt werden können, eine Lektüre einzelner Kapitel ans diesen Werken aber misslich sei. „Gerade die vollständige Kenntnisnahme des Verlaufs jener tieftragischen Zeit", sowie ihn etwa der herausgegebene Abschnitt bei Duruy darstelle, sei zu einem erspriesslichen Betrieb der Lektüre darüber erforderlich. Referent vermag diesem Standpnnkt nicht beiztreten, und zwar um so weniger als er zu Gunsten eines Schriftstellers geltend gemacht wird, der ganz nach Art des alten Rollin seinen Gegenstand überans summarisch behandelt. Denn da die historische Lektüre den Geschichtsunterricht

weder ersetzen soll, noch ihn bei seiner viel schnelleren Gangart begleiten kann, dagegen die durch ihn vermittelten Anschauungen und und Vorstellungen zu vertiefen und auszugestalten berufen und geeignet ist, so kann ein überhaupt wie im besonderen für einzelne wichtige Episoden, wie beispielsweise für die Ereignisse vom 4. August, vom 5. und 6. Oktober, die Flucht des Königs u. a., geradezu dürftig gehaltenes Ganze hierfür nimmermehr genügen. Ganz im Gegenteil drängen alle Rücksichten haushälterischer Didaktik, da eine eingehendere, und so des bedeutsamen Gegenstandes allein würdige Darstellung des Gesamtereignisses nicht bewältigt werden kann, zum Studium gewisser einzelner Höhepunkte desselben, zum Studium eben jener Ereignisse, bezw. Tagesfragen, deren genauere Kenntnis, Wesen und Charakter der Revolution überhaupt klarlegen und beurteilen lehren. So wird ohne Zweifel die Lektüre einiger Reden Mirabeau's, wie etwa seiner Reden über die Benennung der vereinigten Versammlung der drei Stände, über das Veto, über die Teilnahme der Abgeordneten zur Nationalversammlung am Ministerium, dem Leser mehr Verständnis der Revolution eintragen als es Duruy mit seiner Gesamtdarstellung auch nur entfernt vermag. Mein Hinweis aber auf die Reden Mirabeau's, und nicht auf einen Historiker, will besagen, dass ein der verschiedenartigsten Beurteilung noch immer und wahrscheinlich noch auf lange hinaus unterworfenes Zeitalter, wie es das der französischen Revolution *par excellence* ist, grundsätzlich nicht durch Vermittelung der Geschichtsschreibung, sondern auf dem Wege quellenmässiger Anschauung in den Schulen studiert werden sollte. Denn in Quellenschriften sind auch Irrtümer, Entstellungen und Leidenschaft zumeist ächte Zeugen ihrer Zeit. (Vgl. meinen Aufsatz in dieser *Zschr.*, Bd. VIII.) Will man aber nun einmal im altgewohnten Geleise der Geschichtsschreibung weiter wandeln, so könnte gleichwohl Duruy ausser aus den bisherigen Erwägungen nicht auch bloss deswegen nicht in Frage kommen, weil er — wie es der Herausgeber selbst zugesteht — ebenso veraltet ist wie Mignet und Lamartine, sondern auch deswegen nicht, weil er es verabsäumt, die für die Beurteilung des Ereignisses sehr wichtigen gesellschaftlichen und kirchlichen Momente der Revolution in ihrem folgenreichen Verhältnis zu den politischen darzustellen. Wer an den Historikern festhalten will, wird sich schlechterdings nach einem umsehen müssen, der die Ergebnisse der durch Sybel eingeleiteten neueren Forschung seiner Darstellung zu Grunde gelegt hat. Taine, an den man zunächst denken könnte, wäre dazu allerdings — für die Schule — wie dies auch Hartmann ausspricht, bei seiner durchgehenden Voraussetzung alles Thatsächlichen nicht geeignet.

Muss der Vorschlag, von der Forschung überholte Werke durch ein nicht minder überholtes, aber erheblich weniger reizvolles Werk abzulösen, als verfehlt erscheinen, so wird andererseits der der Hartmann'schen Ausgabe Duruy's beigegebene Kommentar der Anerkennung jedes Sachkundigen sicher sein dürfen. Der Herausgeber ist im Zeitalter der Revolution in der That zu Hause, und zwar nicht bloss in Frankreich oder vermöge des Studiums der allbekannten einschlägigen Geschichtswerke. Die Haltung der als besonderes Heft dem Autor beigegebenen Anmerkungen ist durchweg ansprechend, da sie wie in den Text hineingeschrieben erscheinen und so denselben beleben. Die allenthalben erreichbaren biographischen Notizen sind von wohlthuender Kürze, bezw. so gegeben, dass sie die im Texte erwähnten Personen unter einem für das Verständnis des Schriftwerks wesentlichen Gesichtspunkte charakterisieren. Auch dass bei der Abwesenheit sprachlicher

Besonderheiten des Textes die Anmerknngen ansschliesslich sachlicher Art sind, gereicht dem Kommentar vielen anderen Schnlansgaben gegenüber znm Vorzuge. Im Interesse weiterer selbständiger Verwendung wäre ein Sachregister wünschenswert gewesen.

Die Irrtümer des Verfassers unterlässt der Herausgeber im allgemeinen nicht zn berichtigen, freilich nicht in allen Fällen. So wäre eine derartige Kritik der Duruy'schen Darstellung namentlich in Betreff der Ereignisse vom 5. und 6. Oktober, des *plus beau jour* der Revolntion (14. Juli 1790), der Veranlassung des ersten Koalitionskrieges, der Behandlung der königlichen Familie nach dem 10. August, sehr wohl am Platze gewesen. Auch dass die *gardes du corps* eine ansschliesslich aus Edelleuten bestehende Trnppe waren, hätte angemerkt werden müssen, weil erst so ihre gesellige Vereinigung mit den Offizieren des Regiments Flandern [S. 19] verständlich wird. Fritsche's treffliche Erläuterung zu *fédération* [Mirabean II, S. 51] hätte passend übernommen werden können Die Anmerkungen zn *lettre de cachet* [S. 3] und *cahier* [S. 4] geben keine genügende Aufklärung, noch weniger die Bemerkung über die Jacobiner [S. 2 n. S. 21], wobei in letzterer Hinsicht das Wesentliche eben dieses ist, dass die Jacobiner den Standpnnkt der jeweilig fortgeschrittensten Linken darstellen, der aber sowohl nach seinen Vertretern wie nach seinem Inhalt zn verschiedenen Zeiten sehr Verschiedenes bedeutet. „Girondisten" und „eigentliche Jacobiner" (S. 34 der Anm.) ist ein wenig zutreffender Gegensatz. Zu S. 32 der Anm. mag hinzugefügt werden, dass die Girondisten als Gesamtpartei allerdings in jener Zeit nicht allgemein *Girondins* — bei Mercier vol. III S. 9 findet sich diese Form bereits — genannt werden, dass aber die Benennnng *Girondistes* (vgl. Dumouriez, *Mém.* II) schon als allgemeine Parteibezeichnung diente. Die Abgeordneten von Bordeaux bezeichnet Louis XVI. in seinem Briefe vom 27. Juli 1792 an den Grafen von Provence als *députation de la Gironde*, die Partei selbst als *la Gironde*.

Das Buch ist gut ausgestattet, der Druck sorgfältig.

F. Perle.

Sammlung französischer (und englischer) Schriftsteller für den Schul- und Privatgebrauch. Ausgaben Velhagen & Klasing. *Prosateurs francais.* 72. Lieferung. Ausgabe B. Mit Anmerkungen in einem Anhange. *Quinze jours au Sinaï par A. Dumas Père et A. Dauzats.* Auszug. Mit Anm. znm Schulgebr. herausgegeben von Adolf Meyer. 1889. 133 S. Anhang 39 S. kl. 8°. geb. 1 Mk. Wörterb. 76 S. geh. 30 Pf. — 73. Lieferung. Ausgabe A. Mit Anmerkungen unter dem Text. *Histoire grecque par Victor Duruy.* In Auszügen mit Anm. zum Schulgebr. herausg. von H. Lambeck. 1889. 151 S. geb. 90 Pf. Wörterbuch 55 S. geh. 20 Pf. — 74. Lieferung. Ausgabe A. Neun Erzählungen aus *Lettres de mon moulin* und *Contes choisis par Alphonse Daudet.* In Auszügen mit Anmerkungen zum Schulgebr. herausgegeben von J. Wychgram. 1889. VIII u. 114 S. geb. 60 Pf. Wörterbuch 48 S. geh. 20 Pf. — 75. Lieferung. Ausg. A. *De l'Allemagne par M^me de Staël.* Im Auszuge mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Gerhard Franz. 1889. VI u. 190 S. geb. 1 Mk. *Théâtre français.* X. Folge. 2. Lieferung. Ausgabe A. *Le Cid par P. Corneille.* Herausgegeben von Alb.

Benecke u. G. Carel. 1889. XXVIII n. 106 S. geb. 60 Pf. Wörterbnch 27 S. geb. 15 Pf. XIV, 5. Ausg. A. *Iphigénie par Racine.* Herausg. von D. Robde. 1885. 100 S. geb. 60 Pf. Wörterb. 11. S. geh. 15 Pf. XIV, 8. Ausg. A. *Britannicus par Racine.* Herausgeg. von Wilbelm Scheffler. 1889. XXVIII u. 112 S. geb. 60 Pf. Wörterb. 10 S. geb. 15 Pf. XV, 3. Ausg. A. *Esther par Racine.* Herausgeg. von Wilhelm Scheffler. 1889. XXXV und 84 S. geb. 60 Pf. Wörterbnch, 15 S. geh. 15 Pf. XV, 7. Ausgabe A. *Andromaque par Racine.* Herausgeg. von Georg Stern. 1888. L u. 102 S. geb. 60 Pf. Wörterbuch 14 S. geh. 15 Pf. — Bielefeld nnd Leipzig.

Die 72. Lieferung der *Prosateurs* bietet in dem 13 Abschnitte nmfassenden Anszuge, dessen Verhältnis znm Originaltext icb nicbt beurteilen kann, einen anziebenden Inhalt, der sich immerhin ancb für Scbnllektüre verwerten lässt, wenn dadurcb nicbt einem geeigneteren Stoffe Zeit entzogen wird; jedenfalls können die ausgewählten Abschnitte der Privatlektüre empfohlen werden. Die Anmerkungen im Anbange sind insofern zweckmässig ausgearbeitet, als sie die sacblicben Angaben des Textes, die übrigens „mit den Forschungen der neneren Wissenschaft nicht in wesentlicbem Widerspruch stehen“, unter Benntzung der Arbeiten von Lepsius, Kiepert, Ebers, Schweinfurth und von Henglin hin und wieder berichtigen. Die Fassung der Anmerkung S. 9 Z. 8 zn *Alexandrie*, die an und für sich wohl entbebrlicb war — jeder Scbüler und jede Schülerin wird wobl schon von Alexandrien binreicbend gebört baben — „Alexandrien liess der Macedonierkönig Alexander der Grosse im Jahre 332 durcb Dinokrates an einer sebr glücklich gewählten Stelle im westlichen Teile des Nildeltas erbauen, an welcher die durch Zurückhaltung des schlammigen Nilwassers östliche Häfen wie den von Pelnsinm verschlammende Meeresströmnng vorüberstrich, und welcbe u. s. w. bot“ ist nnverständlicb. Es wäre gut, wenn die lexikaliscben Anmerkungen, die sich meist ganz gleichlautend in dem Wörterbuch wiederfinden, in den Ausgaben Velbagen & Klasing ganz beseitigt würden: welcben Zweck hat solcbe doppelte Angabe? nnd was kommt dabei beraus, wenn Anmerkung und Wörterbncb nicht übereinstimmen? z. B. 11, 25: „*brisant* blinde, verborgene Klippe, pl. auch Wellenbrecher.“ Wörterbuch: „*brisant, m.* (verborgene) Klippe; pl. Brandung.“ Das Wörterbucb bat diesmal recbt, denn man kann 10, 31 ff.: *l'eau qui se brise contre une chaîne de rochers qui ferme presque le port* doch nicbt auf Wellenbrecher deuten. Zu 27, 21 ff.: *nous approchâmes rapidement des pyramides, qui, de leur côté, semblaient venir au-devant de nous et s'incliner sur nos têtes* wird angemerkt: „*s'incliner:* eine Übertreibung.“ Mir scbeint im Gegenteil der Verfasser sehr treffend den Eindruck wiedergegeben zn haben, den die Beobachter empfingen. Die grammatischen Anmerkungen balten sich in den durcb den Plan der Ausgaben bestimmten Grenzen.

Dass ich Bearbeitnngen der alten Geschichte von französischen Schriftstellern des XIX. Jahrbunderts als Schullektüre für angemessen eracbte, habe ich in dieser *Zeitschrift* Bd. V² S. 222 zu begründen gesucht. Wir erhalten in der 73. Lieferung einen Auszug aus *Duruy, Histoire grecque.* Gegen die Wabl des Schriftstellers lässt sicb kein Einwand erheben; Duruy zeichnet sich ans durcb eine klare nnd glatte Darstellnng, die dem Inhalte nach auf gründlichen Forschungen beruht. Es ist ferner für die Schüler, die ja nicbt die griechische Gescbichte

in den französischen Sprachunterrichtsstunden erst erlernen sollen, im ganzen auch gleichgiltig, welche Abschnitte aus einem grösseren Werke ausgewählt werden, wenn einmal die Frage dahin entschieden ist, dass eine fortlaufende, zusammenhängende Darstellung der ganzen griechischen Geschichte sich nicht in dem vorgeschriebenen Umfange geben lässt: ich glaube freilich, dass auch für solche Absicht ein geeigneter Schriftsteller wohl gefunden werden könnte. Bei dem Verfahren des Herausgebers kann es fraglich erscheinen, ob es zweckmässig war, der Zeit bis auf Lykurg den verhältnismässig bedeutenden Raum von S. 7—43 zuzumessen, wodurch es dann erforderlich wurde, in der späteren Zeit Ereignisse, von denen man wohl gerne etwas vernommen hätte, mit Schweigen zu übergehen; so folgt auf den 10. Abschnitt: *Léonidas* als elfter gleich *Périclès;* vielleicht hätte sich eine Reihe aufeinanderfolgender Abschnitte ohne Streichung innerhalb derselben besser dargestellt. Die sachlichen Anmerkungen sind mit Fleiss und Sorgfalt behandelt, die Bemerkungen über die französische Aussprache der griechischen Eigennamen willkommen, von den lexikalischen Anmerkungen gilt hier ebenso wie bei den noch zu besprechenden Ausgaben der *Prosateurs* und des *Théâtre* dasselbe, was ich oben bemerkt habe.

Über die Angemessenheit der betreffenden Schriftwerke Daudet's vergl. diese *Zeitschrift* VI² S. 285 und IX² S. 236. Der Herausgeber der 74. Lieferung hätte der an den genannten Orten besprochenen Ausgabe mit einem kurzen Wort gedenken sollen: vielleicht hat er sie nicht gekannt, das lässt sich aber kaum annehmen; jene Ausgaben sind mir augenblicklich nicht zur Hand und ich muss eine Vergleichung anderen überlassen, die Selbständigkeit der Arbeit scheint mir jedoch unbestreitbar. Die Auswahl ist eine wohl gelungene, auf die sachliche Erklärung ist grosse Sorgfalt verwandt, die lexikalischen Anmerkungen selbst, wenn man wohl das Wörterbuch in Betracht zieht, vielfach überflüssig: das Wörterbuch hätte die erste Anm. zu *les murs et la plate-forme envahis par les herbes*: „*envahi* hier: überwuchert" (Wörterbuch *envahi* [spr. an-vă-i'] überwuchert) nicht schlechthin übernehmen, sondern ergänzen sollen.

Die „Biographie und Einleitung" zur 75. Lieferung hat es leider verabsäumt, eine Übersicht über den Inhalt des ganzen Werkes der M^me^ de Staël zu geben, der Leser hätte dadurch eine Vorstellung von der Komposition desselben gewinnen können, und die ausgewählten Abschnitte, welche die meisten Kapitel aus dessen 2. Teile umfassen und die Meisterwerke deutscher Dichtung zum Gegenstand haben, würden dann nicht einen so chrestomathischen Eindruck machen. Die Auswahl selbst bietet in dem, was sie giebt, einen sehr ansprechenden Stoff, zu dessen Verständnis die Anmerkungen in dankenswerter Weise beitragen; im allgemeinen sind sie dem Programm der Ausgaben gemäss ausgearbeitet.

Unter den 5 Werken, die „für die Kommentierung und für die Feststellung des Textes" des *Cid* „benutzt worden" sind, nennt der Herausgeber die Ausgabe der Weidmann'schen Sammlung von Strehlke nicht. Man vergleiche aber I, I, 2. „*déguiser* entstellen; in anderem Lichte darstellen" mit Strehlke: „*déguises-tu*: — ‚entstellen, in anderem Lichte darstellen' nicht ‚verbergen'". I, I, 5: *s'abuser à faire qch.* = *s'abuser* **en faisant** *qch.*" mit Str.: „*s'abuser* = *se faire illusion*. Der nachfolgende Infinitiv mit *à* hat den Sinn des Gerundivs *en lisant*." I, I, 10: „*trop* zu viel, zu oft" mit Str.: *trop* hier in der ziemlich seltenen Bedeutung: zu oft." I, I, 16. „*pencher* = *faire pencher*" mit Str.:

penche im transitiven Sinne, wie 1701, so dass der Sinn entsteht u. s. w." I, I, 20: *à choisir = pour choisir; à* statt *pour* vor dem Infinitiv ist bei Corneille und seinen Zeitgenossen ebenso häufig als *à* mit dem Infinitiv an Stelle des Gérondif u. s. w. mit Str.: „*à* — in der jetzigen Sprache *pour*." I, I, 29: „*n'a trait = n'a aucun trait*" mit Str.: „*trait*. Der Teilungsartikel fehlt in der älteren Sprache viel häufiger als jetzt. Man vergleiche folgende, sämtlich aus Corn. entnommenen Beispiele u. s. w." (I, I, 35: Beide Herausgeber erwähnen den gleichlautenden Vers aus *Racine, les Plaideurs*, der sich aber weder V, I [Str.], noch I, 1 [Benecke], sondern I, V findet.) I, I, 40: „*trancher = interrompre*" mit Str. *tranché = coupé*. Vergl. *Polyeucte* 1372 (IV, VI, 6)." *trancher* steht im Gegensatz zu *commencer* und *naître*, bedeutet demnach eher „ein Ende machen" als „unterbrechen", was einen Wiederanfang vermuten lässt; das Wörterbuch zum *Cid* giebt dem entsprechend an: abschneiden, ein Ende machen. I, I, 42: „*balancée* unschlüssig" mit Str.: „*balancée = indécise, incertaine.*" I, I, 49. *résoudre qn. à faire qch. = faire consentir à:* bestimmen etwas zu thun" mit Str.: „*résolu* in transitivem Sinne: zum Entschluss gebracht, wie 389, 396 und sonst oft in der älteren Sprache." I, I, 52: „*contents = réalisés*" mit Str.: „*contents* befriedigt, wie *Polyeucte* 1154 und 1410, auch bei Racine nicht selten." I, I, 55: „*des visages divers = des aspects divers, des faces diverses*" mit Str.: „*visage*. Die Kritik hat an dieser Personifikation des Schicksals Anstoss genommen u. s. w. Auch Racine sagt indessen *Andr.* I, 1: „*Ma fortune va prendre une face nouvelle* und Boileau *Art poét.* II, 119: *Chaque mot eut toujours deux visages divers.*" Um noch eine Stelle aus dem weiteren Verlauf des Stückes anzuführen, erwähne ich V, V, 18: „*mon crime;* das Verbrechen besteht darin, dass sie ihn zum Zweikampfe nötigte" was man mit Str.'s Anmerkung vergleichen möge: „*mon crime* — darin bestehend, dass ich ihn zum Kampfe nötigte." — Diese Vergleichung der beiden Ausgaben dürfte genügen, um den Beweis zu liefern, dass die Ausgabe Strehlke's von Carel-Benecke benutzt worden ist; es war ja auch der letzteren Pflicht, sie nicht unbeachtet zu lassen, und sie haben thatsächlich ihre Angaben selbständig verarbeitet, meines Erachtens zwar nicht immer in gelungener Weise, z. B. 1, I, 5. Es lässt sich nur nicht absehen, warum Carel-Benecke der allseitig als trefflich anerkannten Arbeit ihres Vorgängers, der sie unbestritten in positiver und negativer Hinsicht manches verdanken, bei der Aufzählung der von ihnen benutzten Werke mit keiner Silbe gedenken. Zu V, V, 16: *Veux-tu que de sa mort je t'écoute vanter* wird bemerkt: „es müsste heissen *te vanter*". Die Sache selbst kann fraglich sein; gut ist, dass die Aufmerksamkeit darauf gelenkt wird, daher besser: „müsste es nicht heissen *te vanter?*" Die Antwort darauf kann sich jeder selbst geben. Zu V, VI, 9 findet sich wieder einmal die Anm. *à qui* für *à celui qui* wie V, I, 40: eine Fassung, die ich für verwerflich halte, weil dadurch die Vorstellung erweckt wird, als ob der heutige Sprachgebrauch *à qui* u. dergl. nicht mehr gestattete.

Die Ausgabe von Racine's *Iphigénie* durch Rohde ist als Schulausgabe wohl zu empfehlen, Worterklärungen sind auf ein geringes Mass beschränkt, die aus Mesnard und Gernzez übernommenen Anmerkungen, die meist das zu Grunde liegende Stück des Euripides zur Vergleichung heranziehen, sind gut gewählt und bieten manche Anregung. Auch die sprachlichen Anmerkungen bieten nur selten Anlass zu Ausstellungen; z. B. II, I, 64: „*devoir* oft zur Bezeichnung der Zukunft, vergl. englisch *I shall.*" Ebenso III, VI, 22. In *devoir* liegt doch etwas mehr als die Bezeichnung der Zukunft, das was nach

der Bestimmung des Schicksals eintreten soll. Anmerkungen wie I, II, 44: „*je ne saurais*, immer ohne *pas* = ich kann nicht" u. dergl. mehr sind überflüssig. Statt die lange Anmerkung aus Gernzez über II, I, 107: *Je me laissai conduire à cet aimable guide* auszuschreiben, hätte auf den bekannten Sprachgebrauch *Alexandre laissa prendre haleine à ses troupes* kurz verwiesen werden sollen. I, I, 3 statt *même* lies *mème*. I, I. 38 statt *Pleurez vous* lies *Pleurez-vous*. S. 11, 44—47 „beachte die *tempora*," lies: „beachte die Wahl der Zeiten". Die Anm. zu III, IV, 29, 30: *Mais c'est pousser trop loin ses droits injurieux, Qu'y joindre le tourment que je souffre en ces lieux* „*que* statt *que de*" ist ungenügend. Man vergleiche Lücking, französische Grammatik § 237 Anm. 1.

Von einigen überflüssigen Anmerkungen abgesehen wie II, VI, 29 „*des yeux* mit den Augen; *de* zur Bezeichnung des Mittels" u. dergl., ist die Scheffler'sche Ausgabe des *Britannicus* mit grosser Sorgfalt gearbeitet und bezeichnet in der That einen Fortschritt gegen die früheren Ausgaben des Stückes; dasselbe lässt sich der der *Esther* nachrühmen.

Eine Menge überflüssiger Anmerkungen findet sich dagegen in Georg Stern's Ausgabe der *Andromaque*, insbesondere ist an zu vielen Stellen von der Erklärungsweise mittels Übersetzung ins Deutsche Gebrauch gemacht worden, wo mehrfach eine andere Art der Erklärung am Platze war; z. B. I, II, 83: „*persécuter le père sur le fils* den Vater in dem Sohne verfolgen" (wo Laun, dessen Ausgabe Stern als von ihm benutzt namhaft macht, bemerkt: „*sur le fils* statt *dans*. Louis Racine nennt *sur* eleganter.") Wäre es hier nicht angebracht gewesen, den Sprachgebrauch der Präposition *sur* zu erörtern, auf *conquérir un pays sur qn.* u. dergl. hinzuweisen? Zu I, III, 4 erhalten wir die Anmerkung: „*en* = *d'elle*. *en* steht bei Racine (doch nicht bloss bei Racine!) sehr häufig in Beziehung auf Personen. Jetzt wird *en* meist nur in Beziehung auf Sachen und Abstracta gebraucht. Eine ungenaue Ausschreibung von Benecke *Gr.* II S. 113, die in dieser Fassung unrichtig wird. I, IV, 42: „*passer pour qch.* für etwas gehalten werden, gelten" war überflüssig, auch wenn man nicht in Betracht ziehen will, dass das Wörterbuch „*passer pour* gelten für" angiebt; ebenso vieles gleicher Art. I, IV, 107: „*s'arrêter dans* oder *à qch.* bei etwas stehen bleiben, nicht weiter gehen." (Wörterbuch: *s'arrêter* inne halten (verfallen), verharren; verweilen.) Hier stimmen Wörterbuch und Anmerkung nicht ganz überein (Laun erklärt: Denn allzu heftig war des Herzens Glut, Um sich in kaltem Gleichmut zu verlieren.) Ebendaselbst „*ne ... que* gehört zu *dans l'indifférence*". *ne ... que* gehört doch immer zu dem auf *que* folgenden Begriff. II, I, 21: „*un père* = *votre père*." In dieser Fassung jedenfalls nicht zu dulden. Wenn der Erklärer darauf hinzuweisen für nötig hielt — für einen verständigen Leser war es unnötig —, so konnte er etwa sagen: was veranlasst den Dichter, *un père* für *votre père* zu setzen? II, I, 81: „*ma famille vengée* die Thatsache, dass meine Familie gerächt war. Zu der Konstruktion vergl. S. 6 Anm. zu I, I, 80." Die gegebene, übrigens ziemlich ungeschickte Übersetzung war bei dem Hinweis auf die dem Lateinischen nachgebildete Konstruktion durchaus entbehrlich. Ebenso II, II, 18: die Übersetzung von *mon sang prodigué*. Wozu die Übersetzung von II, II, 33? Dergleichen ist geeignet, eine Schulausgabe dem Lehrer, der seine Schüler doch vor allem zur Selbständigkeit bringen will, zu verleiden. Trotz alledem enthält aber die Ausgabe vieles Brauchbare und Zweckmässige und soll nicht als

eine schlechte bezeichnet werden, der Schüler wird die Anmerkungen, die er nicht braucht, gar nicht lesen; würde er sie brauchen müssen, so wäre entweder der Beweis für seine Unfähigkeit geliefert oder der Gegenbeweis gegen die Behauptung ihrer Überflüssigkeit erbracht.

Weidmann'sche Sammlung französischer (und englischer) Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen. Herausgegeben von E. Pfundheller und G. Lücking. *Chateaubriand, Itinéraire de Paris à Jerusalem* im Auszuge. Reisebilder aus dem Süden (Griechenland, Palästina, Nordafrika). Zusammengestellt und erklärt von Wilhelm Kühne. Dritte Auflage. Berlin, 1889. Weidmann'sche Buchhandlung. 112 S. geh. 1 Mk.

Vergl. diese *Zeitschrift* III S. 320 f., und 329., VI² S. 272. Auch in der 3. Auflage ist die bessernde Hand des Herausgebers sichtbar, der sich freilich nicht hat entschliessen können, die teilweise recht elementaren grammatischen Bemerkungen zu beseitigen. Er muss also derartige Angaben für erspriesslich halten, wie S. 10 Anm. 5: „*je craigne*, der Konjunktiv im Relativsatze, der sich an einen verneinenden Satz anschliesst." Der Herausgeber bestimmt die Anmerkungen dazu, „dem Schüler bei der häuslichen Vorbereitung zu Hilfe zu kommen und ihm einige der schwierigeren grammatischen Regeln durch lebendige Beispiele einzuprägen, ohne die Erklärung des Lehrers ersetzen zu wollen." Aber durch obige Angabe ist die Erklärung des Lehrers vorweggenommen, eine Anmerkung in der Fassung: „*je craigne* warum der Konjunktiv?" würde der Absicht der Herausgebers viel besser entsprechen, der häuslichen Vorbereitung eine kleine Aufgabe stellen, deren endgiltige Lösung der Arbeit in der Schule überlassen bleibt. Anstoss nehme ich an der Anm. 1. S. 11: „*ébauchés* entworfen. Der Plural wegen *la plupart.*" Auch hier würde gegen eine Anmerkung in Gestalt einer Frage sich kein Einwand erheben lassen. die hier gegebene Antwort ist unrichtig, da eine ausführlich gehaltene Frage etwa lauten müsste: „warum der Plural, da doch das Subjekt *la plupart* der Form nach Singular?" Auch Kühne merkt an S. 16, 7: „*à qui* statt *à celui qui.*" 18, 5: „*écarts* etwa: Sprünge." Seitensprünge, die erste Bedeutung, die die Wörterbücher angeben, scheint mir dem Sinne der Stelle angemessener, sonst könnte noch eine Übersetzung, wie Abirrungen (Abschweifungen), in Frage kommen. 23, 5: „*même* statt *la même*, eine in unvollständigen Sätzen häufige Verkürzung" ist nach Lücking, *franz. Gram.* § 270. I. Anm. oder nach Mätzner, *franz. Gram.* 2. Aufl. S. 164. *ββ.* zu verbessern. 28, 3: „*avoir* bekommen" besser „erhalten", als das vulgäre bekommen; und wiederum besser: wann ist *avoir* durch erhalten zu übersetzen? 29, 9: „*ne* nicht zu übersetzen; es muss nach vorangehendem Komparativ stehen, wenn der Satz mit *que* (= als) ein eigenes Verbum hat. Doch bekanntlich nicht in allen Fällen (Lücking, *fr. Gr. f. d. Schulgebr.* § 384 Anm.). 34, 7: „*à qui* bezieht sich auf *tel esclave.*" Besser wäre eine Anm. über den indefiniten und determinativen Gebrauch von *tel.* Die Korrektur hätte sorgfältiger sein können. 10, 2 lies: durch statt duch. S. 11, Z. 6 v. u. des Textes lies: *suis* st. *duis.* 12, 10 lies: *sénéchal* st. *sénécha.* 12, 11 Z. 4 v. u. lies: nach st. die; ebendas. Z. 3 v. u. lies: kurze st. kurtze. 16, Z. 2 v. o. lies *Les* u. Z. 4 v. o. *au bord.* 30, 5 lies: Odyssee statt Odysse. 35, Z. 4 v. o. lies: *que* st. *qne* und Z. 12: *passaient* st. *passaien.*

Auf S. 36 finden sich 3 Schreibweisen des Missisippi. 37, Z. 9 v. u. des Textes lies: *où* st. *oû*. 39, Z. 2 v. o. lies: *J'étais*. Z. 8 v. n. *abandonnée*. Z. 10 v. u. *arbres*. Z. 11 v. u. *chaumière*. 41, Z. 7 v. o.: *l'archevêché*. 45, Z. 3 v. o: *descendaient*. 45, 6: *apparemment*. 46, Z. 6 v. n. des Textes: *autour de ses rives*. 48, 5 Z. 4 v. u.: dass, als; und dergleichen mehr.

Textausgaben französischer (und englischer) Schriftsteller für den Schulgebrauch. Gera (Reuss j. L.), 1889. Herm. Schlutter's Verlag.

1) *Histoire de Charles XII, roi de Suède, par Voltaire.* In gekürzter Fassung herausgegehen von Paul Gröbedinkel. 84 S. 8⁰. geb. 60 Pf. Wörterhuch dazu 38 S. geh. 25 Pf.

In Bezug auf diese neue, mit dem 25. April 1889 ins Leben getretene Sammlung ist zunächst auf den jeder Ausgabe vorgedruckten und somit leicht zugänglichen „Prospekt" zu verweisen, der in zehn „Hauptpunkten" angieht, worin sich die Sammlung von den bisher erschienenen nnterscheidet. Die Ausgaben sollen Textausgaben ohne sprachlichen Kommentar sein: es ist wohl unzweifelhaft, dass sie „einem in den Kreisen der Lehrer für neuere Sprachen wiederholt geäusserten Wunsche" entgegenkommen nnd viel Anklang finden werden; in gleicher Weise, wie die Mehrzahl der Lehrer in den Händen der Schüler nur Textausgaben der griechischen und lateinischen Schriftsteller sehen will und den Gebrauch mit Anmerkungen versehener Ausgaben höchstens für die häusliche Vorbereitnng daneben gestattet, sind auch die Lehrer der neueren Sprachen zu verfahren berechtigt. Es ist hier nicht der Ort, die Berechtigung dieses Verfahrens dem anderen gegenüber, das dem Schüler die Benutzung einer bestimmten mit erklärenden Anmerkungen ausgestatteten Ausgabe gebietet, abzuwägen; eine allgemein gehaltene Untersuchung dieser Frage würde meines Erachtens auch nicht viel nützen, weil sich die Anhänger der verschiedenen Richtungen, die in der That sämtlich eine gewisse Berechtigung haben, schwerlich von ihrer Ansicht abbringen lassen würden, Hauptsache bleibt doch immer, was der Lehrer, der über dem Lehrbnch steht, für seine Schüler daraus gewinnt. Ich habe demnach gegen die Hauptpunkte des Prospekts, die mit richtigem Verständnis der Aufgaben der Schule aufgestellt sind, keinerlei Einwand zu erheben, und die Textausgaben machen in der That dnrch ihre ganze Erscheinnng einen wohl befriedigenden Eindruck, wovon sich ja ein jeder leicht durch Augenscheinseinnahme überzeugen kann. Bei der Beurteilung derselben mnss natürlich die Textgestaltung in erster Linie ins Auge gefasst werden. Dramatische Werke sollen unverkürzt erscheinen, jedoch nnter Ausmerzung sittlich anstössiger Stellen u. dergl., prosaische meist in ausgewählten, nicht zu grossen Abschnitten, die für sich ein abgeschlossenes Ganzes bilden und eine hinreichende Bekanntschaft mit der Eigenart des betreffenden Schriftstellers und Schriftwerkes zu vermitteln geeignet erscheinen. Falls diese Absicht wirklich erreicht wird, darf allerdings die Aufgabe der Schule dem Schriftsteller und Schriftwerke gegenüber als erfüllt betrachtet werden. So hat sich denn der Herausgeber des *Charles XII* erlaubt, den Umfang ungefähr auf die Hälfte herabzusetzen, jedoch dabei versucht, dnrch Ausscheidung nur des Unwesentlichen und Entbehrlichen den Zusammenhang ohne Beeinträchtignng der Klarheit von Anfang bis

zu Ende zu wahren. Dieser Versuch scheint mir recht wohl gelungen und die Aufgabe, die der Prospekt an die Textbehandlung stellt, gut gelöst. Den für die Mittelklassen bestimmten Ausgaben werden Spezial-Wörterbücher beigegeben nach 4. des Prospekts: für diese Unterrichtsstufe durchaus zu billigen, namentlich in Berücksichtigung des Umstandes, dass die sonst in Anmerkungen gegebenen Hilfen für das Verständnis des Textes wegfallen. Um den Bedürfnissen des Tertianers zu genügen, musste das Wörterbuch zum *Charles XII* ziemlich vollständig sein: ich bezweifle indessen, ob der Schüler nicht mehrfach sich in die Lage versetzt sehen wird, in einem vollständigen Wörterbuch nachschlagen zu müssen: da ferner die sogenannten unregelmässigen Zeitwörter gemeiniglich erst in Tertia eingeprägt werden, hätte das Wörterbuch darauf Bedacht nehmen sollen, Formen wie *naquit* (Z. 1 des Textes) mit einem Hinweis zu berücksichtigen. *cheval de frise* wird der Schüler nicht unter *cheval*, wo es sich findet, sondern unter *frise*, welches ganz fehlt, aufsuchen; bei den Adjektiven, die eine vom Maskulin abweichende Femininform haben, sollte auch diese angegeben sein. Der Gebrauch des *sur* in S. 6, Z. 6 *ville de Hongrie prise par les Turcs sur l'empereur* ist unberücksichtigt geblieben, u. dgl. m. Die Angabe „*quelque* irgend eine, irgend einige (so!)“ befriedigt nicht. Es scheint mir demnach wünschenswert, dass das Wörterbuch einer genauen Durchsicht und Ergänzung unterzogen wird; freilich kann die Frage, ob ich damit recht habe, endgiltig nur der das Wörterbuch benutzende Schüler beantworten: man frage ihn, was er im Wörterbuch nicht gefunden habe.

2) *La joie fait peur. Comédie en un acte, en prose, par M^me Émile de Girardin.* Herausgegeben von Gotthold Willenberg. 48 S. geb. 40 Pfennig. Ich bin mit dem Herausgeber der Ansicht, dass dies kleine Lustspiel als Schullektüre für Untersekunda zu empfehlen ist. In einem Anhange S. 46—48 werden sachliche bezw. kulturgeschichtliche Verhältnisse, die für das Verständnis des Stückes in Betracht kommen, in dankenswerter Weise erörtert. Die Korrektur ist, wie der 5. Paragraph des Prospekts verheisst, bei dieser Ausgabe, ebenso wie bei den beiden anderen, mit grosser Sorgfalt behandelt. Es ist mir nur ein Druckfehler 43, 8 *Cella-là* für *Celle-là* aufgefallen.

3) *Ausgewählte Erzählungen* von Alphonse Daudet. Herausgegeben von K. Sachs. 79 S. geb. 60 Pf. Die Einleitung giebt an, woher die 12 Nummern (ein „Inhalt“ hätte beigefügt werden sollen) entnommen sind, und lässt dann einige Worterläuterungen folgen, die aus den bekanntesten Wörterbüchern sich nicht ergeben oder dem Provenzalischen entlehnt sind (dazu noch ein kleiner Nachtrag auf S. 79). Ein Vergleich dieser Ausgabe mit der oben besprochenen von J. Wychgram, bei der ebenfalls ein „Inhalt“ fehlt, ergiebt, dass Sachs' Auswahl in 6 Nummern auf dieselben Erzählungen gefallen ist, er hat drei nicht, die sich bei W. finden, dagegen 6 andere. Für die Erklärung wird der Lehrer manches Notwendige bei W. finden, z. B. zu 11, 6 (W. S. 1 Anm. 3): *le moulin de Jemmapes des lapins.*

4) *Les croisades de Frédéric Barberousse et de Richard Cœur-de-lion par Joseph-François Michaud.* In gekürzter Fassung herausgegeben von Franz Hummel. 84 S. geb. 60 Pf. Wörterverzeichnis dazu 13 S. geh. 15 Pf. Die Geschichte des dritten Kreuzzuges ist bereits in der Göbel'schen und in der Weidmann'schen Sammlung, ferner im Verlage von Velhagen & Klasing (Prosateurs 45) und in dem von Friedberg & Mode herausgegeben, welche Ausgaben ihrer Zeit in dieser *Zeitschr.* besprochen sind. Es handelt sich bei der vorliegenden der den Text-

ausgaben verfolgten Absicht gemäss vor allem um die Herstellung eines für die mittleren Klassen, d. h. die Tertia unserer höheren Lehranstalten geeigneten Textes, der in einem Halbjahr bewältigt werden kann: die dafür notwendigen Streichungen können als gerechtfertigt gelten, wenn dadurch der Zusammenhang der Begebenheiten nicht beeinträchtigt wird.

Der Herausgeber hat diese Aufgabe wohl gelöst, insofern nirgends eine Lücke sich in auffälliger Weise bemerkbar macht; vielleicht erscheint nur manchem der erste Satz, der im Original mit *cependant* beginnt und schon dadurch seinen engen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden bekundet — dies *cependant* ist von Hummel natürlich weggelassen —, etwas sonderbar. Das nach Nr. 4 des Prospekts beigegebene Wörterverzeichnis dürfte, wenn ich den Wortschatz eines angehenden Tertianers richtig beurteile, eine ziemlich bedeutende Ergänzung fordern: Von den Z. 1—5 vorkommenden Wörtern fehlen im Verzeichnis: *persuadé* überzeugt, *lié à* verbunden mit, *conservation* Erhaltung, *répandre* verbreiten, *consternation* Bestürzung, *Occident* Abendland, *d'abord* zuerst. Mag immerhin dem einen oder anderen Tertianer das eine oder andere der genannten Wörter bekannt sein, so viel scheint mir gewiss, dass alle Schüler der Klasse sie wenigstens zum Teil nicht kennen, und es muss dann für den Schüler ein recht unbefriedigendes Gefühl sein, doch zum vollständigen französisch-deutschen Wörterbuch greifen zu müssen. Eine sehr empfehlenswerte Art für die Herstellung eines solchen Wörterverzeichnisses, die wohl oder übel zum Ziele führen muss, scheint mir die, dass man einen Tertianer mittlerer Güte alle Wörter unterstreichen lässt, die er nicht kennt, und danach die Abfassung einrichtet. Schliesslich sei hervorgehoben, dass die vorliegende Textausgabe sich durch ihren billigen Preis vor allen bisher erschienenen, oben genannten auszeichnet und in Format, Druck, Papier, Einband einen sehr wohlthuenden Eindruck macht, darin mindestens keiner derselben nachsteht.

C. Th. Lion.

Miszellen.

Le rythme du vers français jugé par Constantin Huyghens.

Un de mes amis, M. J.-A. Worp, docteur ès lettres et professeur au lycée de Groningen, ayant été amené par ses études sur Constantin Huyghens, seigneur de Zuylichem, à dépouiller les collections de lettres écrites par le savant Hollandais ou reçues par lui,[1]) me montra dernièrement quelques lettres adressées par le célèbre diplomate à Pierre Corneille.[2]) Une de ces lettres me part assez intéressante; elle contenait une longue dissertation sur la versification française, ou plutôt sur le rythme du vers français, avec une critique très franche de plusieurs vers de Corneille lui-même. L'auteur de la lettre ne faisait d'ailleurs que continuer par écrit une discussion qu'il avait eue à ce sujet avec le poète français à l'occasion d'une visite qu'il était allé lui faire à Rouen. Le silence obstiné gardé par Corneille et l'empressement de Huyghens, qui attachait évidemment beaucoup de prix à sa dissertation, à en envoyer des copies à plusieurs de ses amis français, notamment à Chapelain, ne pouvaient qu'augmenter l'intérêt que m'inspirait ce petit document de l'histoire littéraire du XVII[e] siècle. Je priai donc M. Worp de me fournir également la copie de deux lettres écrites à ce propos à Huyghens par un de ses amis de Paris, M. de Neuré, ainsi que le petit billet qui contenait la réponse de Chapelain. Il eut l'obligeance d'accéder à mon désir.

Laissant à M. Worp le soin de traiter la question en historien en publiant intégralement toute cette petite collection de lettres[3]) j'obtins de lui l'autorisation d'en résumer le contenu au point de vue de la question soulevée par Huyghens et de raconter aux lecteurs de cette revue les divers incidents de cette controverse assez amusante.

---

[1]) Les originaux (minutes) des lettres écrites par Huyghens sont conservés dans la Bibliothèque de l'Académie Royale des sciences à Amsterdam; les lettres reçues par lui se trouvent pour la plupart dans la Bibliothèque de l'Université de Leyde; quelques-unes de ces dernières sont également conservées à Amsterdam.

[2]) On sait que deux lettres de Corneille au seigneur de Zuylichem ont été publiées par M. Marty-Laveaux dans son édition des *Œuvres de Pierre Corneille*, X, 448, 453.

[3]) Les pièces en question paraîtront prochainement dans la *Revue d'Art dramatique*, à Paris.

Rappelons d'abord en quelques mots quels avaient été jusque-là les rapports de Corneille avec le savant Hollandais.

Celui-ci commença, comme on sait, par se faire connaître au grand poète en lui adressant, en 1645, deux épigrammes, l'une en latin, l'autre en français, au sujet de son *Menteur.*[1]) Il lui envoya ensuite, ou en même temps, un exemplaire de ses *Momenta desultoria*, qui avaient paru en 1644.[2]) Corneille le remercia de ce présent dans une lettre datée du 6 mars 1649[3]) et lui offrit en retour un exemplaire de ses œuvres.[4]) Il recommanda spécialement sa *Médée* à l'attention bienveillante de son admirateur hollandais.

Huyghens répondit le 31 mai de cette même année par une longue lettre pleine d'admiration et de compliments flatteurs, qu'il fit remettre à Corneille par l'acteur Floridor, lequel était venu jouer des pièces du grand poète à La Haye. „Il n'y a rien," lui écrit-il „dans cette incomparable *Médée* qui ne surpasse les derniers efforts de qui que ce puisse être: mais vous n'avez rien fait qui cède à la *Médée*." Il reproche cependant au poète de ne pas mettre un „Argument" en tête de ses pièces pour en faciliter l'intelligence au lecteur.

L'année après, en 1650, Corneille fit *Don Sanche d'Aragon* et dédia cette pièce au seigneur de Zuylichem. Se conformant au désir de celui-ci, il mit un „Argument" en tête de *Don Sanche* et d'*Andromède;* mais ce fut évidemment sans conviction et par pure politesse; car il renonça dans la suite à ces résumés, qui lui paraissaient inutiles. L'envoi de la pièce fut accompagné d'une lettre qui porte la date du 28 mai 1650.[5])

Huyghens répondit à cette dédicace et à cette lettre le 5 octobre de cette même année. Il maintient son opinion sur l'utilité des „arguments". Mais, au reste, il s'incline jusqu'à terre devant le génie de son illustre correspondant. „Il faut vous censurer, Monsieur", écrit-il, „d'avoir si mal choisi à qui vous vouez la plus achevée et la plus illustre pièce que nous ayons encore vu sortir de votre cabinet". Et plus loin: „. . . vous avez cru en pouvoir gratifier jusques au plus indigne sans rien déroger à l'honneur de *Don Sanche;* . . . mais en somme, une mouche ne couvre pas le soleil." Il s'excuse d'avoir osé écrire une si longue lettre à un si grand poète et devient presque ridicule en ajoutant: „Combien de beaux vers ai-je fait perdre au public devant la lecture de cette sotte lettre!"

Provisoirement la correspondance entre les deux hommes illustres en resta là. Mais Huyghens, ayant été envoyé à Paris en 1660 par les tuteurs du jeune Prince d'Orange pour négocier la restitution de la Principauté d'Orange, que Louis XIV avait fait occuper par les troupes françaises, informa Corneille de sa présence dans la capitale et de son désir d'aller lui rendre visite à Rouen dès que l'état des négociations le lui permettrait. Un de ses cousins par alliance, David

---

[1]) Voyez l'édition de M. Marty-Laveaux IV, 136.

[2]) La date de cet envoi n'est pas connue; il n'est pas impossible qu'il soit également de 1645, puisque Corneille, dans sa réponse (1649) s'excuse d'avoir attendu si longtemps à en remercier l'auteur et que dans cette même lettre il parle des deux épigrammes.

[3]) Voyez la lettre de Corneille dans l'édition de M. Marty-Laveaux X, 448 et comp. ibid. pp. 420, 421.

[4]) C'est l'édition en deux volumes, qui va jusqu'à *La Suite du Menteur.*

[5]) Voyez l'édition de M. Marty-Laveaux X, 453.

Sweers, consul des États-Généraux à Rouen, fut chargé par Huyghens de remettre en personne sa lettre au poète.[1])

La visite à Rouen eut lieu, mais l'époque exacte n'en est pas connue. Je serais disposé à la placer dans les premiers mois de 1663.[2]) Il semble que l'entretien des deux hommes ait porté spécialement sur la nature du vers français. Nous n'avons malheureusement aucun détail, ni sur la façon dont Corneille reçut le noble étranger, ni sur l'impression que celui-ci emporta de la personne du poète, ni même sur la discussion qui s'engagea entre eux. Nous pouvons cependant nous faire approximativement une idée de cette dernière par le ton général de la lettre de Huyghens que nous allons résumer tout à l'heure, et par des expression telles que: „Ne retournez pas à me répliquer", et d'autres semblables, qui font évidemment allusion à la façon dont Corneille avait accueilli à Rouen les observations de son illustre visiteur.

Quoi qu'il en soit, Huyghens était loin de se croire battu par les réflexions que Corneille avait opposées de vive voix aux théories de son savant contradicteur. Il voulut reprendre toute la question, la traiter à fond et appuyer son opinion sur des vers choisis avec soin dans les plus belles tragédies du poète français. C'est ce qu'il fit dans une longue lettre, qui porte la date du 30 mai 1663.

Corneille avait soutenu que dans le vers français il ne faut „considérer que le nombre des syllabes" et qu'il ne peut y être question de „la cadence des pieds". Huyghens déclare cette „maxime" „dangereuse et peu véritable". S'il en était ainsi, dit-il, il faudrait sans inconvénient pouvoir changer ce vers

Las! feindre de l'amour sans s'aviser pourquoi

en celui-ci:

Feindre de l'amour sans s'aviser pourquoi. Las!

Or, voilà ce que personne n'aura le courage de prétendre.

Il faut donc chercher un autre principe, ou, pour me servir de l'expression de Huyghens, „une autre maxime". Il croit en avoir trouvé une, qu'il juge „indisputable et générale pour la poésie de toutes les langues modernes". La voici: „Tous les vers rimés consistent en pieds ou iambiques ou trochaïques (qui ne sont au plus que de six pieds), et ces pieds doivent être formés suivant les tons ou accents naturels de leurs syllabes, qui est la seule marque de leur quantité". — Corneille, d'après Huyghens, n'a fait, ou plutôt, n'a voulu faire dans ses tragédies, que des vers iambiques. Le savant Hollandais commence par en citer un assez grand nombre, qu'il trouve „beaux en perfection". Tels sont, par exemple, les vers suivants de *Cinna:*

---

1) Cette lettre porte la date du 28 décembre 1661.

2) Il est en effet difficile d'admettre qu'un long intervalle ait séparé cette visite de la lettre du 30 mai 1663 (voyez plus loin), qui commence ainsi: „En suite de l'entretien dont je commençay à vous importuner à Rouen je retourne à vous dire par écrit etc." — Mais, si Corneille a reçu Huyghens à Rouen dans les premiers mois de 1663, il n'était pas allé s'installer à Paris à la fin de 1662, comme le suppose M. Marty-Laveaux, *Œuvres* I, p. XLVIII. Toute cette chronologie s'accorde assez mal, d'ailleurs, avec la suite de l'incident. Voyez plus loin p. 197 note 1. Est-il probable que Huyghens se sera plaint en novembre 1663 et en février 1664 à plusieurs de ses amis de Paris du silence que Corneille s'obstinait à garder, si le poète habitait, lui aussi, la capitale?

Enfants impétueux de mon ressentiment,
Que ma douleur séduite embrasse aveuglément,

qu'il scande ainsi:

En*fants* imp*é*tu*eux* de *mon* ressenti*ment,* etc., sans se douter qu'il introduit ainsi dans *impétueux* et dans *ressentiment* un second accent que ces mots n'ont pas en français et qu'il donne à *mon* une valeur que ce mot proclitique n'a pas davantage; s'il peut être question d'un accent secondaire dans le mot *ressentiment,* c'est évidemment la première syllabe qui doit en être frappée.

Il cite encore comme d'excellents vers:

Que *par* sa *pro*pre *main* mon *pè*re *massacré*
Du *thro*ne où *je* le *vois* fait *le* premi*er* de*gré,*

et il ne voit pas qu'il donne ici une valeur excessive au pronom *je* et à l'article *le*. sans parler de l'accent dont il frappe la première syllabe de *massacré*. Mais ce qui prouve encore mieux que le véritable accent des mots français échappait à son oreille, c'est qu'il compte également parmi les excellents vers iambiques celui-ci:

Oui *Cin*na *con*tre *moi* moi *même* *je* m'ir*ri*te sans s'apercevoir qu'il faut un accent à *oui* et que Cin*na* est accentué en français sur la dernière syllabe.

Il cite également en les approuvant ces deux vers de *La veuve:*

Moi *même* *je* fais *mon* supp*li*ce . . .
Et *for*ment *ma* crainte *et* mes *vœux,*

et il ne sent pas qu'en les scandant ainsi il enlève à *fais* et à *crainte* leur accent naturel, pour mettre un accent sur *je, ma, et.*

A ces „cadences si jolies et si naturelles“ *(sic!)* il en oppose d'autres, tirées des mêmes pièces, qui „choquent le bon lecteur“; telles sont celles des vers suivants:

Vous *pre*nez sur mon âme un trop puissant empire.
Durant quel*ques* moments souffrez que je respire.
La cause de ma haine et l'*ef*fet de la rage.
D'un*e* si haute place on *n'a*bat point de têtes,

et d'autres semblables.

Il est assez curieux que Huyghens, qui avait scandé sans le moindre scrupule:

Moi-même *je* fais *mon* supplice,

blâme, même dans les premières syllabes, le rythme du vers suivant, auquel il tient à appliquer sa fameuse „maxime“ de la cadence iambique:

Que *je* sens *de* rud*es* com*bats.*

„Je m'abuse fort,“ dit-il, après avoir cité plusieurs vers du même genre, „si tout homme non prévenu ne goûte infiniment mieux la ronde et douce volubilité des premiers exemples que le contrepoil des autres.“

Pour les „vers trochaïques“, n'en trouvant pas chez Corneille, il cite des vers de sept syllabes de Brébeuf, et il oppose aux „douceurs“ de vers comme ceux-ci:

*Cette précieuse flam*me,
Bien que *les* in*cer*ti*tu*des

---

[1]) Nous imprimons en italiques les syllabes que Huyghens marque du trait des longues (-) et en caractères ordinaires celles qu'il marque du signe ordinaire des brèves (˘).

les „faux accents“ de ceux-ci

*Ho*nneurs, *plai*sirs *ou* rich*e*sse
Les mouv*e*ments *généreux.*

„Je sais bien,“ continue-t-il (en se souvenant peut-être d'une réponse que Corneille lui avait donnée à Rouen), „que pour toute solution on me repart, que s'il y a du défaut en ces vers, on le corrige et l'adoucit par la prononciation; mais c'est déjà avouer que l'auteur a besoin du fard et du plâtre du lecteur. La versification latine a-t-elle jamais eu besoin du secours de la lecture pour être belle et parfaite?“

Cependant il consent à se placer un moment à ce point de vue. „Voyons comment va le secours de cette correction.“ On lira donc:

Vous pren*ez* sur mon *â*me un *trop* puiss*ant* emp*i*re,

c'est à dire qu'on aura deux anapestes et trois iambes;

Dur*ant quel*ques mo*ments* etc.

ce qui fait un iambe et un dactyle;

La cause de ma haine et l'ef*fet* de ma *ra*ge,

ce qui fait, dans le second hémistiche, deux anapestes;

*D'u*ne si *hau*te *pla*ce, ou n'a*bat* point de *tê*tes,

ce qui fait un dactyle, deux trochées et deux dactyles;

Que je *sens* de *ru*des com*bats*

devient un vers composé de deux anapestes et d'un iambe, et les vers de Brébeuf, qui, d'après la formule de Huyghens, devaient être tous trochaïques, se voient transformés par le diseur en mélanges d'iambes et d'anapestes:

Hon*neurs,* plai*sirs* ou rich*e*sse,

ou en dactyles suivis de la moitié d'un spondée:

Les mouvem*ents* gén*éreux.*

„A la vérité“, s'écrie Huyghens, „c'est là cacher les défauts du Poète, et la nature de l'accent nous y même. Mais en usant ainsi, que devient la dimension du vers, qui, devant avoir six pieds, en retient tant moins?“

„Enfin“, ajoute-t-il (et son raisonnement rappelle celui de bien des étrangers qui se trompent sur la nature du vers français) „ce n'est plus le même vers, parce que ce n'est plus le premier mouvement; et ce premier mouvement est faux parce que la nature de l'accent y répugne.“

„Ne retournez pas, s'il vous plaît, à me répliquer“ (évidemment un souvenir de la discussion de Rouen) „que c'est assez bien payer que de fournir le nombre des syllabes; je viens de vous en faire voir l'inconvénient, et comme il est dangereux d'ouvrir cette porte. Tout le monde ne voudra pas en user aussi discrètement que vous, etc.“

Enfin, s'obstinant à vouloir amener Corneille à s'incliner devant sa fameuse „Maxime“, Huyghens lui met sous les yeux un dernier argument, qu'il juge lui-même irréfutable, „indisputable“, comme il dit. C'est l'argument de la musique. „Comme tout poète chante, toute poésie devrait être bien chantable. J'avoue que vos syllabes comptées le sont; mais si le musicien altère votre mouvement, comme il est nécessaire qu'il fasse pour suivre l'accent des syllabes, ce ne seront plus vos vers.“ Cette dernière phrase n'est pas très claire, mais on devine la pensée du critique: pour qu'une poésie strophique puisse être chantée (par exemple les stances du *Cid)* il faut que le

mouvement rythmique soit exactement le même dans chacun des vers qui se correspondent.

La dissertation touche à sa fin. Mais Huyghens prévoit une dernière objection, et la façon dont il la réfute est curieuse. Corneille lui dira, „que cette contrainte est une captivité fâcheuse et difficile". Fâcheuse? qu'importe! puisqu'il vient de prouver qu'elle est nécessaire! Et quant à la difficulté, il va le „mettre aisément hors de peine". Voyez un peu les poètes hollandais! Il n'y en a pas un seul, pas le plus petit rimailleur, qui, sous peine d'être sifflé, oserait s'écarter de la fameuse „maxime", dont „la pratique est universelle" dans les Pays-Bas. Quelque „basse opinion" que Corneille puisse avoir de la langue de cette petite nation, Huyghens lui assure que les vers qu'on y fait sont parmi „les plus polis et coulants du monde lettré". Qu'il essaie un peu, lui, de „se conformer à la délicatesse" des poètes hollandais! S'il y trouve quelque contrainte, eh! bien! elle est au moins „de bien plus grande importance que ne sont certains vers nouveaux", que les poètes français, que le grand Corneille lui-même, se sont fait „mettre aux pieds". Qu'il songe un peu à la fameuse et absurde loi de l'hiatus, à cette „fuite superstitieuse de la rencontre de deux voyelles en deux mots!" Autrefois on était plus coulant et plus logique sur ce point. Pourquoi, puisqu'on dit fort bien en poésie *inquiet,* ne pas oser dire *qui est là?* Et puisqu'on écrit sans scrupule *l'amie entend,* reculer devant *l'ami entend?* Les oreilles hollandaises, qui pourtant n'aiment pas la cacophonie, s'accommodent fort bien de quelques-unes de ces „rencontres". Cela dépend beaucoup de la nature des voyelles qui forment hiatus ensemble.

On serait tenté de pardonner à Huyghens son erreur fondamentale sur la nature du vers français pour l'amour de cette petite critique sensée qu'il lance en passant contre la règle de l'hiatus. Mais il aime mieux réserver cette dernière question. „Ce pourrait être là", dit-il „le sujet de quelque autre entretien."

En attendant que l'occasion s'en présente il s'excuse de la longueur de sa lettre en adressant à Corneille les compliments d'usage, et il finit même par lui dire, avec cette modestie apparente dont le XVII[e] siècle possédait bien plus encore le secret que le nôtre: „Je soumets volontiers tout mon raisonnement à votre dictature, que je révère autant que je dois".

Il est fort douteux que, si le „dictateur" eût parlé, Huyghens se fût incliné devant sa parole. Il était trop profondément convaincu d'avoir raison.

Mais „le dictateur" garda le silence. Corneille ne répondit pas à la dissertation du seigneur de Zuylichem. Il désespérait sans doute de donner au savant étranger, qui jurait par les règles de la prosodie classique en les transformant d'après la rythmique des versificateurs hollandais, des idées plus justes sur le caractère propre du vers français. Le souvenir de la discussion de Rouen n'était probablement pas de nature à lui faire espérer que le savant Hollandais finirait par comprendre la différence entre ce vers et les „vers modernes" des langues germaniques. Peut-être aussi Corneille, tout en étant convaincu que l'étranger se trompait, ne discernait-il pas assez clairement lui-même la différence qui sépare le vers français du vers classique d'un côté et du vers germanique de l'autre, pour pouvoir opposer à Huyghens autre chose que la „maxime" que celui-ci avait trouvée insuffisante et dangereuse à Rouen: „chez nous il suffit de compter les syllabes".

Huyghens, ne recevant pas de réponse, s'impatienta. Il écrivit à Corneille le 22 octobre de cette même année (1663) une lettre de rappel,[1]) qui montre assez, en dépit des formules courtoises et des compliments flatteurs, combien il se sentait froissé par ce silence. „En tirant mon coup j'ay fuy comme un Parthe",[2]) écrit-il, „mais me voici revenu à la charge. Je m'assure, Monsieur, que mon sot discours *(sic!)* du 30 mai vous aura été rendu. Si vous avez la bonté de m'instruire par écrit sur ce que j'ai eu l'impudence (!) d'y avancer, vous m'obligerez plus que vous ne sauriez croire, etc." Il donne même son adresse. „Je loge au faubourg S^t-Germain, rue du Petit Bourbon, au petit Moyse."

Quinze jours plus tard, n'ayant toujours pas de nouvelles de Corneille, le seigneur de Zuylichem se fâcha; il écrivit le 8 novembre 1663 à Madame de la Fayette, en lui envoyant son „paradoxe" (c'est-à-dire une copie de la fameuse dissertation), que, si elle le condamnait, il „n'importunerait plus personne de ses rêveries", mais que, si elle lui donnait raison, il „ne craindrait plus les ongles de trente *corneilles* ni d'autant de corbeaux". — Corneille lui avait-il peut-être montré un peu les ongles à Rouen?[3])

En attendant Huyghens s'était hâté de communiquer sa dissertation à quelques amis, peut-être même avant de l'envoyer à Corneille, Dès le premier juin il était en possession d'un billet de Chapelain. dans lequel celui-ci se prononce avec beaucoup de courtoisie, mais non sans faire sentir à l'étranger qu'il se trompet. „J'ai lu et admiré vos Observations", écrit-il, „et je suis curieux de savoir ce que répondra Monsieur Corneille". Il se déclare même disposé à „donner les mains en tout à cette dissertation", s'il ne lui semblait point, „que vous ne convenez pas avec nous pour les longues et les brèves selon que vous les notez dans les vers que vous examinez". Il est évident que toute la prosodie française de Huyghens, même dans les vers que celui-ce avait jugés parfaits, semblait bizarre à Chapelain, sans que pourtant il pût dire nettement en quoi consistait son erreur.

Parmi les Français à qui le seigneur de Zuylichem avait fait remettre une copie de sa lettre à Corneille, se trouvait Mathurin de Neuré, mathématicien et astronome distingué. Celui-ci avait commencé par „égarer" le fameux document, un de ses laquais l'ayant mis avec d'autres „paperasses". Mais Huyghens, en lui envoyant quelques mois plus tard un exemplaire de ses *Momenta desultoria,* avec prière de le remettre de sa part à Monsieur le premier président, lui rappela qu'il attendait toujours son opinion sur sa dissertation. M. de Neuré se hâta de faire rechercher la pièce en question, et l'ayant „reucouverte",

[1]) On serait tenté d'en conclure que Corneille était toujours à Rouen; car Huyghens était à Paris. Ou bien, de ce qu'il demande instamment une réponse „par écrit", faut-il conclure que le poète se trouvait aussi à Paris mais que Huyghens ne tenait pas à le rencontre et à vider la querelle de vive voix?

[2]) La même image se retrouve dans la première lettre de Huyghens à Corneille à propos de sa critique sur l'absence d'„Arguments".

[3]) Il faut dire à l'honneur de Huyghens que cet incident ne l'a jamais empêché d'admirer le génie de Corneille. M. Worp a trouvé parmi ses vers latins inédits deux poèmes adressés à Corneille, et qui sont du 16 et du 18 février 1665. Un de ces poèmes est intitulé *In Cornelium elegantissimum poetam latinum.* Y a-t-il peut-être un peu de malice dans ce *latinum?* Faudrait-il sous-entendre: *non gallicum?*

comme il dit,[1]) il se mit à la parcourir, quoiqu'il fût très fatigué et pris du besoin de dormir. Le 10 février 1664 il envoya sa réponse. „Assurément", écrit-il, „vous aurez de la peine à faire demeurer d'accord nos Français de ces pieds mesurés par longues et par brèves que vous observez dans notre poésie, laquelle se contente d'un nombre de syllabes arrangé sous les lois de quelques règles où la quantité n'a presque point de part ... Je ne sais même pas comme ils pourront vous entendre quand vous dites que la plupart de nos vers sont ou iambiques ou trochaïques et ne sont au plus que de quatre pieds."[2]) Et plus loin: „quelque différence que vous imaginiez dans les syllabes de nos mots, soit de son ou de quantité," vous aurez de la peine à nous faire sentir que le poète n'est pas libre d'arranger les syllabes comme il voudra, pourvu qu'il observe la loi du nombre des syllabes „et autres petites observations indépendantes de l'accent et de la quantité." Vous êtes sans doute, ajoute-t-il finement et non sans quelque malice, le meilleur juge de la poésie hollandaise. Mais laissez alors aux Français le privilège de juger de la versification de leurs poètes et „d'en être crus plutôt que vous." Ce qui pourrait même les engager à persister dans cette méfiance à l'égard de votre doctrine et les empêcher d'admettre comme juste et exact le parallèle que vous essayez d'établir entre leur poésie et celle de votre pays, c'est qu'ils voient que dans votre style français, très élégant d'ailleurs, vous vous permettez des tournures de phrase qui ne sont pas tout à fait françaises et auxquelles on reconnaît facilement l'étranger.[3]) Je ne dis pas, Monsieur, conclut-il, que nous n'arrivions un jour à nous conformer à cette prosodie plus rigoureuse qui, d'après ce que vous dites, existe déjà chez vous; mais pour le moment cette prosodie ne convient pas à notre langue, et „les Français ne s'en voudront jamais rapporter à un étranger, quelque savant et intelligent qu'il puisse être."

Cette dernière réflexion piqua l'amour-propre de Huyghens. Dans sa réponse, qu'il prépara dès le lendemain (12 février) il remercie ironiquement son correspondant „de l'avoir averti de ses solécismes" et il s'excuse d'avoir donné à lire „son patois"à des Français. A titre de revanche, et pour lui faire à son tour une petite „récrimination de grammaire", il reproche, très poliment d'ailleurs à M. de Neuré d'avoir écrit recouvert au lieu de recouvré.[4]) Quant au fond de la question, il maintient ce qu'il avait dit précédemment et s'efforce seulement de formuler plus clairement encore et de façon a écarter tout malentendu, sa fameuse „maxime". — Les Français feraient bien selon lui, „de s'obliger à la même exactitude" que les Hollandais, „c'est-à-dire à ne forcer ni ne fausser point leurs quantités." Toute

---

1) Ce „recouvert" pour „recouvré" lui attira plus tard, comme on verra plus loin, une petite critique malicieuse de la part de Huyghens.

2) Ici M. de Neuré avait été induit en erreur par un *lapsus* de Huyghens ou de son copiste, qui avait mis *quatre* pour *six* (on se rappelle que pour Huyghens l'alexandrin, pour être vraiment beau, devait se composer de six iambes).

3) M. de Neuré avait marqué en passant ces barbarismes d'une petite croix.

4) Dans sa seconde lettre (voyez plus loin) M. de Neuré ne manqua pas de relever cette observation. Il se croit justifié par Vangelas, qui avait dit dans ses *Remarques:* „L'usage néanmoins a établi reconvert pour recouvré, et l'usage est le roi des langues pour ne pas dire le tyran."

poésie moderne est ou iambique ou trochaïque, avec cette seule différence que l'accent (c'est-à-dire l'alternance des temps forts et des temps faibles) a remplacé l'ancienne quantité. Les vers français, comme les vers espagnols, anglais, hollandais et autres, ne sont vraiment beaux que lorsqu'ils peuvent se scander d'après l'un ou l'autre de ces deux rythmes.[1] „Vous voyez bien“, dit-il en se résumant, „que je pose toujours en fait, que toute poésie rimée est ou iambique ou trochaïque et qu'en suite ces deux pieds y doiveut être observés. Si vous niez cela et y voulez aussi recevoir le dactyle, l'anapeste et autres pieds grecs ou latins, ou bien si sans autre égard vous ne voulez que compter vos syllabes, je n'ai rien à dire, sinon que je vous ai montré les inconvénients qui en résultent et ... la différence que trouve l'oreille bien harmonique entre la cadence d'un vers purement iambique ou trochaïque et celle d'un autre qui ne l'est point ... Je puis vous dire que déjà des oreilles françaises, et aussi doctes que friandes, sont demeurées d'accord avec les miennes.“ Aussi persiste-t-il à espérer que les Français finiront par lui donner raison et par ne faire des vers que d'après son système.

M. de Neuré ne se tint pas pour battu. Le 14 du même mois Huyghens reçut de lui une seconde lettre, dans la quelle, après avoir parlé d'autre chose, après s'être excusé d'avoir critiqué le style français de l'illustre étranger et de l'avoir froissé par ses petites „croisades“,[2]) il revient une dernière fois au principal sujet de la controverse. La page de sa lettre qui le concerne mérite d'être citée à cause des expressions dont se sert l'auteur.

Je commence à vous comprendre, dit-il. Dans la poésie moderne vous ne voulez pas considérer „la quantité des temps, mais celle du ton“ ... „Je ne sais pourtant quand vos Français pourront remarquer cette quantité-là dans leur langue, les accents ne trouvant guère de siége assuré sur leurs mots, pour faire des tons qui marquent des pieds. Ils auront même de la peine à comprendre que *parlé* soit un iambe, qui, par la fermeté de ses deux syllabes paraîtrait plutôt un spondée, et que *parle* devienne un trochée par la seule exténuation de sa dernière. J'avoue que j'en sens pourtant quelque chose, mail cela change si fort selon les diverses positions des mots dans le fil du discours, qu'il sera bien difficile d'en faire des règles pour la fabrique des vers. Néanmoins, comme je vous ai dit, je ne conteste point qu'enfin cela ne puisse arriver, et que la poésie n'étant qu'une oraison contrainte et gênée, on ne puisse encore ajouter à la rigueur du nombre des syllabes d'autres lois, celle de la quantité du temps ou du ton pour la rendre plus admirable ... Mais je ne laisse pas toujours d'appréhender que nos poètes ne refusent de reconnaître cette découverte et qu'ils ne soutiennent que cela ne saurait avoir lieu dans notre langue ... On ne manquera peut-être pas de dire, qu'il n'y a pas

[1]) Huyghens donne quelques exemples de ce qu'il entend par iambes et trochées français: *parler, dirai* sont des iambes, *parle, dire* des trochées, et celui qui „dans un vers iambique tourne par*ler* en *par*ler et au trochaïque *par*le en par*le* fait faute et défigure sa langue.“ Il ne voit toujours pas que si quelqu'un „défigure“ un vers français de cette façon, c'est lui, le prosodiste hollandais, et non pas le poète.

[2]) C'est-à-dire les petites croix dont il avait parsemé la disputation. — *Sus Minervam!* s'écrie-t-il; comment une brute a-t-elle osé donner une leçon à Minerve?

d'accent dans notre langue, au moins qui en vaille la peine, n'étant pas de grand usage."

La correspondance entre Huyghens et M. de Neuré en resta là. Mais le seigneur de Zuylichem s'obstinait à vouloir occuper les Français de sa „découverte". Au mois d'avril 1665, se trouvant à Lyon, il y discuta sa thèse avec les Pères jésuites de cette ville. „Le bon petit père Bertet et quelques-uns de ses excellents collègues" promirent de lui répondre longuement par lettre. Mais les lettres tardèrent à venir, et Huyghens s'en plaint le 21 janvier et le 4 février 1666 dans deux lettres écrites à M. de Montmort. Il attend toujours avec impatience „les pensées du père Bertet et celles des PP. Ménestrier et de Bussières sur une méchante dissertation adressée à M. Corneille"; dès qu'il les aura reçues il soumettra la controverse au „jugement souverain" de son nouveau correspondant.

Il ne paraît pas que la réponse ait jamais été donnée. Les révérends Pères ont sans doute haussé les épaules devant les idées d'un étranger qui, pour être un des hommes les plus savants de son pays et même fort versé dans la connaissance de la langue française, se trompait évidemment si fort sur la nature du vers français. Avec cela, ils ne voyaient peut-être pas moyen de réfuter victorieusement ces étranges théories.[1])

Cette réfutation définitive a été réservée à notre siècle. Depuis M. Quicherat on connaît le rôle que joue l'accent dans la versification française et on sait que la grande harmonie et le vrai charme du vers français proviennent en grande partie de la variété de ses accents, conséquence naturelle du système d'accentuation de la langue. Si la Muse française ne s'est jamais pliée aux exigences du savant Hollandais, les poètes français et leurs admirateurs savent maintenant bien mieux qu'on ne le savait au XVII[e] siècle (ils peuvent du moins le savoir) pourquoi cela lui est impossible. Il y a longtemps que même les prosodistes allemands ont donné tort au seigneur de Zuylichem et à ceux qu'on voit encore de temps en temps, parmi les étrangers, ressusciter sa fameuse „Maxime".

---

[1]) Ce qui ne laisse pas d'être excessivement curieux, c'est que Huyghens, dans son épigramme française adressée à Corneille en 1645 (voyez Marty-Laveaux *Œuvres de Corneille* IV, 136), sur les 28 vers dont elle se compose n'en a peut-être pas fait trois qui soient „purement iambiques". A-t-il trouvé plus prudent de suivre la méthode des poètes français que de suivre son système à lui? Ou bien, n'avait-il pas encore découvert ce système à cette époque? Toujours est-il qu'en scandant ses propres vers comme il veut qu'on scande les alexandrins de Corneille, il a dû les trouver presque tous bien mauvais et dénués d'harmonie. En voici quelques-uns:

Eh bien! ce beau Menteur, cet*te* pièce fameuse
Qui *é*tonn*e* le Rhin et fait rougir la Meuse,
Et *le* Tage et le Pô et *le* Tibre romain
De *n'a*voir rien produit d'égal à cette main.
On *du* juste mépris des *sa*vants d'aujourdhui,
Ton *ex*cellent Menteur m'a *porté* à mentir.
De*ve*nait *in*justice et *in*jure à l'auteur.

Il serait intéressant d'étudier à ce point de vue toutes ses poésies françaises, qui sont pour le plupart inédites.

Il n'en est pas moins curieux que le XVII^e siècle, dans la controverse soulevée par Huyghens, ait tonché de si près à la solntion du problème, sans arriver à la saisir. Qnel dommage que Corneille, qui était cependant aussi un théoricien, n'ait pas ajouté à toutes ses gloires celle d'avoir donné la vraie formule du vers français!

Groningen.

A. G. van Hamel.

La Simplification de l'orthographe française.

Après s'être converte de signatnres, la „Pétition à Messieurs les Membres de l'Académie Française", vient d'être remise à ses destinataires. La campagne, si vivement conduite par M.M. Lonis Havet et Paul Passy, peut être considérée comme terminée. Aussi le but des pages qui snivent est moins de gagner à la cause de la réforme qnelques adhérents de plns, qne de répondre, peudant qu'il en est temps encore, à certaines critiques adressées aux promoteurs du pétitionnement sur la procédure qu'ils ont adoptée. Je voudrais aussi prouver qu'ils ne se sont point montrés si révolutionnaires qu'on l'a prétendu, et faire voir combien la langue française peut être simplifiée dans son orthographe, sans qne ses admirables qualités de précision, de clarté et d'élégance en soient aucunement compromises.

On tronvera, reproduite à la fin de ce travail, la Pétition adressée à l'Académie. C'est le docnment officiel émané des instigatenrs du mouvement réformiste. Je prie le lecteur de vouloir bien s'y reporter. Parmi les considérants, il n'en tronvera ancnu qui pose en principe la nécessité de monler l'orthographe sur la pronouciation; parmi les propositions, ancune qui dépasse les limites d'une réforme raisounable.

Que l'on n'aille pas voir dans cette modération l'effet d'une prudence par trop opportuniste. Ce n'est point par crainte d'effaroucher les âmes timorées que la Société de Réforme orthographique s'est gardée des exagérations où sont tombés quelques-nns de ses devanciers. Des raisons d'ordre scieutifique, une conviction réfléchie et basée sur l'expérience, lui ont commandé cette réserve.

Je sais bieu qne les enfants terribles du parti de la réforme ont des prétentions infiniment plus ambitieuses. Faisant fi d'une tradition deux ou trois fois séculaire, ils rêvent de je ne sais quelle rénovation radicale de la langue écrite, en son alphabet et en son orthographe. Les illusions qn'ils nonrrissent là, il nous est impossible de les partager. Et comme toute solidarité avec leur intransigeance ne pourrait que compromettre le succès de notre cause, je veux d'abord examiner les conditions auxqnelles doit satisfaire la langue écrite pour qn'elle réponde à sa destination. Sans nne idée nette du bnt que nous devons nous proposer, nous marcherions à l'aventure, et nos efforts risqueraient d'aller à fin contraire.

I.

L'orthographe doit être simple. Comment le sera-t-elle? Est-ce en reprodnisant exactement les sons de la langue parlée? point du tont. Une écriture qui s'évertuerait à suivre la prononciation dans tous ses méandres, pourrait être fort ntile anx linguistes de profession; elle serait en tout cas le plus affreux casse-tête pour le commnn des hommes, une

gêne abominable pour les imprimeurs. En effet, même dans les langues où le système phonétique est relativement simple et clair, — en italien, par exemple, — le nombre des sons employés par le langage est si considérable qu'il faudrait pour les rendre par l'écriture un total de lettres dépassant de beaucoup les besoins de la vie pratique.

Au reste, l'exemple de certaines langues littéraires qui ont tenté d'exprimer graphiquement toutes les nuances de la prononciation, suffirait à éveiller nos défiances. Quelle étude fastidieusement aride que celle de l'alphabet sanscrit, et des règles de l'euphonie, c'est-à-dire des altérations que subissent les mots au contact les uns des autres! Il y a là un ensemble de difficultés bien propres à décourager les débutants les mieux disposés. Et nous irions proposer, comme un modèle à suivre, un système orthographique dont la complication rebute souvent ceux-là mêmes qui se vouent aux études grammaticales! Nous n'aurons garde. S'il est un enseignement qui ressorte avec évidence de l'histoire des langues écrites, c'est que toute orthographe est nécessairement approximative, et que la meilleure n'est point celle qui reproduit le plus servilement la langue parlée, mais celle qui se contente d'un petit nombre de signes, celle qui s'applique à être conséquente, celle, en un mot, que l'homme le moins bien doué peut apprendre aisément.

Il ne suffit point que l'orthographe soit simple, il faut aussi qu'elle soit appropriée à son objet.

On a prétendu que la langue écrite n'était que l'image très affaiblie de la langue parlée. Celle-ci, disait un linguiste éminent, est comme un tableau richement et chaudement nuancé; la langue écrite n'en est qu'une pâle esquisse, tout justement suffisante pour rappeler l'œuvre originale à celui qui l'a contemplée. Eh bien, non; la langue écrite est plus et mieux que cela. C'est ce qu'on ne doit pas oublier quand on aborde le problème de la réforme orthographique. L'école phonétiste se trompe, par conséquent, quand elle fait le raisonnement suivant: „L'orthographe note ou les idées, ou les sons. Si elle note les idées, elle est géographique — tels nos chiffres, nos signes algébriques, etc. — Si elle note les sons, elle est phonétique. Or l'orthographe française est phonétique. Pour être conséquente avec elle-même, il faut donc qu'elle ne varie que dans la mesure où la prononciation se modifie: *roi, loi, foi.* Si des différences d'orthographe correspondent, non plus à des changements de sons, mais à des changements de sens: *ver, verre, vert, vers, vair* . . . l'écriture cesse d'être phonétique; elle devient hétéroclite, vicieuse.“

En principe, sans doute, l'orthographe française est phonétique. Mais en ce monde, rien n'est absolu, rien de ce qui est humain surtout. Théoriquement, le mot écrit est le signe du mot parlé, et le mot parlé est le signe de l'idée. Seulement, il s'est passé ici ce qui se passe toujours quand trois termes sont étroitement associés deux à deux. L'esprit n'a plus associé simplement le mot écrit au mot parlé, et celui-ci à l'idée; il a associé directement le mot écrit à l'idée. Par là, l'écriture a cessé d'être dans la dépendance exclusive de la parole, pour devenir signe immédiat de la pensée. C'est ce qui fait que, lisant ou écrivant, nous n'avons plus besoin d'épeler péniblement les mots; le symbole écrit se traduit sur le champ en image intellectuelle, et vice versa. Il en résulte qu'il y a tout avantage à différencier graphiquement deux mots dont le son est identique, mais non point le sens, et que, pour ne pas briser le lien qui unit le mot écrit à l'idée, nous devons désirer que l'orthographe d'un vocable ne change pas, quelque modifiée que puisse en être la prononciation par le contact des mots voisins.

Remarquons enfin que la langue littéraire est faite pour franchir

les limites de l'espace et du temps. Comment pourrait-elle rendre les services tout spéciaux que nous attendons d'elle, si elle ne s'isolait pas plus ou moins de la langue parlée? Nous voyons qu'en dépit de l'école primaire, les habitants des diverses provinces d'un grand pays restent obstinément fidèles à leur prononciation locale. D'autre part, personne n'ignore que, lentement mais incessamment, la prononciation se modifie dans une même région. Il est indispensable par conséquent que la langue écrite soit un vêtement assez souple, pour qu'il puisse se prêter sans trop de peine aux multiples déformations que font subir à la langue parlée les différences d'époque et de lieu. L'Allemagne, par exemple, connaît au moins sept prononciations de la consonne *g;* le mot *König* n'en est pas moins écrit à Berlin comme à Munich, à Francfort comme à Berne, et chaque localité y croit voir le représentant fidèle de sa prononciation. De même, en France, la graphie *oi* a représenté successivement des sons fort différents, et, aujourd'hui, les deux voyelles qui la composent, ne correspondent plus du tout au phonème qu'elles sont censées figurer. C'est que, des deux termes du rapport, pendant que l'un changeait sans cesse, l'autre restait à peu près immuable. La fixité relative de l'orthographe a dissimulé l'altération phonétique. Fort heureusement pour nous; si la physionomie de la langue littéraire se transformait au fur et à mesure des changements qui se manifestent dans la prononciation, les grands écrivains du XVII^e siècle auraient depuis longtemps pris un air vieillot, et perdu leur autorité de classiques.

Tels sont les deux points fondamentaux que je tenais à établir dès le début. L'orthographe doit être simple et facile, ce qui exclut toute surcharge de signes, toute prétention de transcrire l'infinie variété des sons. Elle n'est point indissolublement liée à la parole; elle peut et doit avoir ses lois propres.

II.

A coup sûr, l'orthographe française n'est ni simple, ni facile; non pas qu'elle emploie un nombre exagéré de signes, mais parce qu'elle se montre inconséquente et capricieuse dans l'usage qu'elle en fait.

Je n'ai pas à faire maintenant le procès de cette malheureuse orthographe, qui a été le tourment de notre enfance, et qui expose souvent tous ceux qui écrivent, les grands comme les petits, à de vives perplexités. Il suffit sans doute de renvoyer le lecteur aux expériences qu'il a faites lui-même. D'ailleurs, depuis que le public a été saisi de la question, que d'articles de journaux ou de revues, dont les auteurs gémissent ou sur les doubles lettres — *aggraver, agrandir; imbécile, imbécillité . . .;* — ou sur les lettres parasites — *assoirai, surseoirai . . .;* ou sur les bizarreries de nos graphies hellénisantes — *triptyque* et *glyptique; métempsycose, symétrie . . .;* — ou sur la duplication très inutile de certaines désinences — *correspondance, résidence; circonstanciel, différentiel . . .;* — ou sur les trop fameuses règles des participes. Que l'orthographe française soit pleine de chinoiseries et de chausses-trapes, les plus obstinés partisans du statu quo en conviennent eux-mêmes. Seulement, là où nous, réformistes, nous voyons un état de choses préjudiciable, une maladie que nous devons essayer de guérir, nos adversaires ou bien estiment que tant de difficultés sont un titre de noblesse pour la langue française; ou bien admettent l'existence du mal, mais le déclarent d'avance incurable, au moins par les moyens que nous proposons; ou bien redoutent le trouble que causera momentanément tout changement dans nos habitudes orthographiques.

Je dois répondre à ces trois catégories d'opposants.

III.

Il y va, dit-on, de notre honneur que l'orthographe française conserve pieusement les preuves de son origine. Le second *p* de *prompt* et le *th* de *théâtre* sont d'authentiques parchemins de famille; ils viennent à propos rappeler à chaque génération que nous ne sommes pas des barbares, mais bien les fils intellectuels des Romains et des Grecs.

Ce sont là des raisons de sentiment. Rien en soi de plus légitime et de plus touchant que la piété de fils qui conservent religieusement l'héritage de leurs parents. Mais ici, cette piété fait fausse route; elle s'attache à ce qu'il y a de plus accidentel, de plus extérieur dans notre patrimoine héréditaire. On comprend qu'un fils des preux s'applique à maintenir intactes les traditions de sa famille; comprendrait-on qu'il se chaussât encore de souliers à la poulaine, et circulât en pourpoint et en chausses?

Nulle part, sans doute, la pression exercée par le latin sur le français n'apparaît d'une manière aussi palpable que dans notre orthographe traditionnelle. En pouvait-il être autrement? Quand l'alphabet fut appliqué à la langue vulgaire, c'est l'alphabet latin qui fut adopté, sans un signe de plus, sans un signe de moins. Ce que l'orthographe dut souffrir sur ce lit de Procuste, on le comprend aisément, si l'on réfléchit que la nouvelle langue avait nombre de sons que le latin ne connaissait pas, pour lesquels il n'avait pas de signes: *eu, u, ch, j*, les voyelles nasalisées, les consonnes mouillées. Quand les Grecs, quand les Hindous s'approprièrent des alphabets d'origine sémitique, ils leur firent subir les modifications que réclamait la phonétique de leurs langues respectives. Presque toutes les langues, d'ailleurs, se servent d'un alphabet d'emprunt; presque toutes ont ajouté au stock importé un nombre plus ou moins grand de signes nouveaux. Seules font exception les civilisations qui procèdent directement de la culture romaine. Pourquoi? A cause de la persistance dans toute l'Europe occidentale du latin comme langue littéraire et savante Les clercs ont transporté aux idiomes nouveaux les habitudes d'écriture qu'ils avaient prises avec le latin. On a écrit *goût* et *gendre* avec un *g*, parce qu'ils dérivent de mots latins qui commencent par un *g*: deux sons pour une même lettre; on a écrit *genre* avec un *g*, mais *janvier* avec un *j*, parce que les mots latins correspondants présentent *g* et *j*: deux graphies pour un même son.

On sait de plus que le français renferme deux couches de mots, les mots populaires et les mots savants; les premiers, plus ou moins altérés dans leur forme en vertu des lois phoniques propres au français; les autres, empruntés tels quels au grec et au latin, ou formés d'après des modèles grecs ou latins. De tout temps, le français a eu des mots savants, mais c'est surtout depuis le XVI^e^ siècle qu'il se les est incorporés en foule, et cette sorte d'endosmose se continue encore sous nos yeux. Étant données les habitudes graphiques du français, il était naturel que l'on conservât aux mots savants leur physionomie originelle. Malheureusement, les vocables nouveaux, chargés presque tous de consonnes, ont à leur tour agi sur les mots populaires, et le XVI^e^ siècle a rétabli chez ces derniers, bien des lettres que l'usure phonétique leur avait fait perdre. Insuffisance de l'alphabet, et influence des mots savants, voilà deux causes de trouble qui ont grandement contribué à gâter l'orthographe française.

Cependant, on aurait tort de croire que l'imitation du latin soit seule responsable des difficultés de l'orthographe. Il en est qui n'ont pas même cette excuse à faire valoir. Le latin n'est pour rien, par exemple, dans cette règle absurde qui veut que certains mots aient *x*

au pluriel. Cet *x* est dû à un simple accident paléographique. On a pris pour cette lettre une de ces ligatures dont les calligraphes du Moyen Age aimaient à enjoliver les finales de mots. Le mal n'aurait pas été bien grand, si, sans exception, tous les mots terminés par *au, eu, ou,* avaient en *x* au pluriel. Mais il n'en est point ainsi, et les écoliers sont obligés de se fixer péniblement de longues listes dans la mémoire: à moins qu'ils ne préfèrent apprendre par cœur telle phrase stupide où l'on a bon gré mal gré réuni toutes les exceptions d'une même règle: „Viens, mon chou, mon bijou, sur mes genoux avec tes joujoux, et prenons des cailloux pour chasser ces hiboux couverts de poux.“

Si le chapitre des lettres doubles est un des plus fertiles en bizarreries de tout genre, ce n'est pas non plus au latin que nous devons nous en prendre. Qu'elles correspondent à d'anciens états de prononciation, ou qu'elles soient de simples conventions orthographiques, les lettres doubles, dans les finales, n'ont en général plus aucune raison d'être. Avant que l'emploi des accents orthographiques se fût généralisé, le doublement de *t* et de *l* dans *je jette, j'amoncelle,* servait du moins à signaler la voyelle précédente comme ouverte. Aujourd'hui, l'accent grave suffit à cette besogne; pourquoi en priver une douzaine de verbes en *-eter* et en *-eler?* Quant aux épels *bonne, prudemment,* il y eut un temps où ils étaient justifiés par la prononciation. Mais, dans le corps des mots, le français n'admet plus de voyelle nasalisée devant une consonne nasale; on prononce aujourd'hui *bòne, prudament.* Quel intérêt y a-t-il à conserver une graphie contredite par l'usage actuel de la langue? Tels les organes rudimentaires qui survivent atrophiés dans les êtres supérieurs, et qui sont pour eux des reliques bien inutiles, souvent même gênantes, d'anciens états de développement.

On peut du moins défendre par des arguments empruntés à l'histoire l'*y d'analyse,* le *g* de *doigt,* les deux *n* de *sonner,* l'*e d'asseoir.* Mais quelle excuse alléguer pour toutes les difficultés qui ont leur origine dans les indécisions et les inconséquences de l'Académie et des grammairiens? Or l'incohérence et le caprice semblent s'être donné libre carrière dans l'emploi des accents et des traits-d'union, dans les règles concernant le pluriel des composés, dans mille détails où l'Académie s'est infligé à elle-même de cruels démentis. Les exemples abondent: *avènement, événement; — entrecouper, entre-bâiller; — portefeuille, porte-drapeau; —* des *couvre-feu,* des *couvre-chefs; — paysanne, sultane; — asile, rythme* .... bref, une foule de difficultés toutes gratuites qu'avec un peu de décision et de bonne volonté l'Académie pourrait nous épargner.

En somme, deux grandes catégories de difficultés inutiles, les unes provenant du désir de maintenir, en dépit de la prononciation, la physionomie ancienne de mots nombreux; les autres causées par les hésitations d'une compagnie qui, chargée de fixer l'usage de la langue écrite, ne s'est jamais tracé un programme d'ensemble, qui a cru qu'il suffisait de trancher dans chaque cas particulier, et qui, par ses demi-mesures a augmenté la confusion qu'elle devait conjurer. Cette seconde sorte de difficultés doit à tout prix disparaître du dictionnaire, et le plus vite possible. Trop de scories compromettent gravement l'homogénéité et la limpidité de l'orthographe française!

Quant aux épels qui n'ont leur raison d'être que dans les habitudes graphiques du grec ou du latin, il m'est impossible de partager les appréhensions de ceux qui s'imaginent que l'avenir de l'enseignement classique serait compromis par la suppression en français de quelques lettres étymologiques. Certes, si l'étude du grec et du latin n'avait d'autre utilité que celle de nous aider à comprendre l'orthographe de

notre nomenclature savante, nous devrions d'autant plus nous hâter de supprimer dans la langue écrite ces survivances classiques; bien des années de labeur stérile seraient ainsi épargnées aux écoliers. Mais non, on peut sans crainte briser ce lien tout extérieur qui rattache artificiellement notre écriture au latin et au grec; l'étude des langues et des littératures classiques n'en demeurera pas moins le meilleur procédé connu pour faire de nos enfants des hommes ouverts à toutes les choses de l'esprit, sympathiques aux idées généreuses, tolérants aux opinions d'autrui, élevés au-dessus d'un particularisme étroit. Qu'importe que notre terminologie scientifique, littéraire, artistique, philosophique, religieuse, porte moins clairement inscrite sur son front son origine hellénique ou romaine? Il n'en restera pas moins vrai que les racines de l'arbre de la science et de l'art plongent profondément dans l'humus classique; et tous ceux qui, dans la nature, s'intéressent surtout à l'homme, et dans l'homme, à ce qui le distingue de la brute et de la matière inorganique, devront étudier les Grecs et les Romains, s'ils veulent comprendre quelque chose à ce que l'homme est devenu, au tour qu'ont pris ses idées, à la marche qu'il suit dans son évolution intellectuelle et morale. Ne nous laissons donc pas arrêter par un sentimentalisme que rien ne justifie; et, si nous trouvons nécessaire, ou même simplement utile, de faciliter l'étude de notre langue, allons bravement de l'avant; l'honneur du français n'est point en jeu, et, fils et héritiers du monde ancien, nous ne manquerons point pour cela à la piété due à nos ancêtres.

IV.

J'en viens maintenant aux esprits chagrins qui sont persuadés qu'une réforme orthographique est impossible. Dois-je m'arrêter longtemps à leur prouver qu'ils ont tort? A quoi cela servirait-il? Ou bien ce sont des obstinés qui se sont mis en tête que nous voulons introduire le phonétisme dans la langue écrite, et qui partent de là pour crier à l'inanité de tels efforts. Ou bien ce sont des sceptiques qui d'avance haussent les épaules à toute tentative généreuse, qui ne savent que ricaner et décourager les autres. Nous n'avons qu'une manière de leur prouver que le mouvement existe, c'est de marcher.

Serait-elle vraiment impossible, cette réforme qui s'est effectuée en Italie dès le XVI^e siècle; impossibles, ces retouches, qui, il y a soixante ans, ont fait de l'espagnol la langue la plus rationellement écrite peut-être de tout le groupe roman; impossible, une simplification préparée en France par les efforts de tant de générations de grammairiens et de linguistes? Le caprice et la fantaisie ont pu agir sur l'orthographe pour y semer désordre et confusion; une attention réfléchie et prudente ne pourrait rien pour y rétablir l'harmonie et le bon sens? On oublie trop facilement que l'expression graphique du langage n'est en dernière analyse qu'un symbole conventionnel, et que le peuple qui s'en sert peut en disposer souverainement.

Beaucoup de gens nous ont dit: „Oui, vous avez raison, il est possible de simplifier l'orthographe, mais vous avez eu tort de vous adresser à l'Académie. Ignorez-vous que l'illustre Compagnie ne s'est jamais donné d'autre mission que celle d'enregistrer l'usage? Commencez par pratiquer les changements que vous proposez; mettez-les dans la circulation; s'ils prennent dans le public lettré, vous pouvez compter que, fidèle à son rôle traditionnel, l'Académie leur donnera force de loi."

Tout partisan convaincu d'une réforme orthographique pensera sans doute qu'il n'importe guère de quelle manière elle se fera, pourvu

qu'elle se fasse. Si j'étais sûr que, par une autre voie, on eût eu les mêmes garanties d'une revision prudente et unanimement acceptée, je serais le premier à regretter qu'on soit venu troubler la tranquillité académique. Mais que fallait-il faire? Décréter la liberté orthographique? Ce serait la pire des solutions; elle mènerait tout droit à une anarchie irrémédiable. On a déjà reproché au parti de la réforme son manque de cohésion. Que serait-ce, si l'on permettait à chacun de réformer son orthographe pour son compte personnel? Aucune entente ne pouvant s'établir, ce serait l'émiettement et l'impuissance. Nous aurions concurremment l'orthographe phonétique, l'orthographe étymologique, l'orthographe esthétique. Comme, d'ailleurs, la prononciation diffère suivant les provinces, et aussi suivant les classes de la population, chacun se croirait le droit de reproduire les sons qu'il fait entendre. L'Auvergnat aurait son orthographe, qui ne serait pas celle du Marseillais. Bref, un vrai gâchis qui gênerait énormément les communications. Et qu'on ne dise pas que le mal ne durerait qu'un temps, que l'Académie bientôt y mettrait bon ordre. La pauvre Académie, tiraillée en sens divers, aurait grand'peine à faire son choix, et ce choix ne satisferait personne. Les plus ardents, à coup sûr, ne renonceraient pas à leur orthographe séparatiste. Et ce serait fini de l'unité littéraire de la langue française, cette unité dont l'Académie a été l'agent et, jusqu'ici, le gardien fidèle, cette unité qui bride sans doute la liberté de chacun, mais qui rachète cet inconvénient, si inconvénient il y a, par un avantage inappréciable: la certitude pour l'écrivain d'être compris de celui à qui s'adresse sa parole. Gardons-nous donc d'écouter ceux qui voudraient nous précipiter sur des écueils redoutables, et supplions l'Académie de ne pas faire banqueroute à nos espérances; laissons-la s'acquitter d'une besogne pour laquelle elle est seule qualifiée.

Oui, l'Académie est qualifiée pour le travail qu'on lui demande, et nous aurions tort de douter de ses lumières et de sa bonne volonté.

Sans doute, elle n'est point une assemblée de grammairiens, et c'est dans l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres qu'ont siégé et que siègent encore les représentants attitrés du romanisme et de la grammaire comparée, les Thurot, les de Wailly, les deux Paris, les Bréal, les Paul Meyer. Je veux bien que ce soit là un motif suffisant pour inviter l'Académie Française à passer à son érudite sœur la rédaction de son fameux dictionnaire historique; mais pourquoi renoncerait-elle à la tâche qui a été, en fin de compte, la raison d'être de son institution? Elaboré par cette réunion sans pareille d'écrivains et d'hommes du monde, le livre régulatif de la langue française doit son autorité précisément au fait qu'il n'incarne aucune théorie grammaticale ou historique, qu'il est exclusif de tout pédantisme et de tout système. De là cette admirable appropriation aux besoins d'une clientèle qui vient y chercher des renseignements pratiques sur ce qui est en l'état actuel de la langue, et non sur ce qu'elle était autrefois, ni sur ce qu'elle devrait être en bonne logique. Tout autre dictionnaire ne peut être que l'expression des idées et des opinions d'un homme. L'exemple de Littré est là pour nous montrer comment une œuvre individuelle, si consciencieuse et si savante qu'elle soit, est impuissante à s'imposer comme norme. Littré dogmatise souvent dans les questions d'orthographe et de prononciation, et c'est précisément dans ces deux domaines que son autorité est le plus contestée.

On a pu reprocher à l'Académie sa timidité et ses nombreuses défaillances; mais les principes mêmes qu'elle a adoptés, méritent en général toute approbation. Plût au ciel qu'elle les eût suivis avec plus de conséquence! Doit-on lui en vouloir, par exemple, d'avoir tenu à maintenir dans la mesure du possible l'unité graphique des familles de

mots? ou d'avoir souvent pour les homonymes admis dans l'écriture des différenciations que la parole ne connaît point? on d'avoir fixé pour chaque mot une orthographe unique, quels que soient les accidents de prononciation auxquels l'expose le contact des mots voisins? Evidemment, non. En écrivant comme elle l'a fait *bon, rond, long* — ou *assis, dit, fini*, elle a grandement simplifié l'énoncé de certaines règles grammaticales. — Et puisque la tradition lui offrait parfois deux graphies concurremment employées pour un même mot, en les utilisant pour différencier deux homonymes, ou même pour dédoubler un mot unique dont le sens s'était bifurqué, n'a-t-elle pas contribué à donner à la langue écrite plus de netteté et de précision? Beaucoup de personnes ignorent que nous avons deux verbes *peler*, confondus qu'ils sont dans la langue écrite; elles peuvent par conséquent se méprendre sur le sens d'une phrase où ce mot figure. Mais dès qu'on sait écrire, on fait connaissance avec les deux verbes *compter* et *conter*, les deux substantifs *dessin* et *dessein*, et aucune confusion n'est possible dans l'esprit de celui qui les rencontre dans ses lectures. N'est-ce pas autant de gagné? — Enfin, en arrêtant qu'un mot comme *dix* s'écrirait toujours *dix*, qu'il soit prononcé *di, diz, dis*, et que, dans toute sa conjugaison, *aimer* conserverait *ai*, bien que nous prononcions *nous aimons* (avec *è*), *vous aimez* (avec *é*), l'Académie a rendu possible l'association directe du signe écrit et de l'idée, condition indispensable pour que nous arrivions à lire et à écrire rapidement.

Ces divers principes, nous voyons l'Académie les appliquer dès la première édition de son dictionnaire. Malheureusement, les confrères de Bossuet ont en général étudié les mots isolément, et leurs arrêts ont trop souvent créé des difficultés fort inutiles. L'édition de 1740 a réparé une partie du mal en simplifiant l'orthographe de près de 5000 mots. Les éditions de 1835 et de 1878 trompèrent les espérances de ceux qui comptaient sur une revision complète de la langue écrite; remarquables l'une et l'autre par le nombre considérable de mots auxquels elles donnèrent le droit de cité, elles ne prirent en orthographe que des mesures tout à fait insuffisantes. Mais ces déceptions ne sont point de nature à nous faire perdre confiance; et, si la pétition a été lancée, c'est pour en appeler de l'Académie mal informée à l'Académie mieux informée.

On nous a bien dit: L'Académie refusera purement et simplement d'entrer en matière; et cela, parce qu'elle a été instituée pour constater l'usage et non pour le créer. Nous n'en croyons rien. Il n'est point vrai que l'Académie n'ait jamais pris l'initiative d'une modification de l'orthographe. En 1878, quand les Quarante ont supprimé l'une des deux *h* de *rythme, phtisie*, etc., n'ont-ils pas pris l'initiative? Et quand ils ont décrété que tous les mots en-*ège* auraient l'accent grave, suivaient-ils l'usage? Avant la séance du 3 juin 1679, les écrivains avaient joui pour l'accord des participes présents de tous les avantages et de tous les inconvénients de la liberté. Ce jour-là, l'ukase fut promulgué: „La règle est faite, on ne déclinera plus les participes actifs." L'Académie était-elle alors un simple greffier chargé d'enregistrer les arrêts d'autrui, ou un législateur parlant d'autorité? D'ailleurs, ce qui a été possible jusqu'au XVIII[e] siècle, ne l'est plus maintenant. Jadis, la contrainte orthographique n'existait point encore. On pouvait suivre sa fantaisie sans cesser pour cela d'être un honnête homme. Des dissonances se produisaient donc, et l'Académie faisait son choix. Aujourd'hui, sous peine de passer pour un mal-appris, chacun doit respecter l'orthographe poinçonnée par l'Académie, et protes et maîtres d'école sont là pour arrêter, pour prévenir toute velléité d'indépendance. Si vraiment

l'Académie n'avait aucun droit d'initiative, nous nous trouverions enfermés dans un cercle vicieux, et il ne nous resterait plus qu'à piétiner éternellement sur place.

V.

Reste la troisième et dernière catégorie d'opposants, ceux qui, tout en reconnaissant que l'orthographe actuelle est défectueuse, estiment que les remèdes proposés sont pires que le mal. L'orthographe, nous disent-ils, n'est point parfaite, mais celle que vous voulez mettre à sa place, vous avouez vous-même qu'elle est loin de la perfection. Est-il raisonnable, est-il juste de jeter une pareille perturbation dans nos habitudes, dans la littérature, dans l'enseignement, pour une amélioration douteuse, en tout cas très relative? Le jeu vaut-il la chandelle?

C'est le sort commun de tous les changements de léser quelques intérêts particuliers, de déranger des habitudes. Au public lettré de voir si les inconvénients d'une réforme passent ses avantages, si ceux-ci seraient trop chèrement achetés par le trouble momentané qu'elle amènera nécessairement.

D'ailleurs, toute loi est accompagnée de ses dispositions transitoires. Pourquoi ne laisserait-on pas à leurs chères habitudes tous ceux qui le désireraient? Nous ne demandons pas la mort violente de l'orthographe actuelle, mais seulement qu'elle périsse par l'extinction de ceux qui la pratiquent. Les protes, dont c'est le métier, continueront à mettre au goût du jour la pensée des écrivains qui préféreront conserver les modes d'antan pour leur usage personnel. C'est seulement à l'école que la nouvelle orthographe, une fois promulguée par l'Académie, deviendra immédiatement obligatoire. Les instituteurs, du jour au lendemain, se verront dans la nécessité de faire peau neuve. A en juger par l'empressement qu'ils ont mis à appuyer, à provoquer même, le mouvement de réforme, on peut être certain qu'ils accepteront de grand cœur, pour le bien de leurs élèves, cette atteinte temporaire à leurs aises.

Mais alors, pourquoi les hommes de lettres sont-ils en majorité hostiles à la simplification de l'orthographe? Comment se fait-il qu'autrefois Ronsard, Corneille, Bossuet, Voltaire aient été les champions résolus de cette réforme, et qu'aujourd'hui de Hérédia, Coppée, Leconte de l'Isle la repoussent de toutes leurs forces? Les gens de lettres n'ont point fait mystère de leurs griefs. Examinons-les rapidement.

Au premier rang de nos adversaires, nous trouvons les raffinés et les dilettantes. Ces apôtres du nouvel évangile littéraire trouvent, paraît-il, une grâce toute particulière dans les lettres parasites, dans ces groupes où des signes multiples se combinent ingénieusement pour ne figurer qu'un son, dans ces dissonances qui finalement se résolvent en une savante harmonie. N'a-t-on pas prétendu qu'une rime était particulièrement rare et délicate, quand à l'identité du son se joignait une parfaite dissemblance de la forme graphique? Apparier *rite* et *site*, fi donc!, mais que d'imprévu, quels lointains dans *mythe* rimant avec *rite!* Nos sens trop obtus se refusaient déjà à percevoir des parfums, des couleurs et des saveurs dans les voyelles et les consonnes de la langue parlée, et voilà que des effluves mystérieux émanent aussi des caractères alphabétiques! Pour nous qui n'avons aucune intelligence des raffinements d'un art tombé en déliquescence, et qui pensons qu'une poésie digne de ce nom n'est point liée aux destinées de l'orthographe, nous n'avons qu'à renvoyer les poètes de l'école

symbolique à une autorité qu'ils ne récuseront pas sans doute, M. E. M. de Vogüé. Personne n'a oublié, je pense, cette page charmante où l'auteur des *Remarques sur l'exposition du centenaire* fait observer que, depuis le début du XIX[e] siècle, l'ornementation s'est faite toujours plus maigre, qu'elle a fini même par disparaître de tous les objets de première nécessité et de commun usage. „On peut expliquer ce phénomène, remarque M. de Vogüé, par la valeur croissante du travail et de son coefficient, le temps. Nous faisons simple, pour faire davantage et plus vite. La force employée à produire est consommée toute entière en utilité; on n'en peut rien distraire pour l'amusement... Là où l'œil de nos devanciers exigeait autrefois des couleurs vives et le dessin imagé, le nôtre réclame les teintes neutres, les lignes droites, les surfaces polies, en un mot, l'étroite convenance entre la forme et l'emploi, sans rien de plus. C'est l'élimination progressive de l'instinct du sauvage, de l'enfant, qui était devenu en s'épurant le goût du beau, mais qui n'en procède pas moins de ce principe: la recherche du jouet et de la parure avant celle de l'utilité."

Contestera-t-on peut-être que l'orthographe soit chose de première nécessité? Si ce n'était le cas, pourquoi lui ferait-on une place si large dans les programmes de l'enseignement primaire? Il faut donc la simplifier, ne fût-ce que pour rétablir en elle cette parfaite convenance entre la forme et la destination qui est devenue au XIX[e] siècle le caractère essentiel de la beauté. Sobres d'ornements dans nos armes, dans nos ustensiles, dans tous les objets d'usage quotidien, nous ne garderons pas, pour obéir aux prescriptions d'une esthétique décadente, une écriture compliquée dont l'étude exige une dépense inutile d'efforts et de temps. Économie de la force, telle est la formule de toute l'évolution humaine; tel est en particulier un des facteurs principaux du développement du langage.

A côté des „esthètes", les „industriels". Pour ces derniers, la littérature est un métier; leur labeur se paye tant la ligne ou tant la page. Qu'on élague de l'écriture tout ce qui la surcharge abusivement, et voilà leur prose abrégée d'un bon quart, leurs émoluments réduits en proportion. Question de gros sous, si l'on veut; mais que d'écrivains traitent les „utilitaires" de haut en bas, et sont cependant éminemment accessibles aux considérations les plus mercantiles. Ces habiles calculateurs, je le sais, constituent une infime minorité. Raison de plus pour que leurs intérêts ne prévalent pas contre ceux d'une nation entière.

On a voulu nous apitoyer sur le sort des classiques du XIX[e] siècle, qui deviendraient méconnaissables sous le travestissement que nous voudrions leur imposer. Comme si depuis deux siècles qu'on réimprime leurs œuvres, on ne les eût pas perpétuellement accommodés à l'orthographe du jour! Comme si, éditant aujourd'hui Molière, nous étions tenus d'avoir des ménagements pour une orthographe toute différente de celle du poète! Bien plus, l'orthographe simplifiée nous rendrait parfois la main même d'un auteur qui écrivait: *genous, aplaudir, acourir, phisionomie, conter (= compter).*

On a dit aussi: La versification est dans une étroite dépendance de l'orthographe; changer celle-ci, c'est ruiner le rythme de nos meilleurs poètes, c'est consteller de vers faux les plus belles compositions de la muse française. Il est facile de rassurer sur ce point les poètes. La réforme ne portera aucune atteinte aux règles traditionnelles de la prosodie, de l'hiatus, de la rime. Après comme avant, Racine et Boileau pourront fournir des modèles aux futurs auteurs de poétiques.

Que dis-je! Si nous obtenons, par exemple, que tout participe suivi d'un infinitif soit invariable, certaines de leurs „licences“ se trouveront légitimées après coup: „Tantôt à son aspect, je l'ai vu (l' = Athalie) s'évanouir.“ — „Je l'ai laissé (l' = Junie) passer dans son appartement.“

Les poètes se sont figuré sans doute qu'on allait sabrer les *e* muets, bouleverser le système des rimes masculines et des rimes féminines, rendre sensibles à l'œil mille hiatus masqués par l'orthographe. Les *e* muets et les consonnes finales étymologiques demeureront, protégées par la prononciation, ou par la nécessité de maintenir l'unité graphique des familles de mots. Tant mieux pour les poètes; tant pis pour la poésie. La poésie n'eût pu que gagner à une réforme qui aurait rendu impossibles tant de duretés dans le rythme, tant de licences où l'œil est satisfait, mais non point l'oreille. Car n'est-il pas incroyable que l'on proscrive *tu aimes, il y a,* et que Boileau ait pu dire sans manquer aux règles de l'hiatus: „De ce nid, à l'instant, sortirent tous les vices“, — et La Fontaine: „Quiconque est loup agisse en loup“, — et Racine: „Hector tomba sous lui, Troie expira sous vous“, — et V. Hugo: „Il est génie, étant plus que les autres, homme“? L'hiatus procure quelquefois aux poètes d'heureux effets d'harmonie imitative: „Le chardon importun hérissa nos guérets“ (Boileau). Pourquoi faut-il alors subordonner cette faculté à de purs accidents d'orthographe? La Fontaine a pu dans un vers merveilleux peindre l'ahan des chevaux de coche: „Après bien du travail, le coche arrive au haut.“ Pourquoi? parce que, disent les théoriciens, l'h aspirée de *haut* empêche l'hiatus. Mais non, l'h aspirée n'empêche que la liaison; il crée l'hiatus, et c'est ce que voulait le poète.

Reste un dernier grief, légitime celui-là. Toute altération de l'orthographe troublera nos habitudes, et dissociera pour quelque temps le mot écrit et l'idée qu'il représente. Le lecteur exercé qui maintenant, par une sorte d'intuition, happe à la volée le sens des mots et des phrases, sera au début arrêté sans cesse par ces images nouvelles qui ne correspondront plus à celles qu'une longue habitude a profondément imprimées dans son cerveau. Lorsque nous lisons, c'est le mot dans son ensemble qui évoque en notre esprit l'idée dont il est le signe; qu'un trait dans sa figure soit changé, et nous voilà déroutés, il nous faut faire une effort de réflexion, et nous perdons du temps.

Or personne, il faut bien le reconnaître, ne souffrira autant que les hommes de lettres, obligés qu'ils sont de lire beaucoup et de lire vite: comment feuilleter en une heure le livre dont il faut rendre compte, si l'on est déconcerté à chaque instant par des graphies insolites?

Je ne dirai point aux poètes et aux romanciers: Pour atténuer les inconvénients qui résulteront pour vous d'une transformation de l'orthographe, nous l'échelonnerons sur un grand nombre d'années. Je ne le leur dirai pas, parce que je doute qu'ils dussent gagner beaucoup à voir se prolonger outre mesure une période d'indécision et de cahots.

Mais voici ce que je dirai aux hommes de lettres: La simplification de l'orthographe, ne dût-elle profiter qu'aux écoliers, il faudrait l'accomplir sans délai et sans faiblesse. Songez, Messeurs les écrivains, au labeur stérile que nécessite la mémorisation de tant de règles flanquées de tant d'exceptions. Songez aux heures consacrées à des dictées ineptes, où l'on sacrifie trop souvent la langue et le bon sens au plaisir d'accumuler les difficultés et les traquenards. De tous côtés s'élèvent des plaintes sur les efforts excessifs que l'on impose aux cervelles enfantines. Faciliter l'étude de l'orthographe, c'est sans

aucune perte pour le développement intellectuel, rendre libres bien des heures précieuses; c'est faire entrer l'air et la lumière dans les programmes de l'enseignement primaire; c'est permettre de donner plus de temps au jeu, à la libre expansion de l'enfant laissé à lui-même avec ses petits camarades. Bien plus, c'est améliorer l'enseignement de la langue maternelle, trop souvent réduit aujourd'hui à n'être que l'enseignement d'une orthographe vétilleuse; c'est changer l'esprit et la méthode de nos grammaires, qui presque toutes se complaisent dans la discussion des chicanes de la langue écrite, quand elles devraient être des instruments d'analyse; qui renseignent insuffisamment l'élève sur le mécanisme de la phrase, sur les ressources et les déficits de la langue comme expression de la pensée, mais qui, se croyant tenues de justifier même des erreurs ou des inadvertances, ne craignent pas de recourir à des explications artificielles et menteuses.

Et cet asservissement d'intelligences astreintes à observer des règles que n'excusent ni la logique, ni les exigences de la clarté et de la précision, cet asservissement que réprouve toute saine pédagogie, se prolonge pendant toute la durée des années d'école, pendant toute la vie même. Quiconque prend une plume est obligé de perdre son temps et ses efforts à repasser par tous les replis d'une orthographe capricieuse et bizarre. Gare à l'écolier qui écrit *boursouffler*, *gelée de groseilles* ou *sirop de groseille*, sa promotion peut s'en trouver compromise, et par là le développement régulier de ses études. Gare à l'homme fait qui laisse échapper *correspondence*, *applanir*, etc., il déchoit d'emblée dans l'esprit de ceux qui le lisent. Que les hommes de lettres ne croient pas que j'exagère. Aux petits, il est interdit de pécher contre l'orthographe. Les écrivains de renom, au contraire, jouissent de toutes les immunités. Ne sont-ils pas les maîtres de la langue? Volontiers même, les infractions dont ils se rendent coupables, leur sont imputées comme une grâce de plus, comme une preuve de noble indépendance. Ne félicitait-on pas naguère la *Revue des Deux-Mondes* d'avoir eu le courage d'omettre le *t* de tous les pluriels en *ant?* Et pour citer des exemples encore plus frappants, non point dans une intention malicieuse, mais parce qu'il est piquant de voir un défenseur de l'orthographe actuelle appliquer d'avance, — ou laisser son imprimeur appliquer — les simplifications que nous réclamons, M. Edouard Rod dans *les Trois Cœurs* a écrit *ils épèlent*, et dans le *Sens de la Vie: les noms que nous aurons cru immortels*, deux graphies où l'écrivain a pour lui la logique, la prononciation et d'illustres précédents, mais où il n'en a pas moins violé deux des règles sacro-saintes de la grammaire. Eh bien! qu'on suppose un enfant commettant ces deux ... j'hésite vraiment à les appeler des fautes ..., dans une de ces odieuses dictées d'examen toutes pleines d'embûches, il est exposé à un échec presque certain. Est-ce naturel, est-ce charitable?

Les littérateurs, j'en suis certain, auront pitié des enfants et de tous ceux, étrangers ou nationaux, qui sont aux prises avec les gratuites difficultés de notre écriture. Dans la concurrence des langues, l'avenir appartient à celle qui l'emportera sur ses rivales en limpidité et en précision; qui sera, pour l'expression de la pensée, l'instrument le plus maniable et le mieux approprié. Que les hommes de lettres laissent l'Académie simplifier l'orthographe; et le nombre de leurs lecteurs grandira en deçà et au-delà des limites géographiques du français. Ils savent si bien dans leurs livres plaider la cause des humbles et des pauvres d'esprit; comment pourraient-ils se refuser à traduire par des actes cette pitié dont ils font profession, et à joindre leurs efforts

à ceux des innombrables pédagogues, instituteurs, linguistes, érudits, publicistes, médecins, ministres des cultes, qui ont signé la pétition adressée à l'Académie Française? P. Oltramare.

PÉTITION

à MM. les Membres de l'Académie française en vue d'une simplification de l'orthographe

Messieurs,

L'Académie française gouverne l'orthographe de notre langue. Sans que ses arrêts aient de sanction, ils servent de règle commune aux imprimeurs. C'est donc à l'Académie que doit s'adresser une pétition ayant pour objet une simplification de l'orthographe.

Pour y faire droit, d'ailleurs, l'Académie n'a qu'à continuer son œuvre. La simplification, elle l'a poursuivie continûment depuis l'origine. Il y a peu d'années, elle supprimait encore des signes inutiles, le trait d'union de *très-bon*, la seconde *h* de *diphthongue*. Le public, à ce moment, a suivi avec discipline. Ce que l'Académie fera dans le même sens sera toujours ratifié par la pratique universelle.

Les soussignés font appel aux traditions réformatrices de l'Académie pour solliciter d'elle un nouveau perfectionnement. Elle seule peut en formuler la règle et la mesure. Voici des exemples des questions qu'on lui demande de trancher:

1° Question des suppressions d'accents muets *(où, là, gîte, qu'il fût)*. De là, pour les typographes, l'économie possible de quatre caractères à faire fondre dans chaque corps *(à, ù, î, û)*.

2° Question des suppressions d'autres signes muets (trait d'union dans *peut-être*, *h* dans *rythme*, *l* dans le *fils*, *o* dans *faon)*; questions du dédoublement *(honneur* par *n* simple, comme *honorer)* et de la substitution d'une lettre à deux *(f* pour le *ph* des mots grecs, comme déjà dans *frénésie fantaisie, faisan)*. De là, pour qui écrit, une économie possible de temps; pour qui imprime, une économie possible d'espace et d'argent.

3° Question de l'uniformité *(dixième* écrit comme *dizaine, dix* comme *la vis*, les pluriels *genoux, étaux* comme les pluriels *fous, landaus)*. De là, pour quiconque étudie la langue, une économie possible d'efforts.

Ce qui inspire la présente pétition n'est pas une idée abstraite. Les soussignés, au contraire, croient pouvoir invoquer des intérêts réels.

Ils invoquent d'abord un intérêt trop souvent méconnu et qu'on a le droit d'appeler national. Car, pour la France, il n'est pas indifférent que son idiome soit aisé ou malaisé à apprendre. En en retouchant l'orthographe, l'Académie le rendra plus rapidement assimilable pour nos concitoyens bretons ou basques, pour nos sujets et protégés des pays musulmans, enfin pour tant d'étrangers, clients ou amis, soit de l'État français, soit du génie français.

Ensuite, ils invoquent l'intérêt individuel des personnes peu lettrées, à qui l'Académie peut faciliter l'accès de la culture. Et tout particulièrement, l'intérêt des enfants. Mille difficultés gratuites peuvent leur être épargnées par une décision de l'Académie, et il dépend d'elle d'alléger d'un lourd fardeau la population enfantine tout entière et ses maîtres. Ce sont là sans doute des considérations sérieuses. Les soussignés les soumettent respectueusement aux réflexions de l'Académie, et en tirent l'espoir que leur requête sera entendue.

A propos de la mort d'Émile Augier.[1])

Quand ces feuilles passeront sous les yeux des lecteurs de la *Zeitschrift,* les couronnes amoncelées sur la tombe d'Angier († le 25 octobre 1889) seront flétries sous la neige, l'Académie aura peut-être ouvert ses rangs au successenr de celui qu'elle admit dans son sein pour avoir écrit *Gabrielle* et *Le Mariage d'Olympe*, et cette énergique figure de vieillard *à la barbe florie* aura peu à peu disparu des vitrines des libraires. Le temps d'Angier était passé, bien passé. On saluait en lui le vaillant anteur des *Effrontés* et du *Fils du Giboyer,* celui qui avait osé cingler à la figure les tripoteurs comme Mirès et les pamphlétaires comme Veuillot. Mais la jennesse moderne, la jeunesse névrosée, pessimiste, schopenhauérisée, la jeunesse décadente, symboliste, impressioniste ne goûtait pas plus Augier que Rolla ne goûtait le philosophe de Ferney. Son robuste et sobre langage, son bon sens loyal et fin, son anstérité trempée de la vraie gaîté gauloise, tout cela n'était plus „dans le mouvement". La génération raffinée du vingtième siècle, le monde des impitoyables *struggleforlifeurs* — allez féliciter Daudet de la trouvaille — ne jure que par Bourget, Maupassant, Paul Verlaine, Huysmans ou Catulle Mendès.

Enregistrons cependant un hommage poétique offert au Maître par Jean Richepin, l'auteur des *Blasphèmes* et de *La Glu,* le protégé de Sarah Bernhardt. Cette poésie, lue au Théâtre Français, par M. Got à la représentation du 29 octobre n'a pas été sans produire un grand effet sur les habitués des mardis classiques:

„Salut! . . . Dans les lauriers, les palmes et le lierre,
Voici ton franc visage et ton sourire altier.
Ta place était marquée au foyer de Molière;
Sa maison soit la tienne, à toi, son héritier!

Comme lui, tu peignis l'humanité perverse
D'un style simple et fort, aux clartés de miroir,
Et le vin que ta Muse, ou la sienne, nous verse
Est du vieux vin français qui sent bien le terroir.

Donc, de la France en deuil accepte les hommages;
Ils te sont dus. Tu peux, couronné par ma main,
Passer sans peur au rang des augustes images,
Toi, notre ami d'hier, notre orgueil de demain.

Salut, Maître au cœur droit, à la langue hardie!
Tu répétais souvent, pendant tes derniers jours:
‚Quand j'irai mieux, je veux revoir la Comédie.'
T'y voilà dans ta gloire, ô Maître, et pour toujours.

Toi que nous avons vu tant de fois sur ces planches,
Travaillant, inquiet, t'y voilà radieux;
Car tu vas resplendir, parmi les ombres blanches
Qu'un marbre mérité transforme en demi-dieux."

Angier détestait franchement les „modernes" et leurs élucubrations mystiques. „Il est temps que je m'en aille", disait-il à son vieil ami Sarcey, „je ne comprends plus rien au théâtre que les jeunes gens nous font; je n'entends plus leur langue!" Et il s'est modestement retiré dans l'ombre après avoir donné *Les Fourchambault* (1878). Ce

[1]) Ces lignes ont été écrites le 30 octobre 1889. *J. S.*

grand homme si modeste a donc eu le mérite de comprendre ce que Victor Hugo n'a jamais pu concevoir.

Les dix dernières années se sont écoulées dans un *otium* des mieux mérités. Augier a encore fait une édition complète de son *Théâtre*, après avoir préalablement rassemblé dix volumes de *Théâtre de Labiche;* il a assisté aux reprises de ses pièces et aux séances de l'Académie; mais la plupart du temps se passait dans sa belle propriété de Croissy (Seine-et-Oise).

C'est là que je me rendis par une belle matinée de septembre (1888), pour faire hommage à Augier de mon livre sur le Drame moderne en France, ouvrage dont M. E. Hönncher a parlé avec trop de bienveillance dans un des derniers fascicules de la *Zeitschrift*. Mais le bouquin ne constituait qu'un prétexte. Le vrai motif du petit voyage à Croissy était l'ardent désir de voir en face cette mâle figure que l'on aime à comparer à celle du roi vert-galant. Par une malechance qui m'est courante, Augier était à Paris ce jour-là. Au lieu d'attendre son retour, je me décidai à rentrer à Paris, croyant pouvoir renouveler ma visite. J'avais compté sans la fin des vacances. Au moment de mon retour en Allemagne, je mis mon volume à la poste sans faire allusion à la visite manquée. Huit jours après j'avais l'aimable lettre que voici:

Croissy, 11 septembre 1888.

Monsieur,

Je ne sais pas un mot d'allemand, mais je me suis fait traduire les pages auxquelles vous me renvoyez par un ami polyglotte. Il m'a certifié que le livre est fort bien écrit; je n'ose pas trouver qu'il est fort bien pensé, tant il montre de bienveillance pour moi. Mais je puis reconnaître, sans blesser la modestie, que vos informations sont puisées à de bonnes sources et que vos analyses de mes pièces sont très claires et très justes.

Je n'ai donc à vous adresser que des compliments et des remerciements. É. Augier.

Ces quelques lignes, écrites à un jeune auteur inconnu en disent plus long qu'une biographie sur le caractère du grand poète dramatique que la France vient de perdre. Une charmante petite plaquette de M. Edm. Cottinet, intitulée *L'homme chez Émile Augier* et tirée à cinquante exemplaires, est venue rappeler toutes les qualités d'Augier au lendemain de sa mort. Personne ne la lira en Allemagne, car elle ne se vend pas, mais on lira la brochure que Pailleron vient de consacrer à la mémoire de son excellent ami. Elle fait honneur aux deux poètes, à celui des *Effrontés* et à celui du *Monde où l'on s'ennuie.*

J. Sarrazin.

Les remarques publiées par M. Aymeric sur l'édition Hönncher des *Lettres de mon moulin (Ztschr.* XI², S. 58 et suivantes) provoquent quelques objections que le rédacteur de cette Revue veut bien me permettre de formuler.

1) La locution „nageant *des* pattes dans le vide" peut parfaitement s'expliquer par l'analogie de *ramer ou travailler des pieds et des mains*. La conjecture philologique de M. Aymeric est donc inutile.

2) Quand le pot-au-feu est *en train*, les préliminaires sont terminés à la cuisine, et la soupe se trouve réellement sur le feu, comme M. Hönncher a voulu dire.

3) *Les jeux sur l'aire.* M. Aymeric a tort de dire qu'*en France on dépique le blé sur la place publique.* Il se peut que cela se fasse dans la belle Provence ensoleillée. Dans mon plus modeste pays, en Bourgogne, on bat le blé en grange comme en Allemagne, — et pour cause.

Les nombreuses observations de M. Aymeric témoignent d'une lecture attentive et d'une connaissance approfondie de la langue.[1]) Mais Plusieurs choses assez graves lui ont échappé encore. Voyez *Franco-Gallia,* VI[e] année, pages 214 et suivantes.

J. Sarrazin.

Offenes Schreiben an Herrn Direktor Oscar Jäger in Köln.

Herr Direktor O. Jäger hat in seiner Schrift *Das humanistische Gymnasium* (Wiesbaden 1889) S. 57 eine Wette angeboten, dass er im stande sei, einen mittleren Oberprimaner in drei Monaten bei vier wöchentlichen Stunden soweit zu bringen, dass er die *Times* ohne Lexikon bewältigen kann. Herr Jäger fügt hinzu: „mehr ist doch nicht nötig?" Obgleich wir nun für den englischen Unterricht noch vieles andere für nötig halten, so sehen wir doch schon die von Herrn Jäger versprochene Leistung als eine unmögliche an. Da nun aber die von ihm vorgeschlagene Wette schwer kontrollierbar ist, so schlagen wir ihm eine leichter zu entscheidende vor. Wir wetten nämlich 100 Mark, dass Herr Jäger selbst nicht im stande ist, eine Nummer der *Times* zu übersetzen, ohne weniger als zehnmal das Lexikon aufzuschlagen. Die Nummer der *Times* würde die am Tage der Entscheidung in Deutschland eintreffende sein. Die Wette könnte in Köln oder an einem von Herrn Jäger zu bestimmenden Orte von einem Delegirten unseres Vereins und einem von Herrn Jäger zu ernennenden Schiedsrichter entschieden werden.

Hamburg, 21. Mai 1890.

Der Verein für das Studium der neueren Sprachen in Hamburg-Altona.

I. A.: Prof. Rambeau, z. Z. Vorsitzender.

Verein für das Studium der neueren Sprachen zu Hamburg-Altona.

Bericht über die Thätigkeit des Vereins von Ostern 1889 bis Ostern 1890.

Es fanden 35 Sitzungen statt, von denen 11 auf Vorträge, Referate über wissenschaftliche Zeitschriften u. dgl. entfielen. Die übrigen Abende waren im S.-S. 1889 der Lektüre von Chaucer's *Canterbury Tales* nach der Ausgabe von Skeat gewidmet, im W.-S. 1889/90 wurden die *Chanson*

---

[1]) Il commet un léger barbarisme page 62: on ne dit pas *par en haut,* mais *par le haut.* — Où se trouve la locution „rien n'est sacré pour *un pompier?*" J'ai toujours entendu dire *pour un sapeur,* ce qui revient d'ailleurs au même, depuis la suppression des farouches sapeurs et de leurs bonnets à poil.

de Roland und Joinville, „*Vie de saint Louis*“, im Auszuge, herausgegeben von Gaston Paris, gelesen und interpretiert. In den Hauptsitzungen des S.-S. sprach 1) Prof. Fels „*Über die Behandlung der französischen Akademie in Daudet's Roman „L'Immortel“*; 2) referierte Prof. Rambeau über eine Nummer der Zeitschrift „*Romania*“; 3) sprach Prof. Wendt „*Über das englische Unterhaus*“ (der Vortrag ist inzwischen in den „*Englischen Studien*“ erschienen; 4) referierte Dr. Carsten über ein Heft der „*Englischen Studien*“; und 5) hielt Prof. Fels einen Vortrag über Halévy's „*L'Abbé Constantin*“. — In den Hauptsitzungen des W.-S. sprach 1) Prof. Rambeau „*Über die Versuche von G. Ploetz und Kares, die französischen Lehrbücher von K. Ploetz den Grundsätzen der Reformmethode anzupassen*“; 2) hielt derselbe einen Vortrag „*Über die Sprache des ‚echten' französischen Rolandsliedes*“; 3) sprach Dr. Kohn „*Über den Selbstverlag deutscher Schriftsteller alter und neuer Zeit*“; 4) Dr. Barthe „*Über das Genfer Schulwesen*“; 5) Dr. Hoffmann „*Über die Waldenser*“; 6) Prof. Fels über „*Joinville als Historiker und seine Stellung in der Litteratur*“; 7) Prof. Rambeau über „*Die Sprache Joinville's im Verhältnis zu der des ‚echten' Rolandsliedes*“.

Der Verein zählte im verflossenen Jahre 42 Mitglieder. Der neugewählte Vorstand besteht aus Prof. Rambeau (Vorsitzender), Dr. Scheiding (stellvertretender Vorsitzender), Dr. Eichenberg (Schriftführer), Dr. Schnell (Bücherwart), Prof. Wendt (Kassenwart). Für die Lektüre im S.-S. 1890 (Spanisch) sind gewählt kleinere Novellen von Trueba; dann Lope de Vega „*La esclava de su galan*“.

Die Versammlungen finden jeden Mittwoch Abend im Restaurant Kern in der Grindelallee statt.

Wir machen darauf aufmerksam, dass die ***Romanischen Forschungen***, *Organ für romanische Sprachen und Mittellatein*, herausgegeben von Professor Dr. Karl Vollmöller, in den Verlag von **Fritz Junge (Erlangen)** übergegangen sind. Um Professoren und Studierenden die Anschaffung derselben zu erleichtern, wurde der Preis der bis jetzt vollständig erschienenen Bände wie folgt ermässigt: Band I.: früherer Ladenpreis Mk. 15, jetzt Mk. 6; Band II.: früherer Ladenpreis Mk. 20, jetzt Mk. 10; Band III.: früherer Ladenpreis Mk. 20, jetzt Mk. 10. Alle drei Bände zusammen bezogen: jetzt Mk. 20.

Novitätenverzeichnis.

Catalogue méthodique de la bibliothèque communale de la ville de Corbeille, rédigé avec introduction et notes, par A. Dufour. In-8°, XLII—462 p. Corbeil, Imp. Crété.

Darmesteter (A.). Reliques scientifiques; par Arsène Darmesteter. (Recueillies par son frère.) Portrait par Charles Walter. 2 vol. Grand in-8°. T. 1er LXXVI—310 p.; t. 2, 328 p. Paris, lib. Cerf.

Bonnet, M., le latin de Grégoire de Tours. Paris, Hachette & Cie. VI, 787 S. Roy. 8.

Buchegger, H., Über die Praefixe in den romanischen Sprachen. Heidelberger Dissertation. Bühl, 1890. 45 S. 8°.

Capeller, G., Die wichtigsten aus dem Griechischen gebildeten Wörter (mots savants) der franz. und engl. Sprache, zusammengestellt und etymologisch erklärt. Teil II. Progr. Gumbinnen.

Cohn, G. Die aus dem Neufranzösischen erkennbaren, im Vulgärlatein und im vorlitterarischen Französisch eingetretenen Wandlungen auf dem Gebiet der lateinischen Nominalsuffixe. Berliner Dissertation. I. Halle a. S., 1890. 44 S. 8°. [Die vollständige Arbeit wird im Verlage von Max Niemeyer in Halle erscheinen.]

Duval, Louis, L'enquête philologique de 1812 dans les arrondissements d'Alençon et de Mortagne (vocabulaire, grammaire et phonétique). Alençon, 1890. 89 S. 8°. [Extrait du Bulletin de la Société philologique.]

Favre (E.). Notions élémentaires sur l'histoire de la langue française, par l'abbé E. Favre. In-18 jésus, 55 p. Paris, imp. Roussel.

Kesselring, M. Die betonten Vokale im Altlothringischen. Dissertation. Halle. 40 S. 8°.

Krafft-Bucaille (Mme). Causeries sur la langue française. La Langue française, le Goût, la Poésie champêtre. In-18 jésus, 305 p. Paris, Perrin & Cie.

Lammens, H., Remarques sur les mots franç. dérivés de l'arabe. Beyrut, Impr. catholique. LII, 314 S. 8°.

Lesaint, anc. prof. *M.-A.* Traité complet de la prononciation française dans la seconde moitié du XIX. siècle. 3. éd., entièrement revue, et complétée par le chef d'institution prof. Dr. Chr. Vogel. gr. 8. (XXVIII, 502 S.) Halle, Gesenius.

Lienig, P. Die Grammatik der provenzalischen Leys d'amors, verglichen mit der Sprache der Troubadours. I. (Phonetik.) Diss. Breslau. Köbner.

Morlet et Richardot. Histoire résumée de la formation et des origines de la langue française, destinée à compléter les notions données dans la Grammaire française (cours supérieur); par Morlet et Richardot. In-12, 36 p. Paris, Delagrave.

Schwieder, Adph. Le discours indirect dans Crestien de Troyes. gr. 4. (29 S.) Berlin, Gaertner.

Tänzer, A. Die Natur unserer Sprachlaute mit Berücksichtigung des Französischen und Englischen. Progr. Zwickau. 41 S. 4⁰.

Venzke, P. Zur Lehre vom französischen Konjunktiv. Progr. Stargard. 35 S. 4⁰.

Villatte, Prof. Dr. *Césaire.* Parisismen. Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigsten Ausdrucksweisen des Pariser Argot. Ein Suppl. zu allen franz.-deutschen Wörterbüchern. 3., durch einen Anhang verm. Aufl. gr. 8. Berlin, Langenscheidt. (XVI, 326 S.) geb. Mk. 5,60; Anh. allein (S. 309—326) Mk. 0,50.

Vising, J. Fransk Språklära. I. Ljud- och Skriftlära. Lund. C. W. K. Gleerups Förlag. 40 S. 8⁰. Preis: 50 öre.

Wahle, H. Die Syntax in den franco-italienischen Dichtungen des Nicolas von Verona. Progr. Magdeburg. 33 S. 4⁰.

Waille-Marial. Essai sur les strates de la langue française. 57 S. 8⁰. Paris. Challamel aîné.

Becker, Ph. Aug. Über den Ursprung der romanischen Versmasse. Habilitationsschrift. gr. 8. Strassburg i. E., Trübner. (IV, 54 S.) Mk. 1,20.

Kawczynski, Maximilien. Essai comparatif sur l'origine et l'histoire des rythmes. Paris, 1889. É. Bouillon. 220 S. 8⁰.

Chanal, (E.). Cours de composition française. In-12. Paris, Delaplane. 334 p.

Clédat, L. Grammaire élémentaire. (Livre du maître, livre de l'élève.) 2 vol. In-12. Paris. Bouillon.

Enkel, H., Klähr, Th. u. *Steinert, H.* Lehrbuch der französischen Sprache für Bürgerschulen. 1. T. gr. 8. Dresden, Huhle. (IV, 113 S.)

Haeusser, E. Selbstunterrichtsbriefe für die französische Sprache. 5. u. 6. Brief. Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. gr. 8. (S. 65—96.)

Kunst, Die, der Polyglottie. Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, jede Sprache in kürzester Zeit und in Bezug auf Verständnis, Conversation und Schriftsprache durch Selbstunterricht sich anzueignen. 5., 25—27. Tl. 8. Wien, Hartleben. geb. 2 Mk.

Lehrbuch der französischen Sprache für Post- und Telegraphenbeamte. Zum Schul- und Selbstunterricht. Von Postoffic. Doc. Rud. v. Zülow. (VIII, 247 S.)

Laporte, (E.) et *Raguet, C.* Cours supérieur de grammaire et de langue française. Paris, Delaplane. In-12, 204 p.

Lindner, F. Erläuterungen zu Plœtz' französischer Schulgrammatik. Oppeln, Franck. gr. 8. (IV, 55 S.)

Rahn. Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen und verwandte Anstalten. 1. u. 2. Tl. Leipzig, Reisland. gr. 8⁰. geb. Mk. 3. — 1. 4., m. der 3. gleichl. Aufl. (VII, 216 S.) Mk. 1,60. — 2. 3. Aufl. (VIII, 195 S.) Mk. 1,40.

Reuter, M. Übungsstücke zur französischen Komposition, für mittlere Klassen zusammengestellt. Schwäb. Gmünd, Roth in Comm. 12. (64 S.) Mk. 0,40.

Rothenbucher, Adf. Französische Schulgrammatik. 1. Tl. Hauptregeln der französischen Formenlehre mit zusammenhängendem französischem Text. 2., verb. Aufl. Cottbus, Differt. gr. 8⁰. (205 S.) Mk. 2,50.

Weil, A. Schwierige Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Neueren französischen Autoren entnommen, übersetzt und mit Präparationen für die Rück-Übersetzung versehen. Schlüssel. 4. unveränd. Aufl. Berlin, Langenscheidt. gr 8⁰. (XII. 78 u. XLIII S.) geb. Mk. 2,50.

Wolfermann, Dav. Leitfaden für den ersten Unterricht in der französischen Sprache für Mittelschulen, höhere Töchterschulen u. s. w. Dresden, Kühtmann. 8⁰. (VII, 64 S.) Mk. 0,20.

Zimmermann, Th, Französische Gespräche. Für den Schul- und Privatgebrauch bearbeitet und mit einem Anhang für höhere Mädchenschulen versehen. Berlin, Frantz. 16⁰. (112 S.) Mk. 1.

Baetgen, L. Schriftliche Arbeiten im neusprachlichen Unterricht. Progr. Eisenach. 24 S. 8⁰.

Hundt, R., In welchem Umfange kann die Geschichte der französischen Sprache auf dem Gymnasium behandelt werden. Programm. Dramburg 1890.

Kemnitz, A. Zur Lehrweise des Französischen an lateinlosen Realschulen. Progr. Apolda. 12 S. 8⁰.

Krüger, G. Der lautliche Unterricht im Französischen. Progr. Schwerin. 16 S. 4⁰.

Larousse, P. Méthode lexicologique de lecture. 27ᵉ éd. Paris, Hollier. Larousse et Cᶦᵉ. 48 S. 16⁰.

Lobedanz, E. Der Unterricht in Lektüre und Grammatik, besonders im Französischen. Progr. Schwerin. 19 S. 4⁰.

Louvier, A. F. Das zweite Jahr französischen Unterrichts. Ein Beitrag zum naturgemässen Erlernen fremder Sprachen. Hamburg, Grüning. gr. 8⁰. (VII, 84 S.) Mk. 1,40.

Rauschenfels, Jhs. Methodik des französischen Sprachunterrichts in Mittel- und Bürgerschulen. Leipzig, Brandstetter. gr. 8⁰. (IV, 68 S.) Mk. 1,35.

Roden, Alb. v., Inwiefern muss der Sprachunterricht umkehren? Ein Versuch zur Verständigung über die Reform des neusprachlichen Unterrichts. Marburg i. H., Elwert. 8⁰. Mk. 1,60.

Schweppe, K. Die Lehrbücher der französischen Sprache an den höheren Unterrichtsanstalten, mit besonderer Berücksichtigung des Gymnasiums. Progr. Stettin. 18 S. n. 1 Tab. 4⁰.

Barrière, M. L'Œuvre de H. de Balzac. Étude littéraire et philosophique sur la Comédie humaine. Paris, C. Lévy. XXVIII—506 p. 8⁰. fr. 7,50.

Bonneville de Marsangy, (L.) — Madame de Beaumarchais, d'après sa correspondance inédite; par Louis Bonneville de Marsangy. Paris, C. Lévy. In-8⁰, IV, 432 p. et portrait. fr. 7,50.

Brunetière, (F.) Nouvelles questions de critiques. Paris, C. Lévy. In-18⁰ jésus, 391 p. fr. 3,50. (Bibliothèque contemporaine.)

Doumic, R. La Question du Tartuffe, conférence faite au théâtre de l'Odéon, le 20 mars 1890. Paris. 16 S. 8⁰. (Extr. du Correspondant.)

Fabre, Paul. Le Polyptyque du chanoine Benoit. Etude sur un manuscrit de la bibliothèque de Cambrai. Lille, 1889. In-8⁰. (Travaux et Mémoires des Facultés de Lille, No. 3.)

France, A. La Vie littéraire; par Anatole France. 2e série. Paris, C. Lévy. In-18⁰ jésus, XIII—378 S. fr. 3,50.
Gahier, (J.). Le Théâtre contemporain. Les Moralistes: Emile Augier; par J. Gahier, avocat. Nantes, imprimerie Mellinet et Cie. In-8⁰, 40 p.
Guillemine, (C.) Étude sur le journalisme depuis son origine jusqu'à l'époque actuelle; par C. Guillemine. Bône (Algérie), Imprimerie centrale. In.8⁰, 16 p. (Extrait de l'Indépendant des 20, 23, 27 et 28 décembre 1889.)
Julliard, E. Albert Richard, poète national suisse. Étude littéraire (Sonderdr.), suivi de l'Odyssée de trois chapeaux, récit. Genf, H. Stapelmohr. 56 S. 8⁰.
Knust, Hermann. Geschichte der Legenden der heil. Katharina von Alexandrien und der heil. Maria Aegyptiaca, nebst unedirten Texten. Halle, Niemeyer. IV, 346 S. 8⁰.
Léon de Monge. Études morales et littéraires. Epopées et romans chevaleresques. II. Les romans de la Table Ronde. Roland furieux. Amadis. Don Quichotte et don Juan. Paris, 1889. Palmé. In-12⁰, 389 S.
Mahrenholtz, R. Jeanne Darc in Geschichte, Legende, Dichtung auf Grund neuerer Forschung. Mit 1 Kärtchen. Leipzig, 1890. Renger'sche Buchhandlung.
Nagel, F. Die altfranzösische Übersetzung der Consolatio Philosophiae des Boëthius von Renaut von Louhans. Diss. Halle. 23 S. 8⁰.
Paléologue, M. — Les Grands Écrivains français. Vauvenargues; par Maurice Paléologue. Paris, Hachette et Cie. fr. 2.
Puymaigre (de). Jeanne d'Arc au théâtre (1439—1890); par le comte de Puymaigre. Paris, Savine. In-18⁰ jésus, II—119 p. fr. 2.
Rajna, Pio. Le Corti d'Amore, Milano, Hoepli, 1890, XX—100 S. 12⁰.
Rudolph, K. Das Verhältnis der beiden Fassungen, in welchen die Chanson Garin de Monglane überliefert ist, nebst einer Untersuchung der Enfances Garin de Monglane. Diss. Marburg. 74 S. 8⁰.

Bibliothèque Félibréenne. Œuvres complètes ou choisies des principaux poètes en langue d'Oc (Anciens et Modernes). Avec traduction française. Illustrations d'Édouard Marsal. Montpellier. Aux Bureaux de l'Éclair 1890. Livr. 1—5. 10 centimes la livraison.
Boileau. Art poétique. Publié avec des notes p. E. Géruzez. Paris, Hachette et Cie. 63 S. 16⁰.
Bucher, G. C. Un émule de Clément Marot. Les Poésies de Germain Colin Bucher, Angevin. Publiées pour la première fois, avec notice, notes, tables et glossaire p. M. J. Denais. Paris, Techener. 336 S. 8⁰.
Cartulaire de l'abbaye de Notre-Dame de la Trappe, p. d'après le manuscrit de la Bibliothèque nationale, par la Société historique et archéologique de l'Orne. Alençon. Grand in-8⁰, VII—470 p. [Publication de la Société historique et archéologique de l'Orne.]
Chanson (la) de Roland. Traduction et commentaire, grammaire et glossaire par Léon Gautier. 19e édition, revue avec soin. Tours. In-18⁰, LII—606 p.
Fénelon. Dialogues des morts; par Fénelon. Nouvelle édition, contenant des notes historiques, mythologiques et littéraires et précédée d'une introduction par M. A. Caron. Paris, Ve Belin et fils. In-12⁰, XVI—320 p.
Galiens li restorés, Schlussteil des Cheltenhamer Guerin de Monglane, unter Beifügung sämtlicher Prosabearbeitungen zum ersten Mal ver-

öffentlicht von E. Stengel. Marburg, 1890. Elwert. LIV—408 S. 8⁰. [Ausgaben und Abhandlungen LXXXIV.]

Harancourt, E. La Passion, mystère en deux chants et six parties. Paris, Charpentier et Cie. 121 S. 18⁰.

Hugo, V. Œuvres complètes de Victor Hugo. Édition nationale. Roman B. Fascicule n° 4 (Bug-Jargal; le Dernier Jour d'un condamné; Claude Gueux). Petit in-4⁰, p. 313 à 408. Paris, Testard.

— Œuvres complètes de Victor Hugo. Edition définitive, d'après les manuscrits originaux. Poésie. Les Châtiments. Paris, librairie Hetzel et Cie. In 18⁰ jésus, 384 p. fr. 2.

Lamartine (J. de). Histoire des Girondins. Edition ornée de magnifiques illustrations et de nombreux portraits. Livraisons 1 à 54. In-4⁰, p. 1 à 432. Paris, Quantin. (10 cent. la livraison.)

La Fontaine, J. de. Œuvres de J. de La Fontaine. Nouvelle édition, revue sur les plus anciennes impressions et les autographes et augmentée de variantes, de notices, de notes, d'un lexique des mots et locutions remarquables, de portraits, de facsimiles, etc. p. M. H. Regnier. T. 6. Paris, Hachette et Cie. fr. 7,50.

La Fontaine. Fables de La Fontaine. Suivies de: Philémon et Baucis. Nouvelle édition, avec des notes, des appréciations littéraires etc. Pet. in-18⁰, 468 p. Paris, Delagrave.

Musset, A. de. Œuvres d'Alfred de Musset. T. 3. Comédies et Proverbes. Paris, Lemerre. 465 S. 4⁰. fr. 25.

Molière. Œuvres choisies de Molière, illustrées de 22 vignettes par E. Hillemacher. T. 1er. Notice sur Molière; les Précieuses ridicules; le Misanthrope; le Médecin malgré lui; l'Avare. Paris, lib. Hachette et Cie. In-18⁰ jésus, 331 S, fr. 2,25.

Pascal. Pensées de Pascal, publiées dans leur texte authentique avec un commentaire suivi; p. Ernest Havet. Nouvelle édition. Paris, Delagrave. LI—625 S. 12⁰. [Classiques français.]

Pottier, F. Les Chartes de coutumes de Tarn et Garonne. Gr. in-8⁰, 29 p. [Extrait du Bulletin de la Société archéologique de Tarn et Garonne.]

Palissy, B. Œuvres choisies. Voyages d'Ambroise Paré. Paris, Delagrave. 12⁰. fr. 1.

Racine. J. Esther, tragédie; par J. Racine. Edition classique, accompagnée de notes et remarques littéraires, grammaticales et historiques par T. Trouillet. Paris, Delalain frères. In-12⁰, 60 p. fr. 0,50.

— Athalie, tragédie, par J. Racine. Nouvelle édition, avec des notes historiques, grammaticales et littéraires, précédée d'appréciations littéraires et analytiques empruntées aux meilleurs critiques par M. Gidel. Paris, Ve Belin et fils. In-12⁰, 95 p.

Poésies inédits du XVIIIe siècle. Famille de Vautheleret. Publiées avec preface et notes par Gaston Bernos. Paris, Lemerre. 47 S. 18⁰.

Regnier, M. Œuvres complètes. Accompagnées d'une notice biograph. etc. par E. Courbet. Paris, A. Lemerre.

Robespierre. Quelques poésies de Robespierre; par J. Bernard. Paris, Maurice. In-12⁰, 69 p. fr. 1.

Rondeaux et autres poésies du XVe siècle, publiés d'après le manuscrit de la Bibliothèque nationale, par Gaston Reynaud. Paris, Firmin Didot et Cie. LXV—185 S. 8⁰.

Rousseau, J. B. Odes, Cantates, Epigrammes. Avec étude sur la vie et l'œuvre de J. B. Rousseau par Charles Simond. Angers, Gautier. In-8⁰, 32 p. [In: Nouvelle bibliothèque populaire à 10 cent. Abonnement annuel aux 52 volumes publiés hebdomadairement: fr. 7.]

Varnhagen, Hermann. Un samedi par nuit. Die älteste altfranzösische Bearbeitung des Streites zwischen Körper und Seele. Erlangen, 1890. Deichert. 84 S. 8⁰.

Voiture. Lettres, Roudeaux, Sonnets, Ballades et Poésies diverses par Voiture. Avec étude sur la vie et les œuvres de Voiture par Ch. Simond. Paris, Gautier. 32 S. 8⁰. [Nouvelle bibliothèque populaire à 10 cent. Abonnement annuel aux 52 volumes publiés hebdomadairement: 7 fr.]

Voltaire. Œuvres complètes de Voltaire. T. 23. 33 et 34. 3 vol. In-18⁰ jésus. Paris, Hachette & Cie. Chaque volume fr. 1, 25.

— Extraits de prose, de Voltaire. Mélanges d'histoire, de philosophie et de littérature, par Louis Tarsot et Albert Wissemans. Paris, Delalain frères. In-12⁰, XVI—384 S. fr. 2,50.

Bibliothèque française à l'usage des écoles. Nr. 24. 8⁰. Berlin, Friedberg & Mode. geb. Mk. 1,20; Wörterbuch dazu (15 S.) Mk. 0,20. — Inhalt: Histoire de la civilisation en Europe, depuis la chute de l'empire romain jusqu'à la révolution française par Guizot. Ausgewählte Abschnitte, mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Gymn.-Oberl. Dr. K. Mayer. (VII, 139 S.)

— française à l'usage de la jeunesse avec notes allemandes et questionnaires. 15. Bd. 16⁰. Dresden, Küthmann. Mk. 0,60. — Inhalt: Nouvelles histoires à l'usage de la jeunesse. Avec notes allemandes et questionnaires par ancienne maîtresse Mme A. Brée. 3. Aufl. (109 S.)

Bibliothek gediegener und interessanter französischer Werke. Zum Gebrauche höherer Bildungsanstalten ausgewählt und mit den Biographien der betreffenden Klassiker ausgestattet von Prof. Schulr. Dr. Aut. Goebel. Wörterbuch zum 26. u. 27. Bd. 16⁰. Münster, Theissing. à Mk. 0,30. — Inhalt: 26. Wörterbuch zu Rollin, histoire d'Alexandre le Grand. v. Oberl. Dr. A. Klipstein (64 S.) — 27. Wörterbuch zu Paganel, histoire de Frédéric le Grand v. Oberl. Dr. A. Klipstein. (80 S.)

Burtin, E. Premiers exercices de lecture et de récitation. 2. éd. 8⁰. Berlin, Plahn. (VIII, 128 S.) Mk. 1,25.

Draeger, Mme Catherine, née Sigel [de Morges], répertoire dramatique des écoles et des pensionats de demoiselles. 4. éd., revue et corrigée. 12⁰. Berlin, Langenscheidt. (II, 158 S.) Mk. 2.

Ebener, Gfr. Französisches Lesebuch für Schulen und Erziehungsanstalten. In 3 Stufen. Neu bearb. von Dr. Adf. Meyer. 1. u. 3. Stufe. gr. 8⁰. Hannover, C. Meyer. geb. Mk. 4,95.

Erfurth, P. u. *Walther, M.* Französische Gedichte. Zum Gebrauch in Schulen stufenweise geordnet. Potsdam, P. Dienemann. VIII, 111 S. 8⁰.

Hartmann, Mart. Schulausgaben französischer Schriftsteller. Nr. 7. 8⁰. Leipzig, Seemann. Mk. 1. — Inhalt: Molière, le bourgeois gentilhomme. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. C. Humbert. (XX, 90 u. Anmerkungen. 39 S.)

Prosateurs français. 77. u. 78. Lfg. 12⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Mk. 1,25. — Inhalt: 77. Lettres persanes par Montesquieu. Im Auszuge mit Anmerkungan zum Schulgebrauch hrgg. v. Gymn.-Oberl. Otto Josupeit. (VIII, 119 S.) — 75. — 78. Thérèse, ou la petite soeur de charité par A.-E. de Saintes. Im Auszuge mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hrsgg. von B. Klatt. (IV, 103 S.)

Sammlung französischer und englischer Textausgaben zum Schulgebrauch. 3., 4. u. 6. Bd. 8⁰. Leipzig, Renger. Mk. 1,70. — Inhalt: 3. Christ. Colomb v. A. de Lamartine. 1790—1869. (80 S.) — 4. Guillaume

Tell v. J. P. C. de Florian. 1755—1794. (64 S.) — 6. Pierre le Grand v. Voltaire. 1694—1778. (76 S.)

Schulze, G. H. L'avant coureur. Erstes französisches Lesebuch für die deutsche Jugend. 2. verb. Aufl. 8⁰. Leipzig, Teubner. Mk. 1,10. (VI, 104 S.)

Schwob, Jos. Chrestomathie française ou livre de lecture, de traduction et de récitation à l'usage des écoles allemandes. 5. éd., revue, corrigée et augmentée par Prof. Th. Droz. Avec un vocabulaire français-allemand à la fin du volume. 8⁰. Zürich, Meyer & Zeller. Mk. 2,40. (VIII, 303 S.)

Théâtre français. Ausg. A. mit Anmerkungen unter dem Text, Ausg. B. Text und Anmerkungen getrennt. 1. Folge 7. Lfg., 10. Folge 2. u. 7. Lfg., 13. Folge 2. Lfg., 14. Folge 5. Lfg. u. 15. Folge 4. Lfg. 12⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Mk. 3,65. — Inhalt: I. 7. L'avare. Comédie en 5 actes. Par Molière. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hrsgg. v. Dr. Ernst Friese. Ausg. B. (107 u. 40 S.) 1887. — 60. — X. 2. Le Cid. Tragédie en 5 actes et en vers par Corneille. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hrsgg. v. A. Benecke. Ausg. B. (106 u. 31 S.) — 60. — 7. Le bourgeois gentilhomme, comédie-ballet (1670) par Molière. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hrsgg. v. Prof. Wilh. Scheffler. Ausg. A. (188 S.) — 75. — XIII. 2. Horace, tragédie en 5 actes par P. Corneille. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgeg. v. Dr. Stern. Ausg. A. (XLIV, 106 S.) — 60. — XIV. 5. Iphigénie, tragédie en 5 actes par Racine. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hrsgg. v. Dr. D. Rohde. Ausg. A. (100 u. XX S.) 1888. — 60. — XV. 4. La joie fait peur, par Mme Émile de Girardin. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hrsgg. v. Dr. S. Waetzoldt. (62 S.)

Berthaud (L. L.). Poèmes nationaux; par Léon-L. Berthaud. Paris, Strauss. Grand in-16⁰, 127 p. fr. 3.

Blum (E.) et *R. Toché.* Paris fin de siècle, pièce en cinq actes: par Ernest Blum et Raoul Touché. Paris, C. Lévy. In-18⁰ jésus, 197 S. fr. 2.

Bressel, E. Cri du coeur! Sonnets et Poésies diverses (1885—1889); par E. Bressel. Sceaux, imprimerie Charaire et fils. In-18⁰ jésus, 210 p.

Buzy, J. B. Les Derniers Chants du foyer; par J. B. Buzy. Châlons-sur-Marne, impr. Martin frères. In-18⁰, 340 p. fr. 3,50.

Daudet, A. Numa Roumestan, pièce en cinq actes et six tableaux. Paris, Lemerre. 177 S. 8⁰.

Dierx (L.). Poésies complètes de Léon Dierx. Édition corrigée et augmentée. T. 2: les Paroles du vaincu; la Rencontre; les Amants. Paris, Lemerre. In-18⁰ jésus, 213 p fr. 3. (Poètes contemporains.)

Feuillet, O. Honneur d'artiste. Paris, C. Lévy. 371 S. 18⁰.

Gille, P. Camille; comédie en un acte. Paris, C. Lévy. 51 S. 18⁰.

La Grasserie (R. de), Jeanne d'Arc, poème; par Raoul de Grasserie. Paris, Lemerre. Petit in-8⁰, 47 p.

Rosny (J. H.). Le Termite, roman de mœurs littéraires; par J. H. Rosny. In-18⁰ jésus, 318 p. Evreux, impr. Hérissey. Paris, lib. Savine.

Zola, E. The Soil (La Terre), a realistic novel; by Emile Zola. In-18⁰ jésus, 472 p. et 1 grav. par H. Gray. Paris, Marpon et Flammarion. fr. 5.

MISZELLEN.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Akademie zu Münster i. W. Professor a. d. Universität zu Greifswald

herausgegeben von

Dr. D. Behrens und **Dr. H. Kœrting**
a. o. Professor a. d. Universität zu Jena. Professor a. d. Universität zu Leipzig.

Band XII, Heft 8.
Der Referate und Rezensionen
viertes Heft.

Oppeln und **Leipzig.**
Eugen Franck's Buchhandlung
(Georg Maske).
1890.

Ausgegeben am 26. Januar 1891.

INHALT.

Referate und Rezensionen.

Prou, Maurice, *Manuel de paléographie latine et française du VI^e au XVII^e siècle* suivi d'un dictionnaire des abréviations avec 23 facsimilés en phototypie. Paris, 1890. Alphonse Picard, 387 S. 8⁰. 8 frcs.

Es war ein glücklicher Griff von Prou, den Vorteil, den die illustrierten Lehrbücher gewähren, auch dem Studium der Palaeographie zu gnte kommen zn lassen. Obwohl es jetzt gute Faksimile in grosser Zahl gibt, sind diese nnd selbst die für Lehrzwecke gemachten Zusammenstellungen nicht überall und nicht immer in den Händen der Lernenden: die 23 wohlgelungenen Faksimile (Phototypie) im Texte bei Prou werden eine richtige Vorstellnng vom Schriftbilde und sein treues Festhalten im Gedächtnisse sehr erleichtern.

Der Inhalt gruppiert sich in folgender Weise. Nach knapper Einleitung (1—14), in der auch die Litteratnr verzeichnet ist, behandelt Kapitel I (15—44) die vorkarolingische Periode: von der Kapitalschrift bis herab zur merowingischen und den sogenannten Nationalschriften. In Kapitel II (45—74) werden die Regeln der Abkürzungen entwickelt. Das dritte Kapitel (75—88) ist der karolingischen Reform (IX.—X. Jahrhundert), das vierte (89—148) der nachkarolingischen Periode (XI.—XVII. Jahrhnndert) gewidmet; dabei sind Handschriften und Urkunden für jedes Jahrhundert getrennt behandelt. Kapitel V (149—162) gibt Auskunft über Interpnnktion, Korrekturen, Accente und musikalische Noten. In Kapitel VI (163—182) wird über Schreibmaterial gesprochen. Sodann sind S. 183—187 Benennungen von Handschriften wie *antiphonaire*, *cartulaire*, *graduel etc.* erklärt. Endlich folgt ein *dictionnaire des abréviations latines* (193—352) und *françaises* (353—382), alphabetisch angelegt.

Die Anordnung des Stoffes ist im ganzen übersichtlich, aber im einzelnen lässt sich manches bessern. Durch Kapitel II

(abréviations) wird die Darstellung, wie sich die Schrift entwickelt, in störender Weise unterbrochen. Der S. 45 angeführte Grund für diese Disposition ist nicht hinreichend: auch über Interpunktion, Accente etc. muss man sich aus Kapitel V für die Faksimile in Kapitel III nnd IV Rats erholen, also konnten die Kürzungen mit demselben Rechte hinter Kapitel IV gestellt werden. Am wenigsten begreift man, warum die *notes tironiennes* am Schlusse dieses Kapitels II behandelt werden, während sie doch für einen Teil der vorher angeführten Kürznngen die Grundlage bilden. Dass die Schrift der Urkunden immer in Parallele mit der Bücherschrift gesetzt wird, ist lobenswert. Wenn aber dabei eine Anseinandersetzung über Datierung nnd Chirographa oder Kerbbriefe (S. 107. 110: *XII^e^ siècle)*, oder über den Jahresanfang (S. 121: *XIII^e^ siècle)* notwendig wird, so müssen solche Fragen in einem besonderen Kapitel zusammenhängend behandelt werden. Es verursacht dem Benutzer doch unnötigen Zeitaufwand, solche Angaben in späteren Fällen aus allen Ecken wieder znsammen zu suchen.

Über das Mass des gebotenen Stoffes lässt sich natürlich verschieden urteilen. Das alphabetische Verzeichnis der lateinischen und französischen Abkürzungen nimmt beinahe die Hälfte des Buches ein. Wohl schlägt es das bekannte Verzeichnis von Chassant aus dem Felde: die Transskription durch Antiqua und Kursive ist praktischer, selbstverständliches ist weggelassen, dafür mehr ungewöhnliches aufgenommen, so dass bei gleichem äusseren Umfange Prou mehr bietet als Chassant. Allein der Nutzen eines solchen Verzeichnisses scheint mir überhaupt fraglich. Denn in schwierigen Fällen wird man doch zu Walther's *lexicon diplomaticum* seine Zuflucht nehmen, noch öfter auf eigene Kraft sich verlassen müssen: durch Beobachtung der allgemeinen Regeln wie des jeweiligen Schreiberbrauches wird man immer die richtige Lösung finden. Es dürfte sich empfehlen, das II. Kapitel, über die Regeln der Abkürzungen, weiter anszuführen und mit charakteristischen Beispielen, auch aus französischen Texten, reicher auszustatten: dann wird nach einem gründlichen Durcharbeiten dieses Kapitels jene Eselsbrücke überflüssig. Verwechselungen ähnlicher Abkürzungen, sowie ähnlicher Buchstabenformen *(z—h, z—r)* seitens alter Abschreiber könnten noch mehr angeführt werden zu Nutz und Frommen der Leser alter Texte. Prou hat französische Leser vor Augen und beschränkt sich in der Hauptsache auf das in Frankreich entstandene und dort noch vorhandene Material; sonderbarer Weise findet sich aber bei ihm nirgends ein Wort über die Geschichte des *ç* (cédille = dimin. von zeta). S. 152 wird der Accent auf *O*

exclamatif unter den *signes de corrections* erwähnt statt im folgenden § über *accents;* und hier musste der so häufige Accent auf einsilbigen Wörtern *(hís, ós)*, besonders den mit ihren Kasus verbundenen Präpositionen *(ádeo = a deo*, nicht *adeo)* mit angeführt werden. Ein besonderer Abschnitt über die mannigfaltigen Verzierungen der Handschriften durfte nicht fehlen; die Ornamentik ist ein gar wichtiger Faktor, um Alter und Herkunft einer Handschrift genauer zu bestimmen. Endlich würden manchem Benutzer des Buches praktische Ratschläge willkommen sein, wie man am besten alte Texte abschreibt oder vergleicht (vgl. Gardthausen, *Griechische Palaeographie*, S. 440). Dabei könnten solche Beobachtungen, wie die von F. Kluge (vgl. Kluge, *Geschichte der engl. Sprache* in Paul's *Grundriss der german. Philologie* I, 844, 846 und Napier, *Academy* 1890, Febr. 22 S. 133, March 15 S. 188), dass in ags. Texten von saec. XI an das ags. (vor *e, i)* und fränkische (vor *a, o, u*) Zeichen für *g* nicht nach Schreiberlaune gebraucht werden, sondern lautliche Unterschiede ausdrücken (die Herausgeber haben bei der Transskription den Unterschied nicht beachtet), in diesem Zusammenhange erwähnt, zu weiteren Beobachtungen ähnlicher Art anregen.

Die Darstellung des gebotenen Stoffes ist richtig und geschickt. Prou hätte sich aber ersparen sollen, den Zweifel (S. 24) an der Echtheit der siebenbürgischen Wachstafeln wieder aufzufrischen: sie sind ganz sicher antik. Zu S. 66 sei bemerkt, dass das einem ff ähnliche Zeichen in den Digesten, nach Savigny aus durchstrichenem D entstanden, nichts weiter zu sein scheint, als durchstrichenes N *(Nota)*. Ungeheuerlich ist die Herleitung (S. 153) des in merowingischen Handschriften so häufigen Zeichens für 6 aus der Verbindung von V mit I: was will man gegen Wattenbach's *(Anleitung zur lat. Pal.*[4] S. 98; *Anl. zur griech. Pal.*[2] S. 8) Herleitung aus dem griechischen ernstlich einwenden?

Das Buch ist fast verschwenderisch ausgestattet; im *dictionnaire des abréviations* wirkt der viele leere Raum sogar oft unschön. Eine neue Auflage, nach dieser Seite hin vereinfacht, an Inhalt vertieft und bereichert, wird ein gutes Hilfsmittel werden. Doch auch jetzt schon ist das Buch recht brauchbar: ich verweise nur auf die lehrreiche Analyse des Faksimile S. 29 ff. Es bringt nichts wesentlich neues und erreicht nicht Wattenbach's Arbeiten auf diesem Gebiete; aber es hat doch, namentlich für den Anfänger, manche Vorzüge.

Gotthold Gundermann.

Birch-Hirschfeld, Adolf. *Geschichte der französischen Litteratur seit Anfang des XVI. Jahrhunderts.* I. Bd. *Das Zeitalter der Renaissance.* Stuttgart, 1889. J. G. Cotta'sche B. N. 392 S. Anmerkungen 50 S. 8⁰. Preis: 6,75 Mk.

Von welchem Standpunkte aus das vorliegende Werk zu beurteilen ist, lässt sich bei dem Mangel eines Vorworts nur so im allgemeinen aus dem Titel schliessen. Und doch scheint es mir die erste Bedingung einer gerechten Kritik zu sein, dem zu beurteilenden Werke gegenüber den richtigen Standpunkt einzunehmen. So natürlich diese Forderung ist, so schwer erfüllbar muss sie sein, da selbst bei Angabe des Standpunktes seitens des Autors oft genug der Palast mit der bürgerlichen Elle und das Bürgerhaus mit dem Massstabe des Palastes gemessen wird; um so schwerer erfüllbar, wenn jede orientierende Bemerkung fehlt. Daher hat der Verfasser vorliegenden Werkes mich für entschuldigt zu halten, wenn mein Standpunkt bei der Beurteilung nicht der richtige ist. Um es gleich zu sagen, ich betrachte sein Werk als einen Palastbau, dessen Fundament durch den ersten Band gelegt ist. Die Fortführung der Geschichte der französischen Litteratur aber vom 16. Jahrhundert bis auf unsere Zeit wird gewisslich weitere 15—20 Bände und somit vieljährige Arbeit erfordern. Mir scheint, Birch-Hirschfeld hat sich eine zu umfassende Aufgabe gestellt. Die *Geschichte der französischen Litteratur im 17. Jahrhundert* liegt uns in dem trefflichen Werke des allzu früh verstorbenen *F. Lotheissen* (Wien, 1877—84, 4 Bde.) bereits vor. Wie dankbar würden wir sein, wenn zunächst die Geschichte der Litteratur des 16. Jahrhunderts uns in ähnlich anziehender und wissenschaftlicher Weise dargestellt würde! Dass Birch-Hirschfeld der Mann dazu ist, scheint mir nach Durchsicht des vorliegenden Bandes nicht zweifelhaft. Wenn ihm nach Lösung der Aufgabe dann noch Zeit und Lust zu weiterer Arbeit bleibt, so möchte ich wünschen, dass er die Litteratur des 18. Jahrhunderts in ähnlicher Weise darzustellen unternähme.

Der vorliegende Band, der sich als „erstes Buch" des Abschnittes *Zeitalter der Renaissance* ausgiebt, umfasst in sechs Kapiteln „das Zeitalter Ludwigs XII. und Franz I." (1. Kapitel, *Humanismus und Reformation* — 2. *die dramatische Dichtung* — 3. *die „rhetorische" Schule* — 4. *Clément Marot und seine Schule* — 5. *Lyon und der Hof Margaretens* — 6. *Roman und Novelle.*) Bei dieser weiten Anlage des Werkes wäre als Einleitung eine zusammenhängende, wenn auch kurz gefasste Darstellung der Kultur- und Litteraturverhältnisse des ausgehenden Mittelalters, als deren Gegensatz die Renaissance entstand, sehr wünschens-

wert gewesen. So aber sind die nötigsten Bemerkungen einzeln über das ganze Buch zerstreut, besonders Kapitel 2 und 3 schauen vielfach zurück, so dass ein einheitliches Bild der alten und Gegenbild der neuen Zeit nicht recht zustande kommt. Auf S. 87, 155, 170 macht sich der Mangel dieses einleitenden Kapitels recht bemerkbar. Auch bezüglich der sonstigen Anordnung des Stoffes hätte ich einen Wunsch: den Verfasser zu fragen, ob nicht eine einheitlichere Darstellung hervorragender litterarischer Persönlichkeiten manches für sich habe. So ist beispielsweise die Bedeutung der Königin Margarete von Navarra in Kapitel 5 des Nähern gewürdigt, ihr *Heptameron* aber erst 100 Seiten später behandelt, ohne dass dafür ein anderer Grund als die strikte Einhaltung der Kapitelüberschrift *Roman und Novelle* ersichtlich wäre. Auch in der sehr ausreichenden Schilderung Marot's hätte ich eine straffere Zusammenfassung des zusammengehörigen Stoffes gewünscht; sein Protestantismus ist an drei, vier Stellen behandelt, das Gedicht *l'Enfer* an zwei.

Doch können diese Ausstellungen prinzipieller Natur die hohe Bedeutung und den Wert des vorliegenden Bandes nicht im geringsten schmälern. Eine solch umfassende, die Resultate der Einzelforschung glücklich verwertende, auf der Höhe der Wissenschaft stehende Darstellung der Ausklänge des Mittelalters und der Anfänge der Renaissance in der französischen Litteratur des 16. Jahrhunderts gab es bislang nicht. Dazu kommt der Vorzug der gewandten Sprache, welche durch ihr schönes Ebenmass und ihre lebendige Anschaulichkeit die Lektüre des Buches recht genussreich gestaltet.

Im einzelnen möchte ich Folgendes bemerken:

S. 41. Das erste stehende Theater der *Confrérie de la Passion* befand sich in dem Dorfe *Saint-Maur-des-Fossés* bei Paris; 1402 wurde es nach Paris in das *Hôpital de la Trinité* verlegt.

S. 45. Die *Enfants-sans-souci* scheinen mir etwas zu kurz behandelt zu sein.

S. 61. Zeile 19 v. o. ist wohl 1533 statt 1516, letzte Zeile v. u. 18. Jahrhundert statt des 17. zu setzen.

S. 63. Im Januar 1502 wurde in Metz schon ein lateinisches klassisches Stück aufgeführt.

S. 89. *Belges* im Hennegau, woher der Dichter Le Maire stammte, heisst heute *Bavai*.

S. 95. Das relativ bedeutende Mysterium Gringore's *Saint Louis* ist weder auf S. 52 ff., wo von des Dichters dramatischer Thätigkeit, noch auf S. 94 ff., wo von der politischen Seite seiner Dichtung die Rede ist, näher besprochen.

S. 190. Die das Kapitel *Roman und Novelle* einleitenden Bemerkungen dürften manchen Widersprnch finden. Die Anfänge des Romanes sind nach meiner Ansicht nicht in Frankreich zu suchen — ich erinnere an Xenophon's *Kyropädie* — sondern ergeben sich bei jedem Volke ohne weiteres ans seiner Epik.

Wie das Wort „Roman" von der Bedeutung „Übersetzung ins Romanische"[1]) dnrch die verschiedenen Bedeutungen „Werk in romanischer Sprache", „Erzählung in romanischer Sprache" — „Erzählnng" zu dem hentigen Sinne „Roman" sich entwickelte, ist von P. Voelker in seiner Abhandlnng *Die Bedeutungsentwickelung des Wortes Roman (Ztschr. f. rom. Phil.* X, 485 ff.) in trefflicher Weise dargelegt.

S. 214, Zeile 11 v. u. Drnckfehler „dem" statt „das".

S. 215. Diese Anschauung über mönchische Sitten und Umgangsformen wird nicht jeder teilen können, znmal sie im Präsens auftritt. Eine mildere Beurteilung wäre erwünscht gewesen.

S. 221. Heisst der Mediziner nicht Giovanni Manardi?

S. 223. Zeile 10 v. o. Drnckfehler 117 statt 107. —

In der Biographie Rabelais', welche anf S. 212 beginnt, sind die dunklen Punkte nnd zweifelhaften Daten nicht als solche bezeichnet, was bei dem Umfange der Abhandlung (70 S.) recht wohl möglich gewesen wäre, sondern der Verfasser entscheidet sich für die eine oder andere Annahme, ohne entgegenstehende Meinungen zu erwähnen. Dass Rabelais das Volksbuch *Gargantua* ediert habe oder doch der Veröffentlichung nicht fern stehe — dass die rühmende Erwähnnng des *Gargantua* in der Vorrede zu *Pantagruel* sich auf dieses Volksbuch beziehe — dass Rabelais' *Gargantua* nach *Pantagruel* erschienen sei, etc., sind derartige fragliche Punkte.

S. 225. Der Kardinal Du Bellay handelte im Anftrage des französischen Königs, was erwähnt werden konnte.

S. 241. Im Frühjahr 1536 kehrt Rabelais höchst wahrscheinlich nach Paris, nicht nach Lyon, zurück; im Sommer war übrigens Franz I. bei seinem Heere in der Provence, um Karl V. entgegen zn treten, und nicht in Lyon.

S. 243. Rabelais war bis Anfang 1538 zu Montpellier.

H. P. Junker.

[1]) Bis ins 14. Jahrhundert hinein wurde das Französische als *roman* bezeichnet; von da ab nahm die Bezeichnung *français* mehr und mehr überhand.

Bédier, Joseph, professeur à l'Université de Fribourg en Suisse, *Le lai de l'ombre* par Jehan Renart, poème du XIII[e] siècle. Fribourg, 1890, 59 pages in 4⁰. (Extrait de l'Index lectionum quae in Univ. Frib. per menses aestivos anno M.DCCCXC habebuntur).

La publication des textes de l'ancienne littérature française a commencé dans les premières années du règne de Louis XV, et se continue depuis plus de cent cinquante ans. Il est arrivé quelquefois que les mêmes textes ont été mis au jour à plus d'une reprise: ainsi les Fabliaux, le Roman de la Rose, qui ont été publiés par Lenglet du Fresnoy et Barbazan, dans le siècle dernier, et par Méon au commencement de celui-ci. Mais jusqu'à notre temps, c'étaient des considérations de librairie qui jouaient dans ce cas le rôle principal: l'édition ancienne était épuisée, et l'ouvrage était demandé par le public. L'amélioration que le nouvel éditeur pouvait apporter au texte, était chose accessoire.

Depuis vingt ans, les considérations philologiques ont pris le dessus; et, en même temps qu'on procède avec beaucoup plus d'ardeur, avec un véritable esprit de suite, à l'exhumation des textes inédits de la littérature française du moyen âge, on s'est appliqué à donner des éditions notablement améliorées d'un certain nombre d'ouvrages importants, déjà publiés: le Pélerinage de Charlemagne, le Couronnement de Louis, Raoul de Cambray, l'histoire de saint Louis par le sire de Joinville, — les Fabliaux, dont MM de Montaiglon et Gaston Raynaud viennent de terminer la nouvelle édition, commencée en 1872.

M. Bédier, — qui s'est fait connaître au grand public par un intérressant article sur Adam de la Halle, dans la *Revue des deux mondes*, — vient de faire une publication de ce genre, en rééditant le *Lai de l'ombre* que M. Francisque Michel, en 1836, et M. Jubinal, dix ans après, avaient déjà publié; il a travaillé avec une meilleure méthode et plus soigneusement que ses prédécesseurs, et son édition est à peu près définitive. Le *Lai de l'ombre* est un poème d'un millier de vers octosyllabiques; il nous a été conservé par six manuscrits, qui appartiennent tous à la Bibliothèque nationale de Paris. L'auteur s'est nommé à la fin de son œuvre: Jean Renart; il est complètement inconnu d'ailleurs. L'étude des rimes a amené M. Bédier à penser qu'il était originaire des provinces orientales, et qu'il a voulu écrire son poème dans le dialecte de l'Ile de France. Une allusion aux chevaliers „pris as Turs et menés el Chaaire“ a permis à M. Bédier de fixer la composition de ce petit ouvrage à une date postérieure à la défaite essuyée en 1239, près de Gaza, par

les comtes de Bar et de Montfort: A la suite de ce désastre, de nombreux prisonniers furent emmenés au Caire; et dix ans après on voyait encore pendues, autour des murailles du Caire, des têtes de chrétiens que saint Lonis fit détacher et mettre en terre bénite.

Le *Lai de l'Ombre* se laisse analyser rapidement. Un chevalier rend visite à une dame, au château de laquelle il arrive dans le costume élégant de l'époque:

Li sire avoit devant son pis
Torné son mantel en chantel,
Et sorcot d'hermine trop bel
De soie en graine et d'escureus, . . .
Et chemise ridée et blanche,
Et chapel de fleurs et de venche.

La dame n'était pas moins parée:

Un chainse blanc et delié
Ot vestu la preus, la cortoise,
Qui traïnoit plus d'une toise
Après li, sor les jons menus . . .
Ele prent par la main, riant,
Le seignor, sel maine seoir.

La conversation s'engage entre eux: c'est du marivaudage, cinq cents ans avant Marivaux. A la fin, le chevalier „trait de son doit son anel, si li mist el sien". La dame était alors si plongée dans ses réflexions qu'elle ne s'aperçut de rien; mais quand le chevalier est parti,

Atant envoie vers ses mains
Un regart, si choisi l'anel.

Elle envoie en toute hâte chercher le chevalier qui avait quitté le château et déjà fait une lieue de chemin; il revient, leur entretien recommence, et la dame force le chevalier à reprendre l'anneau. C'est au bord d'un puits qu'ils causaient en ce moment, et le visage de la dame se réfléchissait dans l'eau: à cette image, à cette „ombre" [1]) le chevalier jette l'anneau que la dame n'avait pas voulu accepter de lui:

Tenés, fait-il, ma douce amie:
Puisque ma dame n'en veut mie,
Vos le prendrés bien sans meslée.

Devant cet acte d'un galant désespoir, et d'un amour passionné qui s'étend jusqu'à son image, „la rien que j'aim plus après vos", lui dit le chevalier, la dame sent son coeur se fondre, elle s'avoue vaincue, et cède tout:

Des besiers dont il s'entrepurent
Vait chascun la douçor al cuer.

[1]) Le mot ombre a aussi ce sens dans le Roman de la Rose, V. 1494.

Le poète nous laisse à deviner le reste:

De tel geu com l'en fait des mains
Estoit ele dame et il maistre, ...
Del geu qui remaint, ce me semble,
Vendront il bien a chief andui.
Et or m' en tas atant meshui.

L'université catholique, qui vient d'être fondée à Fribourg en Suisse, a ouvert la série de ses publications savantes par cette œuvre gracieuse de Jean Renart, digne contemporain de Guillaume de Lorris. Il était naturel qu'un établissement consacré à la renaissance des études catholiques, témoignât dès le premier jour quelque prédilection pour le temps de saint Louis.

Un jour viendra peut-être où les éditeurs modernes des poètes du moyen âge français n'auront plus à se soucier de la question d'argent, et pourront joindre à tous leurs textes de belles miniatures. Si l'on réimprime alors le *Lai de l'ombre*, on y trouvera deux ou trois sujets faits pour tenter un peintre: ce sera le moyen de rendre de la vie et de la couleur à l'élégant récit que je viens de résumer. Eugène Ritter.

Goerlich, Ewald, *Die beiden Bücher der Makkabäer.* Eine altfranzösische Übersetzung aus dem XIII. Jahrhundert. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar zum ersten Male herausgegeben. Halle a. S., 1889. Verlag von Max Niemeyer. L und 130 S. kl. 8⁰. Preis: 4 Mark. — *Romanische Bibliothek.* No. 2.

Der zweite Band der *Romanischen Bibliothek* enthält eine altfranzösische Übersetzung der *Makkabäer*, die nach dem Urteil des Herausgebers um die Mitte des XIII. Jahrhunderts entstanden ist. Der Übersetzer hat den Text der Vulgata ziemlich getreu wiedergegeben. Sowohl Erweiterungen als auch Kürzungen hat er im grossen und ganzen nur selten vorgenommen. Das ziemlich häufige Vorkommen von Lücken, die halbe und auch ganze Verse umfassen, erklärt der Herausgeber in annehmbarer Weise dadurch, dass uns nicht das Original der Übersetzung, sondern nur eine Abschrift derselben vorliegt. Auch sonst weist der Text eine ganze Reihe von Nachlässigkeiten und Versehen des Schreibers auf. Alle diese Stellen haben in den Anmerkungen Erwähnung gefunden; und zwar wurde in den meisten Fällen durch Vergleichung mit der Vulgata eine Herstellung des Textes versucht.

Auf 26 Seiten der Einleitung findet die Laut- und Formenlehre eine etwas breit gehaltene Darstellung. In der Unter-

suchung über die Mundart kommt der Herausgeber zu dem nicht mit Sicherheit ausgesprochenem Resultat, dass wahrscheinlich ein Anglonormanne eine südostfranzösische Vorlage aus älterer Zeit abschrieb. Dem Texte folgen noch erläuternde Anmerkungen, zu denen Förster viele wertvolle Beiträge gespendet hat. In einem Schlusszusatze endlich äussert sich Förster zu der Frage nach dem Dialekt dahin, dass er der eben wiedergegebenen Ansicht Goerlich's erst „nach schwerem Seelenkampf" beigetreten sei. Nach erneuter Erwägung glaube er, dass die Übersetzung auf den Kreis der Waldenser zurückzuführen sei. „Eine ursprünglich waldensische Übersetzung hat einem Waldenser aus dem Südosten Frankreichs dazu gedient, in seine französische Mundart umgesetzt zu werden. Eine waldensische Übersetzung der *Makkabäer* hat aber gewiss bestanden; stehen doch noch Teile einer solchen in einer waldensischen Handschrift in Cambridge."

E. Weber.

Ulrich, Jacob. *Robert von Blois' sämtliche Werke.* Band I. Berlin 1889. Mayer & Müller. — *Beaudous.* Ein altfranzösischer Abenteuerroman des XIII. Jahrhunderts Robert's von Blois. Nach der einzigen Handschrift der Pariser Nationalbibliothek herausgegeben von Dr. Jacob Ulrich.

Über die Werke Robert's von Blois und des Dichters Persönlichkeit hat zuletzt Paul Meyer in der *Romania*, XVI, 25 ff. ausführlicher gehandelt. Das muss besonders hervorgehoben werden, denn wider Erwarten enthält der uns vorliegende erste Band einer Gesamtausgabe Robert's darüber gar nichts. Die Einleitung gewährt uns in ihrem I. Teile (S. I—XVII) eine eingehende Beschreibung der einzigen Handschrift des Gedichtes (No. 24301 *fonds français* der Pariser Nationalbibliothek), während der II. Teil (S. XVIII und XIX) eine kurze Darstellung des Dialektes des Kopisten bringt. Ulrich schliesst sich hierin seiner Schülerin Dr. Mary Noyes Colvin an, die in ihrer *Lautlichen Untersuchung der Werke Robert's von Blois* (Züricher Diss. 1888) ihn dem Osten zuwies, nur scheint er Ulrich eher zu den „(nord)-östlichen" zu gehören. Auf S. 1—129 folgt dann der Text, an den sich „berichtigende" und „erklärende" Anmerkungen anschliessen (S. 130—136).

Ulrichs Unternehmen darf von vornherein bei den Romanisten auf freundliche Beachtung rechnen, denn Robert's Werke verdienen eine weitere Verbreitung als sie bisher finden konnten. Leider erfüllt der erste Band nicht ganz das, was man von einer Ge-

samtausgabe der Werke eines Dichters erwarten durfte. *Beaudous* ist in einer einzigen Handschrift erhalten, die vom Verfasser getreu abgedruckt wird. Wäre dieser Text einheitlich gestaltet, so liesse sich das Verfahren noch verteidigen. Da aber kurz hintereinander Schreibungen vorkommen wie *vuelt, welt* und *vuet (veut), tuit* und *tot (tout), tenront* und *tanront (tiendront)* u. a. m., ferner Reime wie *grace : faice* u. s. w., so musste sich die Forderung nach einer Uniformierung des Textes aufdrängen. Zwar liegt nur eine Handschrift vor, aber eine Untersuchung der Verse auf die Silbenzahl und der Reime auf die Identität der Tonvokale und der anslautenden Konsonanten hätte genügendes Material zur Bestimmung ergeben. Ein wesentlich anderes Gewand wie der vorliegende Text werden infolgedessen die übrigen Werke des Dichters in Ulrich's Ausgabe tragen, denn da dieselben mehrfach erhalten sind, wird sich der Herausgeber kaum für die Lesart der einen oder der anderen Handschrift entscheiden und der Frage, welches die ursprüngliche Mundart des Dichters gewesen sei, nicht aus dem Wege gehen können. Auch dem Verzeichnis des Wortschatzes des Dichters, welches, da es für Beaudous nicht zusammengestellt ist, wohl für alle Werke dem letzten Bande beigegeben werden wird, kann eine solche Untersuchung nur zu statten kommen.

Die Anmerkungen stehen nicht unter dem Texte, sondern sind am Ende angefügt. Dass dieselben nicht immer das Richtige treffen, und dass sich im Texte mancherlei Fehler und Druckfehler finden, hat Mussafia im *Litteraturblatt* (Januar-No. 1890) nachgewiesen, auf dessen Besprechung ich besonders aufmerksam mache. Viele Druckfehler dürften wohl auf Rechnung der Druckerei (in Kirchhain, N.-L.) zu setzen sein, denn auch im deutschen Texte sind solche vorhanden, und falsche Typen sind nicht selten.

Das Buch kostet 3 Mark. Die Ausstattung ist dabei mässig. Unsere Bücher sind im Vergleich mit den französischen beispielssweise, wie überhaupt, viel zu teuer. M. F. Mann.

Kötting, Georg. *Studien über altfranzösische Bearbeitungen der Alexiuslegende mit Berücksichtigung deutscher und englischer Alexiuslieder.* Trier, 1890. Fr. Lintz'sche Buchdruckerei (Osterprogramm), 44 S. 8⁰.

Schon der Titel zeigt, dass der Verfasser in der Auswahl der zu besprechenden Gedichte sich völlige Freiheit vorbehält. Das gleiche eklektische Verfahren beliebt ihm auch bei Benutzung der über seinen Gegenstand erschienenen Litteratur, indem er die

wichtigsten Erscheinnngen der letzten Jahre völlig ignoriert. Mag es bei einigem Wohlwollen auch verzeihlich erscheinen, dass dem Verfasser eines Osterprogrammes des Jahres 1890 die im Frühjahre 1889 zu Paris erschienene Schrift Arthur Arniaud's: *La légende syriaque de Saint Alexis (Bibl. de l'Éc. des Hautes Études, fasc. 79)* entgangen ist, so ist es doch in keiner Weise zu entschuldigen, dass er auch die Arbeiten Blan's *(Germania* XXXIII 181 nnd XXXIV 156; der erste Teil auch separat als Leipziger Dissertation: *Zur Alexiuslegende,* Wien 1888) nnd G. Paris' Rezension in der *Romania* (Aprilheft 1889) nicht kannte. Der Umstand allein, dass der vorliegende Aufsatz die zwei Jahre vorher erschienenen, vortrefflichen, in mancher Beziehnng grundlegenden, grossenteils das gleiche Thema behandelnden Ausführungen im ersten Teile der Blau'schen Schrift nicht verwertet, lässt erwarten, dass er berechtigten Anforderungen nicht entspreche. Dazu kommt, dass der Verfasser keineswegs die sichere Methode Blan's besitzt um die von letzterem gewonnenen Resultate ignorieren nnd seinerseits, aus eigenen Mitteln, feststellen zu können.

Nach einer dürftigen Einleitnng bespricht der Verfasser im I. Kapitel das altfranzösische Alexinslied *O,* von dem er beweisen will, dass es nicht, wie Brauns *(Über Quelle und Entwickelung der altfranz. Cançun de saint Alexis,* Kieler Diss. 1884) will, von einer älteren Vita, aus der erst 𝔅 abgeleitet wäre, sondern von 𝔅 direkt stammt. Um diesen Nachweis zn liefern, zeigt nns der Verfasser im II. Kapitel *(Übersetzungsweise mittelalterlicher Dichter)* an französischen, deutschen und englischen Alexiusliedern, dass die mittelalterlichen Dichter sich Abweichungen von ihren Vorlagen gestatteten. Diese allgemeine Thatsache, die dem Leser wohl schon vorher nicht ganz nnbekannt gewesen sein dürfte, soll nun zugleich ein Beweis dafür sein, dass *O* von 𝔅 stamme! Von einer Wiederlegung Braun's, von irgendwelchen tieferen Gründen, wie wir sie bei Blau, der die Vita 𝔅 kritisch beleuchtet und sie als Quelle von *O* definitiv nachgewiesen hat, finden, ist keine Rede.

Kap. III soll *die interpolierte Bearbeitung des älteren Alexiusliedes* behandeln, IV bespricht *die gereimte Überarbeitung des Alexiusliedes M,* und V berührt ganz kurz *die Bearbeitung in Alexandrinern Q.* Dabei versncht aber der Verfasser nicht einmal, den Inhalt von *i* zn ermitteln, sondern „der Kürze wegen" wird einfach *S* für die interpolierte Bearbeitung angesetzt nnd *M* als aus *S* hervorgegangen angesehen, für alles übrige aber bloss auf Branns verwiesen. Vergebens fragt man sich, wozu diese ganz oberflächlichen, ohne Verständnis für das Verhältnis der Bearbeitungen unter einander angestellten Vergleiche, die ja

schon von G. Paris und Brauns, nm von dem unserem Verfasser nnbekannt gebliebenen Blan zu schweigen, in viel kompetenterer Weise gemacht waren, eigentlich dienen sollen.

Im einzelnen wäre noch manehes hervorzuheben und zu berichtigen — wie wenn der Verfasser z. B. S. 9 sagt, in *O* sei nichts davon erwähnt „dass Alexis der Brant die Schnalle seines Schwertgehänges überreichte“, denn es „würde von den Zuhörern nicht recht verstanden worden sein“, während der Dichter dies doch v. 15b berichtet — es möge jedoch genügen zu der lückenhaften Anfzählung der *Litteratur über die Alexiuslegende* auf S. 42—44 ausser den oben erwähnten noch einige andere Arbeiten nachzutragen: Schneegans, *Modern Language Notes* III (1887) 247 nnd 307: *Die romanhafte Richtung der Alexiuslegende in afz. und mhd. Gedichten*, ib. 495: *Das Verhältnis der französischen von Herz herausgegebenen Alexiuslegende zu ihren lateinischen Quellen* (mir unbekannt geblieben); Schipper: *Wiener Sitz.-Ber.* CXIV (1887) 231: *Die zweite Version der me. Alexiuslegenden*, wo noch weiteres zu finden ist; *Scottish Text Society*, *Legends of the Saints in the Scottish Dialect of the XIV. c.* ed. Metcalfe II (Edinb. u. Lond. 1889) 441: *Alexis*.

W. Cloetta.

Rigal, Eugène. *Alexandre Hardy et le Théâtre français à la fin du XVI^e et au commencement du XVII^e siècle.* Paris, 1889. Hachette. 715 + XXIV S. 8^0.

Von den französischen Dramatikern der Vor-Corneille'schen Zeit ist kaum einer so bedeutungsvoll für die Geschichte des Pariser Theaters, wie Alexandre Hardy, und doch ist sein Leben und seine geschichtliche Stellnng immer noch wenig anfgehellt, von Zweifeln nicht frei. Wie über die Lebensverhältnisse so vieler Zeitgenossen Hardy's, haben wir anch über seine Schicksale und Erlebnisse nnr wenig verbürgte Überlieferungen, und die archivalische Forschung, welche bei den ersten Grössen der franz. Litteratur in so glücklicher Weise die Lücken nnd Mängel unserer Kenntnis fort und fort ergänzt, hält sich von dem im eigenen Lande fast vergessenen, nnr noch den Spezialforscher interessierenden Dichter fern. *Des documents authentiques, nul n'en a découvert*, so muss nnser Autor in dem Lebensabrisse Hardy's bekennen, *ni les manuscrits de la Bibl. nationale, ni les registres des Archives ne m'ont rien fourni pour son compte et le hasard seul pourrait faire découvrir quelque chose, p. e. une trace des pérégrinations en province.*

Bereits im Jahre 1880 hatte E. Lombard in drei Nummern dieser *Zeitschrift*: (T. I, S. 161—185 und S. 348—397, T. II, S. 63—72) das Leben und Wirken des Dichters in eingehender und trefflicher Weise behandelt. Hier liegt uns nun ein auf den erschöpfendsten Studien, die in dem bibliographischen Verzeichnisse sich über XVI S. gr. 8° ausdehnen, ruhendes Werk vor, voll scharfer, unparteiischer Kritik und, was für die wissenschaftliche Selbstentsagung des Verfassers am besten zeugt, doch nur in wenigen, aber unbedingt sicheren Resultaten über das bisher Erforschte hinausgehend. Wir wollen im Folgenden das von früheren Meinungen Abweichende oder überhaupt noch wenig Bekannte in den Hauptresultaten zusammenstellen.

Das Geburtsjahr Hardy's wird gewöhnlich auf ca. 1560 gesetzt, aber ohne ausreichenden Grund, denn aus dem 1623 veröffentlichten Widmungsschreiben zu *Théagène* und *Cariclée* schliesst Rigal sehr scharfsinnig, dass der Dichter nicht nach 1575 und nicht vor 1569 geboren sein könne. Freilich geht aus dem erwähnten Dedikationsbriefe mit absoluter Sicherheit nur hervor, dass Hardy's poetische Wirksamkeit mit 1593 begann, und auch das Geständnis des Dichters, seine *Hist. éthiopique*, eins seiner ersten Werke, sei *pendant les bouillons d'une jeunesse* geschaffen worden, sagt über das Lebensalter Hardy's nichts völlig Bestimmtes. Ungefähr bedeutet ja dieser Ausdruck die Lebensgrenze, welche zwischen dem Knabenalter und der reiferen Jugend liegt, also die Zeit vom 18. bis 24. Jahre, jedenfalls schliesst er das eigentliche Mannesalter aus. Jemand, der 1593 oder etwas später noch der heissblütigen Jugend angehörte, kann nicht 1560 geboren sein. Die Bildung Hardy's erstreckte sich zweifellos auf die lateinische Sprache und römische Litteratur, ob er auch das im Gymnasialunterricht damals noch neue und keineswegs offizielle Griechisch beherrschte, ist nach Rigal zweifelhaft, für uns sogar das Gegenteil unzweifelhaft. Hardy reiht sich so denjenigen hochbedeutenden Männern der Neuzeit an, die wie Val. Conrart, Ph. Quinault, Fr. Regnard, kein Griechisch wussten, oder die wenig über die Elemente dieser Sprache hinauskamen, wie Voltaire, Rousseau, Herder, Schiller etc. Aus einer Schauspielerfamilie stammte er weder, noch ist er je Schauspieler gewesen, doch irrte er als Theaterdichter mit den zigeunerhaften Komödiantenbanden jener Zeit einige Jahre in der Provinz umher, ehe er, zwischen 1598—1600, sich in Paris, mit geringen Unterbrechungen, niederliess. Rigal schildert hiebei, mit vorsichtiger Benutzung späterer und gleichzeitiger Aufzeichnungen über die Schauspielverhältnisse des 16. und 17. Jahrhunderts, welchen Entbehrungen, Enttäuschungen und Plagen das Komödiantenleben

damals ausgesetzt war, was insbesondere die vagabundierenden „Schmieren" zu leiden hatten, weist aber zugleich nach, dass einer Prügelscene zwischen Theaterdichter und Schauspielern, von der Tristan l'Hermite uns erzählt, mit Unrecht eine Beziehung auf Hardy gegeben sei. Jedenfalls aber ging es diesem während seiner Provinzialzeit traurig genug, zumal er, wie damals noch alle Theaterschriftsteller, keine feste Tantième bezog, sondern für jedes eingelieferte Stück eine geringe Summe erhielt. In Paris wurde Hardy der Theaterdichter der Truppen, welche seit 1598 im Saale der *Confrères de la Passion* spielten, also des *Hôtel de Bourgogne*, nicht des Marais-Theaters, folgte auch seinen Geschäftsfreunden auf ihre Gastreisen in die Provinz. Erst 1628 endigte Hardy's Wanderleben, doch starb er schon, wie Rigal überzeugend nachweist, zwischen September 1631 und October 1632. Er blieb sein Leben lang arm, trotzdem er vornehme und reiche Leute im Style des weihrauchduftenden Zeitgeschmackes ansang und anbettelte und klagte stets über Not und Elend, wobei wir einiges schon den oratorischen Übertreibungen jener Litteraturperiode zu Gute halten dürfen. Richelieu bekümmerte sich um ihn so wenig, wie Heinrich v. Montmorency u. A. Von seinen Beziehungen zu zeitgenössischen Dichtern waren die zu Théophile, Tristan l'Hermite und dem neu auftauchenden P. Corneille besonders enge. Was übrigens von einem wenig günstigen Urteil Hardy's über Corneille's *Mélite* in verschiedener Fassung erzählt wird, ist in der Hauptsache unverbürgte Anekdote. So dürftig das ist, was wir über die 60 Lebensjahre eines für jene Zeit bahnbrechenden Dichters (von kleinen Nebensachen abgesehen) wissen, desto reicher fliessen die geschichtlichen Quellen, welche aus seinem dichterischen Schaffen entströmen und sich über seine litterarhistorische Wirksamkeit ausbreiten.

Über die Zahl der von Hardy verfassten Stücke schwanken die Angaben. Gewöhnlich werden ihm 800 Stücke zugeschrieben, der Dichter selbst gibt im Jahre 1628, also 3—4 Jahre vor seinem Tode, deren Anzahl auf 600 an. Aber dabei läuft manche Ungenauigkeit, auch absichtliche Übertreibung unter, wie Hardy denn sich rühmt, schon *vor* seinem Jugendwerke *Théagène et Cariclée*, 300 andere geschrieben zu haben. Gedruckt sind in den sechs Bänden seiner Werke, welche in den Jahren 1623—1628 erschienen, nur 41, 13 andere sind uns dem Titel nach bekannt. Zu einer Ausgabe seiner Stücke entschloss sich der Dichter erst nach dem Erscheinen einer fehlerhaften Raubausgabe und nahm nur die bereits abgespielten und relativ veralteten auf, um nicht seiner Schauspieltruppe den Ertrag zu schmälern, denn jedes gedruckte Stück war bekanntlich für alle Theater herrenlose Beute.

Die vier ersten Bände erschienen bei Jaques Quesnel in Paris (1623—26), die beiden letzten in Rouen bei David du Petit-Val, weil Hardy mit dem ersten Verleger unzufrieden war, nur der II. Band erlebte 1621, der III. 1632, wohl nach des Dichters Tode, eine 2. Auflage. Ein Neudruck von fünf Bänden wurde von Stengel 1883—1884 besorgt. Bei der Reihenfolge der gedruckten Stücke war der chronologische Gesichtspunkt nicht der leitende, die Angaben der Frères Parfait über die Jahre, in welchen Hardy's Dramen verfasst seien, sind ganz willkürlich, ebenso auch die noch von Lombard geteilte Ansicht, dass die Stücke in Band V denen des Bandes IV in der Entstehungszeit nachfolgen. Nur von verhältnismässig wenigen kennen wir das Jahr der Abfassung bestimmt oder annähernd. Das II. Buch des Werkes beschäftigt sich mit dem Zustande des Theaters vor und während Hardy's Zeitalter. Im 16. Jahrhundert rang die neue, antikisierende Richtung der Ronsard'schen Schule mit den dramatischen Überlieferungen des Mittelalters, die in zeitgemäss veränderter Form von den *Confrères de la Passion* im Burgunderhôtel und den mit ihnen rivalisierenden Truppen gepflegt wurden, um die Herrschaft, daneben suchte eine rein nationale Richtung, welche die Sagenstoffe der altfranzösischen Vergangenheit zum Vorwurfe nahm, sich Bahn zu brechen. Die antiken Themata, besonders die Nachahmungen der dem Seneca zugeschriebenen Dramen, blieben entweder unaufgeführt oder mussten sich mit den bescheidenen Erfolgen von Schüler- und Studenten-Vorstellungen oder von Aufführungen vor kunstliebenden Grossen begnügen. Häufig waren sie auch nur gereimte Monologe oder Dialoge und trugen den dramatischen Anforderungen wenig Rücksicht. Das änderte sich 1599, als die *Confrèrie de la Passion* auf ihre Dilettantenaufführungen, die durch eine Art Monopol geschützt waren, verzichtete, die sie ersetzende Truppe des *Hôtel de Bourgogne* sich jetzt zur Dollmetscherin der modernen Richtung und Hardy zu ihrem Theaterdichter machte. So wurde dieser der Schöpfer einer neuen, volkstümlichen Tragödie, Komödie, Pastorale etc. und trug die Schuldichtung und Buchdramatik in die weiten Kreise der Masse hinaus. Lange Zeit war er der ausschliessliche Bühnendichter von Paris, erst durch Théophile de Vian, der von 1613 oder 1614 an ihm Konkurrenz machte, sich aber 1617 vom Theater zurückzog, dann durch Mairet, Rotron und andere wurde sein Ruhm etwas in den Schatten gestellt. Bei seinem Tode war er überflügelt, besonders seitdem Mairet's *Sophonisbe* die streng klassische Richtung nach Aristotelischem Schema eingeweiht hatte. Während seines beinahe 40jährigen Wirkens für die Bühne hatte Hardy unter den argen Schattenseiten des Schauspielwesens jener Zeit

unter der Rohheit und Verlodderung der Schauspieltruppen, den geringen Einnahmen, der Abneigung der vornehmen Stände und der Geistlichkeit, der Bedenklichkeit der Behörden, dem ungebildeten Geschmacke der meist dem Pöbel angehörenden Theaterbesucher, unter den Mängeln eines noch wenig vollkommenen Dekorations- und Regiewesens, unter der Notwendigkeit, zugleich den Regeln des Aristoteles und der von den Mysterien, Moralitäten und Farcen entstammenden Regel und Planlosigkeit der Handlung sich anzupassen, ev. zu leiden. Die sogenannten Dreieinheiten gelangten erst durch Mairet in Theorie, wie in Praxis zu einer noch hie und da bestrittenen Geltung. Hardy gehörte noch der alten, vorklassischen Richtung an, indessen dem Zuge des besseren Zeitgeschmackes nach Formenstrenge und Einheitlichkeit des dramatischen Schaffens suchte er nach Möglichkeit, d. h. ohne den Beifall der rohen, einer verwilderten Schaulust sich hingebenden Masse zu verlieren, Rechnung zu tragen. Auch die Inscenierung seiner Stücke entsagte dem Nebeneinander der Mysterienbühne, wo der Zuschauer all die wechselnden Orte der Handlung auf einmal übersah, ohne doch in die starre Einförmigkeit der klassischen Szenerie, welche sich stereotyp auf demselben Raume bewegte, zu verfallen. Die Bühne war für die Aufführung der Stücke gewöhnlich fünffach geteilt, die nicht in Anspruch genommenen Räumlichkeiten blieben verhüllt, leider war die Ausdehnung der Szene zu eng und die Unsitte, dass alle im Stücke beschäftigten Personen sich ständig auf dem Bühnenraume umhertrieben, zu störend, um hier Unnatur, Gedränge und Unklarheit vermeiden zu können. Der Spott, welchen die Theoretiker des Klassizismus gegen Hardy richteten, weil er mit Raum, Zeit und Einheitlichkeit der Handlung in planloser Willkür und rücksichtsloser Verletzung aller Wahrscheinlichkeit schalte, trifft grossenteils nicht ihn, sondern das Pariser Theaterpublikum.

Denn als charakteristisches Merkmal von Hardy's dichterischem Schaffen hebt der Verfasser hervor, dass die vor der Pariser Periode während der Wanderzeit in der Provinz entstandenen Dramen regelrechter und mehr dem Geiste der Tragödie entsprechend seien, als die späteren in Zügellossigkeit und Übertreibung ausartenden Tragikomödien. Der Begriff dieser letzteren Bezeichnung war ein höchst schwankender. Scaliger sieht in der Tragikomödie nur eine Tragödie mit glücklichem Ausgang, dagegen erklärten Guarini, Mairet, Scudéry u. A. sie als eine Vermischung der tragischen und komischen Handlung. Wieder Andere wollten alles Komische nur für die eigentliche Komödie vorbehalten wissen, dagegen gestatteten sie der Tragikomödie das Auftreten von Personen niederen Ranges. Man

unterschied zwei Abarten derselben, eine *comédie heroïque*, in welcher nur hohe Persönlichkeiten vorkamen, der Ausgang aber ein glücklicher war und die *tragédie bourgeoise*, deren Personen dem Bürgerstande angehörten, deren Inhalt aber ein tragischer und deren Ausgang ein unheilvoller sein musste. Beide Gattungen existierten schon vor Corneille und vor Diderot, die man als die Schöpfer der einen oder der anderen betrachtet hat. In Ansehung der Stoffe unterschied man die geschichtlichen und mythologischen von den aus Romanen und Novellen entlehnten oder frei erfundenen, die beiden letzteren waren die eigentliche Domäne der Tragikomödie. Unter Hardy's gedruckten Werken findet sich keine eigentliche Komödie, da diese Gattung vor Mairet und Corneille fast unbekannt war, dagegen fünf Pastoralen, zwölf Tragödien, elf Tragikomödien und dreizehn Stücke mit wechselnder oder unbestimmter Bezeichnnng, wie *poème dramatique*, *poèmes de théâtre consécutifs*. Letzteren Nebentitel führen die acht Teile seines Drama: *Théagène et Cariclée*. Diese unterscheidenden Titelangaben hat Hardy übrigens erst für die Drucke seiner Stücke gewählt, um sich den Schultheorien der Zeit anzupassen, für das Theaterpublikum waren theoretische Bezeichnungen überhaupt unnötig. Sehr mit Übertreibung hat man ihn als Plünderer der Spanier, insbesondere Lope's und Calderon's, schlecht gemacht, von den gedruckten Stücken sind nur fünf spanischen Novellen oder Romanen ihren Stoffen nach entlehnt, aber frei bearbeitet. Die Pastoralen zeigen die Nachahmung Guarini's, Sannazar's und Tasso's, die Tragödien und Tragikomödien sind durch die Lektüre griechischer und römischer Dichter oder Historiker angeregt, die Hardy aber nur in französischer Übersetzung las. Eine besonders reiche Fundgrube war für ihn Plutarch in Amyot's Übertragung, daneben kommen von Historikern Heliodor, Josephus, Curtius Rufus, Xenophon, von Dichtern Homer nebst den bekannten Dictys und Dares, Ovid, Vergil, Claudian, Lucan in Betracht. Von italienischen Novellisten sind besonders Boccaccio und Giraldo Cinthio benutzt, auch einige französische oder lateinische Erzähler haben ihm Stoff geliefert. Euripides, der Liebling der späteren französischen Dramatiker, hat nur in einer Tragödie, der Ἄλκηστις, ihn beeinflusst. Über die Quellen der nicht gedruckten Stücke sind nur Vermutungen, die meist auf Spanien und Italien hinweisen, statthaft und der Vorwurf, dass Hardy die spanischen Dramatiker geplündert habe, kann sich lediglich auf die Hunderte seiner Inedita beziehen, wenn er überhaupt berechtigt ist. Bei den Ansichten, die damals über litterarisches Eigentum bestanden, ist Hardy kaum als ein besonders beutelustiger Dramatiker anzusehen, hat er

doch fast nur Dichterwerke benutzt, die noch nicht eine bühnenmässige Form hatten. Manches über seine Quellen verrät er uns in den *Arguments* seiner Druckausgaben, doch ist er in dieser Hinsicht sehr unvollständig, denn die Gewohnheit, mit Plagiaten zu renommieren, wenn sie an bekannten Meisterwerken begangen waren, ist hauptsächlich erst durch Corneille und seine unmittelbaren Zeitgenossen aufgekommen. In der äusseren Form hielt sich Hardy schon an die Gliederung der Dramen in 5 Akte, indem er, eine Art dramatischer Prokrustes, seinen Stoff bald kürzte, bald in die Länge dehnte, die Prologe und Chorgesänge vermied er, weil das Publikum vor Allem Handlung sehen wollte. Zum Verständnis derselben dienten die eingeschobenen Erzählungen, Traumkündungen, Prophezeiungen etc. Von den gröberen Possen und Farcen, welche für die Füllung des Repertoires zweifellos nötig waren, ist uns keine durch den Druck überliefert. Wie sein bedeutenderer Zeitgenosse Lope de Vega, der den hochgeschätzten Aristoteles in den Schrank schloss, ehe er dichtete, war auch Hardy ein unbedingter Anhänger der antiken Dichtung und Poetik, nur die Notwendigkeit, das Volk zu belustigen und Geld zu verdienen, zwang ihn zu einer Kompositionsweise, die aller klassischen Überlieferung widersprach, die er selbst verurteilte oder doch entschuldigte, aber seinen Feinden und Neidern gegenüber verteidigen musste.

Sehr interessant ist der Vergleich zwischen den Tragödien Garnier's, des bekanntesten der Dramatiker aus der Ronsardschen Schule, und denen Hardy's. Garnier schloss sich eng an die schulgerechten und rhetorisch-prunkhaften Stücke an, die unter Seneca's Namen gingen, nahm ihren Sentenzenkram, ihre wortreichen Monologe, ihren Mangel an Handlung und Charakterzeichnung mit hinüber. So fehlte seinen für die Lektüre der Gelehrten, nicht für die Unterhaltung des Volkes bestimmten Stücken alles dramatische Leben, alle Spannung und einheitliche Zuspitzung der Entwickelung, alle Schärfe der Charakterzeichnung, ja zuweilen der innere Zusammenhang des Dargestellten. Seine *Troade* und *Antigone* waren Konglomerate verschiedener Dramen, sein *Marc Antoine* hat eine Doppelhandlung und zwei Helden, Antonius und Kleopatra, in seiner *Porcie*, nimmt die Exposition 2 Akte, die Katastrophe ebenfalls 2 in Anspruch, für die eigentliche Handlung bleibt nur der 3. Akt übrig. Monologe, Chordeklamationen und endlose Erzählungen des oft schon Bekannten, namentlich der Schlussentwickelung, machen das eigentliche Wesen dieser dramatisierten Epik und Lyrik aus. Seine Fehler wurden von seinen Nachfolgern, auch von dem talentvollen Montchrétien, dem ersten Bearbeiter des Maria Stuart

Themas, getrenlich nachgeahmt, erst Hardy schuf wirkliche Dramen, deren Technik allerdings noch mangelhaft war, wie denn zuweilen die Akte bei ihm nur Szenen sind oder willkürlich zusammengeleimt werden. Doch den Chor warf er hinaus oder machte ihn zum Mitträger der Handlung, wobei allerdings nur der Chorsprecher, nicht die Statisten seiner Umgebung in Betracht kamen; die Helden liess er auf der Szene, nicht hinter derselben sterben, wodurch er die langen Berichte über ihr Ende sparte, von der gefährlichen Nachahmung Seneca's machte er sich frei. Dem Zeitgeschmack entsprechend, wählte er jedoch für seine Tragödien meist antike Stoffe und hielt sich von der modernen Geschichte ebenso fern, wie von der biblischen.

Nach diesem 203 Seiten umfassenden Überblick der Zeit und dramatischen Bedeutung Hardy's geht Rigal zur Analyse der einzelnen Stücke über, um zuletzt noch die Sprache und den Versbau des Dichters eingehend zu berücksichtigen. Wir können, um diesen ohnehin langen Bericht nicht ungebührlich auszudehnen, hier nur die Hauptmerkmale in Betracht ziehen. Zunächst fällt uns eine grosse Derbheit und sogar Rohheit der sittlichen Empfindung in Hardy's Bühnenwerken auf. Die Notzucht kehrt mehr als einmal in seinen dramatischen Motiven wieder, Mordsucht und Blutdurst sind die Antriebe, welche die meisten Helden seiner Tragödien bewegen. Daneben der ganze Schrecken der Gespensterwelt, das Abenteuerliche der Wahrsagungen und Traumdeutungen. Die Frauen sind meist ebenso wild, grausam und brutal, wie die Männer, die Figuren der Theaterbösewichter beiderlei Geschlechts sind daher die vorherrschenden. Andererseits, des Kontrastes halber, ideale Tugendhelden, welche die Wirklichkeit nicht kennt, edelmütige, mildherzige, vor Liebessehnsucht dahinschmelzende Kriegsleute und Eroberer, von denen die Geschichte oder Legende ein ganz anderes Bild uns eingeprägt hat. In der *Mort d'Achille* fällt der unerbittliche Pelide als Opfer eines Stelldicheins, zu den ihn die Trojaner gelockt haben, Alexander der Grosse und Coriolan sind zwar keine girrenden Liebhaber geworden, aber doch völlig verblasst und abgeschwächt. Die Zwangskette der 5 Akte machte unserem Dichter, der die Handlung nicht zu verschlingen und zu verknoten wusste und sie ohne episodische Abwandlungen vom ersten Akte an unmittelbar zur Katastrophe hinleitete, besondere Mühe. Durch Retardierungen und Wiederholungen, durch endlose Betrachtungen und verschwenderischen Redeaufwand mussten seine Personen die Zeit ausfüllen, welche die Theaterbesucher als normale Dauer eines Stückes ansahen. So ist *Dido's Opfertod* ein thränenreiches Melodram mit dürftiger

Handlung nnd Charakterzeichnung, im *Tode Alexander's*, dem Mittelstücke einer Trilogie, füllen die Vorbereitungen zur Vergiftung des Helden mindestens drei, das Hinsterben desselben noch den fünften Akt aus, am Sterbebette Alexanders findet noch eine Art Militärparade statt. Endlos gedehnt sind die Verschwörungspräliminarien in dem *Tode des Darius*, dem ersten Teile, und die Reden, sowie eine mit der Hanpthandlung locker verbundene Notzuchtstragödie nehmen den grössten Umfang in dem Schlussstücke *Timoclée*, welches uns nachträglich Alexanders Sieg über Theben vorführt, ein. Auch die technisch vollkommenste der Tragödien Hardy's, die *Mariamne*, hat eine hin und her gewundene Handlung nnd viel überflüssiges Beiwerk. Eine spitzfindige Rabulistik der Gefühle und ein advokatisches Plaidieren des Für und Wider sind Kennzeichen der Hardy'schen Dramatik, die sich in vollkommener und wirksamerer Art bei Corneille wiederfinden. Man wird hier nicht den geläuterten ästhetischen Massstab unseres Kunsturteiles anlegen dürfen, besonders wird man die Schanderszenen, die Ausbrüche der ungezügelten Rohheit nnd sittlichen Verwilderung dem nicht übel nehmen, der mit der Hefe des Volkes sich abznfinden hatte, und auch von den besseren Elementen der Theaterbesucher keinen feinen und dezenten Geschmack erwarten durfte. Neben 11 Schauer- nnd Rührtragödien, deren Sujets ans dem geschichtlichen und halbgeschichtlichen Altertume entnommen sind, hat Hardy noch fünf Stücke mythologischen Inhaltes bearbeitet, die teils an den Styl seiner Tragödien erinnern, teils Vorläufer der späteren Oper sind. Sie verlieren sich ins Romantische, schalten mit der alten Mythologie ziemlich frei, mischen das Komische mit dem Tragischen, den Scherz mit dem Ernste, gehen verschwenderisch mit dem Wunderbaren und Zanberhaften um und setzen für die Aufführung ein nicht unentwickeltes Maschinen- und Dekorationswesen voraus. Am unabhängigsten von dem Zwange der Regel, der Einheitlichkeit des Styles und der Strenge der Form ist Hardy in seinen 13 Tragikomödien, die zum Teil antike, teilweise auch moderne Stoffe behandeln und an Ausdehnung öfter den Umfang eines Stückes überschreiten, einmal sogar (in der *Théagenè et Cariclée)* sich über 8 „Tage" oder 40 Akte ausdehnen. Regelrechter, bisweilen im Geiste der Aristotelischen Einheiten, aber ohne den phantasievollen Abschweifungen des Dichters Fesseln anzulegen, sind seine nach italienischem oder spanischem Vorbilde geschaffenen 5 „Pastoralen", romantische oder idyllische Verklärungen des bürgerlichen Lebens. In keiner der drei Gattungen ist die historische Treue oder das Lokalkolorit beobachtet, namentlich sind die religiösen

Anschaunngen verschiedener Zeiten in einer Weise gemischt, die an die Phantastik der spanischen oder Shakespeare'schen Komödien erinnert. Auch das war im Geiste einer Zeit, die ihre mittelalterlichen und antiken Vorstellungen nicht mit den Eindrücken der unmittelbaren Gegenwart harmonisch zu verschmelzen wusste.

In Sprache und Versifikation hält sich Hardy an die Theorien des von ihm hochverehrten Ronsard und verabscheut alle Reformversuche des Puristen Malherbe. Natürlich musste er so dem XVII. Jahrhundert als veraltet gelten und ziemlich allgemeinen Tadel erfahren. Als Metrum wandte er neben dem Alexandriner auch den Zehnsilbler an, aber seine Verse sind fehlerhaft, ungefeilt und seine Sprache ein unharmonisches Gemisch der Gräzisierungen und Latinisierungen Ronsard'scher Art und der eigenen Spracherpfindungen, die an Archaismen und Dialektausdrücken reich sind. Eine grossartige Sprachphantasie und eine Wortfülle, die gegen die Kahlheit seiner dramatischen Vorgänger und Zeitgenossen vorteilhaft abstechen, sind Hardy nicht abzusprechen. — Das Hôtel de Bourgogne, welches unserem Dichter seine glänzendsten Einnahmen und besten Triumphe verdankte, war das erste, welches ihn vergass. Schon etwa 1635 oder 1636 verschwanden seine Stücke aus dem Repertoire oder konnten nur in modernisierter Form sich halten, doch war Hardy noch von Einfluss auf Corneille's Jugenddichtungen. Später schwankt das Urteil über Hardy zwischen unverdientem Tadel und gerechterer Anerkennnng, doch überwiegt der erstere. Das unbestrittene Verdienst Hardy's bleibt es aber, dass er neben der Masse auch die besseren Stände, und sogar Gelehrte und Hofleute in das Theater zu ziehen vermochte und dadurch sowohl der rohen Volksbühne, wie dem Schuldrama ein Ende bereitete.

Rigal gibt im Anhange noch einen genauen Überblick über einige Quellen seiner Forschungen und hat auch (S. 542—556) den Versuch gemacht, mehrere verlorene Stücke Hardy's nach Theaterüberlieferungen zu rekonstruieren.

Wir haben in seinem Werke das Beste und Vollständigste, was je über den vergessenen und grossenteils verschwundenen Dichter geschrieben worden ist. Besonders reichhaltig und neu sind seine Untersuchungen über die Sprache und den Versbau Hardy's (S. 557—652), für die wir auf das Buch selbst verweisen. R. Mahrenholtz.

Barbey d'Aurevilly, J., *XIXe siècle. Les Oeuvres et les Hommes. Les Poètes.* Paris, 1889. A. Lemerre. 360 Seiten. 8⁰. Preis: 7,50 Frcs.

Der vorliegende Band enthält 20 Essais, welche ihren Ursprung dem bekannten *à propos d'un livre récent* verdanken und wohl hier nicht zum erstenmal veröffentlicht werden, obgleich darüber keinerlei Angabe gemacht ist. Zwischen dem Titel des Buches aber und seinem Inhalt besteht der merkwürdigste Kontrast. Neben Hugo, Heine, A. Barbier und Lamartine weist das Inhaltsverzeichnis die Namen la Fontaine, Ronsard, A. Chénier und Agrippa d'Aubigné auf. Zwischen Jean Richepin und Théodore de Banville sind Milton und Corneille eingeschoben. Im übrigen werden Madame Ackermann, Laurent Pichat, Amédée Pommier, Charles Monselet besprochen sowie Hektor de Saint-Maur, Paul Bourget, Maurice Rollinat und Alfred de Vigny. — Und das Alles soll neunzehntes Jahrhundert sein?! So gar schwer war es doch unmöglich für die vorliegenden Aufsätze einen passenden Namen zu finden, wenn man sich nur mit einem etwas bescheideneren Titel hätte begnügen wollen. —

Es wäre überflüssige Ausführlichkeit, wenn ich die einzelnen Aufsätze eingehend besprechen wollte. Das Interesse, welches sie für den Litterarhistoriker haben, ist ein sehr ungleiches. Einzelne Kapitel, wie dasjenige, in welchem der dritte und vierte Band der *Légende des siècles*, die *Chansons des rues et des bois* und *Le Pape* besprochen sind, dürfen vielleicht nicht ohne Nutzen gelesen werden. Aber zu oft schrumpft das Wesentliche des Inhalts auf einen glücklichen Vergleich, ein treffendes Wort, eine überraschende Parallele zusammen. Man wird mehr durch die Gewandtheit des Journalisten als durch die Tiefe seiner Gedanken gefesselt; eine Gewandheit, die es Barbey, dem eifrigsten Vorkämpfer der katholischen Kirche, möglich macht, selbst der *École satanique* Abschnitte zu widmen, in denen er sich bis zur Bewunderung hinreissen lässt. Des Dichters ungemein lebendige und blendende Sprache, in ihrer, die Grenzen des Möglichen streifenden Originalität, diese Sprache welche Paul de Saint-Victor einen Zaubertrank aus Blumen, Schlangen, Tigerblut und Honig genannt hat, verfehlt auch hier ihre Wirkung auf den Leser nicht. Als typische Beispiele für die französische Feuilletonkritik, als Urteile eines Künstlers, als Ergänzung zu den zahlreichen Schriften des seinerzeit berühmten Schriftstellers dürfen diese, kurz vor dem Tode ihres Verfassers[1]) gesammelten Blätter, trotz allem Beachtung finden. F. Heuckenkamp.

[1]) April 1889.

Stengel, E. *Chronologisches Verzeichnis französischer Grammatiken vom Ende des 14. bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts, nebst Angabe der bisher ermittelten Fundorte derselben.* Oppeln, 1890. Eugen Franck's Buchhandlung. (G. Maske.)

Ein wertvolles Werkchen! In Jahresfrist wurde aus mehr als 120 Bibliotheken das Material herbeigeschafft, gesichtet und zusammengestellt, eine mühevolle Arbeit, die umfassende Sachkenntnis und eiserne Ausdauer voraussetzt, und die um so dankenswerter ist, als es wahrlich nicht an entmutigenden Urteilen über den Wert derselben gefehlt hat. Ich selbst habe innerhalb sehr bescheidener Grenzen einen Beitrag zu dem Buche liefern dürfen und that dies in dem Gedanken, dass die Zweckmässigkeit einer solchen Zusammenstellung in keinem Verhältnisse stehen dürfte zu der Mühe, welche die Arbeit verursacht. Jetzt indess, wo das Werkchen vor uns liegt, wird sich selten Jemand finden, der nicht hundertfältigen Nutzen aus demselben ziehen kann. Der Sprachgebrauch, das Werden der Grammatik in einem Zeitraume von 500 Jahren (Grammatik für Deutsche allerdings erst seit 1550), ihre Wandlungen in dieser Zeit fest zu stellen, wird der historischen Sprachforschung an der Hand dieses Buches ungemein erleichtert. Die Ausbildung der Methodik, der grammatischen Technik tritt uns in ihrer Entwickelung vor die Augen, ein Umstand, der nicht zu unterschätzen ist zu einer Zeit, wo die Meinungen gerade über diesen Punkt in schwerem Ringen begriffen sind.

Die Ausbeutung des Buches ist dadurch wesentlich erleichtert, dass sich ausser Angabe der Fundorte der einzelnen Grammatiken noch drei alphabetische Register über Verfasser, Titel und Verlagsorte am Schlusse desselben finden.

Dass das vorliegende Material der Ergänzung bedarf, ist selbstverständlich. Verfasser weist zu wiederholten Malen darauf hin, nimmt selbst S. VI und 124 ff. Besserungen vor und fügt Nachträge hinzu. (Im Verzeichnisse der Bibliotheken fehlt Breslau gänzlich.) Ich bitte daher alle Fachgenossen, der Arbeit ihre Unterstützung angedeihen zu lassen, und dasselbe durch weitere Beiträge, die sich auch auf das Gebiet der Aussprache, der Orthographie und auf das der Chrestomathien erstrecken mögen, der Vollendung entgegen zu führen.

Es wäre wünschenswert, dass das Ministerium für geistliche, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten dies für französische grammatisch-historische Studien überaus wichtige Buch durch eine Empfehlung in sämtliche Bibliotheken der höheren Lehranstalten einführte. Ph. Kreutzberg.

Bredtmann, Hermann. *Der sprachliche Ausdruck einiger der geläufigsten Gesten im altfranzösischen Karlsepos.* Diss. Marburg, 1889. 70 S. 8⁰.

Etwa 80 Texte hat Bredtmann mit Rücksicht auf den sprachlichen Ausdruck der Gesten des Kopfsenkens, Kopfhebens, Kopfschüttelns durchgearbeitet. Nach einer allgemeinen Einleitung über die Gesten überhaupt, gibt er in 302 Nummern eine kurze Übersicht über die Redensarten, durch welche jene Gesten ausgedrückt werden. Aus der sich anschliessenden, sehr gewissenhaft durchgeführten Untersuchung über den Bau dieser Ausdrücke ergibt sich, dass derselbe allmählich immer formelhafter wurde, so dass wenige ganz feste Schemata bleiben, ja sogar dass die Verbindung dieser Redensarten mit dem Vorhergehenden und Folgendem eine immer gleichmässigere wird, so dass auch der Inhalt zur reinen Formel herabsinkt, die zu den Gefühlen, welche die Personen bewegen, nicht mehr im Verhältnis steht. Wo Begriffe fehlten, stellte das Wort sich zur rechten Zeit ein. Eine sinnlose, durch das Reimbedürfnis bedingte Anwendung der Redensart griff immer weiter um sich.

Der Verfasser ist in seinen Schlüssen hinlänglich vorsichtig und lässt sich nicht durch das Bedürfnis etwas Neues zu finden fortreissen, was übrigens bei der ungeheuren Arbeit welche in in der bescheidenen Schrift steckt, nicht unverzeihlich wäre. So glauben wir nach dieser Erstlingsschrift solide künftige Leistungen Bredtmanns erwarten zu dürfen; wir wünschen ihm aber, dass er dann dankenswerteren Gegenständen sein Interesse zuwenden kann.

F. Tendering.

Darmesteter, Arsène. *La Question de la réforme orthographique. Mémoires et Documents scolaires publiés par le musée pédagogique.* Fascic. No. 73. Paris, 1888. Hachette et Co. 8⁰. 24 S.

Die kleine Schrift Darmesteter's, wohl die letzte von dem der Wissenschaft allzu früh entrissenen Verfasser noch selbst veröffentlichte, verdient ein Interesse weit über die in ihr behandelte Frage hinaus.

Darmesteter gibt in einem ersten Abschnitt (S. 2—4) eine gekürzte, von Feinheiten absehende Zusammenstellung der im Französischen vorhandenen Laute und ihrer verschiedenen Darstellungen, in einem zweiten (S. 4—10) eine kurze Geschichte der franz. Orthographie, ähnlich der unsrigen in der *Grammatik*

der neufranzösischen Schriftsprache (S. 1—5), und geht darauf in Abschnitt III (S. 11—13) zur Kritik sowohl der etymologischen wie der phonetischen Orthographiesysteme des Französischen über, die beide gleich abfällig beurteilt werden. Von hoher Bedeutung ist insbesondere seine Wertschätzung der phonetischen Schule. Da gerade für sie (und in ihrem Gefolge für einen phonetischen Unterricht oder wenigstens für Einführung phonetischer Transskriptionen) auch in Deutschland eine mehr oder minder urteilslose Propaganda gemacht wird, so glauben wir gut zu thun, wenn wir die betreffende Stelle in ihrem vollen Umfange hier wiedergeben. Sie lautet:

En face, l'école phonétique dresse son drapeau: un signe pour chaque son, un son pour chaque signe. N'est-ce pas là l'idéal? Oui, pour le linguiste ou le physiologiste, qui veut faire l'analyse scientifique des sons émis par la bouche humaine. Mais ne songez pas à transporter dans l'usage courant des procédés de laboratoire.

Voulez-vous noter les sons d'après leurs éléments constitutifs? Écrivez alors non oi, *mais* wá, *puisque le son* oi *est formé de* l'ou *consonne et de la voyelle* a *fermé. Et, comme ce* w *et cet* a *varient suivant les mots, en intensité et en durée, distinguez le* w *fort ou sourd de* poire, *du* w *faible ou sonore de* boire, *l'*a *fermé long de* boire *de l'*a *fermé moyen de* bois *ou de l'*a *fermé bref de* boîte. *N'employez plus les signes simples* m *ou* n *pour noter des sons composés qui sont la combinaison d'un* b *ou d'un* d *avec une nasalisation:* m *est à* b, *ou* n *est à* d *ce que* an *est à* a; *au lieu de* mon ami, *écrivez donc* b̃ õ d̃ à b̃ i. *Et comme chacune des voyelles différentes qui suit la palatale* k *la modifie différemment dans son essence, ayez autant de signes spéciaux pour noter les variétés de la palatale.*[1]) *Voilà ce que vous imposera l'application rigoureuse de la méthode phonétique.*

Une orthographe phonétique est pratiquement impossible. A supposer qu'on se retrouve dans la situation des peuples romans, quand ils commencèrent à écrire, qu'une nouvelle invasion de barbares vienne détruire toute tradition littéraire, et que les générations suivantes, sans lien avec le passé, recommencent une ère nouvelle, elles arriveraient peut-être à se faire un alphabet qui mette en accord — jusqu'à un certain point — écriture et prononciation. Mais là encore, la prononciation abandonnée à elle-même, varierait de province à province, de ville à ville, de quartier à quartier, de sexe à sexe, d'homme à homme, et, chez le même individu, selon l'âge et l'humeur. Chez chacun de nous la prononciation subit sans

---

1) *Ainsi, dans* corps, car, quai, qui, *autant de variétés différentes de la palatale* k.

cesse des modifications infinies d'accent, de timbre, de durée que la physiologie la plus profonde et la plus exacte aurait peine à noter complètement. Et l'on voudrait l'emploi général d'une orthographe phonétique! Ces deux mots orthographe phonétique *jurent de se voir accouplés. Qui dit* phonétique *dit notation rigoureuse de toutes les variations locales ou individuelles de la prononciation, et qui dit* orthographe *entend une notation générale, officielle, qui, s'élevant au-dessus de ces variations, exprime la* moyenne *des nuances infinies qu'elles comportent. Une orthographe phonétique ne peut être qu'une orthographe qui se contente d'être* à peu près *phonétique; au fond, c'est une simplification de l'orthographe habituelle. A ce point de vue, il n'y aurait guère qu'une question de plus ou de moins entre l'école qui la réclame et l'école qui demande seulement un allégement dans la façon d'écrire les mots.*

Der Verfasser steht hierin vollständig auf dem Standpunkte des Referenten. Eine phonetische Transskription, die das gesprochene Wort ersetzen könnte, gibt es überhaupt nicht und wird es wohl nie geben; Transskriptionen wie etwa diejenige Passy's in seinem *Français parlé* sind für wissenschaftliche Forschung durchaus ungenügend und können allenfalls nur für praktische Zwecke geduldet werden. Für den allgemeinen Gebrauch ist ausschliesslich eine Vereinfachung der offiziellen Orthographie durchführbar. Es kann sich also nur darum handeln, festzustellen, in welcher Weise diese Vereinfachung angenommen werden soll. Darauf geht Darmesteter in Abschnitt IV (S. 14—22) ein. Er bemerkt, dass die gesprochene und geschriebene Sprache Frankreichs so weit von einander abweichen, dass beide Sprachen ihre eigene Grammatik besitzen. Die geschriebene, durch die Litteratur, die Schrift, die Schule geheiligte Schriftsprache ist aber nicht etwa durch die gesprochene zu verdrängen. Namentlich muss in der Rechtschreibung der Überlieferung Rechnung getragen werden. Allzu weitgehende Orthographiereformen sind stets gescheitert und werden immer wieder scheitern. Auch das Auge hat seine Gewohnheiten, die ebenso wie die des Ohres berücksichtigt werden müssen. Ferner muss beobachtet werden, dass die Orthographiereformen, wenn sie den grammatischen Unterricht komplizieren, sein Regelwerk erweitern, statt es zu vereinfachen, abzulehnen sind. Zu billigen sind Reformen wie der Ersatz von *x* durch *s* und *ss;* durch ihn tritt in Deklination und Konjugation eine Vereinfachung ein: Tuyau, chapeau, feu, genou, *feront au pluriel* tuyaus, chapeaus, feus, genous, *comme* loi *fait aujourd'hui* lois, *après avoir fait longtemps* loix; *on écrira* heureus, jalous, *et il sera inutile d'enseigner que le féminin de ces adjectifs se forme en changeant* x *en* se:

heureuse, jalouse. *Les verbes* pouvoir, vouloir, valoir *feront* je peus, tu peus, je veus, tu veus, je vaus, tu vaus, *comme* craindre *et* venir *font* je crains, tu crains, je viens, tu viens. *Voilà d'utiles simplifications.* Ebenso ist die Darstellung jedes ž durch *j* (statt *j* und *g*) zu empfehlen: *du coup on supprimerait la règle des verbes en* ger *qui intercalent un* e *après le* g *devant* a *et* o (mangeons) *et la difficulté que présente la prononciation des mots en* geure, *tels que* vergeure *que beaucoup prononcent, à tort,* verjeure. Man unterdrücke ferner *œu* und *œ* zu gunsten von *eu* in *bœuf, sœur, nœud, vœu, œil* und schreibe *beuf* wie *neuf, seur* wie *peur* etc.; *euil* (f. *œil*) würde zugleich den Pl. *yeux* oder *ieux* näher rücken. Natürlich müssen selbst solche Reformen nur langsam und successive ausgeführt werden. Mit der Vereinfachung des Alphabets hat die Unterdrückung überflüssiger Buchstaben Hand in Hand zu gehen. So sind die unnützen Konsonantenverdoppelungen aufzugeben. *Quel soulagement apporterait cette simplification réclamée depuis plus de deux siècles! On peut affirmer qu'il n'est pas un lettré, fût-il de l'Académie française, qui n'ait hésité une fois au moins en sa vie sur l'emploi des consonnes doubles, alors que la prononciation n'en indique qu'une; tant les contradictions abondent sur ce point dans notre orthographe officielle! Quel soulagement aussi pour la grammaire! Toutes ces règles bizarres sur la formation du féminin dans les adjectifs, des futurs et conditionnels des verbes en* eler *et* eter, *s'évanouiraient soudain au grand profit des maîtres et des élèves.* Dagegen will Darmesteter das stumme *e* in der Schrift erhalten wissen, ebenso die stummen Endkonsonanten. *A moins d'un bouleversement complet dans notre orthographe, bouleversement qui ferait du français une autre langue, on ne peut songer à écrire:* Le premié des bergé va chanté un' bel' romans' bien tourné. *Les finales donnent au mot sa physionomie propre et l'achèvent, et on ne peut y toucher sans altérer la langue. C'est ici que se distingue clairement la notation phonétique de la notation orthographique simplifiée. Pour les phonétistes, ces finales, ne répondant à rien de réel, doivent disparaître; pour les grammairiens, elles font partie intime du mot. Il faut les conserver, sans se préoccuper des rapports de la graphie à la prononciation, parce que, si on voulait être exact, on arriverait à des complications extraordinaires: on écrirait* un gran garçon, un grant enfant, une grande fille; ils sont si fréres, ils sont siz enfants, ils sont sis'. *Il faut les conserver parce qu'elles expliquent le plus souvent la dérivation: la finale de* trait *reparaît dans* traiter, *de* plomb *dans* plomber, *de* succès *dans* successeur, *de* gris *dans* grisâtre, *de* berger *dans* bergère, *de* bonnet *dans* bonnetier, *de* pot *dans* potée. — Jede der vorzu-

nehmenden Schriftänderungen muss in allen ihren Folgen untersucht werden, und man muss sich dessen vergewissern, ob sie ohne Nachteil (Komplikation) auf alle einschlagenden Worte angewendet werden kann.

Die französische Orthographiereform wird, wir glauben es mit Darmesteter (Abschnitt V, S. 22 ff.), in der von ihm geschilderten Weise mehr oder minder langsam und mehr oder minder vollständig vor sich gehen. In ihrem Gefolge werden eine grosse Anzahl Schreibregeln und mit ihnen eine Menge grammatischer (Flexions- und Konkordanzregeln, vgl. *Ztschr.* XII^2, S. 139 f.) verschwinden. Die Franzosen haben ein lebhaftes Interesse daran, ihrer Schuljugend das Erlernen der geschriebenen Sprache zu erleichtern; jede derartige Erleichterung kommt aber auch dem Ausländer zu gute, und wir haben so die Hoffnung, dass die französische Grammatik im nächsten Jahrhundert unseren Schülern geringeren Verdruss durch überflüssigen Regelwust bereiten werde. Dagegen zeigen die Auseinandersetzungen Darmesteter's und Clédat's deutlich, dass in den führenden Kreisen Frankreichs — mit vollem Recht — keine Neigung für eine extreme Orthographiereform, für eine wirklich phonetische Rechtschreibung vorhanden ist, und zwar aus demselben Grunde, aus dem wir einen phonetischen Unterricht der französischen Grammatik in Deutschland ablehnen zu müssen glauben (vgl. *Ztschr.* XII, 1 ff.), weil damit keine Erleichterung, sondern eher eine Erschwerung des Erlernens der Sprache verbunden sein wird. Es ist also keine Gefahr vorhanden, dass wir von Frankreich aus zur Einführung der von mir und Clédat (v. *l. c.* u. S. 258 ff.) skizzierten phonetischen Zukunftsgrammatik gezwungen werden.

E. Koschwitz.

Bréal, Michel, *La Réforme de l'orthographe française.* (Extrait de la Revue des Deux Mondes du 1er Déc. 1889). Paris, Hachette, 1890.

Dussouchet, J., *La Réforme orthographique* (Extrait du Correspondant), ib. 1890.

Havet, Louis, *La Simplification de l'orthographe*, ib. 1890.

I. Tout ce qu'écrit M. Bréal, et particulièrement ce qu'il écrit à l'adresse d'un public étendu, se distingue par de rares qualités d'élégance et de finesse, qui ne vont pas, il est vrai, sans une assez forte dose de scepticisme et de douce ironie. Sous les dehors d'une bonhomie indulgente, il sait, mieux que personne, mettre à nu les côtés faibles des thèses qu'il examine,

et fait impitoyablement justice de toutes les exagérations. Traitant de la question orthographique, il a pu donner libre carrière à son talent plein de malice et de séduction, et l'on a pris un plaisir extrême à lire dans la Revue des Deux Mondes sa consultation sur cet important sujet. Par contre, de ces pages spirituelles, mais peu concluantes, il serait malaisé de dégager la pensée intime de l'auteur. Aussi la plupart des lecteurs s'y sont-ils laissé prendre. Ils sont demeurés convaincus que la cause de la réforme n'avait pas de plus redoutable adversaire que M. Bréal; et M. Brunetière, un farouche partisan du statu quo orthographique, a pu naguère adresser force compliments et actions de grâces à son éminent collaborateur.

Or, M. Bréal a été l'un des plus empressés à signer la *pétition à l'Académie*, et l'on ne peut raisonnablement admettre qu'il ait changé d'avis entre mai et décembre de la même année. Il est évident, par conséquent, qu'on s'est mépris sur ses vraies intentions, méprise surprenante, puisqu'il s'agit d'un écrivain remarquable par la netteté de la pensée. Si cette erreur a pu cependant être commise, c'est qu'on l'a senti bien plus préoccupé de calmer l'impatience des novateurs, que de prouver aux récalcitrants la nécessité d'une réforme; c'est qu'à chaque raison alléguée en faveur de la simplification, il oppose une contre-raison qui l'annule; c'est que, vers la fin de son article, il désavoue, ou peu s'en faut, la ligne de conduite adoptée par les chefs de l'agitation réformiste.

Pour demander une refonte d'ensemble vous vous appuyez, sur une raison d'économie. — Prenez garde, objecte M. Bréal, qu'en faisant court, vous ne fassiez laid, et surtout obscur.

Invoquez-vous au contraire l'intérêt des étrangers? — Vous vous exagérez, est-il répondu, les obstacles qu'oppose l'orthographe à l'expansion de notre langue. D'ailleurs, précisément à cause des étrangers, beaucoup de prudence est nécessaire. Des changements trop brusques risqueraient de déconcerter les clients actuels de la culture française.

Mais les enfants? N'est-il pas urgent de les affranchir d'une étude aussi stérile que pénible? „Entre les mains de nos maîtres d'école, tout deviendra matière à examen et à concours, si leur esprit est orienté de ce côte: les tours de force en chronologie vaudraient-ils beaucoup mieux? La nouvelle orthographe n'aurait-elle pas bientôt elle-même ses arcanes et ses pièges?"

M. Bréal ne conteste point cependant qu'il y ait quelque chose à faire. Il demande par exemple l'expulsion de toutes les lettres „qui doivent leur présence à une erreur d'état civil";

ainsi le *d* de *poids*, le *c* de *sceau*. „Quelques fausses lettres étymologiques suffiraient pour jeter le discrédit sur toutes les autres.“ Il voudrait aussi qu'on simplifiât certaines règles grammaticales: extension de *s* à tous les pluriels; suppression des traits d'union dans les composés; dans la théorie des participes, élimination de toutes les difficultés qui s'y sont introduites de par la volonté des grammairiens. Il est vrai qu'il ajoute aussitôt que „cette revision du vocabulaire ne pourrait être conduite jusqu'au bout sans faire aucune concession à l'usage ou à la clarté, de sorte qu'on supprimerait d'anciennes inconséquences pour en créer de nouvelles.“

On a eu tort, d'après M. Bréal, de mettre l'Académie en demeure de prendre l'initiative de la simplification réclamée. L'Académie suit l'usage, nous dit-il; elle ne le précède jamais. C'est là une objection à laquelle on a déjà répondu plus d'une fois. On a montré que l'Académie avait spontanément introduit bien des changements, quelquefois même des changements considérables. On a fait observer aussi que chacun étant aujourd'hui tenu de se conformer strictement à la loi établie par les Qnarante, eux seuls ont l'autorité nécessaire pour y apporter des modifications.

M. Bréal demande aux réformateurs de faire eux-mêmes „l'application et la preuve de leurs idées en choisissant un point particulièrement évident, et en pratiquant dès à présent ce qu'ils conseillent“. Il m'est impossible de partager cette manière de voir. Toute tentative de réforme qui n'aura pas l'école pour centre de rayonnement, avortera infailliblement. Quel père de famille, écrivant à ses enfants, oserait employer une orthographe autre que celle qu'ils apprennent sur les bancs de l'école? Or nous n'aurons l'école que si nous avons l'Académie. Il était donc indispensable d'agir en première ligne sur la seule autorité législative que reconnussent, en fait de langue, l'instituteur, le prote et le fonctionnaire public.

II. L'opuscule de M. Dussouchet est extrait de la revue *le Correspondant*. Il n'y faut pas chercher des arguments nouveaux ou des vues originales. C'est surtout un rapide historique de la question, agrémenté d'une foule d'anecdotes bien choisies et narrées avec esprit. Au reste, l'auteur s'est contenté de développer sur certains points, de reproduire textuellement sur d'autres, quelques pages de l'introduction du *Nouveau Cours de Grammaire Française* qu'il a publié avec la collaboration d'A. Brachet. Il aurait bien dû profiter de l'occasion pour expliquer ce qu'il entendait par cette phrase de la grammaire, réimprimée presque dans les mêmes termes dans le *Correspondant:* „Le

mot orthographe est un exemple des mauvais tours que l'étymologie (?) a déjà joués à notre orthographe (?)."

III. M. Louis Havet a été, sinon l'initiateur, du moins le général en chef de la dernière campagne orthographique. On ne saurait trop admirer l'activité et la prudence qu'il y a déployées. Chargé de rédiger la pétition qui devait être adressée à l'Académie, il a libellé ce document avec tant de tact et d'habileté que les plus modérés comme les plus intransigeants ont pu y apposer leur signature. Et que de lettres il lui a fallu écrire aux journaux, aux revues, à ses nombreux lieutenants! Quel que soit l'accueil que l'Académie ménage à la *pétition*, les peines de M. Havet n'auront pas été stériles. C'est certes un résultat dont il peut être fier que d'avoir associé dans un même effort les professeurs de faculté et les instituteurs, des radicaux et des conservateurs, des catholiques et des protestants, des Français, des Belges et des Suisses Romands. 8000 signatures ont été recueillies presque exclusivenement dans le monde des lettres, des sciences et de l'enseignement. N'y a-t-il pas dans cette imposante manifestation de quoi rassurer la religion de ceux, parmi les Quarante, qui croiraient devoir se retrancher derrière de prétendues traditions académiques pour opposer à nos réclamations une fin de non-recevoir?

Sous le titre de *La simplification de l'Orthographe*, M. Havet a réuni les principaux articles qu'il a publiés de droite et de gauche au cours de la campagne. J'attirerai particulièrement l'attention de mes lecteurs sur deux importants morceaux reproduits, l'un de la Revue de l'enseignement secondaire et supérieur, l'autre de la Revue bleue. M. Havet y discute avec autant d'esprit que d'érudition deux questions de principe: la distinction des homonymes, et les rapports de l'orthographe et de l'esthétique.

Sur le premier point, l'auteur estime que la distinction graphique des homonymes n'est pas seulement inutile, qu'elle est même nuisible, — nuisible à la clarté vraie de la langue parce que la clarté artificielle qu'elle fournit à l'écrivain le dispense de surveiller son style, — nuisible aussi par le temps qu'on perd à étudier de misérables expédients. Sur le second point, M. Havet n'a pas de peine à démontrer que l'orthographe, pour être esthétiquement belle, doit être limpide et diaphane; que l'orthographe du vieux-français présentait ce caractère de transparence; qu'elle s'est peu à peu chargée de caractères exotiques et de lettres parasites; que les consonnes muettes sont „trop sujettes à se changer soudain en consonnes tapageuses"; que les poètes eux-mêmes sont intéressés à une simplification

qui dans une foule de cas „mettra en relief l'exactitude de la rime". Mais les poètes n'ont rien voulu entendre; ils avaient déclaré abominable une réforme qualifiée par eux de pédante et d'utilitaire; ils se sont révoltés à l'idée qu'on osât leur recommander l'orthographe simplifiée comme aimable et délicieuse. Un fin critique, que l'amour du paradoxe et la désinvolture dédaigneuse n'ont pas peu contribué à rendre célèbre, M. Jules Lemaître, a pris fait et cause pour les poètes, et, dans ces Billets du Matin qu'il envoyait alors au journal *le Temps*, il a vertement rappelé à l'ordre le présomptueux qui s'avisait de faire la leçon à ses susceptibles clients. La rime, a-t-il prétendu, est d'autant plus belle qu'à l'identité du son se joint une plus grande dissemblance de la forme. M. de Banville avait dit qu'il fallait pour qu'une rime fût belle que le *sens* des mots appariés fût le plus distant possible. Mais les poètes d'aujourd'hui, et certains critiques à leur suite, s'occupent-ils encore du sens? La forme leur suffit, et même ce qu'il y a de plus matériel dans la forme, l'orthographe. M. Havet, en écrivant son article, pressentait qu'il ne convaincrait pas les poètes actuels: „Les poètes priseront mieux que tout le monde ce dont tout le monde jouira, la simplicité élégante. Je me mets, bien entendu, au point de vue de demain, non d'aujourd'hui; car il se peut bien que l'épreuve de la transition rende quelques poètes un peu nerveux." Il ne croyait pas prédire si juste. Qu'il se console pourtant. Les poètes du XX^e^ siècle, qui n'auront pas été élevés dans le fétichisme d'une orthographe bizarre, lui sauront gré d'avoir travaillé à les doter d'une écriture élégante et sobre; ils auront peine à croire qu'une réforme si modérée et si légitime ait pu exposer son promoteur aux invectives de leurs devanciers. PAUL OLTRAMARE.

Clédat, L., *Précis d'orthographe et de grammaire phonétiques pour l'enseignement du français à l'étranger.* Paris, 1890. Masson. 8°. 92 S.

Das Büchlein Clédat's fällt inhaltlich mit meiner *Neufranzösischen Formenlehre nach ihrem Lautstande* (Oppeln 1888) grossenteils zusammen und ist offenbar durch deren Erscheinen erst veranlasst worden. Doch ist unser Standpunkt ein zum Teil verschiedener. Für mich ergab sich aus meinem Versuch die in dieser Ztschr. XII, S. 1 ff. ausgeführte Folgerung, dass mit einer rein phonetischen Grammatik sich eine Erleichterung des französischen Sprachunterrichts nicht erreichen lasse. Clédat widmet

seinen *Précis* der *Alliance française*, die sich zur Aufgabe gemacht hat, das Französische in allen Ländern der Welt zu verbreiten und glaubt, dass auf dem eingeschlagenen Wege sich wirklich eine leichtere Erlernung seiner Muttersprache bewerkstelligen lasse. Doch führt die Lektüre auch seines Buches ohne vieles Nachdenken zu der Erkenntnis, dass sich Clédat hiermit im Irrtum befindet und nur deshalb getäuscht wurde, weil ihm, dem Franzosen, die Schwierigkeiten nicht genügend zum Bewusstsein gekommen sind, die ein Ausländer bei dem Studium einer Grammatik wie der von uns skizzierten finden würde. An eine praktische Verwendung dürfte Clédat übrigens bei Abfassung seines Grundrisses einer phonetischen Grammatik ebensowenig gedacht haben, wie ich bei der meiner *Formenlehre:* er wendet sich in seinem Werkchen durchaus an Franzosen oder des Französischen bereits Kundige, und es scheint ihm, wie mir, am meisten daran zu liegen, d i e s e über die Gestaltung einer phonetischen französischen Elementargrammatik aufzuklären.

Um der phonetischen Grammatik den Weg zu ebnen, sieht sich Clédat genötigt, von vornherein darauf zu verzichten, sie auch in ihrer Orthographie rein phonetisch zu gestalten. Die von ihm vorgeschlagene phonetische Orthographie (S. 1—27) ist nur eine Vereinfachung der offiziellen französischen Schreibweise. Es soll durch sie erreicht werden, dass ein Fremder, der sich in seinen Schriftstücken ihrer bedient, ohne weiteres von jedermann verstanden wird und die offizielle Orthographie nicht erst zu lernen braucht. Daher die zahlreichen Inkonsequenzen des Clédat'schen Transskriptionssystems. Er behält nicht nur wie ich (und auch dies ist mir nicht mit Unrecht vorgeworfen worden) *c* vor dunklem Vokal, im Auslaut und vor Konsonant für *k* und neben *k* (vor *e*, *i*, *eu*) und *x* (= *gz*) bei; er gebraucht auch sonst die Schriftzeichen in einer Weise, die gegen die Grundregeln einer rein phonetischen Transskription verstösst. So ist *o* bei ihm nicht nur offenes *o* (der Verfasser nennt es *o ordinaire*), es ist auch *u̯* in der Verbindung *oi*, die Verfasser für *u̯a* beibehält. *J* ist bei ihm nicht nur *i*, sondern auch *a* in der beibehaltenen Verbindung *oi* (für *u̯a*), und noch anders ist sein Lautwert in der beibehaltenen Verbindung *oin* (= *u̯ẽ*). *U* (= *ü*) wird in *u̯i* (= *ü̯i*) und *un* (= *œ̃*) beibehalten; die Nasalvokale werden durch die unphonetischen Schreibungen *an*, *èn*, *on*, *un*, *ein* ausgedrückt. *H* dient mit *c* (also in *ch*) zum Ausdruck von *š*, mit *g* vor *e*, *i* zum Ausdruck von *g*, es wird endlich als diakritisches Hilfszeichen auch in Fällen wie *anhardi* zur Vermeidung einer Aussprache *anardi* verwendet. Neben *s* (= stimmlosem *s*) erscheint mit demselben Laute *ss* zwischen zwei Vokalen und am Wortende. Die im Auslaut ge-

sprochenen Konsonanten werden noch von einem für den Phonetiker überflüssigen Apostroph begleitet *(leur', grèv' etc.)* u. s. w. Quantität und Accent werden im allgemeinen überhaupt nicht angedeutet. Die bekannten Accente des Französischen dienen der Regel nach zu Klangbestimmungen (*é = e, è = ę, ê = ę̈; eu = œ̨, eû = œ̣*, [hier wie in *ou* und den Nasalvokalen, bei *ch, gh* werden zwei Lautzeichen zum Ausdrucke e i n e s Lautes gebraucht] u. s. w.); nur *û* macht eine Ausnahme, indem durch seinen Cirkumflex die Länge angedeutet wird.

Die Phonetiker werden der geschilderten Orthographie Clédat's die Berechtigung des ihr gegebenen Beiwortes *phonétique* bestreiten. Wer aber mit Clédat eine halbphonetische Notorthographie für geeignet hält, dem Fremden das Erlernen der gewöhnlichen Orthographie des Französischen zu ersparen, wird sich mit seiner Bezeichnungsweise zufrieden geben können. Mir scheint ihr Wert mehr wie problematisch, wenigstens so lange noch keine sie anwendenden Wörterbücher vorhanden sind. Der nach Clédat's Vorschlag Unterrichtete muss wissen, wie die traditionell geschriebenen Worte auszusprechen sind, ehe er sie in seiner Weise umschreiben kann, muss wissen, wie sich die gewöhnliche Orthographie zu der seinen verhält, wenn er in gewöhnlicher Weise gedruckte Texte richtig lesen will. Unter diesen Umständen ist gewiss die durch Clédat gebotene Erleichterung recht unbedeutend, wenn nicht vollständig illusorisch.

In dem Hauptteil seiner Arbeit ist Clédat bestrebt, die zu gebenden Regeln möglichst gering an Zahl und möglichst einfach erscheinen zu lassen, seinem Zwecke entsprechend, Proseliten für einen phonetisch-grammatischen Unterricht zu werben. Hatte ich schon in meiner *Formenlehre* (die sich vorzugsweise an Lehrer wandte und die Darstellung der Lücking'schen Grammatik möglichst beibehielt, um einen Vergleich mit der traditionellen Grammatik zu erleichtern) alles weggelassen, was irgend entbehrlich erschien, so ist Clédat hierin noch weiter gegangen. Eine grosse Anzahl der Paragraphen meines Buches bleiben bei ihm ohne Korrespondenz; nämlich § 1—2 (Genus der Substantiva), § 3—5 (Motion der Substantiva), § 11, No. 4 (Plural von *œuf, bœuf)* und der grösste Teil von § 12 (inflexible Substantiva), § 13—14 (Flexion der zusammengesetzten Substantiva), § 24 (Flexion der zusammengesetzten Adjektiva), § 25—26 (Komparation), § 30—32 (Zahladverbien etc.), § 43 (unbestimmte Fürwörter), § 44 (Identitätspronomen), § 58 (die zusammengesetzten Zeiten der Intransitiva), § 59 (Passivum), § 60 (Paradigma der Reflexiva), § 61—62 (das Verb in Frageform und mit Negation), § 63—65 (Adverbium). Eine weitere Vereinfachung erstrebte

Clédat dadurch, dass er die Quantitätsveränderungen fast ganz unbeachtet liess, die Aussprache resp. Nichtaussprache von unbetontem *e* (*ę sourd* oder *e muet*) im Wortinnern überging und die Scheidung von *ie* und *ie* (nach seiner Orthographie *yè*, *yé*, *ye* und *ié*, *iè*, *ie*) unterliess. Damit geht gerade ein Vorteil der phonetischen Grammatik verloren: der Hinweis auch auf feinere Ausspracheveränderungen, die bei der traditionellen Grammatik leicht übersehen werden. In anderen Fällen ist Clédat ausführlicher wie Ref. So ist die Femininbildung der Adjektiva eingehender behandelt, mehr den von mir *hier* XII, 6 ff. aufgestellten Forderungen entsprechend, aber keineswegs alle möglichen Fälle berücksichtigend und ganz ausreichend. Sonst bringt Clédat einige Bindungsregeln und einige kleinere Beobachtungen mehr wie die *Formenlehre*, einen kurzen neuen Abschnitt: *Mots invariables* (S. 51—53), und endlich ist von ihm die Verbalflexion nach anderen Gesichtspunkten ausführlich ausgearbeitet. Kapitel X behandelt die „Bindungen bei den Verben" ähnlich, aber kürzer wie von mir in dieser *Ztschr.* XII, 10 ff. gefordert wurde; Kapitel XI bringt die Paradigmata der Verben *avoir* und *être;* XII die der Verben auf *-er*, XIII die der inchoativen Verben auf *-ir* (also den §§ 48—51 der *Formenlehre* entsprechend), XIV endlich *Les Verbes des Conjugaisons mortes*, entsprechend dem § 52 der *Formenlehre*, aber in anderer Darstellung. Während es mir am leichtesten erscheint, die sog. französischen unregelmässigen Verben zu bewältigen, indem man sie nach einer Einteilung wie der von mir nach Lücking gegebenen, die Verwandtes zusammenstellt, einfach auswendig lernt, glaubt Clédat — mit manchem früheren Grammatiker — eine leichtere Erlernung zu ermöglichen und vielleicht auch wissenschaftlicher zu verfahren, wenn er die Verben auf *-re*, *-oir* und die reinen Verben auf *-ir* in Eins zusammenfasst und durch Regeln über Stammgewinnung und Ableitungen die Formenbildung zu veranschaulichen sucht. Mir scheint, dass diese Art der Darstellung am besten von dem begriffen wird, der die unregelmässigen Verben bereits kennt, während der Anfänger durch sie irre wird. Indess ist gerade dieser Abschnitt, weil er eine andere Art grammatischer Auffassung in das Reich der Phonetik überträgt, als die von mir gegebene, der originellste und wertvollste Teil des Clédat'schen Buches.

Der Schulreformer und Befürworter einer reinen Lautgrammatik besitzt nun den Versuch einer solchen von einem Deutschen, der sie zur Einführung in den Schulunterricht für schlechterdings ungeeignet hält, und von einem Franzosen, der ihr das Wort reden zu können glaubt und ihm durch möglichste Vereinfachung seiner Grammatik entgegenkommt. Er kann nun selbst abwägen, welcher

der beiden einander entgegenstehenden Anschauungen er zuneigen will; er wird aber sehr wohl zu beachten haben, dass je weiter er die lautlichen Beobachtungen treibt, je mehr er auf die Berücksichtigung auch feinerer Lautschattierungen drängt, um so umfangreicher sich das Regelwerk der phonetischen Grammatik auch in der Formenlehre gestaltet. — Das Votum des Praktikers mag übrigens ausfallen, wie es wolle: die Wissenschaft wird die phonetische Grammatik unbekümmert um ihre phonetische Verwendbarkeit weiter führen.

Den vorstehenden allgemeinen Bemerkungen mögen hier im Interesse der auszugestaltenden neufranzösischen Lautgrammatik einige Notizen über einzelne Punkte folgen!

Die Plurale des Artikels *les*, *des* sowie die Pronomina *les*, *mes*, *tes*, *ses*, *ces* spricht Clédat im Bindungsfalle und ausserhalb desselben mit geschlossenem *e* aus. Das Sachs'sche Wörterbuch u. a. lehren die Aussprache mit offenem *e*, sogar mit sehr offenem *e* (*ę*). Plœtz *Anleitung etc.* findet, dass die Aussprache mit geschlossenem *e* eine ganz abscheuliche, nachlässige ist. Lesaint, *Traicté complet etc.*, 3. éd., Halle 1890, S. 59 f., lässt das „sehr offene *e*“ dieser Worte nur in der Konversation zu einem mittleren *(e ouvert moyen)* werden. Legouvé, *L'art de la lecture* (zitiert von Benecke, *Die französische Aussprache*, 2. Aufl. Potsdam 1880, S. 166) stellt zwar fest, dass in der Unterhaltung *les*, *des*, *mes* etc. sehr oft mit geschlossenem *e* gesprochen werden, findet aber bei der Lektüre eine solche Aussprache verdammenswert. Legouvé ist damit im Einverständnis mit älteren Grammatikern, mit Delatouche (1696), Vallart (1744) u. a. Thurot, *De la Prononciation française* I, 213 findet in der heutigen Aussprache durchweg offenes *ę*. Aus seinem Werke (S. 211—214) ist übrigens zu entnehmen, dass die Grammatiker schon seit dem 16. Jahrhundert bei der Bestimmung der Aussprache der genannten Wörtchen geschwankt haben. Was ist nun als gegenwärtige Aussprache zu lehren? Sollte gegen Clédat, der aus dem Périgord stammt und in Lyon lebt, der Vorwurf von Neuem erhoben werden, den Delongue 1725 den Provenzalen machte: *Un Provençal écrira comme moi ces prez et ne prononcera pas comme moi cês prés, mais il dira cés prez, cés vallons?* Auch den von anderen gefundenen Unterschied zwischen *les*, *des* mit geschlossenem *e* vor Konsonant, mit offenem vor Vokal leugnet Clédat, denn er sagt S. 29 ausdrücklich: *On remarquera que les formes de l'article défini pluriel devant les voyelles ne diffèrent des formes de cet article devant les consonnes que par l'adjonction d'un z de liaison.*

S. 31 ff. gibt Clédat einige neue Bindungsgesetze für die Plurale der Substantiva. Nach ihm findet in der Umgangssprache

Bindung derselben nur mit folgendem attributiven Adjektiv und auch fast nur dann statt, wenn das Substantiv (phonetisch) mit einem Konsonanten endigt. Man sagt leicht *dé trou énorm'*, aber: *dé tigr' z'énorm'*. Ferner bindet man das Substantiv mit folgendem ihm syntaktisch eng verbundenen Adverb: *uit' an-z apré.* Auch hier befindet sich Clédat teilweise im Widerspruch mit anderen modernen Orthoepisten. So führt Lesaint *a. a. O.* S. 381 f. als Aussprache der Umgangssprache die der Regel Clédat's entgegenstehenden Beispiele auf: *dè zò-m i-nu-main (des hommes inhumains), dè cri-m' ainpu-ni (des crimes impunis), dè portt ouvèrtt (des portes ouvertes)* u. m., in denen die Substantiva konsonantisch auslauten und doch nicht mit den folgenden attributiven Adj. gebunden werden. Es scheint also die Nichtbindung in noch weiterem Umfange gestattet zu sein, als Clédat annimmt.[1])

S. 32 tritt Clédat wie öfter aus dem Rahmen seiner Grammatik heraus, wenn er seinen Lesern mitteilt, dass Bindungen nach einem Substantiv im Singular in der Umgangssprache unendlich seltener sind, als man sich denkt. Ein Anfänger, der erst Französisch lernt, hat sich darüber natürlich noch keine Gedanken gemacht. Auch ist mit einer Regel nicht durchzukommen wie der ebenda gegebenen: „Einige Substantiva im Singular, denen ohne Pause ein vokalisch beginnendes Wort folgt, nehmen einen Bindungskonsonanten an. Man wird diese Einzelheiten durch den Gebrauch lernen". Welche Bindungskonsonanten kommen vor, bei welchen Worten kommen sie vor u. s. w., wird der unkundige Leser fragen. Und die Antwort wird nicht anders zu geben sein als mit der Vorschrift, bei jedem Substantiv gleich die Bindeform mit zu lernen. Ebensowenig ist das folgende Gesetz in einer phonetischen Grammatik angängig: „Gewisse Substantiva setzen im Prinzip selbst im Singular ein Bindungs-z an: nämlich diejenigen, die in der offiziellen Orthographie in beiden Numeri gleich geschrieben werden." Hier wird die Kenntnis der gewöhnlichen Orthographie als bekannt vorausgesetzt; aber auch davon abgesehen ist die Regel ungenau, weil Worte wie *fils, post-scriptum* u. dgl. nicht mit eingeschlossen werden dürfen. Unvollständig ist auch der weitere Zusatz: „Diese Bindung tritt selten und bei einigen dieser Substantiva niemals ein; man sagt nicht: *un né-s' akilèn.*" — Im allgemeinen nimmt Clédat nur auf die Umgangssprache Rücksicht, aber soll der Fremde nicht auch korrekt lesen und vortragen lernen?

---

[1]) Meine Lyoner Wirthin, eine Lyonerin mit elementarer Schulbildung, bindet *s* in allen obigen Beispielen, auch in *trous énormes,* mit Ausnahme von *huit ans | après,* (20. November 1890.)

Bei der Femininbildung der Adjektiva scheidet Clédat die vokalisch und konsonantisch ausgehenden und stellt für erstere zunächst die Regel auf: Die Adjektiva auf *ou*, *o* (besser *ô*), *eu*, *è* oder *ê*, *a*, *oi* oder auf Nasalvokale haben besondere weibliche Formen. Dabei ergeben sich (ohne dass es anders als durch Beispiele hervorgehoben wird) für die Adjektiva auf *ou* (= dtsch. *u*) fünf Unterabteilungen: 1) *fou, fol'*; 2) *sou (saoul): soul'*; 3) *apsou (absous): apsout'*; 4) *rou: rouss'*; 5) *andalou: andalouz'*; für die Adjektiva auf *ô* (*ọ*) sechs Unterabteilungen: 1) *bô: bel'*; 2) *grô: grôss'*; 3) *clô: clôz'*; 4) *sô: sôt'*; 5) *hô: hôt'*. (Clédat musste übrigens *ô* und *ôt* schreiben); 6) *chô (chaud): chôd'*; für die Adjektiva auf *eû* (*œ* und *ịœ*), drei Unterabteilungen: 1) *creû: creûz'*; 2) *vyeû (vieux): vièy* und 3) die Ausnahme *bleu*, die kein besonderes Femininum hat; für die Adjektiva auf *è* und *ê* sechs Unterarten: 1) *ghè* und *vrè*, die ausnahmsweise kein besonderes Femininum haben; 2) *épè (épais) : épèss'*, 3) *fransè : fransèz'*, 4) *discrè : discrèt'*, *prê : prèt'*, 5) *lè : lèd'*, 6) *frê : frèch'*[2]); für die Adjektiva auf *a* und *â* drei Unterabteilungen: 1) *bâ : bâss'*, 2) *râ : râz'*, 3) *béa: béat'*; für die Adjektiva auf *oi* (*ụa*) drei Unterabteilungen: 1) *gôloi (gaulois) : gôloiz'*, 2) *droi : droit'*, 3) *froi : froid'*. Für die Adjektiva auf Nasalvokal ergeben sich bei Clédat zwei Hauptgruppen, die wieder in eine Reihe Unterabteilungen zerfallen. Die erste Hauptgruppe umfasst diejenigen auf Nasalvokal ausgehenden Adjektiva, in denen beim Femininum, wie es Clédat ausdrückt, sich der Nasalvokal in den korrespondierenden oralen Vokalen + (dentalem) *n* verwandelt. Hierher gehören: 1) die Adjektive auf *on* (*õ*): Fem. *on'*, 2) diejenigen auf *an* (*ã*): Fem. *an'*, 3) auf *èn* (*ẽ*): Fem. *èn'*, 4) *un* (*œ̃*): Fem. *un'* (*ün*). Ausnahmen bilden 5) die Adjektive auf *èn* (*ẽ*) mit Fem. *in'* und 6) *bénèn* (*bénin*) und *malèn* (*malin*) mit Fem. *bénign'* und *malign'*. Die zweite Hauptgruppe besteht aus solchen Adjektiven auf Nasalvokal, bei denen der Nasalvokal auch im Fem. bleibt, wo dann aber Kons. angesetzt wird. Dieser angesetzte Konsonant ist: 1) ein *t*: *savan : savant'*, 2) ein *d*: *blon : blond'*, 3) ein *ch*: *blan* (*blanc*) : *blanch'*, 4) ein *g*: *lõ : lõg'*. Der Fall *distinct* (*distẽ : distẽkt*) bleibt bei Clédat unberücksichtigt. Den aufgezählten Arten vokalisch ausgehender Adjektiva stellt Clédat diejenigen auf *é*, *i*, *ü* gegenüber, die im allgemeinen keine besondere Femininform haben; nur bei *u* (*ü*) trete im Fem. Vokaldehnung ein (*ü*). Diese Aussonderung wird aber dadurch misslich, dass es doch wieder recht viele Adjektiva auf *e*, *i*, *ü* gibt, die ebenfalls ein besonderes Femininum besitzen. Nämlich I) Adjektiva auf *é* mit Fem. *èr'* (ihrem *é* geht, wie Clédat richtig

---

[1]) Adjektiva wie *suspect* (*süspẹ*) sind übergangen.

beobachtet, ein *ch, j* oder *y* d. i. *š, ž* oder *į* voraus), II) Adjektiva auf *u* (Clédat meint *û*, doch ist Länge für die Maskulina kaum zuzugeben) mit Fem. *uz' (üz) : confû : confûz'*; III) Adjektiva auf *i*: 1) mit Fem. *iy' : janti (gentil) : jantiy'*, 2) mit Fem. *iz': gri : griz'*; 3) mit Fem. *it': fri : frit'* (auch Fälle wie *cui (cųi) : cuit'* werden von Clédat hierher gerechnet).

Nicht viel weniger verwickelt wie für die vokalisch ausgehenden Adjektiva sind die Regeln für die konsonantisch ausgehenden. Es gelingt Clédat für beide Adjektivarten ebensowenig wie mir ein rettendes Merkmal zu finden, das gestatten würde, zu erkennen, wann die eine oder andere Femininbildung einzutreten habe. Es bleibt für den nach einer phonetischen Grammatik Lernenden nichts anderes übrig, als das Chaos anzuerkennen und bei jedem Adjektiv die Binde- und Femininform mit zu lernen. — Unter Clédat's Regeln für die Femininbildung konsonantisch ausgehender Adjektive finden wir auch die Gruppen auf *eur : euz', rieur' : rieuz'* und die Bildungen *vanjeur : vanjerèss'* und *corrupteur': corruptriss'* etc., die in meiner Zusammenstellung *hier* XII, S. 6 f. keine Berücksichtigung gefunden haben.

Der Adjektivflexion fügt Clédat S. 40 f. wieder einige Bindungsregeln hinzu, die von den gewöhnlich gegebenen abweichen oder sie ergänzen. Er macht darauf aufmerksam, dass ein vokalisch endendes Adjektiv sich selten vor seinem Substantiv zu befinden pflegt, dass die Adjektiva im Singular und Plural auch vor folgendem *et* binden, und dass die pluralischen Adjektive auch bei vokalischen Ausgängen vor ihrem Substantiv ein Bindungs-*z* einschieben, während in anderer Stellung nur konsonantische, namentlich auf mehrfache Konsonanz ausgehende Adjektiva ein Plural-*z* einschieben: *il' son pénibl'-z a voir* u. dgl. Im übrigen sind Clédat's Bindungsregeln mit den meinen *(Formenlehre* S. 7) ihrem Inhalte nach identisch.

Bei den Zahlwörtern S. 43 sagt Clédat: *neuf'* (9) vor dem Wort *eur' (heure)* wird *neuv'* gesprochen: *neuv' eur'*, was wohl zu eng ist. Gewöhnlich wird gelehrt, dass *neuf* vor jedem folgenden Vokal im Bindungsfalle mit *v* gebunden werde (man vgl. u. a. die Beispiele bei Lesaint, S. 139). Ferner S. 44 sind seine Beispiele für das Gesetz, dass *vèn (vingt)* und *san (cent)* vor folgendem Zahlwort kein Plural-*s* annehmen, sehr unglücklich gewählt. Es sind *catr' vèn uit'* und *sèn san onzyèm.* Vor *huit* und *onzième* sind ja Bindungen überhaupt ausgeschlossen.

In der dankenswerten Konjugationsbehandlung Clédat's wird man manche Formulierung unpraktisch finden: diese Schwäche war bei einem ersten Versuche nicht zu vermeiden. So lassen sich Erklärungen wie die S. 66 im letzten Absatz und S. 69 zu

den roinen Verben auf *ir* gegebenen u. a. gewiss noch vereinfachen. S. 71, Z. 5 von unten wird das *ainsi s'expliquent* des Verfassers bei den historischen Grammatikern einiges Schaudern erregen: *ô* in *fôdra (faudra)* ist doch das Ergebnis von *a* + aufgelöstem *l*, *ô* nicht aus *a* entstanden. Die Anssprache des Präsens von *savoir : sè*, die Clédat S. 82 gibt, gilt nicht als mnstergiltig.[1]) Die erleichternde Merkregel, die ich *hier* XII, S. 10 in Bezng auf die Präsensbildung gab, hat Clédat nicht gefunden; ebenso fehlt eine solche für die 1. nnd 2. Konj. Präs. in ihrem Verhalten zn den entsprechenden Personen des Indikativ.

Damit genug. Möge das Schriftchen meines verehrten Konkurrenten recht viele Leser finden!

E. Koschwitz.

Clédat, L., *Questions d'Orthographe et de Grammaire.* II. Extrait de le Revue de Philologie française. *(Rev. de phil. franç.* 1890, S. 81—93.)

Mancher, der sich die Mühe genommen hat, unsere Anzeigen von Clédat's *Précis d'orthographe etc.* (s. o. S. 258 ff.) und von Darmesteter's *Question de la réforme orthografique etc.* (s. o. S. 250 ff.) zu lesen, wird Freude darüber empfunden haben, dass nnsere Nachbarn jenseits der Vogesen einstweilen noch recht wenig Anstalten machen, sich zn einer rein phonetischen Orthographie zn bekehren. Ihre Einführung, wäre sie überhanpt durchführbar, würde eine Umwälzung im Lehren nnd Lernen des Französischen erzeugen, die mitzumachen nicht immer als Annehmlichkeit empfnnden werden dürfte. Die Aussprachelehre würde sich allerdings vereinfachen: aber die dem Französischen eigenen Artiknlationen müssten nach wie vor gelernt, die deutschen Dialekteigentümlichkeiten, die der Aneignung einer korrekten französischen Aussprache entgegensteben, nach wie vor bekämpft werden; das Vokabellernen würde durch die Notwendigkeit, auch die Bindungsformen mitzulernen, erschwert werden; dem Lateinkundigen, denen die gegenwärtige Orthographie bei Aneignnng des französischen Wortschatzes hilfreich beispringt, würde dieser Vorteil entgehen; die Formenlehre würde sich verwickeln, nnd die Syntax nur wenig vereinfacht werden; der historische Grammatiker endlich würde zwar den gegenwärtigen Lautstand besser im Gedächtnis haben nnd leichter dem früheren entgegenstellen,

---

[1]) In Genf und Lyon ist *sę* f. *sẹ* = *sais* allerdings allgemein im Gebrauch.

dafür aber würde ihm die Aneignung des früheren um so mehr Schwierigkeit machen. Kurz, Nachteil und Vorteil würden sich zum mindesten aufwiegen, und unter solchen Umständen dürften die Nichtfranzosen im allgemeinen nur wenig Begeisterung für eine radikale französische Orthographiereform entwickeln.

Um so grösser wird ihre Begeisterung sein, wenn von Seiten der Franzosen ernstliche Anstalten getroffen werden, jenen zahlreichen Schreibregeln des Französischen zu Leibe zu gehen, die weder in der lebenden Sprache noch eine geschichtliche oder etymologische Berechtigung besitzen, und die nur erfunden zu sein scheinen, um den jungen Franzosen wie den Ausländern das Erlernen der gebräuchlichen Orthographie Frankreichs möglichst zu erschweren. Den Anstoss, in dieser Richtung vorzugehen, hatte Clédat bereits in der *hier*, XII, S. 139 ff. besprochenen Arbeit gegeben. In dem nunmehr zu besprechenden kleinen Aufsatz, der den Untertitel trägt: *Tu couds* et *tu absous*, finden wir ihn auf dem gleichen Gebiete thätig. Auch diesmal hat Clédat seine Ansichten einem Aräopag französischer Grammatiker (den Herren M. Bréal, G. Paris, Marty-Laveaux, Cronslé, Delboulle, Chabanean, Bastin, F. Hément und F. Brunot) unterbreitet, die, wie es in dem vorliegenden Falle nicht anders sein konnte, ihm ihre mehr oder minder vollständige Zustimmung ausgesprochen haben. Da Clédat in der begonnenen Weise weiter fortzufahren gedenkt, möchten wir ihm empfehlen, seinen Gerichtshof durch Aufnahme einiger ausländischer Grammatiker des Französischen, eines Deutschen, Italieners, Niederländers, Engländers und, wenn möglich, auch eines Russen etwas zu erweitern; in Angelegenheiten der Beseitigung der Bizarrerien der französischen Orthographie sollten auch die dabei stark mitbeteiligten Ausländer ihre Stimme abgeben dürfen; Clédat zumal, der das Französische zur Weltsprache erhoben wünscht, sollte auch die Weltbürger ausserhalb Frankreichs nicht ungehört lassen. Bei ihnen würde er vielleicht die lebhafteste Zustimmung auch zu seinem neuen Vorschlage gefunden haben.

Clédat verweist diesmal auf die Inkonseqnenz der Schreibungen der 3. Sgl.: *résout, dissout, plaint* etc. mit *t* neben *coud, moud, sourd* mit *d*, deren Vorhandensein für jeden Kenner der historischen Grammatik ein Ärgernis ist. Die lat. Grundformen sind: *consuit, molit, surgit.* Auch in *sied, assied (sedet), perd (perdit) mord (mordet)* und in den Endungen *end, and, ond* (lat. *endit, andit, undit)* ist *d* ohne Berechtigung, da es schon in den ältesten französischen Sprachdenkmälern gefallen ist, da man auch in *voit (videt), échoit* ein *t* schreibt, und in der Bindung der sonst stumme Konsonant *t* lautet. Ebensowenig wie

in der 3. Sgl. lässt sich *d* in der 1. 2. Sgl. Präs. vor *s* verteidigen. Man schrieb bis in das XVI. Jahrhundert *pers, mors, prens, répons* (im Altfrz. war in der 2. Sgl. *d* + flex. *s* zu *z* geworden, die 1. Person ging für gewöhnlich auf *t* aus); wenn man in diesen Verben den Endkonsonanten des lat. oder französ. Stammes festhalten wollte, hätte man dies auch bei den übrigen Verben thun und *sorts, parts, doivs* oder *doibs, dorms, servs* etc. schreiben müssen, was im XVI. Jahrhundert zum Teil auch geschah. Clédat plädiert also für Beseitigung sämtlicher angegebenen *d*. G. Paris macht darauf aufmerksam, dass auch *vainc* durch *vaint* zu ersetzen sei und regt Clédat dadurch zu den weiteren Beobachtungen an, dass man auch in *mets, bats, vêts* das *t* unterdrücken und *rons, ront (rumpis, -t)* schreiben müsste. Marty-Laveaux fürchtet durch die Neuerung eine Verletzung des Auges, Crouslé stösst sich an *assiés, assiet,* wie Clédat vermutet, weil hier mit Tilgung von *d* noch die Schreibung *é* für *e* verbunden ist. Delboulle benutzt die Gelegenheit, um auf die thörichten Schreibungen *sille* und *dessille* für früheres *cille decille* neben *cil* hinzuweisen; Chabaneau empfiehlt, mit der vorgeschlagenen Reform sofort auch in der Praxis zu beginnen, und Bastin endlich weist darauf hin, dass *coud(s), moud(s)* ihr *d* der Analogie zu der sog. „regelmässigen" Konjugation *rends* verdanken. Hément und Brunot stimmen ohne Bemerkung zu.

In der Hauptfrage herrscht also allgemeine Einmütigkeit. Der Anregung Chabaneau's folgend wird dann Clédat in seiner *Revue* die folgenden orthographischen Vereinfachungen einführen: 1) Endungs-*x* durch *s* ersetzen, also schreiben: *châteaus, caillous, vois (voix), pris (prix), pais (paix)* etc., 2) die unetymologischen Buchstaben ausmerzen in Worten wie *s(c)eau, poi(d)s, le(g)s, la(c)s*, 3) die Komposita in der Schrift mit dem Simplex ins Einvernehmen setzen, also *déciller* nach *cil, contreindre* = *astreindre* etc., 4) bei allen Verben auf *re, oir, ir* im Präsens Sgl. im Auslaut nur *s* und *t* setzen, 5) das Pc. Pf. nach *en* und präpositionalem Inf. unverändert lassen, und die Pc. von *coûter* und *valoir* wie jedes andere Pc. Pf. behandeln. Er hofft darin Nachahmung zu finden und so schliesslich auch die Akademie dahin zu bringen, den neu geschaffenen guten Gebrauch später zu sanktionieren. Die genannten Reformen sind mit Rücksicht darauf ausgewählt, dass sie offenkundige Abgeschmacktheiten beseitigen und die Physiognomie der Worte nicht zu sehr verändern, worauf Clédat mit Recht ein besonderes Gewicht legt. Darum erscheinen ihm auch die weitergehenden Reformversuche der Gegenwart (*f* für *ph*, *y* für *i*, *an* für *en*, *acion* für *ation* etc.) zur Zeit für aussichtslos und eher hinderlich wie förderlich. Bei

seiner massvollen Reform wird es Clédat gewiss nicht an Nachfolgern fehlen. In Deutschland kann für die Sache wenig gethan werden; doch werden sich unsere Schulgrammatiker zu überlegen haben, ob nicht die Clédat'schen Neuerungen in ihren Büchern einzuführen und der Unterricht dadurch zu erleichtern ist. Auch werden unsere Schulmänner es vielleicht unterlassen können, ein *veus* für *veux*, *chevaus* für *chevanx* etc. noch weiter als fehlerhaft „anzustreichen", nachdem es einmal Franzosen gibt, die eine solche Orthographie als richtig verwenden.

E. Koschwitz.

Clédat, L., *Sur la double valeur des temps du Passif français.* In: Rev. de philologie française. 1890, S. 1—9.

Clédat setzt hier eine in seiner *Grammaire historique* S. 216 (vgl. *hier*, XI, 15) begonnene syntaktische Studie fort. Schon dort hatte er auf die doppelte Bedeutung der Pe. Pf. in Konstruktionen wie *ce mur est construit par de bons ouvriers* (diese Mauer wird von guten Arbeitern gebaut), und *voilà qui est fait: le mur est construit* (die Mauer ist gebaut) hingewiesen. Dem ersteren Falle entspricht lat.: *construitur*, dem zweiten *constructus est;* im ersten Falle liegt ein Präsens vor, im zweiten ein Pf. bez. das Perfektum Präsens. Das zweite *est construit* (ist gebaut) steht auf derselben Stufe wie ein *il est arrivé* (er ist gekommen); doch ist im letzteren Falle (beim Intransitivum) eine präsentische Verwendung (= er kommt an) ausgeschlossen. Auch kann man sagen: *il est arrivé hier*, aber nicht *il est construit hier*, d. h. beim Passivum kann das Präsens von *être* + Pe. Pf. nicht für eine eben vollendete Handlung gebraucht werden, wohl aber beim Pe. Pf. das Intransitivums. Dagegen ist wieder im Lateinischen ein *heri constructus est* gestattet. Die Verwendung von *est construit* (= ist gebaut) als Perfektum Präsens ist überhaupt überall ausgeschlossen, wo der eingetretene Zustand nicht ausdrücklich als noch fortbestehend bezeichnet wird: *le mur est construit, mais en l'a détruit depuis*, ist unmöglich; es kann hier nur heissen: *ce mur a été construit.*

Die Verwendung des Präsens von *être* + Pe. Pf. bei aktiven Verben in der Bedeutung eines Perf. Präsens ist ferner nur bei Verben mit begrenzter Zeitdauer möglich, nicht bei solchen mit unbeschränkter Zeitdauer, weil bei diesen der Zustand die Handlung begleitet und mit ihr zugleich abgeschlossen ist, ein Resultat nicht übrig bleibt. *Un homme est redouté*

(ein Mann ist oder wird gefürchtet) kann immer nur ein Präsens sein. (Im Deutschen wird dies klar dadurch, dass hier ohne Bedeutungsunterschied ist und wird eingesetzt werden kann.) Zuweilen kann ein Verbum auf beide Weisen für eine Thätigkeit von beschränkter und unbeschränkter Zeitdauer gebraucht werden.

Die Verschiedenheit der Bedeutung von *est construit* (= wird gebaut und ist gebaut) liegt in einer verschiedenen Bedeutung der Pc. Pf. In der ersten, rein präsentischen Bedeutung (wird gebaut) drückt das Pc. nur den leidenden Zustand aus, ist es Pc. Präs. Pass.; in der zweiten (ist gebaut) drückt es nur die Vollendung aus, ist es ein wirkliches Pc. Perf. Pass. Im Deutschen, das Clédat nicht zum Vergleich heranzieht, so sehr es ihm seine Bedeutungsanalyse erleichtert hätte, drückt wie im Kl. Lat. das Pc. immer eine Vollendung aus; mit wird wird angedeutet, dass diese Vollendung in der Gegenwart eintritt, während ist die eingetretene Vollendung feststellt. Die Funktionen, die im Deutschen zwei verschiedene Hilfsverben übernehmen, müssen im Französischen durch das eine Pc. Pf. mit zwei Bedeutungen zum Ausdruck gebracht werden.

Wie beim Präsens von *être* mit Pc. Pf., so beim Imperfektum. In *La pièce était jouée* (war gespielt) *quand nous sommes arrivés* wird eine Vollendung in der Vergangenheit (ein Imperfektum Perfektum oder *Imparfait accompli*, wie der Verfasser es nennt) zum Ausdruck gebracht; in *la pièce était jouée* (wurde gespielt) *par de bons acteurs* kommt ein gewöhnliches passivisches Imperfektum zum Ausdruck. Ebenso beim Futurum: *la pièce sera jouée* (wird gespielt werden) *par de bons acteurs* (Fut. Pass.) und *la pièce sera jouée* (wird gespielt sein) *quand vous arriverez* (Vollendung in der Zukunft, Futurum Perfektum). Nicht anders auch in den übrigen Tempora. Die Clédat schwierig scheinende Analyse von *le tour lui a été joué* (ist gespielt worden) *par son frère* (Pf. log.) und *il s'est esquivé, et le tour a été joué* (ist gespielt gewesen, Perfektum Perfektum, Vollendung in der Vergangenheit) ist sie dem Deutschen, der richtig übersetzt, ohne Weiteres gegeben.

Es liegt auf der Hand, dass in den Fällen, wo das Pc. Pf. bei *être* zum Ausdruck der Vollendung dient, also ein wirkliches Pc. Perfekti ist, Korrespondenz zu den gewöhnlichen Bezeichnungen der Vollendung eintritt, ohne dass deshalb eine Gleichheit der Bedeutung vorläge.

La pièce est jouée depuis hier (ist gespielt) korrespondiert mit *La pièce a été jouée hier* (ist gespielt worden) und ebenso bei den anderen Tempora. Wie die deutsche Übersetzung klar macht, wird bei dem Gebrauch der gewöhnlichen Tempora

der Vollendung (Pf. log., Plqpf. I und II, Fut. II) im Passivum der Eintritt resp. Abschluss der Vollendung hervorgehoben *(a été jouée:* ist gespielt worden), während bei den parallelen Ausdrücken (ohne *été*) das Fortbestehen des Ergebnisses in den Vordergrund tritt *(est jouée:* ist gespielt und bleibt es). Clédat ist dieser Bedeutungsunterschied in seiner Analyse entgangen.

Diese unsere Unterscheidung gilt auch für das historische Perfekt von *être* + Pc. Pf. der in Frage kommenden Verben *Quand il fut réduit à l'impuissance* (als er zur Ohnmacht gebracht war) *on l'abandonna* unterscheidet sich genau in derselben Weise von *quand il eut été réduit* . . (als er . . gebracht worden war). Es ist nicht richtig, wenn Clédat die eben genannten beiden Ausdrücke gleichstellt einem: *Quand il a été réduit* . . . (als er gebracht worden ist), weil hier ein anderes Tempus vorliegt (ein Perf. Präs.), das nur in Verbindung mit einem weiteren präsentischen Tempus denkbar und verwendbar ist.

Clédat schliesst seine Betrachtung mit der Behauptung, wo bei einem, eine vorübergehende Thätigkeit bezeichnenden Verbum das Pc. Pf. als Vollendungsform in der geschilderten Weise eintrete, sei *être* als eigentliches selbständiges Verbum zu fühlen, das dabei stehende Pc. gewissermassen das Pc. eines anderen Verbums, werde also nicht eine zusammengesetzte Form dieses anderen Verbums gefühlt. In *le mur est enfin construit* sei nicht das Hilfsverbum, sondern das eigentliche Verbum *être* angewendet, *construit* besitze den Werth eines Adjectivs. Man solle vergleichen: *la maison est enfin appropriée* und *la maison est enfin propre*. Aber nichts hindert auch in anderen Fällen ein Adj. für ein Pc. Perf. einzusetzen. Ich kann ebenso gut: *ce mur a esté construit* mit „die Mauer ist fertig geworden" übersetzen, wie *le mur est construit*, mit „die Mauer ist fertig". Hier hat Clédat unverkennbar sein Sprachgefühl getäuscht und ihn den *fond des choses*, den er damit gefunden zu haben glaubte, verkennen lassen.

E. Koschwitz.

Clédat, L., *Mélanges de phonétique française*. In: Revue de philologie française 1890. S. 41—46.

Vier Miszellen zur historischen Lautlehre des Französischen. 1. *Jeter* soll auf eine vl. Grundform *jettare* zurückgehen, und, was noch weniger wahrscheinlich ist, *giet, gietes, giete* ihr *iè* der Analogie zu *ié* in den Adjektiven und Substantiven an *gier, gié*

verdanken. — 2. *avec* verdankt die Erhaltung seines *c* bis in die Gegenwart der älteren Konkurrenzform *aveque (avec* zu *aveque* wie *or* zn *ore)* nnd ebenso, was glaublicher klingt, *donc* seinen erhaltenen *k*-Auslant dem älteren *donque.* — 3. Die postpalatalen (oder velaren) Laute *c (k)* und *j (y)* sollen vor den haupttonischen freien Velarvokalen *u, o* ein (unsilbisches) *u* (also *u̯*) nach sich entwickelt haben. *Cogitat* sei so durch *cuoide* zu *cuide, juvenem* durch *juovne* zu *juefne* etc. übergegangen. Des Verfassers Beweisführung hinkt nach mehreren Seiten, abgesehen davon, dass es ihm nicht gelingt, die selbst gebrachten Einwände in überzengender Weise zu beseitigen. Der zitierte Reim *esquet (excutit): puet (potet)* beweist nur, dass in dem betreffenden Denkmal früheres *u̯e* und *ǫ (ou)* bereits unter dem Laute *œ* zusammengefallen waren. Nach Clédat's eigener Annahme hätte *excotit* nun *escu̯ǫt* mit geschlossenem *ǫ* entstehen können; in *pu̯ǫt*, dem Vorgänger von *puet,* lag aber offenes *ǫ* vor. Ebenso in den anderen Fällen; wie sollten *u̯ǫ* und *u̯ǫ* zusammentreffen? Wie sollte endlich in *juvenem,* dessen anlautendes *j (i̯)* früh einem *ǧ* gewichen war, ein *u* nach *j* = *ǧ* entstanden sein? Wer wird dem Verfasser mit „ja“ antworten, wenn er frägt, ob nicht in *colubra* das Anfangs-*c* das *u* der zweitnächsten Silbe beeinflusst habe? — 4. In *dr, tr* (es handelt sich nur um diese Grnppen, nicht wie Clédat betitelt, nm Dentalis vor Liquida überhaupt) nach Vokal soll die Dentalis früher in vortonischer als in betonter Stelle verstummt resp. an folgendes *r* assimiliert worden sein. Möglich, aber mit dem geringen beizubringenden Material kaum zu erweisen. Die Lehnworte *larrecin* und *norreture* durften nicht als Beweismittel herbeigezogen werden.

E. Koschwitz.

Humbert, C. *Nochmals das e muet und der Vortrag französischer Verse. Zur Vervollständigung, zur Aufklärung und zur Abwehr.* Bielefelder Progr., 1890.

Hnmbert verteidigt seinen Standpunkt in dieser Sache gegen mehrere Rezensenten seiner vor zwei Jahren veröffentlichten Schrift, bei deren Abfassnng ihm, wie er gleich zn Anfang offen gesteht, „die deutschen Bücher über französische Metrik nicht bekannt“ waren. Er verteidigt seinen Standpunkt, wie ich meine, mit Glück. Den meisten seiner Ausführungen kann ich meine Zustimmung nicht versagen.

Ich habe mich nnterdes in dieser *Zeitschrift* zu der brennend gewordenen Streitfrage in einer besonderen Abhandlung: *Grund-*

züge der Entwickelung des e sourd. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage: „Wie sind die französischen Verse zu lesen?“ (*Zeitschr.* XI[1], S. 238—255), und in einer längeren Besprechung der letzten Schrift Lubarsch's (*Zeitschr.* XI[2], S. 21—29) eingehend geäussert. Ich bin sicher, dass meine Auseinandersetzungen nicht jedermann überzeugt haben. Wenn indes einige in erster Reihe massgebende Männer der Wissenschaft, auch wenn sie vorher einen etwas anderen Standpunkt einnehmen zu müssen glaubten, meine Erwägungen und Beweisführungen einleuchtend finden würden, dürfte ich hoffen den Streit im wesentlichen geschlichtet zu haben.

In des ersten Teiles zweiter Hälfte („Stand der Frage in Frankreich“) führt Humbert zur Stütze seiner Ansichten ausser denjenigen, welche er Lubarsch entnimmt, noch einige andere beachtenswerte französische Zeugnisse der jüngsten Zeit vor, uud zieht darauf in dem kurzen zweiten Hauptteil („Wie wir uns nun zu verhalten haben“) in frischer nnd überzeugender Weise seine Schlüsse ans den vorhergehenden Betrachtnngen. Man wird dieselben in Übereinstimmung mit einem Teile meiner eigenen Schlussfolgerungen (*Zeitschr.* XI[1], S. 253 nnd 254) finden.

Meine Abhandlung hat übrigens Humbert erst kennen gelernt, als er eben im Begriff war die Korrekturbogen in die Druckerei zurückzuschicken. Neben Coquelin finde ich daher unter der Überschrift: „Noch zwei Bundesgenossen“ nur auf der letzten Seite des Anhanges, in welchem die „wichtigsten Stellen“ aus Marelle's Rezension, sowie die Rezensionen derer, die Humbert „nicht recht geben“, zum Abdruck gelangen, ein kleines Plätzchen. So sehr nun auch Humbert meine Bemühnngen zu schätzen scheint, so ist ihm Coquelin doch der „wichtigste Bundesgenosse“. Hätte der letztere das fragliche Problem mit gleichem philologischem Rüstzeug und mit derselben Gründlichkeit behandelt, so wäre ich der erste, der seinem Urteil als dem eines Franzosen und grossen Schauspielers die höhere Bedeutung zuerkennen würde. Aber Coquelin redet gar nicht einmal vom *e muet.* Er plaudert an der angeführten Stelle nnr über das Artikulieren: „Das Artiknlieren (deutlich sprechen) ist die Höflichkeit des Schauspielers, wie die Pünktlichkeit die der Könige. Reden Sie mir nicht von der Natürlichkeit derer, welche deutlich zu sprechen für überflüssig halten, welche vor den Zuschanern wie bei Tische sprechen, sich nnterbrechen, sich verbessern, sich wiederholen, ihre Worte wie einen Zigarrenstummel kauen . . . Das Theater ist kein Salon. Man spricht nicht zu fünfzehnhnndert Zuschauern in einem Theatersaale wie an der Ecke eines Kamins. Wenn man seine Stimme nicht erhebt, hört man einen nicht; wenn man

nicht deutlich spricht, wird man nicht verstanden." Es ist klar, dass man gar manche *e muets* stumm lassen bezw. verstummen lassen und doch seine Rolle im Sinne Coquelin's deutlich, sauber und anständig deklamieren kann. Was dieser ausserdem gegen den „Naturalismus" in der Knnst sagt, gehört noch viel weniger hierhin nnd kann mich nur in der Vermutung bestärken, dass Coqnelin bei seinen Auslassungen an die e *muets* kaum dachte.

W. Ricken.

Anhang zu Villatte's ***Parisismen.*** Berlin, G. Langenscheidt. 1890. S. 309—326.

Dieses Heftchen soll für die Besitzer von Villatte's nützlichem und vom Ref. sowohl im V. Band, S. 29 ff., als auch im XI. Bande, S. 39 ff. der *Zeitschrift* sehr ausführlich besprochenen Nachschlagewerk das Warten auf die dritte Anflage erleichtern, welche nicht mehr lange auf sich warten lassen dürfte.[1]) So dankenswert diese Anfmerksamkeit des Verlegers ist, so wenig kann man allseitig dem Inhalt beistimmen. Als überflüssig sind z. B. zn bezeichnen: *un agité* ein Aufgeregter; *être trop artiste* sich ums Alltagsleben zu wenig kümmern; *l'avoir encore = avoir encore son pucelage; boîte à femmes* Lokal mit Damenbedienung u. a. m. Unvollständig ist *Ramollot*, da immer Colonel dabeistehen mnss. Bei *scrongneugneu* muss es heissen „Donnerwetter!", statt „wie ein D.". Ein *billet de service* wird nicht nur den Rezensenten, sondern auch den regelmässigen oder gelegentlichen *claqueurs* zu teil.

Wörter wie *bicepsman, vibrion, haute femellerie, boule de son, les cabotins, les petdeloups, taupin* u. a. dürften aus des Referenten Besprechungen des Buches in dem Heftchen Aufnahme gefunden haben. Andere, wie *garder à qn un chien de sa chienne = garder rancune*, waren dringendes Bedürfnis und sind ohne Mahnung nachgetragen worden.

Viele Ergänzungen tragen in Klammern den Zusatz *S. O.* Da sie meist auf militärische Ausdrücke sich erstrecken, — *barder, berloque, buissons vivants, faire camper, faire colonne, hussarder, serrer la vis, tête mobile, tirer la tunique, zanzibar* und andere minder bezeichnende, — so ist zu vermnten, dass diese Abkürznng Lucien Descaves' unflätiges Bnch *Sousoffs* als Quelle

[1]) Die 3. Auflage ist mittlerweile als Abdruck der zweiten erschienen und der Anhang gesondert zu haben. Eine durchgreifende Neubearbeitung der *Parisismen* bleibt trotzdem eine unabweisliche Notwendigkeit.

dieser Zusätze bezeichnet. Dann war aber die Klammerbezeichnung bei einem so allgemein gebräuchlichen und so wenig zu den *Parisismen* zu rechnendem Wort wie *engagé conditionnel* = Einjährigfreiwilliger, zum mindesten überflüssig, ebenso bei *lubin.* JOSEPH SARRAZIN.

Lücking, G. *Französische Grammatik für den Schulgebrauch.* Zweite, verbesserte Auflage. Berlin, 1889. Preis 3 Mk. Weidmann'sche Buchhandlung.

In der beträchtlichen Zahl der im Laufe der letzten Jahre erschienenen Grammatiken des Französischen nimmt das vorliegende Buch, eine kürzende Bearbeitung der grösseren, jedem Neuphilologen unentbehrlich gewordenen Lücking'schen Grammatik, eine abgesonderte Stellung, aber meines Erachtens auch den ersten Platz ein. Keine andere Grammatik kann sich, was Genauigkeit der Angaben, Gründlichkeit in der Auffassung und Darstellung der sprachlichen Erscheinungen betrifft, mit dieser messen; keine freilich stellt auch an die wissenschaftliche Tüchtigkeit und an das Unterrichtsgeschick des Lehrers, sowie an die Aufmerksamkeit und geistige Spannkraft des Schülers so hohe Anforderungen. Es ist ohne Frage die „schwerste“ aller Grammatiken. Dass diese Eigenschaft in der gegenwärtigen Zeit, welche der Grammatik im allgemeinen, und im besondern dem nicht auf unmittelbar praktische Zwecke, sondern auf möglichst tiefes Eindringen in die Sprache abzielenden Betriebe derselben so abhold ist, nicht zu rascher Verbreitung des Buches beitragen kann, liegt auf der Hand. Um so erfreulicher ist es, dass nach Verlauf von sechs Jahren eine zweite Auflage desselben nötig geworden ist, deren Veranstaltung dem um die Förderung der französischen Grammatik so hochverdienten Verfasser nicht nur Gelegenheit gegeben hat, sein Werk durch mancherlei, aber keineswegs umfangreiche Verbesserungen der angestrebten Vollkommenheit einen Schritt näher zu führen, sondern ihm auch die Genugthuung verschafft, dass seine idealistische Auffassung des Grammatikunterrichtes von einer Zahl unterrichtender Fachgenossen geteilt wird.

Nachdem das Buch bei seinem ersten Erscheinen von Tobler *(Zeitschrift für das Gymnasialwesen, 1883)* gewürdigt sowie im einzelnen nachgeprüft worden ist und der Verfasser den Ausstellungen und Wünschen dieses und anderer Rezensenten möglichst gerecht zu werden versucht hat, wird von der Berichterstattung über die zweite Auflage nicht viel Neues erwartet werden können. So sind es denn auch nicht besonders erhebliche Dinge, auf

welche sich die nachfolgenden, aus längerer Beschäftigung mit dem Buche erwachsenen Bemerkungen beziehen, die ich einem Grammatiker wie Lücking gegenüber ausdrücklich als unmassgeblich zu bezeichnen mich gedrungen fühle.

Einen der grössten Vorzüge des Buches muss ich in seiner grammatischen Terminologie erblicken. Keine Benennung, Unterscheidung, keine Beschreibung eines Sachverhaltes, die nicht das besondere Wesen der Erscheinungen träfe und auf den präzisesten Ausdruck brächte. Nur mit einem Terminus vermag ich mich durchaus nicht zu befreunden, weil er meines Erachtens den Lernenden an einer scharfen Erfassung der sprachlichen Erscheinung, auf welche er angewendet wird, hindern muss. Es ist der Terminus „Beziehung mittelst Attraktion“.

Anlass zum Gebrauche dieser Bezeichnung gibt Lücking die Satzform der Hervorhebung, wie sie das Beispiel: *C'est moi qui l'ai fait*, zeigt. Er sagt darüber (§ 133 Anm.): „Ist ein determinatives *ce* Subjekt und *qui* von demselben durch *être* und ein Prädikatsnomen getrennt, so bezieht sich *qui* auf das Prädikatsnomen.“ Einen Beweis für diese Behauptung gibt er nicht, und mit gutem Grunde, denn sie lässt ihrer Natur nach keinen Beweis zu. „Beziehen“ ist ein logischer Begriff, den die Grammatik verwendet, insofern sie untersucht, wie sich Satzglieder als Gedankenglieder zu einander verhalten. Daher kann die Frage, ob sich ein Satzglied auf ein anderes beziehe, nicht aus der äusseren Gestalt des Satzes, sondern sie muss durch die Betrachtung des Verhältnisses, welches sie im Denken haben, entschieden werden. Dass sich aber das *qui* des angeführten Beispieles logisch nicht auf *moi* bezieht, wird für Lücking keines Beweises bedürfen, und wird jedermann sogleich klar, wenn er die Funktion dieses *qui* mit derjenigen vergleicht, welche es in folgendem Beispiel hat: *Moi qui suis venu te voir, j'espérais* u. s. w. Hier bezieht sich *qui* auf *moi;* das will sagen: mit dem unter *qui* Gedachten knüpfe ich an das unter *moi* Gedachte an. Wollte ich dagegen in dem erstgegebenen Beispiel mit *qui* in Gedanken an *moi* anknüpfen, so würde ich mich sogleich von dem Gedanken entfernen, dem der Sprechende die Form: *c'est moi qui l'ai fait* gegeben hat. Das *qui* dieses Satzes steht zu dem vorangehenden *moi* in keinerlei innerer Beziehung; es ist ein beziehungsloses Relativpronomen, dessen Natur und Vorkommen von Tobler in seinen *Vermischten Beiträgen* (17) gründlich erörtert ist.

Was Lücking veranlasst, in dem beregten Fall von einer „Beziehung mittelst Attraktion“ zu reden, kann nur der Umstand sein, dass das Verbum des Relativsatzes mit dem Prädikat des vorangehenden Satzes in Person und Zahl kongruiert. Aber diese

Kongruenz, deren Erklärung hier auf sich beruhen mag, beweist nichts für die Beziehung des *qui*. Soll aber dem Schüler diese Kongruenz mit Hülfe der Benennung „Beziehung mittels Attraktion“ erklärt werden, so scheint mir das bedenklich. Ich würde es für richtiger halten, dass man dem Schüler sagte: Trotzdem dieses *qui* beziehungslos und in keiner Weise mit *moi* zu verbinden ist, verlangt der Sprachgebrauch, den Relativsatz so zu gestalten, als ob er sich auf *moi* bezöge, — und dass man ihm den Unterschied zwischen diesem beziehungslosen und dem an sein Antezedens anknüpfenden *qui* durch viele Beispiele, durch sinngemässes Vorsprechen derselben so klar und geläufig wie irgend möglich machte.

Ist dies geschehen, so bedarf es für den Schüler nicht der Regel (§ 161 d2), dass, wenn einem solchen beziehungslosen *qui* ein Superlativ vorangeht, der Konjunktiv im Relativsatze unmöglich ist; vielmehr muss ihm diese Thatsache als objektiver Beweis dafür gelten, dass ein solches *qui* sich nicht auf sein Antezedens bezieht. Sodann wird es auch überflüssig sein, aus dem Beispiel: *C'est la première fois que je l'ai(e) vu*, einen besonderen Fall zu machen, da der Schüler zu erkennen gelernt hat, dass hier *que* sein Antezedens aufnimmt, dass folglich dieser Satz derselben Art ist, wie etwa dieser: *C'est le seul homme que je connais(se) ici.*

Es ist ganz folgerichtig, wenn Lücking auch für das *que* des Satzes *C'est une tour que vous voyez* „Beziehung mittels Attraktion“ annimmt. Hören wir, was er darüber sagt (§ 279)! „Das (substantivische) Neutrum des Determinativs *ce* als Subjekt ist von dem Relativum durch das Prädikat (*être* mit einem Substantiv, substantiv. Pronomen, Infinitiv) getrennt a) vor einem relativen Pronomen. Besteht das Prädikat zu einem determinativen *ce* aus *être* und einem Substantiv z. B. *Ce que vous voyez est une tour*, so steht es regelmässig unmittelbar nach *ce*; z. B. *C'est une tour que vous voyez*. Während sich aber dort *que* (als Neutrum) auf *ce* bezieht, so bezieht sich hier mittels einer Attraktion *que* (als Commune) auf das prädikative Substantiv *(une tour)*.“

Zunächst fragt es sich, welcher Natur dieses *que* ist. A. Schulze, der in seiner wertvollen Monographie über den altfranzösischen direkten Fragesatz (S. 98) dieses *que* berührt, hält es für selbstverständlich, dass es die Konjunktion ist, ohne sich näher darüber auszusprechen. Lücking sieht in dem *que* das Relativ, als Commune auf *une tour* bezogen, wird aber seine Behauptung nicht darauf stützen wollen, dass in dem Satz: *C'est une tour que vous avez vue*, — das Partizip mit *tour* kongruiert. Bis A. Schulze darthut, weshalb das *que* nicht das Relativ sein kann, glaube ich

es ebenso auffassen zu müssen, wie das *qui* in dem Beispiel *C'est moi qui l'ai fait*, nämlich als beziehungsloses Relativ.

Aber auch die Natur des *ce* in diesen Beispielen steht nicht ausser allem Zweifel. Es ist leicht ersichtlich, dass in dem Satze (a) *C'est une tour que vous voyez*, das *ce* eine andere Funktion hat, als in dem Beispiel (b) *Ce que vous voyez, est une tour*. Dies würde nicht hindern, das *ce* in beiden Fällen, wie Lücking thut, als Determinativum zu bezeichnen. Aber ebensowohl scheint es mir möglich, das *ce* in dem Fall a) als demonstrativisch anzusehen, indem der Satz etwa so aufzufassen wäre: „Das (da) ist ein Turm, (nämlich) was ihr sehet." Wenigstens ist hier der Zusammenhang zwischen dem *ce* und dem von ihm durch das Prädikat getrennten *que* viel loser als in den anderen Fällen, wo wir *ce* als Determinativum bezeichnen. Auch ist es nur konsequent, das *ce* als Demonstrativum aufzufassen, sobald man, wie mir ganz notwendig scheint, *que* als beziehungslos bezeichnet.

In § 216a heisst es: „Auf das Subjekt bezieht sich ein Substantiv (prädikativ) ... nach *s'appeler, se nommer, se trouver;* z. B. ... *Il s'appelle Charles*. Dies scheint mir anfechtbar. Der Satz: *Je m'appelle Charles* ist doch, was das Verhältnis des Prädiaktsnomens zum Subjekt betrifft, dem Satze: *Je t'appelle Charles* gleich, wo offenbar *Charles* mittelst des Verbums auf *te*, das Objekt, und nicht auf das Subjekt bezogen wird.

§ 147, 1a heisst es: „Das Präsens des Futur bezeichnet eine unvollendet gedachte Handlung als ... etwas, was geschehen soll a) in Hauptsätzen: in Geboten in der 2. Person, in jussiven Fragen jedoch auch in der 1. und 3. Person." Hierzu bemerkt A. Schulze *a. a. O.*, S. 114, dass diese Verwendung des Futurs im direkten Fragesatze nur in der 1. und 3. Person möglich sei.

Der Druck ist in hohem Grade korrekt. Den auf der letzten Seite gegebenen Berichtigungen vermag ich nur wenige hinzuzufügen. S. 101, Z. 4 v. u. lies 341 B, 3b[1]) anstatt 341a, 3b[1]); S. 152, Z. 14 *lâcheté* statt *lacheté*.

F. KALEPKY.

Ulbrich, O., *Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische* für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. Berlin, 1889. Gaertner. 177 S. 8. Preis: 1,50 Mark.[1])

Dieses Übungsbuch, welches sich an die Schulgrammatik desselben Verfassers anschliesst, soll „eine für alle Arten höherer Lehr-

[1]) Der hierzu gehörige Schlüssel (geb. 2,80 Mk.) wird nur an Lehrer abgegeben.

anstalten geeignete Sammlung von Übersetzungsübungen" sein. Es ist durchaus zu billigen, dass U. „alles Fachwissenschaftliche ausgeschlossen und sich auf diejenigen Stilgattungen beschränkt hat, welche dem Schüler durch die französische Prosalektüre bekannt werden, und welche den Wortschatz der gebildeten Gesellschaft in erzählender, abhandelnder, brieflicher oder dialogischer Form darbieten". Für letztere hat der Verfasser sechs abgerundete Abschnitte aus Feuillet's *Le Village*, die allerdings meines Erachtens infolge ihrer Schwierigkeit nur von vorgeschritteneren Schülern übersetzt werden können, ausgewählt und auf verschiedene Kapitel verteilt. — Der Übungsstoff gliedert sich in drei Abschnitte: A. Zur Wiederholung der unregelmässigen Verba. B. Zur Syntax (10 Kapitel). C. Vermischte Übungen zur Syntax und zur Stilistik. Jedes Kapitel umfasst einen oder mehrere Abschnitte Einzelsätze, denen immer einige zusammenhängende Stücke folgen; dass letztere zum grossen Teil denkwürdige Ereignisse und Persönlichkeiten der französischen Geschichte, Litteratur u. s. w. behandeln, verdient lobend erwähnt zu werden, ebenso, dass es der Verfasser absichtlich vermieden hat, „jeden Satz mit Fussangeln und Fallstricken zu versehen". Fussnoten auf jeder Seite bieten die nötigen Übersetzungshilfen: Vokabeln, Umformungen des Textes und Hinweise auf die Paragraphen der Grammatik; hin und wieder finden sich auch kurze biographische Angaben, soweit sie zum Verständnis des Textes erforderlich sind. Ein alphabetisches, deutsch-französisches Wörterverzeichnis bildet den Schluss.

Ich bin überzeugt, dass vorliegendes Buch infolge seines mannigfachen, geschickt zusammengestellten und interessanten Inhalts mit Nutzen im französischen Unterricht verwertet werden kann.

Gotthold Willenberg.

Jacobs, Dr. Brincker, Dr. Fick, *Kurzgefasste Grammatik für den französischen Anfangsunterricht.* Leipzig u. Itzehoe, 1889. Verlag von Otto Fick. 53 S. Kart. 8.

Die vorliegende Grammatik, welche für das erste und zweite Jahr des französischen Unterrichts bestimmt ist, schliesst sich unmittelbar an die Anfangsstufe des *Lesebuchs für den französischen Unterricht* derselben Verfasser an, aus welcher die „Kennwörter" und Beispiele für die Grammatik entnommen sind; doch dürfte sie auch neben anderen Lesebüchern recht wohl verwendbar sein. Sie beginnt mit einer Laut- und Buchstabenlehre (§§ 1—8), in welcher zu den einzelnen Lautzeichen die entsprechenden Schriftzeichen in Klammer hinzugefügt und dann immer in einigen „Kennwörtern" zur Anschauung gebracht sind. Hieran schliessen sich in § 9 die Hülfszeichen (Accente, Cédille etc.), woranf als Hauptteil die Formenlehre (§§ 10—53) folgt, in welcher in durchaus sparsamer Weise, nämlich nur bei wichtigeren Formen, neben dem Schriftbild auch das Lautbild angegeben ist. Den umfangreichsten Abschnitt der Formenlehre bildet natürlich das Verbum (§§ 43—53), bei dessen Anordnung die Verfasser im allgemeinen Ohlert's *Lehre vom französischen Verb* gefolgt sind; von den unregelmässigen Verben sind mit Recht nur die wichtigsten aufgeführt, „da dieselben in ausführlicher Behandlung in das Pensum des dritten Jahres gehören".

Was die Verfasser nach dem Vorwort erstrebt haben — „in möglichster Kürze und Übersichtlichkeit die wichtigsten Erscheinungen

der Elementargrammatik zusammenzufassen" —, ist ihnen meines Erachtens im grossen und ganzen recht wohl gelungen. Sie haben fast durchgehends alle überflüssigen Einzelheiten unerwähnt gelassen und sich thunlichst auf Paradigmen beschränkt, die aber, wie es mir für den Anfangsunterricht auch durchaus notwendig erscheint, vollständig und durch Anwendung verschiedenartiger Typen recht übersichtlich gegeben sind; die wenigen, sich durch Kürze vorteilhaft auszeichnenden Regeln sind fast stets aus den vorangestellten Beispielen abgeleitet.

Dem Vorstehenden füge ich einige Bemerkungen über Einzelheiten hinzu. Ein Inhaltsverzeichnis wäre sehr erwünscht. — In der Konsonantentabelle (§ 4) dürften die bezeichnenderen Ausdrücke „stimmhaft" und „stimmlos" (statt tönend und tonlos) vorzuziehen sein. — In § 6 könnte als Beispiel für das Fehlen der Bindung etwa *les hauteurs* hinzugefügt werden. — Die Aussprache des *c* und *g* vor *a, o, u* (§ 8) findet sich auch vor den Konsonanten und am Schluss einer Silbe. — § 19,5 scheint mir *concret* für den Anfangsunterricht entbehrlich, ebenso *harceler* in § 51,4 b. — § 19 a. E. folgt *nouveau* besser gleich auf *beau*. — §§ 27—31 müssten behandeln: A. Persönliche Fürwörter, und zwar 1. beim Verbum stehende, 2. alleinstehende. — § 41,1: „Das auf *dont* (!) folgende Substantiv darf nicht von einer Präposition regiert sein *(la maison aux fenêtres de laquelle)*." In dieser, wohl durch das Streben nach Kürze veranlassten Fassung, ist die Regel unverständlich. — In § 44 („Kennformen und Ableitungen") müsste bei *finissant etc.* wohl auch die Silbe *iss* durch den Druck hervorgehoben oder abgetrennt werden. — Am Anfang von § 47 fehlt die Überschrift „Aktiv". — In § 53 sollte es in der rechten Spalte, nach der in § 45 ff. gegebenen Übersicht, durchgängig „Part. des Prät." statt „Part. des Perf." heissen.

Dem Verleger gebührt für die treffliche Ausstattung — das gelbliche, starke Papier, den grossen und klaren, ausserordentlich übersichtlichen Druck — der Dank aller Lehrer und Schüler, die dieses Buch im Unterricht benutzen. Druckfehler sind mir nicht aufgefallen.

GOTTHOLD WILLENBERG.

---

1. **Foth, K.**, *Der französische Unterricht auf dem Gymnasium. Auch eine Reformschrift.* Leipzig, 1887. Gustav Fock. 155 S. 8⁰.
2. **Neubauer, Heinrich**, *Die Reformbewegung auf dem Gebiete des Sprachunterrichts und die höhere Bürgerschule.* Erfurt, 1887. E. Weingart. 44 S. 8⁰.
3. **Wendt, Otto**, *Encyklopädie des französischen Unterrichts. Methodik und Hilfsmittel für Studierende und Lehrer der französischen Sprache mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis.* Hannover, 1888. Carl Meyer (Gustav Prior). IV, 202 S. 8⁰. Preis: 3 Mk.
4. **Glabbach, H. W.**, *Die Lautphysiologie im französischen Unterricht.* Berlin, 1887. Friedberg & Mode. 15 S. 8⁰. (Separatabruck aus dem Zentral-Organ für die Interessen des Realschulwesens. 1887, No. 14.

I. **Foth's** Abhandlung ist mir schon seit dem Jahre, in dem sie veröffentlicht worden ist, bekannt. Aber ich freue mich, dass ich

diese wichtige Schrift erst jetzt zu besprechen Gelegenheit finde,[1]) nachdem ich selbst den französischen Unterricht am sogenannten humanistischen Gymnasium durch eine mehr als siebenjährige Thätigkeit als Lehrer einer solchen Anstalt unter mehrfach und ziemlich stark wechselnden, für das Fach der neueren Sprachen günstigen und ungünstigen Schulverhältnissen genau kennen gelernt habe. Ich bin nun in der Lage, den Inhalt der Abhandlung mit grösserer Sachkenntnis und Objektivität zu beurteilen; und die eigene Erfahrung zwingt mich, die von F. vorgebrachten Klagen (A, S. 8—59) fast insgesamt als wohl begründet und die von ihm ausgesprochenen Wünsche (B, S. 60—152) zum Teil als sehr berechtigt anzuerkennen. Interessant und wertvoll ist das statistische Material, das uns der Verfasser in dem Kapitel über die Organisation des gymnasialen französischen Unterrichts in den einzelnen deutschen Staaten gibt; und besonders lehrreich ist die Tabelle, welche die Verteilung und die Anzahl der Lehrstunden, die Anforderungen in der Maturitätsprüfung, die Lehraufgaben oder das Lehrziel dieses Faches in den Gymnasien der verschiedenen Länder des deutschen Reiches in übersichtlicher Weise darstellt (S. 18, 19).

Den Hauptfehler der Organisation des französischen Unterrichts im Gymnasium, die hauptsächliche Ursache seiner Erfolglosigkeit oder, wie ich lieber sagen möchte, seiner fast unüberwindlichen oder nur in seltenen Fällen, unter ausnahmsweise günstigen Bedingungen überwindlichen Schwierigkeit erblickt F. mit Recht in dem System der Verzettelung durch 8 Jahreskurse und der zwei wöchentlichen Stunden in allen oder den meisten Klassen, — in jenem verhängnisvollen System, das die Fachlehrer des Französischen manchmal durch 6, ja 8 Klassen hetzt, sie ihren Schülern als Fremde oder Eindringlinge erscheinen lässt und ihre Kräfte, wenn sie nicht eine ungewöhnliche Elastizität und Widerstandsfähigkeit besitzen, durch Ruhelosigkeit und übermässige Anstrengung beim Unterrichten und Korrigieren frühzeitig aufreibt. Eine andere Ursache ist der sonderbare Umstand, das man in Reglements, Verordnungen u. dgl. an den französischen Unterricht in bezug auf grammatische Sicherheit und schriftliche Leistungen sehr hohe Anforderungen stellt,[2]) als ob derselbe mit der doppelten oder dreifachen Stundenzahl bedacht wäre, freilich auch im allgemeinen ohne die wirkliche Erreichung des angegebenen Zieles ernstlich zu verlangen. Guten Ergebnissen in diesem „Nebenfache“ wird häufig genug die gebührende Beachtung und Anerkennung versagt. Die neueren Sprachen, als Unterrichtsobjekt im „humanistischen“ Gymnasium, erscheinen manchen klassischen Philologen wie ein notwendiges Übel, mit dem man sich, so gut es eben gehen mag, abzufinden hat. Tüchtige Leistungen in diesen Sprachen werden daher von ihnen weder geschätzt noch als wünschenswert betrachtet; sie könnten nach ihrer Meinung allzu leicht den Betrieb der „Hauptfächer“ beeinträchtigen und gefährden!!

---

[1]) Die Besprechung dieser Schrift war der Gegenstand eines Vortrages, den der Rezensent kürzlich im „Verein für das Studium der neueren Sprachen in Hamburg-Altona“ gehalten hat.

[2]) In bezug auf das Verständnis und das Übersetzen der französischen Schriftsteller verlangt allerdings sowohl die Praxis als das Reglement, wie F. sehr richtig bemerkt, „erstaunlich wenig“. Vgl. Foth S. 36—37; und nachher eine Anmerkung S. 12 (Ordnung der Entlassungsprüfung).

Den inneren Grund der traurigen oder mindestens sehr bedrängten und schwierigen Lage des französischen Unterrichts im Gymnasium, die sich in dem Zweistundensystem, in der gelegentlichen oder gar andauernden Beschäftigung von Laien, Dilettanten und Ignoranten als Lehrer dieses Faches, in der Aufstellung und zugleich Vernachlässigung sehr hoher Ziele u. s. w. u. s. w. bekundet, erwähnt F. ebenfalls, aber hebt denselben, wie es mir scheint, nicht deutlich genug hervor: die Missachtung der französischen Sprache und Litteratur und die ganz unbegründete, aber ziemlich allgemein verbreitete Ansicht, dass die französische Sprache und der französische Unterricht leicht sei. Auf diese Frage glaube ich jedoch hier nicht näher einzugehen zu brauchen, da ich sie erst kürzlich in einem Aufsatze *Über die Versuche von Gustav Plœtz und Otto Kares, die französischen Lehrbücher von Karl Plœtz den Grundsätzen der Reformmethode anzupassen* in der von Hessel und Dörr herausgegebenen Zeitschrift *Die Mädchenschule* III, S. 79 ff. ausführlich erörtert habe. — Mit der Ansicht von der Leichtigkeit der französischen Sprache und des französischen Unterrichts verbindet sich nicht selten die merkwürdige Auffassung, dass die neueren Sprachen zu den Realfächern zu rechnen seien und daher als solche an einem „humanistischen" Gymnasium nur eine nebensächliche Stellung einzunehmen haben. Die Verteidiger und Lobredner des „humanistischen" Gymnasiums, wie es ist, oder vielmehr wie es bis zur Revidierung der Lehrpläne in Preussen gewesen ist, werden gewiss nie zugeben und werden sich stets gegen den Gedanken sträuben, dass das Studium der modernen Sprachen und Litteraturen, der modernen Kultur mindestens ebenso bildend sein muss und in demselben Masse oder etwa gar in höherem Grade und in edlerem Sinne ein humanistisches genannt zu werden verdient, als das Studium des klassischen Altertums. Leider gehören viele dieser Männer,[1]) deren Aufrichtigkeit und Überzeugungstreue ich achte, wenn ich auch ihren unhaltbaren und veralteten Standpunkt nicht billige, gerade zu den massgebenden Kreisen. Ihr Einfluss wird wahrscheinlich gross genug sein, um die Durchführung einer gründlichen Reform des Gymnasiums, die zusammen mit einer allgemeinen Umgestaltung und Erneuerung des höheren Unterrichtswesens bevorzustehen scheint und früher oder später eintreten muss, auf lange Zeit noch zu hindern oder abzuschwächen.

Trotzdem unterliegt es keinem Zweifel, dass die Wertschätzung des französischen Unterrichts in den deutschen Gymnasien im Steigen begriffen ist, dass seine Stellung sich allmählich bessert und, was auch F. anerkennt, sich bereits sehr gebessert hat. Dies ist die natürliche Folge der Konkurrenz der Realschulen und der Realgymnasien, des Aufblühens der romanischen Philologie an den Universitäten und des wachsenden Interesses, das sowohl die Behörden als das Publikum einer Reform der höheren Schulen speziell in bezug auf die lebenden Sprachen entgegenbringen. Das verderbliche Zweistundensystem, dem F. die hauptsächliche Schuld an der Erfolglosigkeit oder der ausserordentlichen Schwierigkeit des französischen Unterrichts zumisst, ist bereits in den Gymnasien Badens (mit 4 wöchentlichen Stunden in IV, 3 in IIIB—IIA, 2 in I) fast ganz durchbrochen und in denen Preussens und der meisten übrigen Staaten, so auch Hamburgs, bedeutend gemildert worden. In bayerischen Gymnasien war bis vor kurzem und

[1]) Vgl. z. B. Jäger, *Das humanistische Gymnasium und die Petition um durchgreifende Schulreform,* Wiesbaden, 1889, und die Besprechung dieser Schrift von Wendt in den *Badischen Schulblättern,* 1889, No. 11.

ist vielleicht immer noch der Zustand des französischen Unterrichts am kläglichsten (mit 2 wöchentlichen Lehrstunden und zwar nur in den vier obersten Klassen.[1]) Aber es scheint, dass jetzt auch dort eine Wendung zum Besseren eingetreten ist oder sich vorbereitet.

Obgleich ich Foth's Klagen und Wünsche trotz der in der letzten Zeit geschehenen Veränderungen der Lehrpläne im grossen und ganzen immer noch als berechtigt anerkenne, so kann ich mich doch nicht seinem pessimistischen Urteil anschliessen, dass man am Gymnasium im Französischen ohne eine weitere Vermehrung der wöchentlichen Stundenzahl unter allen Umständen nichts Ordentliches leisten kann. Von badischen Schulen will ich hier ganz absehen. Aber auch in Gymnasien, die gleich oder ähnlich wie die „Gelehrtenschulen" Hamburgs organisiert sind, kann (!) man mit ausreichenden und tüchtigen Lehrkräften und mit einer geeigneten Methode gute Leistungen erreichen, d. h. man kann unter diesen Bedingungen, die jedoch durchaus erfüllt werden müssen, 1. den offiziellen Anforderungen[2]) in vollem Masse gerecht werden, 2. während und mittelst der Lektüre einen gewissen Grad der Gewandtheit im mündlichen Gebrauche der französischen Sprache erzielen, 3. in grammatischer Hinsicht den Grund zu einer wissenschaftlichen Erkenntnis dieser Sprache legen, und 4. eine Kenntnis der französischen Litteratur und Kultur — allerdings nur in sehr bescheidenem Masse — anbahnen. Dies habe ich in meiner Schrift über *Den französischen und englischen Unterricht in der deutschen Schule, mit besonderer Berücksichtigung des Gymnasiums* (Hamburg, Nolte, 1886) behauptet; und diese optimistische Ansicht glaube ich auch heute noch vertreten zu können, obwohl ich mir nicht verhehle, dass die Erreichung jener Ziele die volle und angestrengte Kraft von drei Fachlehrern verlangt, da die Hamburgischen Gymnasien Doppelschulen mit 8 × 2 französischen und 4 × 2 englischen Jahreskursen sind. Die speziellen Verhältnisse und Bedingungen, unter denen ich am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg gewirkt habe und wirke, waren und sind zum Teil noch sehr günstig:

1. Das Zweistundensystem herrscht jetzt thatsächlich nur in den 4 Kursen von III.

2. Im Anfang meiner Lehrthätigkeit war der französische Unterricht in diesen Klassen mit 3 Stunden bedacht, die leider seit Ostern 1884 auf 2 herabgesetzt worden sind.

3. In den 4 Kursen von V und IV sind 4 wöchentliche Stunden für das Französische angesetzt (bekanntlich 4 für V, 5 für IV in preussischen Gymnasien).

4. In den 8 Kursen von II und I ist das Zweistundensystem dadurch gemässigt, dass neben dem französischen der englische Unterricht mit 2 wöchentlichen Stunden obligatorisch ist und die beiden Fächer sich gegenseitig ergänzen und fördern, wenn sie von demselben

---

[1]) Ich verweise hierbei auf Foth's Tabelle S. 18—19.

[2]) Vgl. *Ordnung der Entlassungsprüfung an den Gymnasien des Hamburgischen Staates:* „In der französischen Sprache wird grammatikalisch und lexikalisch sicheres Verständnis und geläufiges Übersetzen prosaischer und poetischer Schriften von nicht besonderer Schwierigkeit, sowie eine ausreichende Sicherheit in der Formenlehre und den Grundregeln der Syntax für den schriftlichen Gebrauch der französischen Sprache (d. h. für eine Übersetzung aus dem Deutschen) erfordert." Ebenso lautet diese Bestimmung für das Abiturientenexamen an preussischen Gymnasien *(Zentralblatt,* 1882, S. 367).

Fachmanne in demselben Kursus gelehrt werden, was bisher durchaus üblich gewesen ist.

5. Eltern und Schüler in Hamburg bezeugen im allgemeinen für das Französische und Englische eine gewisse Vorliebe und ein reges Interesse, besonders wenn diese Sprachen als „lebende" gelehrt werden.

6. Der leider zu früh (im Jahre 1886) gestorbene Gründer des Wilhelm-Gymnasiums, Direktor Genthe, zeigte, obwohl er ein „echter" klassischer Philolog war, die französische Sprache nur als Laie, die englische überhaupt nur wenig kannte, eine achtbare Objektivität und einen ziemlich klaren, durch Fachvorurteile fast ungetrübten Blick in der Wertschätzung der romanisch-englischen Philologie und des neusprachlichen Unterrichts und kam allen meinen Wünschen und Vorschlägen bei der Aufstellung der Lehrpläne und der Einführung der Lehrbücher mit der grössten Bereitwilligkeit entgegen. Auch gewann er es über sich, wenigstens dem Französischen bei der Aufnahmeprüfung der neuen Schüler auf allen Klassenstufen von Quarta aufwärts und bei den regelmässigen Versetzungen von einer niederen in eine höhere Klasse einen nicht unbedeutenden Einfluss zu gestatten.

7. Als ich Ostern 1883 in das Wilhelm-Gymnasium eintrat, war diese Schule bei weitem noch nicht ausgebaut: ich begann den englischen Unterricht mit der ersten Unter-Sekunda. Anfangs war ich der einzige Fachlehrer und unterrichtete in fast allen bis dahin vorhandenen Klassen, von denen einige noch kombiniert waren. Auf diese Weise war ich zuerst in meiner Arbeit beinahe unabhängig und durch keine Rücksichten gehemmt. Es war mir daher vergönnt, die Reformmethode nach meinen Anschauungen und pädagogischen Erfahrungen allmählich in fast allen Klassen durchzuführen, und ich konnte dieselbe überall einheitlich gestalten und fest begründen.

8. Später haben — allerdings nicht zur selben Zeit, sondern nacheinander und leider allzu häufig wechselnd — mehrere fähige und eifrige Fachleute und ein des Französischen kundiger, tüchtiger klassischer Philolog, der diese Sprache gern lehrte, mich in meinem Werke erfolgreich unterstützt.

Die obigen Erwägungen glaube ich den Lesern nicht vorenthalten zu dürfen, um zu erweisen, warum mein Urteil über die Stellung und die Leistungen des französischen Unterrichts im humanistischen Gymnasium ein ganz anderes, ein viel optimistischeres als das des Herrn Oberlehrer Foth sein musste und teilweise noch sein muss. Bedauerlich und auffällig ist es, dass er in seiner Schrift von meiner Broschüre über *Den französischen und englischen Unterricht in der deutschen Schule* gar keine Notiz nimmt, obwohl diese ein Jahr früher und der Hauptteil, der sich ganz speziell auf das Gymnasium bezieht, schon im Jahre 1885 als Abhandlung des Osterprogramms des Wilhelm-Gymnasiums unter dem Titel *Der französische und englische Unterricht am Gymnasium (Methode und Lehrplan)* veröffentlicht worden ist. Jedoch ist mir diese rücksichtslose Vernachlässigung oder Abweisung erklärlich. Denn von der Reformmethode, von der ich mir den grössten Erfolg versprochen habe und noch verspreche, falls sie überall im Gymnasium durchgeführt werden kann, was natürlich zwei oder drei fähige und die französische Sprache wissenschaftlich und praktisch beherrschende Lehrer zur ersten Voraussetzung hat, — von der Reformmethode will F. überhaupt nichts wissen. Das Heil des französischen Unterrichts im Gymnasium sieht er nur in einer Vermehrung (und Zusammendrängung) der Lehrstunden. Aber haben denn die Real-

gymnasien, die Realschulen oder höheren Bürgerschulen, die höheren Mädchenschulen, sofern in diesen Anstalten die grammatistische Lehrweise, die Lektions- und Übersetzungsmethode in ihrer reinen, von den Grundsätzen der Reform nicht gemilderten Form herrscht, und sofern der Anfangsunterricht nicht in den Händen der des Französischen und Englischen mächtigen oder phonetisch vorgebildeten Lehrer liegt, etwa bei ihrer verhältnismässig grossen Stundenzahl in den neueren Sprachen bedeutende Erfolge aufzuweisen? Nein. Ich muss dies infolge eigener Erfahrung[1]) verneinen; und dieselbe Antwort findet man in den Beschwerden und Klagen zahlreicher Reformschriften, deren Verfasser selten den französischen Unterricht im Gymnasium berücksichtigen.

Hoffentlich hat sich F. unterdessen durch Walter, Quiehl, Klinghardt u. a. eines besseren belehren und davon überzeugen lassen, dass doch wenigstens etwas Gutes an der Reformmethode ist. In dem methodischen Teile der vorliegenden Abhandlung (S. 101 ff.) erscheint er aber noch als Grammatist von echtem Schrot und Korn und als grimmer Gegner der Reformer. Er greift sie entweder als junge, übereifrige und unerfahrene Neuerer an — es gibt jedoch unter ihnen schon recht alte Knaben — oder als verochste, unpraktische Gelehrte, die ihre Erfahrungen am Schreibtisch gesammelt haben. An einer Stelle spricht er sogar von der Bonnenmethode auf dem Katheder. Mich selbst, den er ja völlig schneidet, rechnet er jedenfalls unter die gedankenlosen „Nachtreter des *Quousque tandem*". Er verwirft die direkte, induktive oder „die sog. natürliche oder empirische Lehrweise", die er mit der Bonnenmethode schlechtweg zusammenwirft, „als für den Schulunterricht unbrauchbar" und bekämpft ebenso heftig „die sog. wissenschaftliche Methode", welche die Lehren der Phonetik für die Behandlung der Aussprache und die sicheren Ergebnisse der historischen Sprachwissenschaft für die Formenlehre zu verwerten, die Syntax durch Aufstellen von allgemeinen Gesetzen zu vergeistigen und den grammatischen Lernstoff durch Einschränkung von Regeln und Ausnahmen zu vereinfachen sucht. Dass beide Richtungen oft von denselben Männern empfohlen werden, das ärgert ihn und erregt seine Verwunderung. Dagegen vertheidigt er mit Begeisterung die grammatistische Lehrweise mit allen ihren Konsequenzen. Die Erkenntnis der Sprache erklärt er als ein Lehrobjekt, das nicht oder nur in sehr beschränktem Masse in die Schule gehört, aber die Kenntnis derselben als den Hauptzweck des Schulunterrichts. In bezug auf den zweiten Punkt stimme ich ihm vollkommen bei. Jedoch glaube ich, dass beide Zwecke keineswegs unvereinbar sind, und dass ihre Vereinigung dem Hauptzwecke durchaus nicht schadet; und ich zweifele, dass das Kennen und Können der fremden Sprache durch Lernen und Einüben von möglichst vielen Regeln und Ausnahmen — F. empfiehlt diese z. B. für die Behandlung des Geschlechtes der französischen Substantiva! — durch viel Übersetzen aus dem Deutschen und besonders durch das Übersetzen zahlloser Einzelsätze erreicht werden kann. In einer seiner Thesen, mit denen F. seine Schrift abschliesst, sagt er: „Die gramma-

[1]) Ich selbst habe früher an lateinlosen Realschulen unterrichtet. Auch habe ich von dem Stand und den Ergebnissen des neusprachlichen Unterrichts in Realgymnasien und höheren Mädchenschulen als provisorischer Lehrer an einer Universität und durch eine vorübergehende Lehrthätigkeit in Mädchenklassen und durch häufige Besprechungen mit Fachgenossen eine ziemlich gründliche Kenntnis erhalten.

tische Lehrweise ist im grossen und ganzen beizubehalten, jedoch wesentlich zu modifizieren nach den von Perthes aufgestellten und von Münch in seinem Buch *Zur Förderung des französischen Unterrichts* auf das Französische angewandten Grundsätzen" (S. 155). Trotz einer sehr genauen Prüfung seiner Vorschläge und Erörterungen im methodischen Teile (S. 101 ff.) habe ich nichts oder nicht viel entdecken können, was einer „wesentlichen Modifizierung" der grammatischen oder vielmehr grammatistischen Lehrweise durch Perthes'sche oder Münch'sche Grundsätze ähnlich sähe. Hingegen erkläre ich gern, dass ich sein Kapitel über „den Sprachinhalt" (S. 144 ff.) mit Interesse und Nutzen gelesen habe, und dass alles, was er hier über die Auswahl und die Behandlung der Lektüre und über die Betonung der Realien im neusprachlichen Unterricht sagt, mir sehr gefällt und mir recht beherzigenswert scheint.

Gegenüber den von Foth (S. 152—155) aufgestellten Thesen, die betreffs der Vermehrung der Lehrstunden ziemlich radikal, aber betreffs der Methode sehr konservativ zu nennen sind, möchte ich zum Schluss einige Vorschläge oder Wünsche, deren Erfüllung nach meiner Ansicht befriedigende oder gute Ergebnisse des französischen Unterrichts im Gymnasium gewährleistet, der Erwägung des geneigten Lesers empfehlen:

1. Die Reformmethode ist in allen Klassen einheitlich durchzuführen. Die beiden neueren Sprachen müssen als „lebende" gelehrt und von den Schülern als „lebende" empfunden werden. Der Gegensatz zum stillen Betrieb der toten Sprachen, wie er trotz Perthes, Lattmann u. a. immer noch vorherrscht, muss sie mit um so grösserem Eifer und mit um so frischerer Lernfreudigkeit im neusprachlichen Unterricht erfüllen.

2. Dieser Unterricht muss thunlichst nur von Fachmännern erteilt werden, und spez. der Anfangsunterricht nur von solchen Lehrern, die die modernen Sprachen mündlich beherrschen und phonetisch richtig sprechen.

3. Die Lehrer mit mittleren Fakultäten sind im Französischen nur in den mittleren, — in den oberen eher noch als in den unteren Klassen zu beschäftigen.

4. Die Stundenzahl des französischen Unterrichts mag vorläufig im allgemeinen bleiben, wenn auch die Verzettelung desselben durch acht Klassen gar sehr zu beklagen ist. Also: 4 Stunden in V und IV, aber 3 statt 2 in den Kursen der III,[1]) vielleicht auch der II B; 2 in den obersten Klassen.

[1]) Diese Stundenzahl hat, wie schon oben mitgeteilt, in den Tertien des Wilhelm-Gymnasiums bis Ostern 1884 bestanden — zum Heile des französischen Unterrichts. Denn in diesen Klassen handelt es sich vor allem um die Wiederholung, Vollendung und wissenschaftliche Vertiefung der Formenlehre. Es soll also hier der für die grammatischen Leistungen der Gymnasiasten wichtigste Teil (vgl. das Reglement, s. o.) vollständig erledigt werden. — Da der griechische Unterricht in III B mit 7 (früher 6) Stunden einsetzt und besonders an die Arbeitskraft und das Gedächtnis der Schüler sogleich die höchsten Anforderungen stellt, muss er notwendigerweise auf den französischen Unterricht, wenn derselbe bloss mit 2, leider oft sehr spät (nach 1 oder gar 2 Uhr) gelegten Stunden bedacht ist, wie erdrückend einwirken. Es gehört fürwahr viel Geschicklichkeit und Thatkraft des französischen Lehrers dazu, um jenem lähmenden Einflusse entgegenzuarbeiten, die Schüler in seinen Stunden frisch und teilnahmsvoll zu erhalten und unter so schwierigen

5. Der englische Unterricht, der von II B an mit 2 wöchentlichen Stunden obligatorisch ist, aber dessen Erfolg zweifellos viel grösser sein würde, wenn er schon in III B beginnen könnte, muss stets in der Hand des französischen Lehrers in demselben Kursus liegen.

6. Im Abiturientenexamen findet für das Französische eine mündliche Prüfung statt.

7. Die schriftliche Prüfungsarbeit wird durch eine Versetzungsarbeit ersetzt, welche die Schüler entweder wie in Preussen, vor dem Aufsteigen von II A nach I B oder vor dem Aufrücken nach II A oder — noch besser — nach der Klasse, in der das Zweistundensystem anfängt, anzufertigen haben.

8. Nach der Versetzungsarbeit wird das Hauptgewicht auf die Lektüre und die mündlichen Leistungen gelegt. Schriftliche Arbeiten brauchen dann nur noch selten stattzufinden und zwar bloss in Form von Retroversionen oder freien Zusammenfassungen des durchgenommenen Lesestoffes.

NB. Auf eine Vermehrung der Lehrstunden würde ich persönlich weit lieber verzichten, als auf die vollständige Erfüllung der übrigen Bedingungen oder Wünsche.

Die von mir aufgestellten Thesen knüpfen, wie der Leser sofort erkannt haben wird, durchaus an die bestehenden Verhältnisse an; sie rechnen mit dem Gymnasium, wie es nun einmal geworden ist, wie es jetzt ist und im grossen und ganzen wohl noch lange bleiben wird, — wenigstens solange die massgebenden Behörden es für nötig erachten. dieser Schulart den aus dem Mittelalter überkommenen, durch das Jahrhundert des Humanismus veredelten und durch die Weihe der Zeit und Tradition geheiligten Charakter der „Lateinschule" trotz aller schon hinzugefügten und noch hinzukommenden Bestandteile der modernen Kultur zu bewahren, oder solange sie es nicht für geboten und zeitgemäss halten, eine allgemeine und gründliche Reform des gesamten höhern Schulwesens zu unternehmen, die allerdings jetzt schon in Preussen vorbereitet zu werden scheint. Meine Vorschläge und Wünsche beziehen sich zunächst auf die Hamburgischen „Gelehrtenschulen", deren Organisation mir am besten bekannt ist und zugleich von der der Gymnasien der meisten übrigen Staaten Deutschlands wenig abweicht.

Im Gymnasium der Zukunft, — vorausgesetzt, dass der Plan einer Dreiteilung der höheren Lehranstalten nach den Typen der heute vorhandenen Formen des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Oberrealschule mit gleichen Berechtigungen und mit Anschluss an eine gemeinschaftliche Vorschule, die Mittelschule, entprechend dem Typus der heutigen höhern Bürgerschule, gemäss den Vorschlägen des in Berlin gegründeten „Vereins für Schulreform" sich einst verwirklichen wird, — in dem Gymnasium der Zukunft werden selbstverständlich die neueren Sprachen eine sehr verschiedene und eigenartige Rolle spielen müssen. Und für dies Gymnasium der Zukunft sind meine immerhin nur *ad hoc* gemachten, von mir keineswegs als absolut richtig ange-

---

Umständen überhaupt ein bestimmtes Pensum mit sicherem Erfolge zu beenden. Von irgendwie befriedigenden Resultaten kann natürlich in den Tertien gar keine Rede sein oder sie können nur bei einer ausserordentlichen Erhöhung der Stunden und auch dann bloss ausnahmsweise erzielt werden, falls nicht ein tüchtiger Fachmann in V und IV vorgearbeitet und eine feste Grundlage geschaffen hat. (Vgl. oben No. 2, 3.)

sehenen Thesen ganz und gar nicht bestimmt. Es kam mir hier darauf an, so viel als möglich mit den Thatsachen zu rechnen und blosse Negierungen und Träumereien gänzlich zu meiden.

2. **Neubauer**'s kleine Schrift verdient die Beachtung der Fachleute und Pädagogen besonders deshalb, weil sie die Reformmethode auf dem Gebiete des Sprachunterrichts in ihrer Beziehung zur höhern Bürgerschule behandelt. Denn diese Schnlart ist teils wegen ihrer klaren und durchsichtigen Organisation an sich und wegen ihrer einfachen nnd deutlichen Ziele teils als wahrscheinliches Vorbild für die vom Berliner Reformverein gewünschte, künftige Einheitsschule, die Vorschule zu allen höheren Anstalten, seit kurzem plötzlich zu grossem, fast unerwartetem Ansehen gelangt. Auch nehmen die zwei fremden lebenden Sprachen, mit denen sich die Reformbewegung zunächst und hauptsächlich heschäftigt, gerade in der höheren Bürgerschule eine sehr wichtige und einflussreiche Stelle ein.

Der Verfasser spricht zuerst über den Wettstreit der Sprachen als Unterrichtsmittel (I), über die höhere Bürgerschule (II), dann über die Methoden der Spracherlernung (III) und die Reformvorschläge (IV) und schliesst mit einer Beleuchtung dieser Vorschläge (V).

Es ist höchst erfreulich, dass er, offenbar ein erfahrener Pädagog und, wie ich annehmen zu dürfen glaube, Direktor einer höheren Bürgerschule, für die Sache der Reform im Sprachunterricht eintritt, wenn er sie auch nur in einer sehr milden und abgeschwächten Form empfiehlt, die jedoch auch mir in vielen Punkten notwendig zu sein scheint, solange nicht durchgreifende Veränderungen in unserem Schulwesen, in den Reglements und Lehrplänen und vor allem in der Ausbildung der Fachlehrer des Französischen und Englischen stattgefunden haben. Neubauer spricht sich gegen die Lautschrift und die Phonetik in der Schule aus. Vgl. S. 15: „..... erscheint zunächst die Forderung einer eigentlichen (?) Lautlehre unzweckmässig und undurchführbar.“ Und: „Die 3—5 Stunden Breymann's würden sich zu so viel Wochen (?), wenn nicht noch länger (?), ausdehnen ...“ S. 37: „Denn wie ein Franzose wird er (d. h. der Schüler) doch nie schnarchen (!) und näseln (!) lernen. Und wozu auch? Er möchte darüber verlernen, richtig und natürlich deutsch zu sprechen (!).“ [Sind gerade die Franzosen, mit denen Neubauer in seinem Leben verkehrt hat, alle gewohnheitsmässige „Näseler“ nud gar „Schnarcher“ gewesen?] Ferner S. 37: „... Mit der systematischen Lantlehre fällt die Lautschrift von selbst.“ Diese etwas ahrupte Entscheidung ist offenbar durch ein Missverständnis verursacht. Welcher Reformer, welcher Phonetiker hat jemals eine „eigentliche“, eine „systematische“ Lautlehre als Unterrichtsgegenstand verlangt oder empfohlen? Vielleicht de Beaux und Aymeric in ihrer (verfehlten) Elementargrammatik.

Auch einige andere Bemerkungen Neubaner's sind recht wunderlich und befremdend. Z. B. S. 36: „... aber die Trägheit und der Stumpfsinn (!?) eines grossen (!?) Teils der Jugend in den höheren Schulen ist ein Faktor, vor dem man die Augen nicht verschliessen darf ...“ S. 11 (Neubauer redet von dem Nutzen nnd der Verwendbarkeit der in der Schule gelernten fremden Sprachen.): „Besonders gilt dies vom Französischen (d. h. jener Grund rechtfertigt nicht das Betreiben desselhen), der Sprache unseres immer noch erbitterten Nationalfeindes, welcher häufig den Verkehr mit uns ablehnt, nnd welchem ein Deutscher von Selbstgefühl sich nicht wird aufdrängen (!?) wollen.“ S. 13: „Wenn die französische Litteratur grosse Partien zeigt, von denen wir nur unter Protest Kenntnis nehmen mögen, so hat die

englische in fast allen ihren bedeutenderen Vertretern etwas ungemein Anziehendes für uns ..." [Aber die Romane von Fielding, Smollet, Sterne, u. m. a.]. Ferner: „... wenn ihre Formenarmut und ihr dumpfer Klang (d. h. der englischen Sprache) zu dem Wohllaut (?) und der reichen Gliederung des Griechischen einen schreienden Kontrast bilden, ..." [Weder in der neugriechischen Sprache noch in der germanischen Aussprache des Altgriechischen kann ich einen besonders grossen Wohllaut entdecken.].

Vgl. S. 16: „Dunkle Stellen, wie sie sich bei deutschen und englischen [in den letzten zwei Jahrhunderten??] Schriftstellern in Menge finden, dürften bei französischen Schriftstellern kaum vorkommen [bei Rabelais?]; dafür fehlt ihnen das Tiefsinnige, der Humor und die Innigkeit." [Xavier de Maistre, Souvestre, Alphonse Daudet u. a., arme Dichterlinge!] Ferner: „Wo sie sich auf dieses Gebiet wagen, werden sie seicht (!?) wie Lamartine, oder grotesk [überall grotesk und nichts weiter?!], wie Victor Hugo [auch in seinen kindlichen und familiären u. ä. Gedichten?] Aber eben das Verstandesmässige [?! — Ich glaubte bisher, die ungezügelte Einbildungskraft und Erfindungsgabe z. B. eines Alexandre Dumas Père, eines Victor Hugo u. a. in ihren Romanen] führt sie zu den grössten Einseitigkeiten und den abenteuerlichsten Übertreibungen, wie ihre Romanschreiber es beweisen ..." Vgl. auf derselben Seite (16): „Im ganzen (!?) ist die Darstellung der französischen Schriftsteller oberflächlich und leicht wie ihre Sprache (!?).[1] Französisch kann jeder lernen wie Latein ... [Ist Latein auch so leicht?] .... Das Englische wird, wie das Griechische, was Litteratur betrifft, ein Besitztum engerer (?!) Kreise bleiben." Sonderbare Ansichten!

3. **Wendt**'s „Encyklopädie des französischen Unterrichts" handelt I. von dem Wert und der Bedeutung des neusprachlichen Unterrichts (S. 1—6), II. von der geschichtlichen Entwickelung der Methodik der französischen Sprache (S. 7—67), III. von der angewandten Methodik S. 67—199). Ein Register (S. 199—202) erleichtert die Benutzung des Sammelwerkes. Diese kurze Inhaltsangabe und der oben angeführte Titel zeigen deutlich genug an, dass sich der Verfasser eine hohe und weitreichende Aufgabe gestellt und diese auf einem verhältnismässig kleinen Raume zu lösen versucht hat.

Nach eignem Gebrauche wird der Leser bald finden, dass diese *Encyklopädie* selbst für das Jahr 1888, in dem sie erschienen ist, nicht vollständig zu nennen ist. Indes wird man gern diesem Mangel, weil er sich nicht allzu stark bemerklich macht, sowie auch eine ziemlich stattliche Anzahl von Druckfehlern, der ersten Auflage und dem ersten Versuche einer erschöpfenden encyklopädischen Darstellung der Mittel des französischen Unterrichts zu gute halten. — An einigen Stellen zeigt sich leider eine bedenkliche Kritiklosigkeit, die um so auffälliger ist, weil der Verfasser an anderen Stellen sehr verständige und wohl überlegte Ansichten äussert. Manchmal könnte man fast glauben, das Buch rühre nicht von einem, sondern von zwei Verfassern her, von denen der eine ohne gründliche philologische Vorbildung gearbeitet habe und seinem schwierigen Werke nicht gewachsen gewesen sei. Weniger tadelnswert scheint mir Wendt's Abhängigkeit von den Ansichten anderer, die Unselbständigkeit, die er zuweilen im Urteilen bekundet. Denn dieser Mangel ist dem Gebrauche des Buches nicht gefährlich, solange sein Verfasser, was er ja meistens thut, anerkannt guten Gewährsmännern, wie Münch, Kühn und Körting, folgt und

[1]) Ich verweise hier auf eine Bemerkung unter No. 1 (Foth).

wenn er die Gedanken nnd Meinnngen anderer ausschreibt oder sich zu eigen macht, die Quelle angiebt.

Im allgemeinen steht Wendt, soweit überhaupt selbständige Äusserungen darüber vorliegen, der Reform des Sprachunterrichts freundlich gegenüber. Aber gerade in dieser Hauptfrage der Methodik hütet er sich einen festen, entschiedenen Staudpunkt zu vertreten und ein eigenes bestimmtes, sicheres Urteil, mag es der Reform günstig oder ungünstig sein, darüber abzugeben, wie weit die Ergebnisse der historischen Sprachwissenschaft und der Phonetik für Schulzwecke verwandt werden können oder müssen, ob im Anfangsunterricht oder wie weit die praktische, direkte Spracherlernung, die induktive Methode das Übergewicht über die grammatische Lehrweise, die deduktive Methode erlangen muss, u. dgl. m.

Des Verfassers Art zu kritisieren mag ein Beispiel kennzeichnen. S. 145: „In der Grammatik wird die Durcharbeitung der Syntax die Hauptaufgabe [?] sein. Gymnasien [?] werden dieselbe nach grösseren [?] Grammatiken, wie Plœtz (Syntax und Formenlehre mit steter Berücksichtigung des Lateinischen), Benecke (*Französische Schulgrammatik*, 2. Teil), Steinbart, Knebel (Probst) und ähnliche, vollständig durcharbeiten können. Mittelschulen und Höhere Töchterschulen müssen sich entweder auf eine gute Schulgrammatik (Pünjer, Plattner) [? !] beschränken, oder können nur grössere wichtige Abschnitte aus grössern Büchern auswählen.“ Die ganze Stelle ist in mehr als einer Hinsicht anfechtbar. Jedoch will ich hier nur einen Punkt hervorheben und näher prüfen: die Nebeneinanderstellung zweier Namen, — Pünjer, Plattner. Der erstere wird auch sonst mehrere Male von Wendt erwähnt (S. 25 und S. 52, ebenfalls neben Plattner, — S. 65 — S. 136 — S. 154) und, wo sich die Gelegenheit bietet, mit Lobsprüchen bedacht. Ich selbst habe Pünjer's *Lehr- und Lernbuch* in dieser Zeitschrift IX², S. 28 ff. angezeigt und dabei sein methodisches Geschick anerkannt. Aber darüber hinaus darf das Lob, das ihm gebührt, nicht gehen. Mittlerweile hat er noch ein anderes Buch dieser Art (*Der erste Unterricht in der französischen Sprache*) verfasst, das ich weiter unten zu besprechen gedenke. Auf keine von beiden Schriften passt die von Wendt gebrauchte Bezeichnung „eine gute Schulgrammatik“. Vgl. darüber nachher an der betr. Stelle. Jedenfalls lassen sich Pünjer's Leistungen nicht mit denen Plattner's vergleichen. Er erscheint doch gar zu sehr als ein, wenn auch noch so achtungswerter, Dilettant auf dem ihm ursprünglich fremden Gebiete neben diesem ausgezeichneten Kenner des Neufranzösischen, dem Verfasser mehrerer guter französischer Lehrbücher und einer vorzüglichen Schulgrammatik, deren einziger Fehler vielleicht gerade die allzu reiche Fülle des Inhalts ist, welcher sicherlich das Mass der Anforderungen der „Mittelschulen und Höhern Töchterschulen“ weit überschreitet. Eine solche Nebeneinanderstellung, die mitten im Satze so harmlos aussieht, beweist in diesem Falle eine ungeheuerliche Gedankenlosigkeit oder Kritiklosigkeit und ist für den Leser, der die bezüglichen Bücher nicht genau kennt, durchaus irreführend, da sie in ihm eine ganz falsche Vorstellung von dem Wert und der Art derselben erwecken muss.

Die gerügten Mängel mögen teilweise daher rühren, dass die „Encyklopädie“ ursprünglich eine andere, bescheidenere Bestimmung gehabt hat. Vgl. Vorrede S. III: „Dieselbe sollte sich ursprünglich nur auf die den lateinlosen Bildungsanstalten eigene Interessensphäre beziehen.“ Ausserdem muss man bedenken, dass, obgleich eine Reihe von ähnlichen Werken oder von Schriften ähnlicher Tendenz vorhanden ist

(vgl. 30—32), die Arbeit Wendt's doch in mancher Hinsicht ganz neu und einzig in ihrer Art ist. Daher glaube ich diese immerhin den Lehrern, besonders Anfängern im Lehramte, und den Studierenden als ein brauchbares Buch zum Nachschlagen und Orientieren empfehlen zu können, vorausgesetzt, dass man die Ansichten des Verfassers und seiner Gewährsmänner durch eigenes Prüfen und Urteilen zu ergänzen und eventuell zu berichtigen willens und im stande ist.

4. Den Freunden der Reform muss es zur grossen Befriedigung gereichen, dass **Glabbach,** Lehrer an der Gewerbeschule zu Saarbrücken, mit Eifer und Überzeugung für die Verwertung der „Lautphysiologie im französischen Unterricht" eintritt, wovon ein anderer Realschulmann, Neubauer, in der oben angezeigten Schrift (No. 2), obgleich im übrigen der Reform nicht abgeneigt, noch nichts wissen will. Seine Vorschläge sind massvoll, seine Erörterungen kurz und den praktischen Bedürfnissen der Schule angemessen.

Mit Recht betont G. die Wichtigkeit einer Unterscheidung von langen und kurzen Vokalen. Aber die Frage der Quantität der Vokale ist bekanntlich für die romanischen Sprachen und speziell für die französische eine der schwierigsten in der Phonetik und vielleicht immer noch nicht spruchreif. Man muss sie daher in der Schule mit einer gewissen Zurückhaltung und Vorsicht behandeln.

Die schematische Form des Vokaldreiecks (S. 7) habe ich, besonders nach dem Vorgange von Vietor, seit einiger Zeit in meinem Unterricht durch eine andere Gestalt ersetzt, die den wirklichen Verhältnissen der Vokale zu einander und besonders der Zungenlage mehr Rechnung trägt. (Vgl. meine Schrift *Die Phonetik im französischen und englischen Klassenunterricht* [1888]). Die neue Wissenschaft, die Phonetik, schreitet schnell vorwärts; unsere Kenntnis und Erkenntnis der phonetischen Thatsachen vervollkommnet sich immer mehr und ist daher häufigen Änderungen ausgesetzt.

G. nennt (S. 7) das *a* in *rare* geschlossen und lang, das *a* in *la* offen und kurz. Das erstere ist gewiss lang und auch meist geschlossen, wenn es auch manchmal offen vorkommt; dagegen ist das *a* im *la* kurz und g e s c h l o s s e n. Die Bezeichnung „offen" passt z. B. auf *pas* (kurz) und *âme* (lang).

S. 12: „Die Bezeichnung Mittellaute (d. h. für *l, r, m, n)* wird der Schüler leicht begreifen, wenn man ihm sagt, dass sie in der Mitte stehen zwischen Vokalen und Konsonanten, oder mit anderen Worten, dass sie vokalisch (silbenbildend) und konsonantisch (nicht silbenbildend) gebraucht werden können, dass z. B. *l, ll (mouillé)* den Wert *i* erhält und *r* z. B. mit *e* den geschlossenen *e*-Laut *(donner)* bildet. Die Aussprache des *r* kommt, wie Littré sagt, erst im XII. Jahrhundert auf; *mouchoir* sprach man früher wie *mouchoi*; die Namen auf *eur* sprach man *eû* aus. Für *rieur* im Plural schrieb man *rieux* z. B. *les rieux ne sont pas de son côté.*" Der erste Teil dieser Bemerkung ist selbstverständlich richtig, wenn man sie nicht speziell auf die französische Sprache bezieht. Die Mittellaute können in anderen Sprachen silbenbildend sein: z. B. engl. *table* = *teibl,* zweisilbig; aber französ. *table* 1) = *tabl*ᵉ mit einem ganz oder teilweise stimmlos gewordenen und schwachen *l* oder gar = *tab* mit verstummtem *l* in der Umgangssprache, einsilbig, 2) = *tablə* mit stimmhaftem *l* und erhaltenem *e* = *ə (e sourd)* im *style soutenu,* zweisilbig. — Der zweite Teil „. . . . dass z. B. *l, ll* . . . . . ." ist mir in diesem Zusammenhange unverständlich. Was will G. damit für die Erkenntnis des Wesens der Mittellaute beweisen oder erklären?

Gegen den Wunsch des Verfassers (S. 12 f.), man möge das linguale *r* neben dem uvularen *r* in der französischen Aussprache im Unterricht gestatten, unter der Bedingung, dass die Zunge dabei in gehöriger Weise vibriert, — dagegen ist fürwahr nichts einzuwenden. Auch unterstütze ich gern sein Verlangen, dass schon im deutschen Anfangsunterricht und auch in der Volksschule auf eine gute Aussprache des Deutschen und eine saubere Artikulation der einzelnen Laute von vornherein geachtet werde. Zu diesem Zwecke sollten die Elementarlehrer in ihren Seminarien die Phonetik in ihren Hauptzügen kennen und auf dieser Grundlage den Unterschied zwischen ihrem heimischen Dialekt und dem Hochdeutschen, zwischen der dialektischen oder dialektisch gefärbten und der gebildeten, „allgemein deutschen" Aussprache verstehen lernen. Sie würden dann befähigt sein, ihren Schülern beim Eintritt in höhere Lehranstalten eine wirklich gute Vorbildung nicht blos für den deutschen Unterricht, sondern für alle sprachlichen Fächer mitzugeben; und dem französischen und englischen Anfangsunterrichte würde dadurch zweifellos eine wesentliche Erleichterung zu teil werden.

A. Rambeau.

---

1. **Storm, Joh.**, *Dialogues français enseignant la grammaire et la phraséologie du français parlé. Cours moyen.* a) **Deutsche**, *vom Verfasser durchgesehene Ausgabe. Französische Sprechübungen. Eine systematische Darstellung der französischen Umgangssprache durch Gespräche des täglichen Lebens, nach der Grammatik geordnet.* Mittlere Stufe. Bielefeld u. Leipzig, 1888. Velhagen & Klasing. XVI, 208 S. 8⁰. Preis 1,80 Mk. (broschiert). — b) **Dansk** *Udgave. Franske Taleövelser. En systematisk Fremstilling af det franske Talesprog gjennem Samtaler af det daglige Liv, ordnede efter Grammatiken. Mellemtrin.* Kjöbenhavn, 1887. *Gyldendalske Boghandels Forlag* (F. Hegel & Sön). X, 194 S. 8⁰. Preis: 3,75 Mk. (eingebunden. — c) **Norsk** *Udgave. Andet rettede Oplag* [Titel, Verlag, Jahreszahl = b)]. X, 202 S. 8⁰.
2. **Ricard, Anselme**, *Système de la quantité syllabique et de l'articulation des sons graves et des aigus. Recherches orthoépiques et phonétiques sur la phonométrie et les tons de la langue française.* Prague, Gustave Neugebauer. Paris, H. Le Sondier. 1887. II, 92 S. 8⁰.
3. **Passy, Paul**, *lə mɛːtr fɔnetik, ɔrgan də l asɔsjAsjõ fɔnetik də prɔfɛsœr də lãg vivãt (fonètik tîtʃərz əsouʃieiʃən),* herausgegeben von . . . . — *Rédaction et administration: 6, rue Labordère, Neuilly-sur-Seine près Paris.* Jahrgänge: III 1888; IV 1889; V 1890, 5 Monatsnummern (bis Mai 1890). Jede Nummer: 8—16 S. 8⁰. Preis des Jahrganges: 3 Fr., der Nummer: 0,25 Fr. (mit der Post: 0,30 Fr.); frei für Mitglieder der *Association Fonétique.*

1. Die *Dialogues français* von **Joh. Storm** sind erschienen oder erscheinen eben auch in einer schwedischen und in einer holländischen Ausgabe. Die älteste und ursprüngliche ist die norwegische Ausgabe (1 c), deren zweite Auflage mir hier vorliegt. Die erste Auflage derselben ist im Februar 1887, die Vorrede dazu schon im Dezember 1886 geschrieben worden.

Der Inhalt ist reichhaltig, mannigfaltig und zweckentsprechend. Es sind Gespräche aus dem alltäglichen Leben über Gegenstände, über die man mit sich in der gebildeten Gesellschaft zu unterhalten pflegt, darunter auch Szenen oder Bruchstücke französischer Dramen, ausserdem idiomatische Redewendungen meist in kurzen Sätzen (Phraseologie), in 12 Gruppen. Neben dem französischen Text gibt uns St. eine möglichst idiomatische Übersetzung in die Sprache des Landes, für das er die betr. Ausgabe bestimmt hat. Am Schluss jeder Gruppe findet man eine Übung zum Übersetzen aus der heimischen in die fremde Sprache, um damit die bez. grammatischen Regeln, z. B. die über den Artikel, zu wiederholen.

Dass der französische Text gut und zuverlässig ist und den höchsten Anforderungen entspricht, dafür bürgt der Name des den Neuphilologen sowohl als Romanist wie als Anglicist rühmlichst bekannten norwegischen Gelehrten, die Mühe und Zeit, die ein so gründlicher Kenner des Neufranzösischen auf die Zusammenstellung und Sichtung des Stoffes, auf die Prüfung, Berichtigung und Vervollkommnung der Sprache des Textes verwandt hat (1a, Vorrede, S. XII), und die wertvolle Hülfe, die ihm bei der Feststellung des heutigen Gebrauches der lebenden Sprache von mehreren sachkundigen Lehrern und Gelehrten besonders französischer Nationalität, von Männern wie G. Paris, Bréal, A. Darmesteter und Paul Passy, zu teil geworden ist (1a, S. XV und XVI). Die nützlichen Bemerkungen am Fusse der Seiten und die wichtigen Zusätze und Borichtigungen (1a, S. 202—207) bilden gewissermassen einen fortlaufenden Kommentar, in dem der Verfasser, wo es ihm nötig zu sein scheint, seine Entscheidung für einen bestimmten Ausdruck erläutert oder begründet und seine Ansichten durch die angeführten abweichenden und auch zuweilen von einander verschiedenen Urteile seiner Gewährsmänner in einzelnen Fällen ergänzt. Unter solchen Umständen dürfte es fast unmöglich sein, in der Sprache des französischen Textes wirkliche Fehler oder auch nur Ungenauigkeiten und Nachlässigkeiten zu entdecken. In dieser Hinsicht übertrifft St. sicher alle seine Vorgänger,[1]) die in ihren Schriften gleiche oder ähnliche Ziele verfolgt haben. Man muss jedoch anerkennen, dass vor ihm schon Karl Ploetz auf demselben Gebiete brauchbare und gute Leistungen geliefert hat. Ich meine dessen zwei Werke: *Voyage à Paris* und *Vocabulaire systématique et guide de conversation française.* Das erstere erwähnt St. lobend (1a, S. 43). Einige, in der That nur wenige, Ausstellungen hat J. Sarrazin (Offenburg) bei seiner Rezension der *Dialogues français* in der Franco-Gallia in einer Nummer des Jahres 1889 gemacht, worauf ich den Leser verweisen möchte.

Als einen empfindlichen Mangel betrachte ich das Fehlen einer praktischen phonetischen Transskription, wie sie uns F. Franke in seiner Schrift, die ähnlichen Zwecken dient, aber leider keine zusammenhängenden Gespräche enthält, *Phrases de tous les jours,* gegeben hat. Dem Verfasser möchte ich für spätere Auflagen dringend empfehlen, eine solche Umschrift, die für Lehrer noch wichtiger und nützlicher sein würde, als für Schüler, beizufügen und dazu die Zeichen des von P. Passy herausgegebenen *Maître Fonétique* (vgl. weiter unten No. 3) zu verwenden. Die blosse Rücksicht auf den Raum (1a, S. XII) kann doch fürwahr kein ernstliches Hindernis sein.

---

[1]) Er selbst kritisiert einige derselben auf S. IX (1a).

Das Buch ist „zunächst für Erwachsene bestimmt, besonders zum Privatstudium unter einem tüchtigen, am besten eingeborenen Lehrer". Als Schulbuch dient es der Reform der Methode des Sprachunterrichts, über die sich St. am Anfang der Vorrede äussert, indem er seinen vermittelnden Standpunkt in dieser Frage betont; es „soll die Lücken des gewöhnlichen Schulunterrichts ausfüllen" (1 a, S. XI). Es setzt Schüler voraus, die bereits „Französisch zwei oder drei Jahre getrieben" haben. St. selbst nennt es *cours moyen*, da er noch einen *cours supérieur* in Aussicht stellt (1 a, S. XV). Thatsächlich sind die *Dialogues français*, wie der Verfasser mitteilt (1 a, S. XI), schon in mehreren Schulen des Nordens und, wie ich eben höre, auch in einer Anstalt Hamburgs mit gutem Erfolg gebraucht worden.

Die Rücksicht auf den Schulunterricht erklärt die grammatische Anordnung des Stoffes (in 12 Gruppen), die mich zuerst etwas misstrauisch machte. Nach einer ziemlich sorgfältigen Durchsicht des Inhalts muss ich gestehen, dass glücklicherweise das „grammatistische" Element der französischen Sprache keinen Zwang angethan und die Echtheit des Ausdruckes keineswegs beeinträchtigt hat.

Mit der Veranstaltung verschiedener Ausgaben und der hinzugefügten Übersetzung des französischen Textes in die Sprache des Landes, für das jede Ausgabe vorzugsweise bestimmt ist, hat St. den Neuphilologen, die ausser dem Englischen auch die Umgangsformen anderer germanischen Sprachen bequem studieren möchten, sicherlich einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Auch für die Übersetzung würde mir persönlich eine gute Transskription recht willkommen gewesen sein, besonders in der norwegischen und der dänischen Ausgabe. Der norwegische und der dänische Text weichen, sowie sie vorliegen, sehr wenig von einander ab. Es wäre mir und gewiss auch manchen anderen Neuphilologen höchst interessant gewesen, die lautlichen Unterschiede dieser beiden Spracharten, die nicht gering sein sollen, mittelst einer phonetischen Unterschrift desselben Textes genau kennen zu lernen.

2. **Ricard**'s Buch ist ein geistreiches und interessantes Werk, aber es entbehrt leider der wissenschaftlichen Objektivität und Gründlichkeit. Daher sind die Ergebnisse, zu denen er gelangt, besonders seine sogenannten „Regeln", die er mit anscheinend grosser Bestimmtheit aufstellt, ohne überzeugende Kraft und Gültigkeit und demgemäss zugleich ohne den wünschenswerten und von ihm als sicher angenommenen praktischen Nutzen. Obgleich er alle oder die meisten phonetischen Werke zu kennen scheint, hat er es doch nicht über sich vermocht, die wichtige und gar schwierige Frage der Quantität der französischen Vokale ohne Voreingenommenheit und rein sachlich, d. h. also in diesem Falle zunächst und vor allem phonetisch zu behandeln. Der einseitige, orthoëpische Standpunkt, den der Verfasser von vornherein und fast überall dieser Frage gegenüber einnimmt, bringt es mit sich, dass er nicht mit den Thatsachen, wie sie wirklich sind, rechnet, sondern mit den Thatsachen, wie er sie wünscht und sich subjektiv vorstellt, wie sie nach seiner vorgefassten Meinung und seinem individuellen Sprachgefühl sein sollen oder sein müssten.

Dazu kommt noch der Mangel einer durchgehenden, einheitlichen phonetischen Transskription der Wörter, die von ihm als Beispiele angeführt werden. Dies verursacht in seinen Erörterungen und Schlüssen eine bedauerliche Unklarheit und Verwirrung. Man weiss nie recht genau, ob R. in den einzelnen Fällen von Buchstaben oder von Lauten spricht. An manchen Stellen geht er augenscheinlich ganz und gar vom Schriftbilde aus. So nennt er *au* in *saute, épaule* . . . . . einen

Diphthong (S. 50) und vergleicht den dadurch ausgedrückten Laut mit deutschem *au* (S. 35), mit deutschem und italienischem *au* (S. 59).

Vgl. ferner noch einige Stellen, die wegen einer sonderbaren und fast phantastischen Darstellungsweise oder wegen des offenbaren Mangels an phonetischer Auffassung besonders auffällig sind, deren Zahl, wenn ich vollständig sein wollte, ich leicht durch andere Zitate verdoppeln, ja verdreifachen könnte:

S. 2: „*J'appelle intonation dans* base *le son guttural* (?) b' *montant vers* a, *et l'atteignant:* b'a; *ce son* b'a' *mesure* 50. *J'appelle ton le son même de* ba' *pur; durée* = 50. *J'appelle extonation l'expiration de* bas' *marchant vers la finale* e (?), *et durant* 50; *de sorte que* base = 50 + 50 + 50 = 150.“

S. 16: „*Avec le système de chuchotement on ne peut pas prononcer:* moñ_nami; *on ne prononce que:* mo—na—mi. *C'est du reste pour cela* (?) *que l'*n *médiale devant une voyelle perd* (?) *sa nasalité* (?): conifère = co—nifère, année = a—né.“

S. 26: „*Les nasales au nombre de quatre:* an, in, on, un, *sont aussi de véritables voyelles comme* a, é, i, o, u; *seulement ce sont des voyelles nasales, diphthonguées en* n (?).“

S. 31: „ . . . *un circonflexe* (?) *devant une finale muette est toujours long sans exception.*“

S. 32: „*en* ove, *il n'y a qu'un seul mot français* alcôve, *et encore est-il surmonté du circonflexe, ce qui lui donne* (?) *le ton grave.*“

Ferner S. 32: „*Une pareille intonation aiguë de l'*a *et de l'*o *devant* re, ge, ve, *se trouve dans plusieurs langues européennes. En anglais* rare *se prononce* rĕre *long,* a = e (?), rage rĕdge *long,* a = e (?) . . . . . ., love leuv' *bref,* o = eu; lodge leudg' *bref,* o = eu (?!). *En français par une transmutation de l'*o *du latin* movere, *nous trouvons* mouvoir, meus, meuvent; vouloir, veux, veulent; pouvoir, peux, peuvent, *Le latin* or [besser: ōrem] *est devenu* eur, pavor [besser pavōrem] — peur . . . .“

S. 33: „*Dans le mot* rage *la chuintante* g *amène devant soi l'écrasement* (?) *de l'*a.“

S. 39: „*Les consonnes* ch (?), gn *restent* (?) *unies:* cham—pa—gne, *mé*—chant, *Es*—pa—gnol, *en*—chan—*ter.*“

S. 66: „*La nasale finale est un son moitié voyelle, moitié consonne* (?), *qui s'élance d'un seul coup et comme en bond du bout des lèvres.* *Băn, *bŏn', bain, *pŏnt, *tănt, *tŏn. *La nasale n'a pas le repos des autres consonnes* (?): *elle se précipite comme un son qui tombe et laisse échapper dans sa chute les sons perçants de:* *an, in. *on, *un.“

S. 70: „*Les* a *et les* o *sont purs dans les finales, c'est-à-dire graves* (?) *et de durée moyenne. Canada* (?), *coco, monta* (?), *bateau, souci* (?).“ u. a. m.

Was R. unter *sons graves et aigus* (vgl. die vollständige Aufschrift des Buches und einige der oben angeführten Stellen) versteht, ist mir trotz aller Aufmerksamkeit und Anstrengung unklar geblieben. Allerdings gibt er selbst von Zeit zu Zeit eine Art von Definition oder Erklärung dieser Ausdrücke, die bald mehr, bald weniger ausführlich ist. Vgl. „. . . *le son grave ou guttural, le son aigu ou palatal.*“ (S. 86) „1. a, o, eu, oi *graves sont gutturals.* 2. a, o, eu, oi *aigus sont palatals*“ (S. 27). — „*Le ton grave part de la gorge. Le ton aigu est palatal, c'est-à-dire qu'il est médio-palatal dans l'aigu long, et presque dental-palatal dans l'aigu bref.*“ (S. 31.)

Im Anschluss an diese und ähnliche Erklärungen, besonders an die letzte Definition, habe ich versucht, die Bedeutung von *grave* und *aigu*, auf Vokale angewandt, an den Wörtern, die R. in grosser Menge

als Beispiele anführt, zu prüfen, festzustellen und mir selbst deutlich zu machen. Ich habe mich dabei bemüht, jene Ausdrücke mit *ouvert* (offen) und *fermé* (geschlossen), zuletzt mit *wide* (schlaff) und *narrow* (straff) zu identifizieren oder in Einklang zu bringen. Vergebens. Nach mehreren erfolglosen Versuchen habe ich es ganz aufgegeben, mit *grave* und *aigu* einen bestimmten, fest stehenden Sinn zu verbinden. Ob R. selbst es thut? Ich möchte dies fast bezweifeln. Vielleicht hat ihm seine Vorliebe für eine ungewöhnliche Ausdrucksweise, die wahrscheinlich nach seiner Meinung geistreich sein soll, einen schlimmen Streich gespielt.

Dass R. unter den französischen Vokalen lange, mittlere und kurze *(longues, moyennes, brèves)* unterscheidet, billige ich vollkommen. Jedoch wendet er diese Bezeichnungen meistens auf Silben (z. B. S. 86) und, wo er es überhaupt thut, unterschiedslos auf Vokale an. Er spricht auch wohl manchmal von langen, mittleren und kurzen Silben, meint aber, lange, mittlere und kurze Vokale, wenigstens wenn man nach den Beispielen, die er gibt, und nach den Zeichen, die er über die Vokale der bezüglichen Silben setzt, urteilen darf.

Offenbar kann eine Silbe wegen der dazu gehörigen Konsonanten zeitlich länger als eine andere sein, ohne dass der Vokal jener länger als der Vokal dieser zu sein braucht. Diese Thatsache ist dem Verfasser bekannt. Vgl. z. B. S. 2. Um so auffälliger ist es, dass er die Quantität der Silben und die Quantität der Vokale nicht streng genug auseinander hält.

Das Ergebnis, zu dem R. gelangt, dass es im Französischen viel mehr mittlere als lange und kurze Vokale gibt, ist richtig. Er rechnet „15 % *de longues,* 35 % *de brèves,* 50 % *de moyennes*" heraus (S. 87). Man kann auch hier nicht genau erkennen, ob er Silben oder Vokale meint. Aber dies Verhältnis mag wohl für beide ungefähr stimmen. Damit soll nicht gesagt sein, dass ich der Beweisführung Ricard's traue oder allen ihren Einzelheiten Glauben schenke.

Die übrigen Ergebnisse, die man kurz vorher in der *Conclusion* auf S. 86 findet, sind entweder anfechtbar und unsicher hauptsächlich wegen des einseitigen, orthoëpischen Standpunktes des Verfassers oder geradezu wertlos wegen der von ihm gebrauchten missverständlichen oder unverständlichen Ausdrücke: 1. „*J'ai prouvé surabondamment ... l'existence de deux sons pour* **a, o, eu, oi:** *le son grave ou guttural, le son aigu ou palatal.* 2. *J'ai donné les indications propres à la reconnaissance des longues en quatre règles, des moyennes en six règles, des brèves en cinq règles; ainsi que les règles pour reconnaître les* **a, o, eu, oi** *graves, et les* **a, o, eu, ou** (soll wohl heissen: **oi**) *aigus.*" Vgl. dazu S. 47: „*Une fois les règles* (d. h. *de la quantité) fixées, ce sera à elles de commander, et à l'usage d'obéir.*" Glaubt Herr Ricard im Ernst, dass sich der Sprachgebrauch seinen Befehlen oder Regeln fügen wird?

Nach allem, was ich über das *Système de la quantité syllabique et de l'articulation des sons graves et des aigus* gesagt habe, glaube ich Laien, oder Studierende und Lehrer, die das phonetische Studium erst beginnen oder seit kurzem begonnen haben, davor warnen zu müssen. Aber ich bin überzeugt, dass Phonetiker von Fach diese Schrift mit Interesse und Gewinn lesen werden, da der Verfasser ein Kenner seiner Muttersprache ist und jedenfalls seine individuellen Erfahrungen und Ansichten schon deshalb Beachtung verdienen und Stoff zur Vergleichung und Untersuchung gewähren.

3. Den Lesern der *Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur* habe ich schon im Jahre 1888 (X^2, S. 20—23) die zwei ersten

Jahrgänge des **Maitre Fonétique** oder **Phonetic Teacher** nebst den drei ersten Nummern des dritten Jahrganges und zugleich das Bestehen und den Zweck des Vereins, dessen Organ diese kleine phonetische Zeitschrift sein soll, angezeigt. Seitdem ist die Zahl der Mitglieder jenes durchaus internationalen Vereins von etwa 200 auf mehr als 400 (414 im Mai 1890) angewachsen.

Der *Maître Fonétique* bringt, wie bisher, regelmässig Mitteilungen, Anzeigen, Rezensionen u. dgl. des Herausgebers, **Paul Passy,** und anderer Mitglieder in französischer, englischer und deutscher Sprache und zwar in einer einheitlichen phonetischen Umschrift, wobei jeder für die von ihm gewählte Aussprache selbst verantwortlich ist und mit seinem Namen einzutreten hat; ein besonderer Teil *(Partie des élèves)* enthält phonetische Texte, Erzählungen und Gedichte, in den drei hauptsächlichen lebenden Kultursprachen, danehen auch manchmal einige in anderen germanischen und romanischen Idiomen. Die Transskription ist unterdessen wesentlich verbessert worden (vgl. oben als Probe den vollständigen Titel des *M. F.*) und wird infolge freier Diskussion und durch Abstimmen, soweit die zu Gebote stehenden Mittel reichen, nach und nach noch mehr vervollkommnet werden.

Jedem Fachgenossen, der sich für Phonetik, vor allem für praktische Phonetik interessiert, der seine eigne Aussprache der fremden Sprachen durch Vergleichung mit der anderer und besonders einheimischer Phonetiker verbessern oder in gutem Zustande erhalten möchte, sei die billige und doch wertvolle Zeitschrift warm empfohlen. Um Mitglied der *Association Fonétique* zu werden, der schon viele deutsche Lehrer, darunter auch Universitätsprofessoren, angehören, hat man sich durch einen Bekannten einführen zu lassen und einen jährlichen Beitrag von nur 2 Francs (für die *membres adhérents*) oder 5 Francs (für die *membres actifs*) einzusenden. Für Deutschland nimmt sowohl Herr Prof. Vietor in Marburg als der Unterzeichnete (Hamburg, Wilhelm-Gymnasium) Anmeldungen und Beiträge an.

A. Rambeau.

---

1. **Breymann-Mœller,** a) *Schlüssel zu den Breymann-Mœller'schen Übungsbüchern.* München und Leipzig, 1887. R. Oldenbourg. 71 S. 8°. Preis: Mk. 1,20. — b) *Zur Reform des französischen Unterrichts. Offener Brief von Herm. Mœller an Herrn Dr. H. in B.* In demselben Verlage (ohne Jahreszahl). 14 S. 8°.
2. **Plattner, Ph.,** a) *Vorstufe für das Elementarbuch der französischen Sprache.* 2. Auflage. 32 S. 8°. Preis: Mk. 0,30. — b) *Übungsbuch zur französischen Schulgrammatik.* 2. Auflage. II, 211 S. 8°. Preis: Mk. 1,20. — c) *Lehrgang der französischen Sprache für Knaben- und Mädchenschulen.* Zweiter Teil. VIII, 396 S. 8°. Preis: Mk. 3,20. — d) *Übersetzung der im Übungsbuch zur französischen Schulgrammatik enthaltenen Stücke. Als Schlüssel für die Hand des Lehrers.* 86 S. 8°. Preis: Mk. 1,50. — e) *Übersetzung der in den Übungen des französischen Elementarbuchs enthaltenen Stücke. Als Schlüssel für die Hand des Lehrers, nebst einer Anleitung zum Gebrauch des Elementarbuchs und einer Reihe leichter Übungssätze.* 54 S. 8°. Preis: Mk. 1,50. — f) *Anleitung zum Gebrauch des Lehrgangs der französischen Sprache. Zugleich als Schlüssel für die Hand des Lehrers.* 82 S. 8°. Preis: Mk. 3. — g) *Anthologie des*

Écoles. Choix de poésies françaises, suivi de notes explicatives et publié en trois parties. Ire Partie: Classes inférieures. II, 112 S. 8⁰. — *IIe Partie: Classes moyennes.* 112 S. 8⁰. — *IIIe Partie: Classes supérieures.* 112 S. 8⁰. Karlsruhe. J. Bielefeld's Verlag. a, b, c, f 1888; d 1883; e 1884; g 1890.

3. **Ricken, Wilhelm,** *Elementarbuch der französischen Sprache. 2. und 3. Jahr.* Oppeln und Leipzig, 1888. Eugen Franck's Buchhandlung (G. Maske). VII, 141 S. 8⁰.
4. **Ulbrich, O.,** *Schulgrammatik der französischen Sprache für höhere Lehranstalten.* Berlin. Gaertner (Heyfelder). Erste Auflage 1888. Zweite verbesserte Auflage 1890. IV, 220 S. 8⁰. Preis: Mk. 2,00.
5. **Schaefer, Curt,** a) *Französische Schulgrammatik für die Oberstufen.* II. Teil. *Syntax.* 158 S. 8⁰. Preis: Mk. 1,40. — b) *Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische, im Anschluss an die französische Schulgrammatik für die Oberstufe.* II. Teil. *Syntax.* 134 S. 8⁰. — c) *Der französische Unterricht in der Schule. Ein Begleitwort zu den französischen Lehrbüchern.* 16 S. 8⁰. Berlin, 1888. Winckelmann & Söhne.
6. **Beaux, Theodor de,** *Schulgrammatik der französischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Phonetik.* Leipzig, 1888. Hirzel. VI, 325 S. 8⁰.
7. **Pünjer, J.,** *Der erste Unterricht in der französischen Sprache. Für höhere Mädchenschulen, Mittelschulen, verwandte Anstalten und ähnliche Stufen bearbeitet.* Hannover, 1887. Meyer (Prior). II, 80 S. 8⁰. Preis: Mk. 0,60.
8. **Kühn, Karl,** *Französisches Lesebuch. Unterstufe.* Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, 1889. XIX, 208 S. 8⁰. — Dritte Auflage, 1890. XX, 209 S. 8⁰. Preis: Mk. 1,60.

Alle diese Schriften (No. 1—8), Lehrbücher, Lesebücher oder methodische Abhandlungen u. dgl., dienen oder sollen nach der Absicht ihrer Verfasser der Reform des französischen Unterrichts dienen und zwar zum grössten Teil im Sinne der Vermittelung mit der alten Lehrweise. Es sind entweder Fortsetzungen oder Erweiterungen oder Begleitschriften von Werken, die ich bereits in der *Zeitschrift für neufranz. Sprache u. Litteratur* angezeigt habe, oder neue Auflagen solcher Werke. Ich werde mir daher gestatten, bei der folgenden Besprechung der einzelnen mir hier vorliegenden Schriften mich möglichst kurz zu fassen und zur Vervollständigung der Urteile auf meine früheren Anzeigen zu verweisen.

1. Die erste Schrift (1a) ist ein Schlüssel zu den Übersetzungsübungen des *Elementarbuches* und der zwei Teile des *Übungsbuches* von **Breymann-Mœller.** Über das *Elementarbuch* und den ersten Teil des *Übungsbuches* habe ich in dieser *Zeitschrift* IX², S. 37—38 und S. 252 berichtet.

Mœller's *Offener Brief an Herrn Dr. H. in B.* (1b) ist nach der Neuphilologenversammlung in Frankfurt, also in oder nach dem Jahre 1887, geschrieben worden. Der Verfasser spricht sich daher nicht bloss in theoretischer Weise über die von ihm und Breymann in ihren Lehrbüchern angewandte vermittelnde oder analytisch-synthetische Methode aus, sondern teilt auch schon die praktischen Erfahrungen mit, die er und seine pädagogischen Freunde, besonders der, an den der Brief gerichtet ist, seit einigen Jahren im Unterricht mit dieser Methode und den Eigentümlichkeiten, die dieselbe auszeichnen, z. B. mit den Kon-

jngierübnngen in Sätzen u. a., gemacht haben. Im übrigen findet sich derselbe Inhalt — ausführlicher, aber mehr theoretisch — in der grösseren Schrift *Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts. Anleitung zum Gebrauch des französischen Elementarbuches* von Breymann nnd Mœller (München, 1884. Oldenbourg).

Das Urteil des Herrn Dr. H., dass „die Breymann-Mœller'schen Bücher die vorzüglichsten Lehrmittel sind, welche der Schulbüchermarkt bis jetzt aufzuweisen hat" (S. 11), brancht man nicht zu unterschreiben und man wird doch zugestehen können, dass M. wohl berechtigt ist, von den mit seinen Lehrbüchern erzielten Erfolgen mit Genugthunng und in freudigem, hoffnungsvollem Tone zu sprechen. Zweifellos vermögen Lehrer, die diese Bücher gebranchen, wenn sie selbständig zu denken nnd zu schaffen gewöhnt sind, und wenn sonst die Verhältnisse und Bedingungen, nnter denen sie arbeiten, günstig sind, zu guten und vorzüglichen Ergebnissen in ihrem Unterricht zu gelangen. Selbstverständlich haben die Verfasser nnr für Fachmänner geschrieben und, wie M. hier (S. 10) rückhaltslos ausspricht, „nicht für Dilettanten, auch nicht für Altphilologen, welche 'der Not, nicht innerem Triebe folgend', anf unserem Gebiete Gastrollen geben". Solche Lehrer des Französischen werden hoffentlich bald — gerade infolge der allgemeinen Durchführung der Reformmethode, weil sie wirklich hohe Anforderungen an den Unterrichtenden stellt, — an allen Schnlen, auch endlich an humanistischen Gymnasien, „unmöglich" werden!

Im Anschluss an den *offenen Brief* hat die Verlagshandlung, jedenfalls durch Breymann nnd Moeller inspiriert, die Ziele, welche ihre Werke anstreben, noch einmal in wenigen, das Wesentliche hervorhebenden und übersichtlichen Sätzen zusammengefasst. (S. 13—14.)

2. Die *Vorstufe für das Elementarbuch der französischen Sprache* (2a) und das ganz nach den Prinzipien der lateinisch-griechischen Übersetzungsmethode gearbeitete *Übungsbuch zur französischen Schulgrammatik* (2b) von **Plattner** haben in der neuen Auflage ihren Umfang bewahrt und sind, abgesehen von wenigen Verbesserungen in Einzelheiten (2a) oder Verschiebungen (2b), überhaupt unverändert geblieben. Vgl. meine Besprechung der ersten Auflage dieser zwei Bücher in der *Ztschr.* VIII[2], S. 177—181. Ausdrücke, wie „sehr weicher ſch-Laut" nnd „sehr weiches ſ", sind in der „Aussprache", dem ersten Teil der „Vorstufe", immer noch nicht vermieden. Was soll der süddeutsche Schüler (und Lehrer?), für den sie offenbar bestimmt sind, damit anfangen? Sein heimisches (deutsches) *s* ist ebenso „weich", als das französische stimmhafte $s = z$. Er muss deshalb erfahren, dass sein eigenes „weiches" oder „sehr weiches" *s*, das er in natürlicher, durch keine orthoëpischen Bedenken „gefälschter" Rede unterschiedslos für ſ, s, ß, ſſ spricht, stimmlos ist und unter keinen Umständen auf die französische Sprache übertragen werden darf. — „*C* heisst *cé* (sprich *c* wie *ss*)" ist z. B. eine von den seltenen Verbesserungen der zweiten Auflage (S. 3). Warum genügt nicht „wie *s*" (d. h. wie hartes, stimmloses *s*)? Der entsprechende weiche und stimmhafte Konsonant müsste konsequent mit *z* bezeichnet werden, und eine Verwechselung mit *s* wäre dann nicht möglich. —

Der II. Teil des *Lehrganges der französischen Sprache für Knaben- und Mädchenschulen* (2c) ist ein in seiner Art ebenso ausgezeichnetes Buch, als der im Jahre 1887 erschienene und von mir schon früher angezeigte I. Teil. Vgl. *Ztschr.* X[2], S. 55—58. Gerade an diesem Werke scheint Plattner mit besonderer Lust und Liebe gearbeitet zu haben, weil der Plan und die Anlage desselben seinen persönlichen pädagogischen Neigungen und Grundsätzen am meisten entspricht. Er hat darin die

ihm als Lehrer eigentümliche und von ihm im eignen Unterrichte am besten erprobte Art der sog. vermittelnden oder induktiv-deduktiven Methode in voller Freiheit am klarsten und konsequentesten durchzuführen vermocht. Der ursprüngliche Titel war etwas verschieden: *für lateinlose Knabenschulen und für Mädchenschulen.* Der Verfasser hat diese Beschränkung auf lateinlose Anstalten, die mir im I. Teile durchaus unnötig zu sein schien, auf dem Titelblatte des II. Teiles weggelassen. Die beiden Bücher eignen sich sicherlich auch für Gymnasien und Realgymnasien.

Der II. Teil enthält eine systematische Grammatik (S. 1—119): 1. Abteilung, die vollständige Formenlehre, — 2. Abteilung, die Syntax „in so gedrängter Fassung, dass dieselbe bequem in zwei Jahren bewältigt werden kann“, — 3. Abteilung, Phraseologie; ein Lesebuch (S. 120—262): Prosaisches, Dramatisches, Gedichte; ein Übungsbuch (S. 263—351): Umbildungen, Erweiterungen, Übersetzungen; dazu ein Wörterverzeichnis. An den Lese- und Übungsstücken ist vor allem zu rühmen, dass sie sich in der That „vorwiegend mit dem Lande und Volke beschäftigen, dessen Sprache sie den Schüler lehren wollen.“ —

Die Schlüssel oder Begleitschriften (2d, e, f) zum *Übungsbuche* (2b), zum *Elementarbuche*[1]) und zum *Lehrgange* (2c) sind, wie die vollständigen Titel ausdrücklich verkünden, nur „für die Hand des Lehrers“ bestimmt. Alle drei Schriften werden gewiss manchem, der nach Plattner's Lehrbüchern unterrichtet, sehr willkommen sein. Zwei derselben (2e und f) sind zugleich deshalb wichtig und nützlich, weil sie ausser der Übersetzung der deutschen Übungsstücke auch eine Anleitung zum Gebrauche der bez. Lehrbücher und einige Erörterungen bringen, in denen der Verfasser die Grundsätze der von ihm befolgten und empfohlenen Methode darlegt und seinen Standpunkt verteidigt.

Eine vortreffliche Zugabe zu Plattner's Lehrbüchern ist die von ihm erst in diesem Jahre veröffentlichte *Anthologie des Écoles* (2g). Die Auswahl der Gedichte ist sorgfältig und geschmackvoll und entspricht den bekannten zwei Forderungen der Reform des neusprachlichen Unterrichts. Einerseits hat Plattner die französische Litteratur dieses Jahrhunderts bevorzugt und auch die neueste berücksichtigt, ohne jedoch das „alte“ d. h., was seit langer Zeit alle in deutschen Schulen gebrauchten französischen Lesebücher, Gedichtsammlungen und *manuels* gleichsam als eisernen Bestand aufweisen, grundsätzlich auszuschliessen, sofern es sich als „gut“ und zweckmässig bewährt hat. Anderseits haben neben der französischen Kunstpoesie, der die Ausländer selten ein volles ästhetisches Verständnis entgegenbringen, und deren eigenartige Schönheit sie im allgemeinen nur in verhältnismässig wenigen Erscheinungen zu geniessen und zu würdigen vermögen, auch die volkstümlichen und kindlichen Gedichte, Lieder und Sprüche in der *Anthologie* die ihnen gebührende Stelle erhalten. Sie finden sich hauptsächlich im ersten Teile.

Die richtige Befolgung jener zwei Thesen verleiht der ganzen Sammlung eine angenehme Mannigfaltigkeit und zugleich den Reiz der Neuheit, obwohl dem Herausgeber auf dem einen Gebiete vor allem Gropp und Hausknecht, auf dem andern Kühn mit gutem Beispiele vorangegangen sind. Auf beiden Gebieten ist noch viel zu machen, und man kann daher hoffen, dass die Worte, mit denen Plattner sein Vorwort beginnt, bald ihre Berechtigung verloren haben werden: „Eine

[1]) Das *Elementarbuch* habe ich früher in der *Ztschr.* besprochen, die 1. Auflage (1884) VIII², S. 178—179, die 2. Auflage (1887) X², S. 54—58.

Sammlnng französischer Gedichte macht gewöhnlich einen ungünstigeren Eindruck als eine Sammlung englischer oder gar deutscher Gedichte." Diese Worte passen jedenfalls nicht auf die vorliegende *Anthologie*.

Jeder Teil enthält am Schluss einen kurzen Kommentar, der besonders für die Erklärung der schwierigen Ausdrücke, der dunkeln Anspielungen und Reminiszenzen mancher volkstümlichen Gedichte vielen Lehrern und Lesern erwünscht sein wird.

Ricken, **Ulbrich** und **Schäfer** stehen ungefähr auf demselben vermittelnden Standpunkt in der Reformfrage als **Plattner**, Sie haben fast gleiche methodische Ansichten, die sie auch in ziemlich ähnlicher Weise, wenn auch immerhin selbständig genug, praktisch anzuwenden suchen. Plattner übertrifft sie jedoch alle an gründlicher Kenntnis der lebenden Sprache und z. T. auch wohl an pädagogischer Erfahrung. Ob er in seinen grammatischen Werken eigne Beobachtungen über den heutigen Sprachgebrauch mitteilt und diesen für gewisse Regeln der Syntax fixiert, oder ob er, den Ansprüchen der herrschenden Übersetzungsmethode nachgebend, zusammenhängende Übungsstücke und Einzelsätze schmiedet oder im Sinne der Reform französische Originale frei umarbeitet und umzuarbeiten anleitet und dazu seine lehrreichen Anmerkungen gibt, — überall erkennt man, dass er die lebende Sprache beherrscht, dass er sie „spricht und schreibt". Dies ist eine gar wertvolle Eigenschaft für den Verfasser einer neufranzösischen Grammatik, von Lehrbüchern, die Neufranzösisch lehren sollen, — eine Eigenschaft, die Studierende und Lehrer mit Zutrauen erfüllt und selbst, wo sie anderer Ansicht als er sind, in ihnen nie das Gefühl der misstrauischen Unsicherheit aufkommen lässt.

3. **Ricken**'s *Elementarbuch der französischen Sprache* (2. und 3. Jahr) ist eine sehr angemessene Fortsetzung des im Jahre 1887 erschienenen kleinen Werkes (1. Jahr). Vgl. *Ztschr.* IX², S. 32—33. In den Übungen des ersten Bändchens herrschen die Anschauungsstoffe vor, in denen des hier vorliegenden etwas grösseren Bandes kurze Erzählungen und Stücke historischen Inhalts. Die Verteilung und Bearbeitung des Stoffes der Lektüre und der Grammatik, die neben und mit derselben fortschreitet, ist recht sorgfältig und wohl gelungen. Der Verfasser scheint im Laufe der Arbeit an Geschick und Gestaltungskraft gewonnen zu haben. Beide Bände verdienen die Aufmerksamkeit und Berücksichtigung der Fachgenossen.

4. **Ulbrich**'s systematische *Schulgrammatik* gefällt mir besonders wegen ihrer knappen Darstellung. Wenn man den ersten Teil (S. 1—38) abrechnet, der von der Schrift und Aussprache und vom Versbau handelt, umfasst die eigentliche Grammatik nur 144 keineswegs grosse, meist sehr freigebig und weitläufig gedruckte Oktavseiten: Formenlehre mit deutlicher Hervorhebung der Hauptformen, ohne Raumersparnis (S. 39—102), Syntax (S. 103—182). Trotzdem fehlt nichts Wesentliches. Die Regeln sind „so viel als möglich vereinfacht und gekürzt", „das Wichtige und und Notwendige" ist „von dem Nebensächlichen und Entbehrlichen gesondert". Aus der Syntax hat Ulbrich mehrere Eigentümlichkeiten ausgeschieden, die er in einem 4. Teile unter dem Namen *Stilistik* (S. 183 bis 217) vereinigt hat.

Die Grammatik von Ulbrich ist das Werk eines tüchtigen, in der Praxis stehenden Schulmannes, der die Bedürfnisse der Schule kennt und zu befriedigen versteht. Der Verfasser ist Vorsteher einer höheren Bürgerschule (Realschule) in Berlin und hat daher jedenfalls sein Buch hauptsächlich oder sicherlich ebenfalls für lateinlose Schulen geschrieben, obwohl er an manchen Stellen, — wie ich glaube, unnötigerweise oder

wenigstens nicht aus zwingenden Gründen — lateinische Etymologien (z. B. S. 13, 23) anführt. Der von ihm gebotene Lernstoff ist gerade für Anstalten mit sechsjährigem französischem Unterricht, allerdings auch für die mit achtjährigem, in denen das „Verzettelungssystem" herrscht, — ich meine, für humanistische Gymnasien — geeignet und durchaus, vielleicht mehr als ausreichend.

Die von mir oben zusammen angezeigten zwei Auflagen der *Schulgrammatik* (1888 und 1890) stimmen in bezug auf Seitenzahl und Verteilung des Stoffes und, soweit ich verglichen und die Probe angestellt habe, auch in den Einzelheiten desselben genau überein. — Über Ulbrich's *Elementarbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten* vgl. *Ztschr* X², S. 60—61.

5. **Schäfer** ist ein fähiger Grammatiker, ein logisch denkender Kopf und, soweit man dies aus Schulbüchern erkennen kann, ein guter Kenner der romanischen Sprachwissenschaft. Sein Wissen auf diesem Gebiete macht sich manchmal in fast aufdringlicher Weise bemerkbar. Die gelehrten Hinweise auf das Altfranzösische (5a, S. 42), auf Gröber's *Zeitschrift für romanische Philologie* (5a, S. 40), auf das klassische und vulgäre Latein (5a, S. 41, 63 u. a.) nehmen sich wunderbar genug aus — in einem Schulbuche, das doch auch und vielleicht vorzugsweise für lateinlose Anstalten bestimmt ist, da ja der Verfasser selbst, so viel ich weiss, nach diesem Buche in einer höheren Mädchenschule unterrichtet. Die z. T. recht langen allgemein gehaltenen grammatischen *raisonnements*, die sich am Anfang der einzelnen Kapitel finden, z. B. über das „Genetivobjekt" (S. 19—21), „die Konditionalsätze" (S. 32), den „Indikativ" (S. 36—37), den „Konjunktiv" (S. 40—42), „die Negation *ne* beim Konjunktiv" (S. 50) u. a. habe ich mit grossem Interesse gelesen, besonders weil sie für die Eigenart von Schäfer's Denken und geistigem Schaffen ausserordentlich bezeichnend sind. Manchen werden sie allzu gelehrt und für die Zwecke des Schulunterrichts unpassend scheinen; andere werden sie vielleicht geradezu als überflüssige, spitzfindige Düfteleien verwerfen. Ich meinerseits glaube, dass ein geschickter Lehrer diese allgemeinen Exkurse sehr wohl verwerten kann, um das folgende Regelwerk zu vergeistigen und interessanter zu machen. Aber unleugbar leiden sie manchmal an Unklarheit, an einer dunkeln oder absonderlichen Ausdrucksweise, die der Leser einer philologischen Zeitschrift oder eines wissenschaftlichen Werkes verdanen mag, die jedoch in einem Schulbuche gewiss nicht am Platze ist. Vgl. z. B. 5a, S. 40: „Der Konjunktiv ist nur eines Sinnes (!) — er ist der Gegensatz zur Wirklichkeit: als solche gilt blosse Vorstellung und Negation." Der Lehrer wird sicherlich Mühe genug haben, um alle diese Erörterungen selbst vollkommen zu verstehen; noch mehr Mühe wird es ihm kosten, sie dann seinen Schülern verständlich zu machen.

An einer anderen Stelle (5a, S. 42) des Exkurses über den Konjunktiv findet man einen auffälligen Fehler in einem Beispielssatze, den Schaefer selbst gebildet hat: *je ne connais pas l' homme à qui je puisse en parler*. In dieser Form ist der Satz logisch und grammatisch falsch. Möglicherweise liegt ein Druckfehler vor. Der Satz ist richtig, wenn man *d'homme* für *l'homme* schreibt. —

Das *Übungsbuch* (5b) ist ein echtes Erzeugnis der unverfälschten Übersetzungsmethode. Die zusammenhängenden Übungsstücke sind für die Zwecke derselben gut ausgewählt. Leider ist das Deutsche oft recht bedenklich. Z. B. S. 98: „Kleinmütige Liebhaber (!?) des Lebens während des Friedens, in den Schlachten ihr Leben aussetzend und ihr Blut verschwendend . . . . ." Die Einzelsätze, die nun einmal der Übersetzungsenthusiast nicht entbehren kann, weisen bei Schaefer, wie gewöhnlich,

einen höchst buntscheckigen Inhalt auf. Vgl. z. B. S. 43: Im ersten Satze wird die Nächstenliebe anempfohlen; im zweiten wird die Macht und Grösse Karl's V. gefeiert; im dritten reist „er“ (wer?) heute ab und kehrt erst in zwei Jahren zurück; im vierten wird vom Konvent und von Ludwig XVI. erzählt u. s. w. u. s. w.

Die kleine Begleitschrift (5 c) beginnt folgendermassen: „Der Zweck des fremdsprachlichen Unterrichts ist, wenn man zunächst nur den praktischen Nutzen im Auge hat, ein dreifacher: 1. das Lesen und Verstehen der Schriftsprache, 2. das Schreiben und Übersetzen (!?), 3. das Sprechen und Verstehen der gesprochenen Sprache.“

Das Übersetzen aus der Muttersprache ins Französische mag für die sog. formale Bildung, die Schaefer offenbar als den Hauptzweck des fremdsprachlichen oder wenigstens des französischen Unterrichts ansieht (vgl. 5 c, S. 6 u. a.), von der höchsten Bedeutung sein. Ich gebe sogar zu, dass wenn es sich an grammatische Regeln anschliesst, solange es vom Lehrer sorgfältig überwacht und mit Massen betrieben wird, für den speziell grammatischen Unterricht von Nutzen ist und zur Klärung und Festigung des rein grammatischen Wissens beiträgt, und dass, wenn es im Anschluss an originale französische, den Schülern bekannte Texte, also in Form von freien Retroversionen u. dgl. geübt wird, es auch zur Erreichung einer gewissen Fertigkeit im schriftlichen Gebrauche der fremden Sprache als gutes Hilfsmittel dienen kann. Aber das Übersetzen aus dem Deutschen — dieses „Übersetzen“ kann nur gemeint sein, da es zusammen mit dem „Schreiben“ einen Gegensatz zum „Lesen und Verstehen der Schriftsprache“ bildet — als einen selbständigen Zweck des fremdsprachlichen Unterrichts hinzustellen und noch dazu mit Rücksicht auf den praktischen Nutzen (!!), das scheint mir ganz verkehrt, das ist ein Einfall, für den mir jedes Verständnis abgeht. Sollen etwa alle Schüler und Schülerinnen zu vereidigten Übersetzern und Interpreten vor Gericht und in Konsulaten ausgebildet werden?

„Das Sprechen und Verstehen der gesprochenen Sprache“ mag als selbständiger Zweck nach dem „Lesen und Verstehen der Schriftsprache“, auch nach dem „Schreiben“ (aber nicht nach dem „Übersetzen“!) kommen. Schaefer meint, dass der „Bildungswert des blossen (?) Sprechenlernens bei weitem untenan steht“ (5c, S. 5). Um dies zu beweisen, wird der übliche Trumpf ausgespielt: das französische Parlieren der Bonnen und Kellner. Aber hat denn irgend ein verständiger Reformer zur Erreichung des „Sprechens und Verstehens der gesprochenen Sprache“ französische Bonnen- und Kellner-Konversation in der Klasse empfohlen? Gegen wen und was kämpft denn Schaefer an? Und ist die Sprachfertigkeit der „Bonnen“ und „Kellner“ notwendigerweise oder an sich etwas Verächtliches? Unter den sog. „Bonnen“ in Deutschland gibt es Damen, die man in Frankreich nicht *bonnes (bonne* = Dienstmädchen!), sondern *gouvernantes* und *institutrices* nennen würde, — gebildete Damen, die ihre Muttersprache sehr gut und grammatisch sehr korrekt zu sprechen und zu schreiben vermögen. Die „Kellner“ selbst der grossen Verkehrscentren mögen im allgemeinen mit 600—1000 Wörtern oder Redensarten auskommen, die sie zur Bezeichnung der in ihrem geistigen Gesichtskreise liegenden und durch die Bedürfnisse ihres Berufes bedingten Ideen brauchen und dazu geschickt zu verwenden verstehen. Aber nach meiner Erfahrung finden sich unter diesen, den späteren Hotelbesitzern, auch einige Leute, deren Sprechfertigkeit sich nicht auf eine geringe Anzahl von Vokabeln und Phrasen beschränkt, die eine auffällig gute und umfangreiche Kenntnis des Französischen und anderer lebenden Sprachen

im Sinne des praktischen Nutzens — und von diesem spricht doch Schaefer am Anfang seiner Schrift — bekunden.

Jedoch lassen wir den „Bildungswert des blossen Sprechenlernens" auf sich beruhen. Betrachten wir das „Sprechen und Verstehen der gesprochenen Sprache" nicht als Selbstzweck, sondern nur als Hilfsmittel. Als solches sollte es meines Erachtens zweifellos im neusprachlichen Unterricht von Anfang an und auf allen Klassenstufen die erste und hervorragendste Stelle einnehmen. Wenn es in angemessener Weise im Anschluss an eine geeignete Lektüre, zuerst wohl auch an Anschauungsstoffe, beständig und konsequent geübt wird, so müssen sich allmählich zahlreiche und mannigfaltige Wörter, Redewendungen, Formen und syntaktische Schwierigkeiten ohne Lernen von Vokabel- und Phrasenlisten, von Regeln u. dgl. dem Gedächtnisse des Schülers einprägen und in ihm ein Gefühl für das, was in der fremden Sprache „richtig" ist, wecken und stärken.

Daher ist das „Sprechen und Verstehen der gesprochenen Sprache", mag es auch der Lobredner der formalen Bildung mit Recht oder Unrecht als selbständigen Zweck des Schulunterrichts noch so niedrig stellen, in jenem Sinne ein Unterrichtsmittel von unschätzbarem Werte, eine ausgezeichnete Vorbereitung für den schriftlichen Gebrauch der fremden Sprache und auch für die systematische Grammatik, falls man diese als ein besonderes Ziel des französischen Unterrichts auffassen will, wogegen ich nichts einzuwenden habe. Ausserdem ist es eine begleitende Übung von hohem Nutzen und unbedingter Notwendigkeit für das „Lesen und Verstehen der Schriftsprache" in der Klasse.

Dem Gelehrten und dem reifen Manne mag die Lektüre der fremden Litteratur auch ohne das „Sprechen und Verstehen der gesprochenen Sprache" für seine Zwecke und Bedürfnisse meistens genügen. Dem Schüler wird sie durch das Fehlen des lebendigen Wortes allzu leicht wirkungslos und langweilig; und ohne einen gewissen Grad der Fertigkeit im mündlichen Gebrauche der fremden Sprache ist es für jeden Germanen unmöglich, die französische Poesie wahrhaft zu geniessen und ihre eigenartigen Schönheiten zu würdigen. Der Beweis für diese Behauptung ist nicht schwer zu führen. Auch Franzosen und überhaupt Romanen sind nicht im stande, die deutsche Litteratur und besonders die poetische vollkommen zu verstehen und richtig zu beurteilen, ohne der deutschen Sprache und zwar der „gesprochenen" deutschen Sprache einigermassen mächtig zu sein.

Die mündliche Beherrschung der fremden Sprache — und, aus ähnlichen Gründen, auch die schriftliche — ist nach meiner festen Überzeugung im französischen Unterrichte zu erstreben, obwohl sie vom Deutschen vollständig in der Schule nie und im Leben auch nur ausnahmsweise erreicht werden kann. Noch wichtiger als für den Schüler, durchaus wünschenswert und, wenn man sich nicht einer argen Selbsttäuschung hingeben will, im Grunde genommen notwendig ist diese Fähigkeit für die Lehrer des Französischen in der Schule und — für die Verfasser „neufranzösischer" Grammatiken und anderer „neufranzösischen" Lehrbücher.

Vgl. über Schaefer's Ansichten und seine übrigen Schriften *Zschr.* IX², S. 33—36 und 251—252.

6. Die *Schulgrammatik der französischen Sprache* von **Theodor de Beaux** ist nach ähnlichen Prinzipien, aber mit grösserem Geschick und, wie es scheint, auch mit grösserer Sorgfalt gearbeitet und macht im allgemeinen einen weit günstigeren Eindruck, als die von Aymeric und de Beaux ein Jahr vorher herausgegebene *Elementargrammatik*,

Vgl. *Zschr.* X², S. 61—63. — Der Inhalt ist folgender: I. „Lautlehre und Rechtschreibung“, S. 1—27; II. „Wort- und Satzlehre“, S. 28—112 (d. h. Syntax und Vervollständigung der Formenlehre); III. „Methodische Grammatik“ oder „Methodisches Übungsbuch“, S. 113—250, in 22 Lektionen, die kleine grammatische Pensen (hauptsächlich unregelmässige Verba und einige syntaktische Eigentümlichkeiten) behandeln und im Anschluss daran französische Lesestücke, zusammenhängende deutsche Übungsstücke, zum Teil auch französische und deutsche Einzelsätze in der gewöhnlichen Manier und französische Fragen mit deutschen Antworten zum Übersetzen bringen; IV. und V. „Wörterverzeichnis zum methodischen Teil“ und „Alphabetisches Wörterverzeichnis“, S. 251—325.

Das neue Buch zeichnet sich vor dem älteren dadurch aus, dass es als ein einheitliches Ganze, als eine Arbeit aus einem Gusse erscheint, dass in der Behandlung der verschiedenen Teile eine grössere Gleichmässigkeit, eine bessere Übereinstimmung herrscht. Dies rührt offenbar daher, dass bei der Anfertigung der *Schulgrammatik* nur ein Verfasser, de Beaux, die Hauptarbeit geleistet und die Verantwortlichkeit für das gesamte Werk übernommen hat. Allerdings hat er sich — und gewiss zum Vorteil seines Buches — vor allem für die Abfassung der französischen Aufsätze, von denen manche recht gut gelungen sind, der Unterstützung seines ehemaligen Mitarbeiters, Dr. Aymeric, und eines anderen geborenen Franzosen, des Herrn Bonvier, zu erfreuen gehabt.

In der *Schulgrammatik* ist ebenso, wie in der *Elementargrammatik*, die Phonetik „besonders berücksichtigt“. Jedoch hat de Beaux es hier glücklicherweise verstanden, seine lautphysiologischen Neigungen ein wenig zu zügeln. Der phonetische Teil ist zwar in dem neuen Buch ebenso umfangreich; aber da dieses viel grösser ist und sich schon an fortgeschrittenere Schüler wendet, erscheint der darin behandelte Stoff verhältnismässig weniger massenhaft und drängt sich weniger auffällig zum Schaden der übrigen Teile vor.

Leider ist die „Erläuterung zur Aussprache der Vokale“ (S. 1) mit deutschen Wörtern ziemlich wertlos. Vgl. z. B. „1. *a* dumpf, zur Länge neigend, wie „a“ in „Saat, Kahn“. 2. *a* hell, kurz, wie „a“ in „Latte. satt“. Meint der Verfasser die hochdeutsche Sprache oder irgend einen deutschen Dialekt? In welchem Dialekt ist *a* in „satt“ hell und in „Saat“ dumpf? Jedenfalls ist dieser Unterschied nicht im allgemein gültigen Hochdeutschen vorhanden. Hat das Französische kein langes helles *a* in *page*, kein kurzes „dumpfes“ *a* in *pas*? — Vgl. auch die anderen Vokale auf derselben Seite. Qualität und Quantität werden beständig verwechselt oder nicht prinzipiell geschieden; und die deutschen Wörter, die de Beaux als Beispiele anführt, die jedoch selbst für die deutschen Laute zum Teil unpassend oder anfechtbar sind, beweisen und erklären nichts für die französischen und vermehren die Verwirrung.

Der Verfasser erwähnt unter den „stimmhaften Geräuschlauten (Konsonanten)“ einen ł-Laut (S. 2, 3) in *fille, bataille, bouteille* und unter den Vokalen ein „ⁱ flüchtig, an den Konsonanten *j* streifend“ (S. 1). Vgl. dazu S. 8: „ⁱ sehr flüchtiger, hart an *j* streifender Laut: *i* vor lautbarem Vokal, besonders nasalem: *l'aïeul, le pied, l'Yonne, le bien, la viande.*“ Dieser Unterschied ist in der heutigen Sprache der Gebildeten durchaus nicht begründet. Vgl. z. B. *aïeul* und *bataillon*. Die Aussprache ł, wenn darunter ein besonderer palataler Laut zu verstehen ist, wie aus der auf S. 3 gegebenen physiologischen Beschreibung hervorzugehen scheint, ist jetzt veraltet oder dialektisch.

Einige grammatische Regeln giebt de Beaux in französischer Sprache. Auch bedient er sich zumeist der französischen Terminologie. Als Lehrer

an einer Handelslehranstalt hat er hauptsächlich die Bedürfnisse der lateinlosen Schulen im Auge gehabt.

Im grossen und ganzen steht sein Buch etwa auf dem Standpunkte der von Gustav Ploetz und Otto Kares „reformierten" Schulgrammatik von Karl Ploetz,[1]) mit der es manche Vorzüge und manche Mängel gemeinsam hat, und der es offenbar Konkurrenz zu leisten fähig ist.

7. In „dem ersten Unterricht in der französischen Sprache" beweist **Pünjer** ebenso, wie in dem von mir früher angezeigten *Lehr- und Lernbuch der französischen Sprache* (vgl. *Zschr.* IX², S. 30), ein bemerkenswertes pädagogisches Geschick, das er ohne Zweifel seiner langjährigen Erfahrung als Lehrer und seiner seminaristischen Vorbildung verdankt. An sich ist die Methode, die er empfiehlt und durchzuführen sucht, recht gut, und in der Theorie nehmen sich die methodischen Vorschriften und Anweisungen, mit denen er in diesen zwei Büchern, besonders in dem älteren, sehr freigebig ist, ganz vorzüglich aus. Aber dieses Lob wird man doch nur mit gewissen Vorbehalten aussprechen können, wenn man von rein praktischen Gesichtspunkten aus urteilt, wenn man die Verhältnisse und Bedingungen erwägt, unter denen Pünjer's Lehrbücher gebraucht werden müssen. Der Verfasser, der Hauptlehrer oder Rektor an der Mittelschule (im preussischen Sinne) für Knaben in Altona ist, hat sie jedenfalls vorzugsweise für Mittelschulen, die kleine Schrift, die mir jetzt hier vorliegt, ausdrücklich (vgl. den vollständigen Titel) „für höhere Mädchenschulen, Mittelschulen, verwandte Anstalten und ähnliche Stufen" bestimmt. Nun prüfe man mit Rücksicht auf diese Bestimmung der beiden Bücher z. B. folgende Vorschriften und Anweisungen, die Pünjer kaltblütig und wie selbstverständlich, ohne sich um die Möglichkeit der Ausführung zu kümmern, den Schülern — oder den Lehrern? — erteilt: „Schreibe frei eine kleine Unterredung nieder, in welcher *pouvoir* und *savoir* oft vorkommen! (Nachbildung)." S. 123.

„Schreibe frei einen kleinen Aufsatz: 'Die Himmelskörper'. Trage ihn frei vor!" S. 126.

„Schreibe einen Aufsatz mit der Überschrift: 'Die Religion'. Trage ihn frei vor." S. 139.

„Schreibe einen kleinen Aufsatz: '*Les ouvriers*'. Jeder oben genannte Handwerker muss vorkommen! Trage frei vor." S. 141.

„*Écrivez une petite composition sur 'l'école'! Récitez-la!* S. 143.

„Mache dir diese Beschreibung *(l'orage)* so zu eigen, dass du sie frei vortragen kannst." S. 200.

„Übersetze (?) das ganze Stück: 'Der Kaiser und der Abt' frei (?) ins Französische und trage es frei vor!" S. 203 u. a. m. im *Lehr- und Lernbuch.*

„Sprechübung. Zeige dein rechtes Auge mit dem Zeigefinger deiner rechten Hand! Erhebe den Mittelfinger deiner rechten Hand! U. s. w." S. 78 u. ä. im *Ersten Unterricht.*

Sind denn die Schüler der Mittelschulen, die seminaristisch gebildeten Lehrer der Mittelschulen im stande, diesen anspruchsvollen Vorschriften nachzukommen, die hohen Anforderungen zu erfüllen, die damit an die Sprech- und Schreibfertigkeit der Lernenden und Lehrenden gestellt werden? Ich glaube, dass gar viele Schüler der mittleren und oberen Klassen, auch wohl gar manche ihrer akademisch gebildeten Lehrer in den höheren Schulen, den Realgymnasien und Realschulen, solchen Aufgaben nicht ganz gewachsen sind. Und der Verfasser selbst?

[1]) Vgl. meine Besprechung in der *Mädchenschule* (herausgegeben von Hessel und Dörr) III, 1. S. 79 ff.

Oder soll man seine eigenen Worte in den oben angeführten Stellen seiner Schriften nur als rhetorische Floskeln, als pädagogischen Schmuck ohne reale Bedeutung auffassen?

Wir wissen doch, und zahlreiche Stellen seines *Lehr- und Lernbuches* bekunden deutlich, dass Pünjer auf dem Gebiete der romanischen oder speziell französischen Philologie ein Laie und höchstens ein Dilettant ist, ferner dass er von Hause aus die französische Sprache auch praktisch nicht beherrscht und nur unvollkommen versteht, dass er das, was er jetzt davon weiss, sich erst nachträglich mit grosser Mühe hat aneignen müssen. Es ist wunderbar genug, dass er mit seiner unzureichenden Vorbildung und den ihm zu Gebote stehenden Lernmitteln es in der Kenntnis einer ihm vor nicht langer Zeit durchaus fremden Sprache so weit hat bringen können. Wenn man die neue Schrift mit der alten vergleicht, muss man rühmend anerkennen, dass er sich seitdem in den grammatischen Stoff noch mehr hineingearbeitet, dass er sogar in der Phonetik, einer Wissenschaft, deren Schwierigkeiten viele akademisch gebildete Fachlehrer zurückschrecken, nicht unbedeutende Fortschritte gemacht und dadurch seine Ansichten über die französische Aussprache wesentlich geklärt und gebessert hat. Aber er sollte sich vor dem Fehler, in den der Autodidakt nur zu leicht verfällt, vor *conceitedness* hüten.

In der That ist auch schon mit der besseren Kenntnis auch die bessere Erkenntnis gekommen. Die methodischen Vorschriften und Anweisungen der neuen Schrift sind bei weitem massvoller, jedenfalls viel weniger prätentiös als die des *Lehr- und Lernbuches*.

An einigen Stellen des *Ersten Unterrichts* macht sich natürlich der ursprüngliche Dilettantismus des Verfassers noch recht bemerkbar. Seine Auffassung der grammatischen Erscheinungen ist immer noch allzu äusserlich. Z. B. S. 13: „Vor einem Hauptwort männlichen Geschlechts, welches mit einem Vokal anfängt, heisst 'dieser' des Wohlklangs wegen (!!) *cet* statt *ce*.“ Warum sagt man dann nicht *c'hiver* wie *l'hiver*?

Auf S. 16 zeigt sich noch eine bedenkliche Unkenntnis der französischen Aussprache: „Buchstabe *u* = Laut *ü* (Tab. I). *Tulipe, du, renoncule, réunie, fruitier* [!] . . . . .“ [Dieser Fehler ist vielleicht zu verzeihen, weil der Halbvokal in *fruitier* dem eigentlichen Vokal *ü* sehr ähnlich ist] „Buchstabe *o* = Laut *ó* (Tab. I). *Société, bonne, pomme, pommier, poire* [!!], *poirier* [!!] . . . . . .“ Die schauderhafte Aussprache *óa* = *oi* ist leider in deutschen Schulen sehr verbreitet.

Was versteht Pünjer unter einer Sprechübung? Diese Frage ist gewiss berechtigt, wenn man z. B. auf S. 69 folgendes liest: „Sprechübung. Wenn ich gearbeitet haben werde, werde ich Schach spielen. Wenn der Gärtner den Garten umgegraben und gehackt haben wird, wird er junge Bäume pflanzen. U. s. w.“ Die Zusammenstellung dieser zukünftigen Ereignisse, die einerseits „mich“ und anderseits „den Gärtner“ angehen, und die nichts mit einander zu thun haben, ist ein merkwürdiges Thema einer französischen Sprechübung; noch merkwürdiger ist die Behandlung desselben in deutscher Sprache (nur das *fut. exact.* ist undeutsch). Es soll also wohl eine Übersetzungsübung sein?

8. Das hübsche, aber vom Gewöhnlichen abweichende und daher manchen Angriffen und ungünstigen Urteilen ausgesetzte *Französische Lesebuch* von **Karl Kühn** hat allmählich unter den Fachlehrern mehr Freunde gewonnen und beginnt nun auch nach und nach mehr Eingang in die deutschen Schulen zu finden. Zwei Jahre nach seiner ersten Veröffentlichung (1887) ist es in einer verbesserten und vermehrten Auflage erschienen, vor kurzem (1890) in einer dritten Auflage. Diese ist, was den Text betrifft, abgesehen von der Vereinfachung einiger schwierigen

Stellen, ein unveränderter Abdruck der zweiten Sie ist mir eben erst während des Abschlusses meiner Besprechung zugegangen.

Kühn hat sich mit seinem Lesebuche, das speziell den Bedürfnissen der Unterstufe gerecht wird, um den französischen Unterricht in Deutschland bedeutende Verdienste erworben. Denn dieser Unterricht schien gerade auf dem Gebiete der Lektüre wenigstens in den Anfängerklassen infolge des Mangels an neuen zweckmässigen Stoffen in öde Langeweile zu versinken. Die Herausgeber der bis dahin in deutschen Schulen gebrauchten französischen Lesebücher brachten fast ausnahmslos immer und immer wieder dieselben alten Erzählungen, dieselben alten Gedichte, die einer dem andern oder alle ihren älteren Vorgängern ohne Bedenken entlehnten. Manche von diesen Erzählungen und Gedichten waren geradezu für Kinder wenig oder gar nicht geeignet. Man half sich mit der bequemen Ausrede, dass Frankreich keine Volkspoesie und keine passende Jugendlitteratur aufzuweisen habe.

Die neuen Gesichtspunkte, die Kühn zuerst mit Bewusstsein und Konsequenz zur Geltung brachte, die vielen kindlichen und volkstümlichen Gedichte und Erzählungen, die er in sein Lesebuch aufnahm, mit denen er wahrscheinlich die Masse der deutschen Lehrer des Französischen erst bekannt machte, und von deren Vorhandensein in der französischen Litteratur sie vielleicht vorher überhaupt noch nichts erfahren hatten, haben den französischen Anfangsunterricht gleichsam verjüngt und ihn wesentlich interessanter und in jeder Hinsicht, auch für die allgemeine Ausbildung der deutschen Jugend, didaktisch wirksamer gemacht. Zahlreiche Nachahmer und Konkurrenten werden dafür sorgen, und einigen ist es bereits auch gelungen, noch mehr geeignete Stoffe dieser Art zu entdecken und den deutschen Lehrern und Schülern zu übermitteln. Kühn's Verdienst wird und muss es bleiben, dass er, wenn nicht theoretisch, so doch jedenfalls praktisch die erste Anregung dazu gegeben und das erste Beispiel eines guten französischen Lesebuches für Anfängerklassen nach neuen Prinzipien geliefert hat. Seine Nachahmer oder Nachfolger, die sich die Grundidee seines Lesebuches zu eigen machen und ihm auch Stoffe und Anordnung direkt entnehmen, sollten es nicht unterlassen, wie es leider vorgekommen ist, offen und ehrlich anzuerkennen und gebührendermassen auszusprechen, wie viel sie ihm als ihrem Vorgänger zu verdanken haben.

Über die erste Auflage vgl. *Ztschr.* X^2, S. 51—54.

Die zweite Auflage „weist besonders im ersten Teile sehr erhebliche Veränderungen auf". Die meisten der Jugendgedichte, die „so vielfachen Widerspruch gefunden haben", hat Kühn ausgeschieden, um sie später gesondert herauszugeben. Durch mehrere kurze, z. T. sprachlich sehr einfache Erzählungen und durch die Beschreibung der vier Jahreszeiten, die Gauthey des Gouttes spez. für das Lesebuch im Anschluss an die bez. Anschauungsbilder von Hölzel verfasst hat (vgl. *Vorwort* S. V, 2. und 3. Aufl.), ist der Lesestoff bereichert, durch Hinzufügung der Melodien in einem besondern Abschnitt (2. Aufl. S. XVI—XIX, 3. Aufl. S. XVII—XX) ist die Lektüre und Einübung von acht Gedichten für Kinder angenehmer und interessanter gemacht worden. Die „erklärenden Zusätze zu dem Text" (2. Aufl. S. X—XV, 3. Aufl. S. XI—XVI), durch die hauptsächlich die Kenntnis von Land und Leuten gefördert werden soll, hat Kühn vermehrt und dabei durch „Verweise auf verwandte Stoffe im Deutschen und Englischen" eine etwa erwünschte Konzentration des gesamten sprachlichen Unterrichts in dieser Beziehung angebahnt oder erleichtert.

Zur Verbesserung und Vervollständigung des Wörterbuches hat der Verfasser die beim Gebrauch im Unterricht gesammelten Erfahrungen benutzt. Erst in der dritten Auflage hat er sich dazu verstanden, das

System der Lautzeichen, die zur phonetischen Transskription der Vokabeln dienen, ein wenig zu verändern. Die neuen Zeichen, die er eingeführt hat, sind z. T. einfacher, deutlicher und genauer als die bez. früher angewandten. Sie sind dem System der Umschrift des *Maître Fonétique* entlehnt. Vielleicht hätte Kühn noch besser gethan, alle Zeichen desselben anzunehmen, da sie ja wegen der ziemlich weiten Verbreitung dieser kleinen phonetischen Zeitschrift (s. oben meine Anzeige) unter den Lehrern des Französischen, Englischen und Deutschen in allen Kulturstaaten zu einer Art von internationaler und „einheitlicher Umschrift wenigstens für den Schulgebrauch“, wie sie Kühn in der Vorrede zur zweiten Auflage (S. VII) wünscht und erhofft, schon geworden sind oder wenigstens dem Ideale einer solchen allgemein praktisch verwertbaren Umschrift sehr nahe kommen. A. Rambeau.

---

1. **Fetter, Johann,** a) *Über die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts.* Vortrag, gehalten im Vereine „Die Realschule“ in Wien am 15. Oktober 1887 von Realschul-Direktor Johann Fetter. Verlag des Verfassers. 22 S. 8⁰. b) *Ein Versuch mit der analytischen Lehrmethode beim Unterricht in der französischen Sprache.* Im dreizehnten Jahresbericht der K. K. Staats-Unterrealschule in der Leopoldstadt in Wien. 1888. Verlag dieser Anstalt. 20 S. 8⁰ (40 S. 8⁰, der ganze Jahresbericht. c) *Lehrgang der französischen Sprache.* I. Teil. X, 104 S. 8⁰. — II. Teil. VIII, 103 S. 8⁰. — Wien, 1888. Bermann & Altmann.
2. **Kahn,** *Systematische Schulgrammatik der französischen Sprache mit zusammenhängenden französischen und deutschen Übungsstücken. Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen und verwandte Anstalten.* 3. Teil. Leipzig, 1888. Fues (R. Reisland). X, 358 S. 8⁰. Preis: 2,40 Mk. (gebunden).
3. **Wolter, Eugen,** *Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache.* I. Teil. Erste Auflage (1888). VIII, 220 S. 8⁰. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage (1889). VIII, 246 S. 8⁰. Preis: 1,50 Mk. — II. Teil (1889). X, 510 S. 8⁰. — Berlin. R. Gaertner (Hermann Heyfelder).
4. **Eichler, C. P.,** *Französische Komponierübungen der Elementarstufe in zusammenhängenden Aufgaben.* Stuttgart, 1887. Metzler. IV, 64 S. 8⁰. Preis: 1 Mk.
5. a) **Luppe** und **Ottens,** *Elementarbuch der französischen Sprache für Oberrealschulen, Realschulen und verwandte Anstalten.* Mit Berücksichtigung von K. Keller, *Elementarbuch der französ. Sprache,* 12. Auflage, bearbeitet von . . . . III. Teil. Das dritte Schuljahr. XVI, 185 S. 8⁰. Preis: 2 Mk. (gebunden).
   b) **Ottens, J.,** *Französische Schulgrammatik im Anschluss an das Elementarbuch der französischen Sprache* von Luppe-Ottens. XIII, 175 S. 8⁰. — Zürich. Orell Füssli & Co. a) 1887. b) 1889.
6. **Bertram, W.,** *Grammatisches und stilistisches Übungsbuch für den Unterricht in der französischen Sprache.* Im Anschluss an die Schulgrammatik des Prof. Dr. C. Ploetz bearbeitet von . . . Heft I (Enthaltend Übungen über die Lektionen 1—23). 6., verbesserte Auflage. Bremen, 1888. M. Heinsius. IV, 178 S. 8⁰. Preis: 1.20 Mk.

1. **Fetter** gehört mit Swoboda, Nader und Würzner, die sich hauptsächlich als Anglicisten hervorgethan haben, zu den eifrigsten Vorkämpfern und berufensten Vertretern der Reform des neusprachlichen Unterrichts in Österreich. Der Vortrag (1 a), den er im Herbst 1887 gehalten hat, entwickelt das Programm der Reformpartei und bespricht die Ansichten, Wünsche und Bestrebungen derselben in den westlichen Kulturstaaten, vor allem im deutschen Reiche.

Nicht lange nach seinem Vortrage erhielt Fetter in Folge einer Eingabe von dem österreichischen Ministerium für Kultus und Unterricht, das, wie allgemein bekannt, nicht blos einer Reform des ganzen höheren oder (im österreichischen Sinne) mittleren Schulwesens, sondern auch speziell einer Reform des neusprachlichen Unterrichts günstig ist, die ausdrückliche Erlaubnis, die französische Sprache in der ersten Klasse (I A und B) seiner Lehranstalt nach der von ihm empfohlenen Methode versuchsweise zu lehren. Diese Anstalt ist eine sog. Staats-Unterrealschule, eine vierklassige Schule (ohne Latein und Englisch) mit vierjährigem Unterricht im Französischen: I (die unterste Klasse) hat 5, II und III je 4, IV (die oberste Klasse) 3 wöchentliche französische Lehrstunden. Vgl. den Jahresbericht (1b) S. 22.

Die Bewilligung des Unterrichtsministeriums wurde in einem Erlasse vom 17. Mai 1888 ausgesprochen. Aber — vorausgesetzt, dass ich die bezüglichen Angaben in Fetter's Bericht über seinen „Versuch mit der analytischen Lehrmethode beim Unterricht in der französischen Sprache“ (1 b) richtig verstanden habe, — dem Verfasser, der Direktor seiner Anstalt ist, war es gestattet, diesen Versuch schon mit Beginn des Schuljahres[1]) 1887/88 anzufangen. In der kleinen Abhandlung (1 b) teilt uns Fetter die persönlichen Erfahrungen, die er mit der analytischen Lehrmethode gemacht hat, als unmittelbar erlebt und seine eigenen theoretischen Ansichten als direkt aus der Praxis des laufenden und von Woche zu Woche fortschreitenden Unterrichts geschöpft mit. Daher muss dieser Bericht, wie die bisher erschienenen Schriften ähnlicher Tendenz von Klinghardt, Quiehl, Walter u. a., alle Freunde der Reform im höchsten Grade interessieren und mag wohl auch dazu beitragen, manchen lauen Anhänger noch mehr zu überzeugen und manchen Gegner für die Sache derselben zu gewinnen.

Fetter's Versuch, der sich zunächst auf einen und zwar den ersten Jahreskursus erstreckte, schloss sich eng an den I. Teil seines *Lehrganges* (1 c) an. Da jedoch dieses Buch erst 1888 oder Ende 1887 veröffentlicht wurde, waren seine Schüler in den ersten Wochen ohne Lehrbuch, was aber im Anfangsunterricht gar nichts schadet, im Gegenteil sogar nützlich wirken kann. Denn dieser Mangel zwingt den Lehrer, sich selbst zu vertrauen und seine Persönlichkeit voll und ganz hervortreten zu lassen, und — macht den „stummen Betrieb“ der Sprache unmöglich.

In der Zwischenzeit hat Fetter gewiss auch schon den zweiten Teil seines *Lehrganges* in dem folgenden (zweiten) Schuljahre selbst erprobt. In dem Vorworte zu diesem Teile (S. V) kündigt er bereits einen dritten und vierten Teil in einem Bande und eine systematische Grammatik für die dritte und vierte Klasse (die zwei obersten der Unterrealschule) und ein Übungsbuch „für die oberen Klassen“ (= Oberrealschule?) als Fortsetzung und Abschluss des *Lehrganges* an.

---

[1]) Das österreichische Schuljahr wird am 16. September eröffnet und am 14. Juli geschlossen. Vgl. den Jahresbericht S. 32—33.

Fetter's Lehrweise zeigt in vielen Punkten eine überraschende Ähnlichkeit mit der von mir in meinem Unterricht befolgten Methode. Es ist, wie sich Passy in seiner Besprechung des I. Teiles des *Lehrganges* im *Maître Fonétique* (Mai 1888) ausdrückt, *un compromis entre l'ancienne et la nouvelle méthode, compromis qu'au point de vue abstrait nous n'hésitons pas à condamner, mais qui peut être rendu nécessaire par des circonstances particulières.* Diese „besonderen Umstände" sind leider sehr allgemein verbreitet, in allen Ländern und, wie ich glaube, in allen höheren Schulen vorhanden. Man wird sich daher vorläufig überall mit einer mehr oder weniger vermittelnden Methode zufrieden geben müssen — aus Rücksicht auf die einmal bestehenden Instruktionen und Reglements für die Prüfungen u. v. ä., ferner aus Rücksicht auf die vielen nichtfachmännischen oder ungenügend vorbereiteten Lehrer der neueren Sprachen[1]) und auf eine ziemlich grosse Anzahl von fachmännischen Lehrern, die entweder aus Prinzip (!) oder wegen langer Gewohnheit oder aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht die lebende Sprache zu beherrschen gelernt haben und dies nachzuholen verabscheuen, an der üblichen Übersetzungsmethode festhalten.

Der „vermittelnde" Standpunkt oder, wie man ihn häufig nennen hört, der Standpunkt der „besonnenen" Reform ist von Fetter mit grossem Geschick durchgeführt worden; und wenn man diesen Standpunkt billigt, muss man die hier vorliegenden zwei Teile des *Lehrganges* als gute und vortreffliche Lehrbücher bezeichnen. Ein tüchtiger Lehrer, der wirklich Französisch versteht, wird damit sicherlich erfolgreich arbeiten und das von Fetter selbst (II. Teil, Vorwort, S. IV) für die zweite Klasse gesteckte Ziel erreichen können: „1. Kenntnis der wichtigsten Lautgesetze und der Elemente der Wortbildungslehre." [NB. Die „Wortbildungslehre" spielt in den österreichischen Instruktionen eine übermässig hohe Rolle.] „2. Gründliche Aneignung der Verbalformen. 3. Kräftigung des Sprachgefühls durch zweckmässige Behandlung und eingehende Verarbeitung des im zweiten Teile (d. h. in der zweiten Abteilung) gebotenen Sprachmaterials."

In beiden Teilen des *Lehrganges* ist der Stoff in gleicher Weise angeordnet: I. Abteilung: Lautlehre S. 1—8, resp. 1—2; II. Abteilung: Übungsbuch S. 9—42 (hauptsächlich Lesestücke, deren Inhalt auf dem Anschauungsprinzip beruht, auch kleine Rechenaufgaben), resp. S. 3—39 (ähnliche Lesestücke, daneben kleine Gedichte und Erzählungen geschichtlichen Inhalts); III. Abteilung: Präparationen oder Erklärungen zu den einzelnen Nummern des Übungsbuches S. 43—68, resp. S. 40—67; IV. Abteilung: Formenlehre S. 69—92, resp. S. 68—88; dazu ein alphabetisches Wörterverzeichnis S. 93—104, resp. S. 83—103.

Vokabeln und Formen sollen nach der Absicht des Verfassers in den ersten zwei Jahren in der Sprache selbst, an den französischen Lesestücken, durch Fragen und Antworten und durch andere Übungen, die sich mit dem Lesen der Texte verbinden lassen, gelernt werden. Erst im dritten Jahre solle man „zur Übersetzung aus dem Deutschen ins Französische übergehen". Phonetische Texte giebt Fetter nicht. Aber er bedient sich in der I., in der III. und auch gelegentlich in der IV. Abteilung einer phonetischen Transskription.

[1]) Die Beschäftigung solcher Lehrer ist eine betrübende Thatsache, eine absonderliche Erscheinung in unserem höheren Schulwesen, die um so auffälliger ist, weil bekanntlich junge Neuphilologen und zwar mit guten Zeugnissen den deutschen Schulbehörden in Überfluss zur Verfügung stehen.

Den Anfangsunterricht gründet Fetter, wie ich es auch zu thun pflege, auf phonetische Vorübungen und gebraucht zu diesem Zwecke Lanttabellen, die mit (vielleicht allzu zahlreichen) Merkwörtern auf S. 2—5, Lehrg. I., abgedruckt sind. Nach dem Vorgange von Sweet erkennt er keine eigentlichen Diphthonge im Französischen an und erklärt die ersten Bestandteile der nach der gewöhnlichen Auffassung diphthongischen Lautverbindungen von *loin*, *juin*, *bien* und den bez. Laut = *il*, *ill* in *travail*, *oreille* nicht als Halbvokale, sondern als Konsonanten. Ich halte diese Ansicht nicht für vollkommen richtig; da sie jedoch von so hohen Autoritäten wie Sweet und Passy gestützt ist, der übrigens eine mehr vokalische Aussprache von *w* = *u*, *ɥ* = *ü*, *j* = *i* in gewissen Stellungen zugibt, will ich sie selbst in einem Schulbuch, wenn auch mit Vorbehalt, trotz schwerer Bedenken gelten lassen. Aber Fetter ist in diesem Punkte inkonseqnent oder ungenau Auf der Konsonantentafel (S. 5) liest man unter den „weichen und tönenden Reibelauten" allerdings ein *j* (*il*, *ill*) und neben *v* ein *w*. Dagegen vermisst man auf derselben (senkrechten) Reihe den dritten labialen Laut, das *ü*-haltige *w* (z. B. *juin*), das ich in meinen Tabellen als *y* bezeichne, und dass Passy als *ɥ* (umgekehrtes *h*) darstellt. Auch sieht man sich hier vergebens nach einem passenden Merkworte für das *u*-haltige *w* (z. B. *loin*) um. Zugleich zeigt sich bei der Umschrift der angeführten Merkwörter mit dem *v*-Laute eine bedenkliche Verwirrung, da Fetter für diesen Laut bald das Zeichen *v*, bald das Zeichen *w* verwendet: S. 5 v*in*, v*ie*, *savon*, *ouvrir*, *envers*, v*ue* mit fett gedrucktem **v**; S. 6 v*in* — vẽ, aber v*ie* — *wi*, v*ue* — wü, *ouvrir* — *ŭwrīr*, *ville* — w*il* u. a.; S. 8 sogar *voyons* = *v*ᵘ*a'õ* = *w*ᵘ*ajõ*. eine doppelte Transskription, für die mir im Zusammenhange der betr. Stelle jedes Verständnis abgeht.

Auch sonst finden sich noch einige Versehen, z. B. S. 7: *jeune* — *žön* (*ö* statt des offenen *ǫ̈*). — Im allgemeinen ist Fetter's Sorgfalt in der Lautlehre und in der phonetischen Umschrift zu loben.

2. Ein Reformer noch weit milderer Art als Fetter, der selbst in Anbetracht der bestehenden Schulverhältnisse nur eine sehr gemässigte Reform empfiehlt und in seinen Lehrbüchern durchführt, ist **Rahn.** Seine „systematische Schulgrammatik . . . . mit zusammenhängenden französischen und deutschen Übungsstücken" bildet als dritter Teil den Abschluss seines *Lehrbuches der französischen Sprache*, das hauptsächlich für Mädchenschulen bestimmt ist. Er hat als Lehrer der städtischen höheren Töchterschule zu Dresden zwei Programmarbeiten (Ostern 1886, 1888) über den französischen Unterricht in Mädchenschulen geschrieben, auf die er im Vorworte S. V verweist. „Den einseitigen Standpunkt der konstruktiven Methode" hat Rahn, wie er selbst sagt (Vorw. S. VI), „verlassen und den Neuerungen der Analytiker, soweit sie berechtigt und praktisch verwertbar sind," (d. h. soweit sie ihm als berechtigt und praktisch verwertbar schienen) „Rechnung tragen zu müssen geglaubt".

Das Übersetzen behält er als einen notwendigen und wesentlichen Bestandteil des fremdsprachlichen Unterrichts bei; er erblickt das Heil der Reform vor allem darin, dass „als Übersetzungsmaterialien nur zusammenhängende französische und deutsche Stücke zur Verwendung kommen" (Vorw. S. VII). Dies sehe ich als einen nicht unbedeutenden Fortschritt an, obgleich ich im übrigen das prinzipielle Vorherrschen der Übersetzung als Übung zum Erlernen der Sprache in Rahn's Lehrbuch keineswegs billige. Denn mit der ausschliesslichen Verwendung zusammenhängender Übungsstücke ist immerhin schon etwas für die Sache der Reform gewonnen, insofern dadurch wenigstens der böse Unfug der

Einzelsätze, der nutzlosesten und schädlichsten Form der Übersetzungsmethode, eingeschränkt oder beseitigt wird.

Die Aussprache und die eigentliche Grammatik (*Wort- und Satzlehre)* hat Rahn vielfach gemäss den Forderungen der Reform behandelt. Die Lehren der wissenschaftlichen Phonetik hat er sich mit erfreulichem Erfolg zu nutze gemacht. Trotzdem ist gerade im I. Teile *(Lautlehre und Orthographie)* manches verfehlt.

Vgl. z. B. S. 1: „§ 2. Vokale. *(Voyelles.)* A. reine: *a, e, o, eu, i, ou, u.* B. nasale: *ą, ę, ǫ, ǫ̈.* Die *a*-Laute: *ā˙, a˙, ă.* 1) Langes, geschlossenes *ā˙* (Schwan): *lave, rage, rare, tâche.* 2) Mittleres, geschlossenes *a˙* (klar): *fable, sable, passer, tâcher.* 3) Kurzes, offenes *ă* (machen): *table, étable, place, tache, tacher, ma, pas, il a, à.*“ Die Bezeichnungen *eu* und *ou* will ich hier nur als sonderbar hervorheben; sie widersprechen der sonst phonetischen Auffassung der Aussprache in Rahn's Buch und auch der Anwendung des einfachen Zeichens *ǫ̈.* Die Scheidung von geschlossenen und offenen *e, o, ö,* (bei Rahn *eu*) holt er in den späteren bez. §§ nach. Aber was beabsichtigt er mit den deutschen Kennwörtern Schwan, klar, machen? In welchem deutschen Dialekt mag wohl das *a* in Schwan von dem in klar quantitativ verschieden sein? Hört Rahn wirklich ein qualitativ gleiches *a* z. B. einerseits in *rage* und *tâche,* anderseits in *place* und *pas?* Was versteht er unter dem Ausdruck „geschlossen“ für das *a* in *tâche, tâcher, passer,* unter dem Ausdruck „offen“ für das *a* in *table, étable, place* u. a. neben *pas?*

S. 11, Anm. 2. „Der korrekte deutsche *r*-Laut ist ein Zungen-*r,* die Franzosen aber sprechen in der Regel Zäpfchen-*r.*“ Das Zungen-*r* ist in Frankreich wahrscheinlich immer noch häufiger und weiter verbreitet, als das Zäpfchen-*r,* das allerdings in der Pariser Umgangssprache durchgedrungen ist. Das erstere ist im Französischen nicht weniger und nicht in anderem Sinne „korrekt“ als im Deutschen.

Im Vorworte erklärt Rahn ausdrücklich (S. V), er wolle mit seinem Buche „Ersatz bieten für die Ploetz'schen Lehrbücher, soweit dieselben in den zwei, bezw. drei letzten Jahren des französischen Unterrichts zur Verwendung gelangen, mit einbegriffen die von Dr. O. Kares und Dr. G. Ploetz bearbeitete Schulgrammatik für höhere Mädchenschulen.“ Die darauf folgende Kritik mag an und für sich in den meisten Punkten richtig sein; jedoch halte ich den Ort, wo diese ausgesprochen ist, für ganz unpassend, wie ich es überhaupt als sehr misslich und taktlos bezeichnen muss, wenn die Verfasser von Schulbüchern sich gegenseitig in ihren Vorreden angreifen und schlecht machen. Ausserdem gebe ich Rahn zu bedenken, dass einige der unter der Firma Ploetz veröffentlichten französischen Lehrbücher sich als Erzeugnisse der vermittelnden Richtung sehr wohl neben seinen eignen sehen lassen können, sie vielleicht sogar in mancher Hinsicht übertreffen und jedenfalls keine geringschätzige Aburteilung verdienen. Ich meine vor allem den *kurzen Lehrgang der französischen Sprache* von Ploetz-Kares: die *Sprachlehre* und das *Übungsbuch,* von dem zur Zeit meiner Besprechung in der *Mädchenschule* (III, 1. Heft, S. 93 ff.) nur das erste Heft erschienen war, vor dem aber seitdem in diesem Jahre noch zwei weitere Hefte veröffentlicht worden sind.

3. und 4. **Wolter** und **Eichler,** der ausser dem mir hier vorliegenden Buche ein *französisches Sprach- und Übungsbuch der Anfangsstufe* und ein *französisches Elementarlesebuch* verfasst hat (vgl. die Anzeige der Verlagsbuchhandlung nebst dem Prospekte auf dem Umschlage), nehmen in der Reformfrage einen ähnlichen, vielleicht noch milder vermittelnden Standpunkt, als Rahn, ein. Eichler bezeichnet seine drei Schriften als einen „Lehrgang für die Elementarstufe“ und als eine „Vor-

schule zu jedem beliebigen Lehrbuch" (vgl. Umschlag); er schränkt den Gebrauch derselben auf keine besondere Schulart ein. Dagegen ist das *Lehr- und Lesebuch* von **Wolter**, der an einer höheren Bürgerschule und an einer Fortbildungsanstalt in Berlin unterrichtet, in erster Linie für Fortbildungs-, Handels- und Realschulen (im Gegensatz zu Gymnasien und Realgymnasien) bestimmt. Vgl. Vorwort zum ersten Teil, S. III.

Der Verfasser fährt an dieser Stelle folgendermassen fort: „Die angestrebten Ziele sind demzufolge vorwiegend praktische. Die Lektüre, welche ihren Stoff zum grossen Teil dem täglichen Leben entnimmt, bietet das Material für die Übersetzungs- und Sprechübungen. Letzteren ist eine verhältnismässig bevorzugte Stellung zugewiesen. Auf Anstalten, welche die zukünftigen Generationen des Handels und der Industrie heranbilden, auf Anstalten mit rein praktischen Zielen ist beim Sprachunterricht das Hauptgewicht auf das Sprechenlernen zu legen und das Sprechenkönnen als das Endresultat zu erstreben. Dieses Ergebnis ist aber nur auf Grund einer Lektüre möglichst konkreten Inhalts zu erreichen."

Die zwei Teile dieses *Lehr- und Lesebuches* sind gleichmässig angeordnet: A und B: „Übungsbuch" und „Lesestücke des Übungsbuches"; C: „Lesebuch"; D: „Grammatik"; E und F: Wörterverzeichnisse.

Im Vorworte zum zweiten Teile (S. III) hält es Wolter für notwendig, hervorzuheben, er habe sich durch „die wohlwollende Aufnahme, die der erste Teil in den Kreisen der Fachgenossen gefunden habe", bestimmen lassen, „die vermittelnde Richtung zwischen der bisher üblichen synthetischen Methode und der sogenannten neuen Methode beizubehalten." Freilich ist bei dieser Vermittelungs- oder Vermischungsarbeit die „sogenannte neue Methode" etwas zu kurz weggekommen. Von einer Verwertung der Phonetik ist bei Wolter gar nichts wahrzunehmen. Vgl. dazu Vorwort zum 1. Teile, S. IV: „Eine systematische Lautlehre zu geben, habe ich geflissentlich unterlassen." — Eine systematische Lautlehre (!) ist allerdings nicht zu verlangen, in einem solchen Buche nicht einmal zu wünschen. — „Eine gute, reine Aussprache bei den Schülern zu erzielen, ist eine der wichtigsten Aufgaben des Lehrers, nicht des Lehrbuches." — Gewiss. — Trotzdem hätte Wolter die Phonetik in mannigfacher Weise verwerten können, ohne jene wichtige „Aufgabe des Lehrers" zu beeinträchtigen.

Dem Übersetzungstriebe giebt der Verfasser leider noch allzu willfährig nach. Er gewährt auch gerade den Einzelsätzen bei weitem zu viel Raum; am Anfang findet man neben wirklichen Sätzen sogar abgerissene Wortgruppen zum Übersetzen.

Der grosse Umfang der beiden Bücher mit 246 (urspr. 220) und 510 Seiten hatte für mich auf den ersten Blick etwas Abschreckendes. Indes hat man zu erwägen, dass sie zum grössten Teil Lesebücher sind. Denn dieser Name gebührt offenbar nicht blos der Abteilung, die Wolter mit C bezeichnet hat, sondern auch der Abteilung B, den Lesestücken des Übungsbuches. In der That macht die Auswahl und Zusammenstellung der darin enthaltenen Erzählungen, Beschreibungen, Briefe, Rechnungen u. dgl. den Hauptwert von Wolter's Arbeit aus. Es ist rückhaltlos anzuerkennen, dass die Lesestücke, deren Stoffe den verschiedensten Gebieten entnommen sind, der oben angegebenen Bestimmung des „Lehr- und Lesebuches", den darin erstrebten Zielen in Form und Inhalt durchaus entsprechen. Der Verfasser kann sich mit Recht rühmen, dass er in diesem Sinne die Bedürfnisse der Anstalten, die ausschliesslich für das praktische Leben vorbereiten, in hohem Grade befriedigt, während denselben „bisher nur wenig Rechnung getragen worden ist" (Vorw., 1. Teil, S. III). —

Die „zusammenhängenden Aufgaben" der *französischen Komponier-*

übungen der Elementarstufe von **Eichler** sind kurze Lesestücke über Gegenstände der Anschauung, kleine kindliche Erzählungen, Gespräche und Briefe in deutscher Sprache, die Eichler aus dem Französischen übersetzt und einigen in Frankreich und in der französischen Schweiz verbreiteten Schulbüchern entnommen hat. Sie sollen den Schüler „mit Korrespondenz und Konversation auf der Basis der bisherigen methodischen Errungenschaften (?) in die wirklich lebende Sprache einführen" (vgl. Umschlag). Das „Übersetzen" hat ihm der menschenfreundliche Verfasser durch interlineare Hinzufügung zahlreicher französischer Vokabeln und Wendungen erleichtert und leider auch durch den deutschen Text selbst, der „an einzelnen Stellen keinen Anspruch darauf machen will, für stilistisch vollständig gut deutsch zu gelten." Vgl. z. B. 3. Abteilung, No. 14: „Gespräch. Ein Besuch." S. 57: „Ich bin erfreut davon; . . . ." Dieses „davon" ist nicht blos falsch, sondern auch zwecklos, da *charmé en* darüber steht. Übrigens ist die angegebene Wortstellung für den Elementarschüler recht gefährlich.

Die undeutsche Färbung der Texte sucht Eichler durch die Absicht zu rechtfertigen, „den Schüler dahin zu führen, dass seine Übersetzung (!) auch eine stilistisch wirklich französische wird". Warum muss aber überhaupt auf der Elementarstufe durchaus „übersetzt" werden? Hätte E. nicht besser gethan, die französischen Originaltexte einfach abzudrucken und entweder die nötigen Übungen — Retrovertieren, Fragen, Antworten, Nacherzählen, Umwandeln mit anderen Personalformen u. dgl. — daran anzuknüpfen und darauf folgen zu lassen oder solche und ähnliche Übungen im Buche für den Lehrer nur anzudeuten oder sie ihm allein, seinem Belieben und seiner eignen Erfindung, ganz und gar zu überlassen? Könnte er damit nicht viel besser und sicherer seinen Zweck erreichen, ohne die Muttersprache der Schüler zu vergewaltigen und ihr heimisches Sprachgefühl zu schädigen? Und meint er, dass der Lehrer mittelst derartiger „Komponierübungen", die führwahr nichts weiter als „Übersetzungsübungen" mit Umgehung der meisten und grössten Schwierigkeiten sind, zu dem vom Verfasser selbst in den ersten Zeilen seines Vorwortes aufgestellten Ziele gelangen wird?

An dieser Stelle spricht Eichler nämlich von der „notwendigen Forderung des Sichhineinlebens in die fremde Sprache von seiten des Schülers und des Denkens in derselben (!), ohne welches ein Beherrschen des fremden Idioms niemals möglich ist." Ich glaube, und viele Fachgenossen sind derselben Ansicht, dass der Schüler durch das beständige Uebersetzen aus dem Deutschen, wenn es sich nicht an gelesene, besprochene und eingeübte Originaltexte anschliesst, trotz aller Hülfe seitens des Lehrers und des Lehrbuches wenig befähigt, ja eher daran verhindert wird, sich in die fremde Sprache hineinzuleben (!) und gar in derselben denken (!) zu lernen.

5. An **Luppe** und **Ottens**, den Bearbeitern der Keller'schen Lehrbücher, die s. Z. eine ziemlich stattliche Anzahl von Auflagen erlebt haben (12. rsp. 5. Auflage im Jahre 1879), sind die Thesen und Wünsche sowohl der „ungestümen" als auch der „sanften" Reform fast spurlos und unbeachtet vorbeigegangen. In $2^1/_2$ Schuljahren werden die Schüler von ihnen ausschliesslich mit tüchtigen Portionen von französischen und deutschen Einzelsätzen und mit mässigen Portionen von Formen und Regeln in Gestalt von Lektionen *à la* Plœtz gespeist. Der mir hier vorliegende dritte Teil des *Elementarbuches* bringt auf diese Weise mit behaglicher Breite in 18 Lektionen, dem Pensum des fünften

Semesters, die Formenlehre mit den unregelmässigen Verben zum Abschluss.

Erst „am Schluss des fünften Semesters“ sind die Zöglinge der Oberrealschulen, Realschulen und verwandter Anstalten, für die das *Elementarbuch* bestimmt ist „der Absicht der Verfasser gemäss mit dem unumgänglich nötigen Rüstzeug versehen, um mit Erfolg an die Übersetzung zusammenhängender deutscher Stücke (!) gehen zu können.“ Die armen Schüler! Wenn sie nur nicht bis dahin, von der „Rüstung“ erdrückt, lahm und mutlos geworden sind! Noch am Schluss oder im Verlauf des fünften Semesters sind sich die Verfasser nicht darüber klar oder sie stellen wenigstens vorsichtigerweise „dem Ermessen des Lehrers die Entscheidung darüber“ anheim, „wann er zur Lektüre (!) übergehen kann“ (!), für die in der 2. Abteilung durch Gedichte und Lesestücke gesorgt ist. Vgl. Vorwort zu 5a, S. III.

Selbstverständlich weisen das *Elementarbuch* von Luppe-Ottens und die von Ottens allein herausgegebene systematische *Schulgrammatik* (5 b), die sich daran anschliessen soll, und deren „syntaktischer Kursus auf 3 Jahre berechnet ist“ (Vorw., S. IV), im Verhältnis zu den älteren Lehrbüchern von Ploetz u. a. mit ähnlicher oder gleicher Bestimmung einige Abweichungen auf, die mancher Lehrer auch wohl als Verbesserungen anerkennen mag: ich meine etwa den Anhang zum dritten Teil des *Elementarbuches* (S. 171—185), ein „etymologisch geordnetes Wörterverzeichnis im Anschluss an die unregelmässigen Verben“ und in der *Schulgrammatik* die Darstellung der Syntax nicht nach Wortklassen, sondern nach Satzarten und Satzteilen, so dass sie mehr mit dem üblichen grammatischen Unterricht der Muttersprache übereinstimmt. Aber im grossen und ganzen haben jene Bücher vor den entsprechenden Ploetz'schen Werken in ihrer alten, unverfälschten Gestalt, die meines Erachtens, falls man die Berechtigung der Übersetzungsmethode zugesteht, in ihrer Art vorzüglich sind, nichts voraus oder stehen diesen sogar in mancher Hinsicht nach. Man fragt sich daher unwillkürlich, wie sie die auf dem Gebiete der französischen Unterrichtsbücher jetzt herrschende grossartige Konkurrenz auszuhalten vermögen, seitdem schon Karl Ploetz und nach seinem Tode Gustav Ploetz und Otto Kares die Notwendigkeit eingesehen haben, die älteren Werke mittels eines Zusatzes von mehr oder weniger reichlichen Dosen der Reform in neuen Auflagen umzugestalten oder durch Umarbeitungen, die schon sehr verschieden von den ursprünglichen Lehrbüchern aussehen, zu ersetzen. Vgl. *Mädchenschule* III, 1. Heft, S. 79 ff.

6. In dem „grammatischen und stilistischen (?!) Übungsbuche“ von **W. Bertram** feiert die Methode der Übersetzung und der zusammenhangslosen Einzelsätze ihren höchsten Triumph. Der Verfasser hat darin das Prinzip dieser Methode auf die äusserste Spitze getrieben, ihre letzten Konsequenzen gezogen. Er ergänzt und übertrumpft gleichsam die Lektionen der Ploetz'schen Schulgrammatik mit langen Reihen neuer Einzelsätze. Warum nicht? Offenbar besteht oder hat ein Bedürfnis dafür unter den Lehrern des Französischen in deutschen Schulen bestanden. Denn das 1. Heft, das ich hier zu rezensieren habe, ist bereits in der 6. Auflage erschienen. — Das 2. Heft, den Schlüssel dazu und das *Questionnaire grammatical* von Bertram habe ich schon früher in der *Zeitschrift* (IX^2, S. 41—42) angezeigt.

A. Rambeau.

Gropp, Ernst, und **Hausknecht, Emil,** *Auswahl französischer Gedichte.* Für den Schulgebrauch zusammengestellt. Leipzig, 1886. Renger'sche Buchhandlung. Gebhardt & Wilisch.

Plattner, Ph., *Anthologie des Ecoles.* Sammlung französischer Gedichte für die Schule in drei Teilen mit erklärenden Anmerkungen. Karlsruhe, 1890. J. Bielefeld's Verlag.

Fast jährlich erscheinen französische Gedichtsammlungen für den Schulgebrauch, und keine hat es bisher vermocht zu ausgedehntem Gebrauch zu gelangen; ja selten sind schon diejenigen, welche es zur zweiten Auflage bringen; die meisten werden wohl von den Autoren selbst und ihren Freunden in deren Wirkungskreisen allmählich aufgebraucht.[1]) Diese Erscheinungen erklären sich einerseits daraus, dass ein Bedürfnis nach solchen Auslesen wirklich vorhanden ist, und dass es andererseits unendlich schwer ist, den verschiedenen Standpunkten und weit auseinander gehenden Ansprüchen an eine solche Arbeit zu genügen. Manche verlangen, dass die Anthologie einen Überblick über die Entwickelung der lyrischen und didaktischen Dichtung gebe und nichts Wichtiges oder Charakteristisches versäume. Andere bevorzugen Beschränkung auf einen oder doch nur wenige Dichter. Wieder andere wünschen nur Stoff zu Memorier- und Deklamationsübungen zusammengebracht zu sehen und zu grösserer Bequemlichkeit in einer nach der Schwierigkeit der einzelnen Stücke bestimmten Reihenfolge. Einzelnen gehen Geschmack und Liebhaberei noch viel mehr auseinander.

Wer sich einmal mit der Zusammenstellung einer Gedichtsammlung befasst hat, der kennt die grossen Schwierigkeiten, welche einer solchen Arbeit anhaften, wenn dieselbe auch noch so wenig umfangreich ist, und wird anderen gegenüber ein milder Beurteiler sein. Die beiden oben bezeichneten Werkchen nun stehen auf ganz verschiedenen Standpunkten.

Gropp und **Hausknecht** wollten ein poetisches Lesebuch schaffen, das den Schüler von der Quinta bis zur Prima begleiten soll; und wie die Auswahl zeigt, haben sie über die französische Dichtung seit der grossen Revolution einen ziemlich vollständigen Überblick gewähren wollen. Von älteren Dichtern sind nur Lafontaine und Florian berücksichtigt worden; die Dichter unseres Jahrhunderts haben am meisten zu der Sammlung beigesteuert; die durch die sogenannten Reformer des Sprachunterrichts bei uns mehrfach benutzte Kinderpoesie, sowie das Volkslied fehlen ganz. Ich habe im allgemeinen an dieser verschiedenartigen Heranziehung der verschiedenen Epochen nichts auszusetzen; ja die Bevorzugung der modernsten Dichtung gefällt mir recht wohl, weil sich manche treffliche epische Stücke darunter finden; die Ausschliessung der Kinder- und Volksdichtung bedauere ich nicht, da die erstere meist langweilig, die zweite in ihren besten Leistungen für Schullektüre ungeeignet ist. Im einzelnen möchte ich einige Wünsche und Bedenken nicht unterdrücken. Lafontaine scheint mir im Verhältnis zu den übrigen Dichtern (mit 30 Nummern) zu reichlich vertreten zu sein, besonders da von Béranger nur fünfzehn Lieder aufgenommen wurden, und Voltaire ganz fehlt. Das letztere ist meines Erachtens eine sehr empfindliche Lücke, mindestens hätte Voltaire mit einer Ode, mit einer philosophischen Epistel, vielleicht auch mit der prophetischen *Chambre de Justice* und einem Abschnitt aus der *Henriade* (II, Bartholomäusnacht) berücksichtigt werden müssen. Die beiden ersten Dichtungen hätten dem Schüler vielleicht keinen hohen

[1]) Schreiber dieses gesteht, dass es ihm mit einer kleinen englischen Sammlung (Leipzig, Leiner) auch so ergeht.

ästhetischen Genuss bereitet, was ja nicht immer nötig und erreichbar ist, aber er hätte doch zwei Dichtungsgattungen kennen gelernt, welche lange Jahrzehnte hindurch der allergrössten Beliebtheit und Pflege sich erfreuten; die beiden letztgenannten Stücke sind aber doch wohl im stande den Primaner zu fesseln und zum Denken anzuregen. Von Béranger ist zu wenig dargeboten und ausserdem vermisse ich ungern die glühenden Äusserungen von des Dichters Vaterlandsliebe, nämlich *Retour dans la patrie* und *Les Enfants de la France*, welche ich den unvermeidlichen *Tailleur et la Fée* und *Poniatowski* weit vorziehe. Wenn ferner die *Henriade* nicht gewürdigt wurde, dem Schüler bekannt gemacht zu werden, dann verdiente es Barthélemy et Méry's erzählende Dichtung *Napoléon en Egypte* noch lange nicht. Von De Vigny wäre *Madame de Soubise* als ungeeignet besser weggeblieben. Von Alfred de Musset ist zu wenig aufgenommen. seine Bedeutung ist so gross, dass er mit mehreren Gedichten Berücksichtigung verdiente; freilich ist die Auswahl schwierig. In bezug auf Victor Hugo sind die Ansichten noch sehr geteilt; ich gehöre nicht zu seinen Bewunderern und will deshalb über die getroffene Auswahl nichts sagen, als dass sein Gedicht *Sédan* mir nicht passend gewählt erscheint, und sein *Choix entre les deux Nations* mindestens sehr dunkel ist; was für einen Sinn hat z. B. der Vers:

Barberousse chez toi n'empêche par Schiller?

Übersetzungen deutscher Gedichte sind nur wenige mitgeteilt, was durchaus berechtigt ist. Den chronologisch geordneten Gedichten folgen kurze biographische Nachrichten. Der beim Erscheinen des Werkchens versprochene Kommentar ist meines Wissens noch immer nicht erschienen. Die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit unterschätze ich nicht; aber ich meine. in vier Jahren wären dieselben zu überwinden gewesen. Daher spreche ich an dieser Stelle den Wunsch aus, dass die Herausgeber nun endlich damit hervortreten mögen, denn der Kommentar ist durchaus notwendig.

Abgesehen von den vorgebrachten (persönlichen) Wünschen halte ich die Auswahl für gut und verdienstlich und wünsche derselben eine weite Verbreitung.

Plattner's Sammlung französischer Gedichte ist anders gehalten und verfolgt andere Ziele. Er sagt, die früheren Sammlungen hätten so wenig wirklich Deklamierbares enthalten, dass man sie ärgerlich durchblätterte, um dann doch zu dem Alten, hundertmal Gehörten zu greifen. Demgegenüber will Plattner nur solche Dichtungen darbieten, die deklamierbar sind und nicht blosse Schul- und Studienlektüre bleiben. Zu dem Zwecke lässt er neben den alten Bekannten, „die sich aus keinem ähnlichen Buche verbannen lassen“, die brauchbaren neueren Gedichte und die meist leicht verständliche Volkspoesie zu ihrem Rechte kommen und macht von Übersetzungen bezw. Nachbildungen deutscher Gedichte ausgiebigen Gebrauch. Die Reihenfolge ist lediglich nach der grösseren oder geringeren Schwierigkeit des Verständnisses getroffen und zwar in drei aufsteigenden Kursen, innerhalb derselben folgen die verschiedensten Gegenstände und Dichter in buntester Abwechselung. Die Zahl der in den drei Teilen mitgeteilten Gedichte beträgt 68, 65, 70. Das der Anlage zu grunde liegende Prinzip will ich nicht erörtern, es wäre erfolglos; über die getroffene Wahl gestatte ich mir wenige Bemerkungen. Die Auswahl ist sehr reichhaltig, so dass wohl jeder Suchende etwas ihm Passendes finden wird, und langweilige Gedichte habe ich nicht gefunden, vielmehr sind alle nach Form und Inhalt des Lesens und

die meisten auch des Lernens wert. Volkstümliche Gedichte enthält Teil I. *Le roi Dagobert*, *Guilleri*, einige Reigenlieder, Abzählverse, Rätsel u. dgl. Übersetzungen sind folgende aufgenommen: I. *Der gute Kamerad*, *Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt;* II. *Erlkönig* (drei verschiedene), *Der Postillon*, Hebel's *Herr Frühling*, *Der Blumen Rache*, und Autran's *Traversée de Charlemagne* ist auch wohl nur eine Nachbildung von dem bekannten *König Karl's Meerfahrt;* III. *Mignon*, zwei Abschnitte aus der *Glocke* (den letzten in zwei verschiedenen Übertragungen). Die dargebotenen Gedichte zeitgenössischer Dichter sind gut gewählt und ziemlich zahlreich, doch vermisse ich leider André Chénier's *Jeune Captive*, welche doch wohl wichtiger ist als z. B. Scarron's und Piron's *Grabschriften;* und Voltaire ist auch von Plattner gar nicht berücksichtigt. Wertvoll ist der den Texten beigegebene Kommentar, derselbe leistet, was in der Einleitung von ihm versprochen worden, er genügt zur Vermittlung des Wort- und Sachverständnisses, geht an keiner Schwierigkeit vorbei und bringt nichts Überflüssiges. Erwünscht wären ein nach Dichtern geordnetes Generalregister der Gedichte und kurze biographische Notizen, welche fehlen.

Da die Auswahl sehr reichhaltig und mit sicherem Geschmack und Takt getroffen ist, und da der Kommentar durchaus tadellos ist, kann ich auch Plattner's *Anthologie* bestens empfehlen.

W. Knörich.

Miszellen.

Notwendige Aufklärungen

zu der Kritik meiner Schrift: *Das sogenannte Französisch der Herren Toussaint und Langenscheidt.* — welche Herr Ph. Plattner in dieser *Zeitschrift* gegeben hat (s. Band XII, Heft 2 S. 49). —

I. Warum ich zu der ungewöhnlichen Broschürenform griff, anstatt meine Arbeit in einer Fachzeitschrift zu veröffentlichen?

Die Antwort auf diese Frage wird kein Geringerer als Herr Dr. David Ascher geben, und zwar auf S. 6 seiner Schrift: *Über den Unterricht in den neueren Sprachen.* Berlin, 1881. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. Da heisst es nämlich: „Da aber Artikel in Zeitschriften und Rezensionen, selbst in Fachjournalen, wie die Erfahrung mich gelehrt, nicht von genügender Wirkung sind, nicht allseitig durchdringen, so habe ich mich entschlossen, endlich die Blossstellung der Gebrechen des Systems in einer selbständigen Schrift vorzunehmen, die hoffentlich die weiteste Verbreitung finden wird, und zwar nicht bloss unter Fachmännern, sondern auch unter Eltern und den höheren und höchsten Behörden u. s. w." — Wenn ein allbekannter Sprachkenner, Schriftsteller und Kritiker, wie Ascher, zu einem solchen Mittel der Publizität greift, so wird man es wohl natürlich finden, dass ein völlig unbekannter Mann, der keinen schriftstellerischen Ruf besitzt und der seine Berechtigung zum Auftreten nur auf sein spezielles Wissen gründet, es für unbedingt notwendig erachtet, sich des gleichen Mittels zu bedienen, um seinen Zweck zu erreichen.

II. Herr Plattner sagt: Wenn es Herrn Thudichum lediglich um litterarische Wahrhaftigkeit und deren Schutz zu thun war, so musste es ihm gleichgiltig sein, dass Fachzeitschriften selten in kaufmännische Kreise dringen.

Eine eigentümliche contradictio in adjecto: es soll mir erlaubt sein, mein kleines Licht leuchten zu lassen, aber nur unter der Bedingung, dass ich's unter den Scheffel stelle. Wie soll ich kaufmännische Kreise vor der Verwendung unbrauchbarer Bücher warnen, wenn ich nicht alle erlaubten anständigen Maassregeln ergreife, um ihnen meine Warnungen zugänglich zu machen, da Herr Plattner doch selbst zugibt, dass dieses Ziel mit Hilfe eines Fachjournals nicht zu erreichen sei. Wenn ich mich mit dem Bewusstsein zufrieden geben soll, etwas geschrieben zu haben, was derjenige für den es bestimmt ist, nicht liest, so heisst das so viel, als wenn man mir sagte: „Du hättest einfach schweigen sollen."

III. Wer bezahlt die Sache? fragen die Herren Toussaint und Langenscheidt in einer als Manuskript gedruckten Gegenerklärung,

damit andeutend, dass meine Schrift zu gunsten eines fremden Verlags verfasst worden sei und dass demnach angenommen werden könne, dass nicht ich die jedenfalls erheblichen Druckkosten getragen hätte. Diese Insinuation ist allerdings sehr advokatisch geschickt, da sie den Zweck verfolgt, den Ankläger auf die Anklagebank zu setzen und ihm den moralischen Boden der geistigen und materiellen Unabhängigkeit und der pekuniären Selbstlosigkeit unter den Füssen wegzuziehen. Allein zum Unglück für die Herren entbehrt ihre Voraussetzung aller und jeder Begründung. Bezahlt habe ich, ich ganz allein; ja, ich habe gar nicht einmal den Gedanken gehabt, irgend jemand um Überahme der Kosten anzugehen, denn ich hege eine viel höhere Meinung von den Gesinnungen und den geschäftlichen Prinzipien unserer Buchhändler als die Herren Toussaint & Langenscheidt, welche ihren Kollegen ein eigentümliches Misstrauen entgegenbringen. Wenn auf dem Titel der zweiten Auflage die Firma H. Georg erscheint, so erklärt sich dies dadurch, dass die Pfeffer'sche Buchdruckerei sich ausser Stand erklärte, den Verschleiss der Schrift zu betreiben, den eine schweizerische Buchhandlung, die überdies keinerlei kaufmännische Werke verlegt, am besten übernehmen konnte.

IV. „Der angeblich geplünderte Page hat von seinen 552 Briefen nicht weniger als 160 aus drei anderen Quellen entlehnt."

Wenn sich ein gewissenloser Mensch fremdes Gut aneignet, so kann ich ihn bei Gericht zur Verantwortung ziehen und bestrafen lassen; wenn ich mir aber das von mir entwendete aneigne und als mein Eigentum benutze, so mache ich mich ganz desselben Vergehens schuldig. Ich begreife demnach nicht, wie die Angegriffenen obiges Argument zu ihrer Rechtfertigung anführen konnten. Aber selbst wenn wir den Raubrittergrundsatz: „Wer plündert, wird wieder geplündert" gelten lassen, darf er in diesem Fall nicht zur Anwendung gebracht werden. Page hat nämlich 94 Briefe aus der englischen Mercantile correspondence von Anderson entlehnt, indem er sie ins Französische übersetzte; das kann man doch kein Plündern nennen, zumal zur Zeit der Abfassung seines Buches noch kein internationales Abkommen bezüglich des Übersetzungsrechtes bestand. Acht Briefe nur stammen aus einem wirklich französischen Buch, nämlich aus dem *Traité de corresp.* von Degranges, welch Letzterer mit seiner Prosa vielfach Handel getrieben hat. Die 58 Briefe anlangend, die Page dem *Manuel de correspondance commerciale* von Schiebe & Odermann verdankt, so drängt mir ihr Anblick den Wunsch auf die Lippen: „Möchten doch alle Plag—egeister, die von fremden Tische essen, diesem litterarischen Freibeuter gleichen!"

Page macht es nämlich umgekehrt wie die Herren Toussaint & Langenscheidt: er verbessert sein Original, indem er schlechtes Französisch in gutes verwandelt. Jeder Kenner des Französischen kann sich von der Wahrheit dieses Angabe überzeugen durch Vergleichung folgender Briefe:

Page:	184,	185,	186,	187,	188,	189,	190,	191,	192,	193.
Schiebe, Ausg. v. 1873:	455,	446,	447,	448,	449,	450,	451,	452,	454,	453.

Anstatt über Beraubung zu klagen, hätten die Herren Schiebe & Odermann gar nichts Besseres thun können, als ihre eigenen Briefe in ihrer verbesserten Gestalt aus Page in ihr Buch herüberzunehmen, zum grossen Gewinn des letzteren, indem dadurch die Zahl der mangelhaften Briefmuster in etwas beschränkt worden wäre. Freilich fehlte es dazu den Verfassern an der nötigen Sprachkenntnis, ein Mangel, der sich ganz besonders in den *Notions préliminaires* und in den Ein-

leitungen zu den Briefen zeigt: diese sind von Anfang bis zu Ende fast nur ein einziger Germanismus. Es wurden darin, bis zum Erscheinen der neuen Auflage im Jahre 1887, den Schülern der Leipziger Handelsschule Sachen gelehrt wie: *la terminaison* (! anstatt *la fin*) *d'une lettre; la concision ne doit jamais dégénérer* (!) *en obscurité; la suscription peut avoir lieu* (anstatt *peut se faire*; *l'émetteur d'une circulaire* (anstatt *auteur*); *des associés complémentaires* (! anstatt *des commanditaires*); *les capitaux sur lesquels roule* (!) *notre commerce* (anstatt *qui sont engagés* . . .); *le commerce en* (anstatt *de*) *commission se fait contre une certaine prime* (!) *appelée commission.* — In der neuesten Auflage vom Jahre 1887 sind aus den Einleitungen die gröbsten Verstösse gegen die Stilregeln wie gegen den Geist und die Eigentümlichkeiten der französischen Sprache ausgeschieden, aber der Verbesserer, Herr Prof. Mertens in Gent (Belgien) scheint doch vor der Aufgabe zurückgeschreckt zu sein, das germanische Metall in eine vollständig französische Form umzugiessen.

V. Herr Plattner sagt weiter: „Die Verschweigung der Namen der Schriftsteller, denen die Briefe entlehnt wurden, war eine Unvorsichtigkeit von Seiten der Verfasser des Französischen für Kaufleute. Ein Schmücken mit fremden Federn kann man darin nicht erblicken."

Sobald es sich um Beurteilung der Stimmung oder der Absichten unserer Nebenmenschen handelt, hat unsere Einbildungskraft allerdings so freies Spiel, dass jeder alles voraussetzen kann. Ich für meinen Teil habe mir, wie ein Geschworener es in den Assisen macht, auf gewisse Indizien gestützt, eine sogenannte moralische Überzeugung gebildet, die in meiner Schrift sehr weitläufig motiviert erscheint. Wer meine Auseinandersetzung in unbefangener Weise liest, wird gestehen müssen, dass meine Auffassung der Sache mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, als die Auslegung meines Kritikers. Dieser hat sich in seinem Bestreben, nach beiden Seiten gerecht zu sein, unwillkürlich durch die Heftigkeit meines Angriffes etwas verstimmen lassen, und ist, wie es der Edelmütige immer macht, dem Unterliegenden beigesprungen. Fern sei es von mir, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, aber es wird mir erlaubt sein zu konstatieren, dass von allen Kritikern Herr Plattner bis jetzt der einzige ist, der das Verfahren der Herren Toussaint & Langenscheidt gebilligt hat.

VI. Wenn die Verfasser des *Französisch für Kaufleute* nichts Vollständiges liefern wollten, so durften sie in ihren Annoncen und Reklamen von ihrem Buch weder selbst rühmen noch durch ihre Freunde rühmen lassen, dass die kleine Schrift den französischen Briefstil in selten anzutreffender Vollständigkeit behandelt. (S. die dem Buch vorgedruckten Beurteilungen.) Wer im Vertrauen auf eine solche Versicherung das sogenannte Französisch gekauft hat, darf sich mit Recht beklagen, dass er irre geführt worden sei. Meine Bemerkungen bezüglich der Lückenhaftigkeit eines solchen Lehrbuchs der Korrespondenz waren und bleiben also völlig an ihrem Platze.

VII. „Vorzugsweise", sagt Herr Plattner auf Seite 51, „haben wir auf den dritten und sechsten Vorwurf einzugehen, welche sich auf Verstümmelung und Verschlechterung des Inhalts und Verwunderung der Briefanfänge und Briefschlüsse beziehen." Das war eine gute Absicht, denn diese Verschlechterung der Texte bildet den Kernpunkt meiner Schrift, den allerwichtigsten weil völlig unbestreitbaren Teil der von mir erhobenen Anklage. Leider hat sich Herr Plattner mit der guten Absicht begnügt, denn die Besprechung dieses Punktes fällt sehr kurz aus, kürzer als diejenige einer unbedeuten-

den Anmerkung, wo ich, ohne der Sache irgend welche Wichtigkeit beizumessen, der Gemütlichkeit einer französischen Wendung vor dem Unteroffiziersmässigen der Toussaint-Langenscheidt'schen Version den Vorzug gab.

In den von den Herren Toussaint & Langenscheidt gebotenen Briefen finden sich nach mässiger Schätzung, gegen 700 Fehler, zu welchen aus den Telegrammen, Annoncen, Gesprächen, Schematismen sowie aus dem Vokabular allerwenigstens noch 300 kommen, was die Riesensumme von Eintausend Fehlern ausmacht. Angesichts einer solchen Ungeheuerlichkeit scheint eine Warnung vor diesem „Musterbuch" nicht nur absolut gerechtfertigt, sondern geradezu durch unsere wissenschaftliche und pädagogische Pflicht geboten. Und es will mich bedünken, dass Herr Plattner seine Nachsicht übertreibt, wenn er sich damit begnügt, den Verfassern zu raten, **manche** der vorgeschlagenen Besserungen anzunehmen. Manche? — sind sie nicht alle begründet und bewiesen? Aber auch wenn sie alle angenommen werden, so erlangt das Buch dadurch auch nicht den Charakter der Brauchbarkeit. Damit dies geschähe, müssten folgende Bedingungen erfüllt werden:

1. Textuelle völlig unveränderte Reproduktion derjenigen Briefe Page's, welche in verstümmelter und verschlechterter Gestalt in dem *Französisch für Kaufleute* erscheinen.

2. Ausscheidung aller von den Herren Toussaint & Langenscheidt selbst verfassten, aus zusammengestoppelten Sätzen bestehenden Briefe und Ersatz derselben durch solche, die einem guten französischen Korrespondenzbuch entlehnt sind.

3. Verbesserung der Fehler in den Proben der französischen Buchhaltung, der Ungereimtheiten in der Telegrammatik, der vielen unfranzösischen Wendungen in den Gesprächen den Buchhandel betreffend, der ganz unverzeihlichen Unrichtigkeiten in den diversen Schematen, und endlich der geradezu unbegreiflichen Fehler im Vokabular. — Man sieht, es kann sich hier nicht um eine blosse Richtigstellung von Einzelheiten handeln; nein, eine **völlige Um- und Neugestaltung** ist erforderlich. Solange diese nicht erfolgt, bleibt meine Kritik des Inhalts in ihrer ganzen Berechtigung bestehen.

Charles Thudichum.

Zu den vorstehenden Aufklärungen des Herrn Direktor Ch. Thudichum habe ich nur Folgendes zu bemerken. Dass ich das Verfahren von Toussaint-Langenscheidt gebilligt hätte, ist ein Irrtum; ich habe es zu erklären gesucht. Wenn ich sage, dass ich Schlimmeres gesehen habe, so liegt darin nur eine sehr mässige Billigung. Will Herr Thudichum sich die Mühe nehmen, unserer Schulbuch-Litteratur, besonders der für praktische Zwecke berechneten, etwas nachzuspüren, so wird er meine Ansicht bestätigt finden. — Ausführlichere und treffendere Erklärungen würden zunächst den Angegriffenen zustehen und denselben wahrscheinlich möglich sein.

Ph. Plattner.

Novitätenverzeichnis.

Colomb, V. Etude de bibliographie dauphinoise. XI: Notice biographique et bibliographique sur M. Ad. Rochas conservateur de la bibliothèque et du musée de la ville de Valence. Grenoble, impr. Allier. 18 S. 8⁰.

Monatsbericht, bibliographischer, über neu erschienene Schul- und Universitätsschriften (Dissertationen — Programmabhandlungen — Habilitationsschriften etc.), herausgegeben von der Zentralstelle für Dissertationen und Programme von Gustav Fock in Leipzig. Jahrgang II, No. 1, 2, 3. Leipzig, G. Fock. 8⁰. Jährlich 12 Nrn. 2 Mk.

Thierry-Poux, O. Premiers monuments de l'imprimerie en France au XVᵉ siècle. Paris, Hachette. Fol. 32 p. et 40 planches. 60 fr.

Wolf, Ferd. Kleine Schriften. Zusammengestellt von E. Stengel, Marburg i. H. Elwert. 8⁰. 9 Mk.

Araujo, F. Gramàtica francesa, 2ᵐᵉ édition, T. I (Madrid, Fernando Fe, 1891, XII-296 p. 8⁰).

d'Arbois de Jubainville. Recherches sur l'origine de la propriété foncière et des noms de lieux habités en France, période celtique et période romaine. Paris, E. Thorin, 1890. 703 S. In-8⁰.

Arnoulin (E.). Quelques mots sur la réforme de l'orthographe: Modifications proposées. 16 pages, In-8⁰. Angoulême.

Claus, Oberreallehrer., die geographische Verbreitung der französischen Sprache. [Aus: Korrespondenz-Blatt f. d. Gelehrten- u. Realschulen.] gr. 8⁰. (21 S.) Tübingen, Fues. 0,80 Mk.

Clover, Bertr. The Mastery of the french language in England from the XIᵗʰ to the XIVᵗʰ century. New-York, Corning. 123 p. 16⁰.

Cohn, G. Die Suffixwandlungen im Vulgärlateinischen und im vorlitterarischen Französisch nach ihren Spuren im Neufranzösischen. Halle a. S., 1891. Niemeyer. 8 Mk.

Constans (L.). Chrestomathie de l'ancien français (IXᵉ-XVᵉ siècles), précédée d'un tableau sommaire de la littérature française au moyen âge et suivie d'un glossaire étymologique détaillé. Nouvelle édition, soigneusement revue et notablement augmentée avec le supplément refondu. XLVIII-497 S. 8⁰. Paris, Bouillon.

Derrer, F. Studien über das Verbum im Romant de Jehan de Paris. Progr. Rothenburg 1890. 52 S. 8⁰. (Leipzig, Fock.)

Dictionnaire général de la langue française du commencement du XVIIᵉ siècle jusqu' à nos jours, précédé d'un Traité de la formation de la langue et contenant: 1. La prononciation figurée des mots; 2. Leur étymologie; leurs transformations successives, avec renvoi aux chapitres du traité qui les expliquent et l'exemple le plus ancien

de leur emploi; 3. Leur sens propre, leurs sens dérivés et figurés dans l'ordre à la fois historique et logique de leur développement; 4. Des exemples tirés des meilleurs écrivains, avec indication de la source des passages cités, par Adolphe Hatzfeld et Arsène Darmesteter, avec le concours de Antoine Thomas. Paris, Delagrave (erscheint in 30 Lieferungen à 1 Franc).

Du Bois-Halbran, H. Réformes sur l'orthographe de la langue française proposée par H. Du Bois-Halbrau, comte de Beauvais. In-8⁰, 50 p. Bordeaux, imp. Samie.

Duboul (A.). Las Plantos as camps. Glossaire patois. 2ᵉ edition, revue et corrigée. In-8⁰. 80 p. Toulouse. E. Privat. 1 Fr.

Ernst, Karl, Syntaktische Studien zu Rabelais. (Die Kongruenz d. Participii praeteriti und der Gebrauch der Hülfsverba.) Inaugural-Dissertation. gr 8⁰. (IV, 91 S.) Greifswald. (Leipzig, Fock.) 1,50 Mk.

Godart, Alb., Sprachlehrer, Abriss der Aussprache der französischen Sprache zum Gebrauche für Deutsche. 12⁰. (64 S.) Leipzig, Baldamus. (Wertlos.)

Godefroy, Fr. Dictionnaire de l'ancienne langue française. 61ᵉ und 62ᵉ fascicules. Paris, É. Bouillon.

Kirste, F. Historische Untersuchung über den Konjunktiv Praesentis im Altfranzösischen. (Mit Ausschluss der latein. A-Konjugation.) Greifswald, 1890. J. Abel. VII, 88 S. 8⁰.

Klett, A. Lexikographische Beiträge zu Rabelais Gargantua. Heidelberger Dissertation.

Körting, G. Lateinisch-romanisches Wörterbuch. 5. u. 6. Lief. Paderborn. Schöningh. Lex.-8⁰. 2 Mk.

Lebaigue (Ch.). La Reforme orthographique et l'Académie française. 2ᵉ édition revue et augmentée d'un Appendice. Paris, Delagrave. In-12⁰. 1 Fr.

Levéque, Ch. Réforme de l'orthographe française. In: Einladungsschrift zu der am 27. und 28. März 1890 stattfindenden öffentlichen Prüfung der Humboldtschule zu Frankfurt a. M.

Matzke, John E. Dialektische Eigentümlichkeiten in der Entwicklung des mouillierten *l* im Altfranzösischen. [Aus: „Publications of the modern language association".] gr. 8⁰. (57 S.) Brunswick, Maine. (Paris, H. Welter.)

Neumann, Wilh. Zur Syntax des Relativpronomens im Französischen. Heidelberger Dissertation.

Pastrello, F. La Lingua francese nelle sue attinenze col commercio. Progr. Triest. 1890. 23 S. 8⁰. (Fock, Leipzig.)

Platen, E. Syntaktische Studien zu Rabelais. Leipziger Dissertation. 90 S. 8⁰.

Poillevey (P.). Volapük français, ou Réforme de l'alphabet et de l'orthographe. In-8⁰, 24 pages. Autun.

Du Puitspelu, N. Dictionnaire étymologique du patois lyonnais. 5ᵉ et dernière livraison. Lyon. Libr. Georg. 5 Fr.

Rabiet, E. Traduction française de la Grammaire des langues romanes par W. Meyer-Lübke. H. Welter, Paris, 1890. In-8⁰.

Risop, A. Studien zur Geschichte der französischen Konjugation auf *-ir*. 1. Diss. Berlin. 31 S. 8⁰. (Leipzig, H. Fock.)

Rolland de Denus, A. Dictionnaire des appellations ethniques de la France et de ses colonies. Paris, E. Lechevalier, 1889. 334 S. 8⁰.

Schoetensack, H. A., Französisch-etymologisches Wörterbuch. 2—4. Abt. gr. 8⁰. (VIII u. S. 193—606.) Heidelberg, C. Winter. 10 Mk. (cplt.: 14 Mk.)

Schulze, A. Der Konsonantismus des Französischen im 13. Jahrhundert. Diss. Halle. 31 S. 8⁰.

Schwan, Ed. u. *Pringsheim, E.* Der französische Accent. Eine phonetische Untersuchung. Sonderabdruck aus dem Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen. Leipzig, 1890. O. R. Reisland. 68 S. 8⁰ 2 Mk.

Studien, phonetische. Zeitschrift für wissenschaftliche und praktische Phonetik mit besonderer Rücksicht auf die phonetische Reform des Sprachunterrichts. Unter Mitwirkung von Ch. Altena, F. Araujo, O. Badke etc. herausgegeben von Wilh. Vietor. 4. Bd. 1. u. 2. Heft. gr. 8⁰. Marburg i. H., Elwert's Verl.

Techmer, F. Zur Geschichte der französ. und engl. Phonetik und Phonograhie. 1. Teil. Mit 4 Tafeln. Ulm, Heinrich Kerler. 6 Mk.

Thomson, E. Über die Bedeutungsentwicklung des Französischen. Diss. Kiel. 66 S. 8⁰.

Wagner, Rud. Stellung des attributiven Adjektivs in altfranzösischen Prosatexten vom Aufang des XIII. bis Anfang des XV. Jahrhunderts. gr. 8⁰. (III, 119 S.) Diss. Greifswald. (Leipzig, Fock.) 2,20 Mk.

Wawra, F. Die Scheideformen oder Doubletten im Französischen. gr. 8⁰. (21 S.) Wiener-Neustadt. (Leipzig, Fock.) 1 Mk.

Zanardelli. L'étrusque, l'ombrien et l'osque dans quelques-uns de leurs rapports intimes avec l'italien. 38 p. In-8⁰. (In: Bulletin de la société d'anthropologie de Bruxelles. T. VIII.)

Banderet, Paul. Résumé de grammaire française [avec exercices], à l'usage des écoles secondaires supérieures et progymnases. gr. 8⁰. (IV, 116 S.) Bern, Schmid, Francke & Co. kart. 1,80 Mk.

Bauer, Joh. u. *Link, Th.* Französische Konversationsübungen für den Schul- und Privatgebrauch. 2. T. 8⁰. (V, 148 S.) München, Oldenbourg. 1,50 Mk.

Bechtel, Adf. Französisches Sprech- und Lesebuch. Für die ersten zwei Jahrgänge. 3. Aufl. [Unveränd. Abdr. der 2. verb. Aufl.] gr. 8⁰. (XII, 148 S.) Wien, Manz. geb. 1,90 Mk.

— dasselbe. Mittelstufe. Für die III. u. IV. Klasse. gr. 8⁰. (XVI, 218 S.) Ebd. geb. 2,40 Mk.

Bierbaum, Jul. Sieben Aussprache-Tafeln zum Lehrbuch der französischen Sprache nach der analytisch-direkten Methode. 2. Auflage. Imp.-Fol. Leipzig, Rossberg. 3 Mk.

— Lehrbuch der französischen Sprache nach der analytisch-direkten Methode für höhere Schulen. 1. T. Mit einem Liederanhang. 2., verb. Auflage. gr. 8⁰. (VI, 114 und 16 S.) Leipzig, Rossberg. geb. 1,50 Mk.

Breymann, Herm. u. *Mœller, Herm.* DD., Französisches Elementarbuch. 3., verb. u. bedeutend gekürzte Aufl. des Elementar-Übungsbuches und der Elementar-Grammatik. Ausg. B. gr. 8⁰. (VI, 114 S. mit 2 Tafeln.) München, Oldenbourg. 1,80 Mk.

Ciala, Otto. Französische Schulgrammatik mit Übungsstücken. Obere Stufe. 3. Aufl., von H. Bihler. gr. 8⁰. (VI, 177 S.) Leipzig, Teubner. 1,60 Mk.

Connor, James. Französisch-deutsch-englisches Konversationsbüchlein zum Gebrauch in Schulen und auf Reisen. 10., verb. Aufl. 12⁰. (VIII, 277 S.) Heidelberg, C. Winter. geb. 2,80 Mk.

Deter, Chr. Joh. Französische Syntax für Sekunda. 4., verb. u. verm. Auflage. gr. 8⁰. (IV, 175 S.) Berlin, W. Weber. 2,40 Mk.

Duschinsky, Wilh. Die Lehre vom französischen Verb. gr. 8°. (15 S. m. 2 Taf.) Prag, Dominicus. 0,80 Mk.

Echo der französischen Umgangssprache von Prof. R. Foulché-Delbosc. 2. Aufl. 2 Tle. 8°. Ebd. 1891. kart. 3,20 Mk. — Inhalt: 1. Aus der Kinderwelt. Mit einer vollständigen deutschen Übersetzung von Chr. Wilh. Damour. (99 S.) 1,20 Mk. — 2. Causeries parisiennes. Mit einem vollst. Spezialwörterbuch von Christ. Wilh. Damour. (197 S.) 2 Mk.

Elementarbuch der französischen Sprache. 1. u. 3. Tl. gr. 8°. Stuttgart, Metzler's Verl. 2,40 Mk. — 1. Für das 1. Schulj. [Alter von 8—9 Jahren.] 3., verbesserte Aufl. (IV, 74 S.) 0,80 Mk. — 3. Für das 3. Schulj. [Alter von 10—11 Jahren.] 2. Aufl. (III, 154 S.) 1,60 Mk.

Filek von Wittinghausen, E. Französische Schulgrammatik. 5. Aufl. gr. 8°. (VIII, 266 S.) Wien, Hölder. 2,12 Mk.

Hahn, Gust. Das französische Zeitwort in tabellarischer Übersicht. 4°. (IV, 77 S.) Leipzig, Teubner. kart. 1,20 Mk.

Huss, B. Leitfaden zur Erlernung der französischen Sprache, bearb. nach dem Prinzip der Anschauung. 6. Aufl. gr. 8°. (VI, 297 S.) Strassburg im Elsass, Strassburger Druckerei & Verlagsanstalt, kart. 1,50 Mk.

Joban (J.) Recueil de compositions françaises sur des sujets tirés de l'histoire moderne (deux cent cinquante textes suivis de quatre-vingt-dix développements. In-8°. 333 p. Paris, Foucart.

Kühn, K. Kleine französische Schulgrammatik für die unteren und mittleren Klassen der höheren Schulen. gr. 8°. (VIII, 111 S.) Ebd. geb. 1,30 Mk.

Larousse (P.) Cours lexicologique de style. Livre du maître. In-12°. (XIII, 280 p.) Paris, Hollier-Larousse et C^ie^. 2 fr.

Le Goffic (C.) et *E. Thieulin.* Nouveau Traité de versification française, à l'usage des classes de l'enseignement classique et le l'enseignement spécial des lycées et de colèges. In-12°, 152 p. Paris, G. Masson.

Lehmann, J. u. *Lehmann, Ernst.* Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache nach der Anschauungsmethode und nach einem ganz neuen Plane in sechs Stufen bearbeitet. 1. Stufe. 2 Tle. 15. Aufl. gr. 8°. (XVI, 203 S. m. Abbildgn.) Mannheim, 1891. Bensheimer's Verlag.

Meurer, Karl. Kurzgefasste französische Wiederholungs-Grammatik. Nebst einer Synonymik, einer Verslehre, einem Abriss der französ. Litteraturgeschichte und m. Anmerkungen versehenen Musterstücken zum Übersetzen aus dem Deutschen und dem Französischen. Mit besonderer Berücksichtigung der schriftlichen und mündlichen Prüfungen. Für die oberen Klassen der Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Militärschulen und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. 12°. (IV, 107 S.) Leipzig, H. Bredt. kart. 1 Mk.

Möser, L. Französische Synonima. Progr. Herford, 1890. 28 S. 8°. (Fock, Leipzig.)

Mosen, K. Das französische Verbum. 3. Aufl. Wien, 1891. Lechner. (VI, 27 S.)

Plattner, Ph. Französische Stilschule. Ausgewählte Abschnitte aus Schiller's Geschichte des dreissigjährigen Krieges, mit ausführlichen Bemerkungen für die Übertragungen in das Französische und einer vergleichenden Zusammenstellung verschiedener Übersetzungen bearbeitet. 12°. (IV, 213 S.) Karlsruhe, 1891. J. Bielefeld's Verlag. geb. 2 Mk.

Plœtz-Kares. Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Sprachlehre.

Auf Grund der Schulgrammatik bearb. von DD. Gustav Plœtz u. Otto Kares. 2., verb. Aufl. gr. 8⁰. (XVI, 119 S.) Berlin, Herbig. 1 Mk.
— dasselbe. Übungsbuch. Verfasst von Gust. Plœtz. 1. Heft. [Abschluss der Formenlehre.] 2. Aufl. gr. 8⁰. (VIII. 108 S.) Ebd. 1 Mk.
Plœtz, Karl. Kurzgefasste systematische Grammatik der französischen Sprache. 4., verb. Aufl. gr. 8⁰. (VIII, 184 S.) Berlin, Herbig. 1,30 Mk.
— methodisches Lese- und Übungsbuch zur Erlernung der französischen Sprache. 1. Tl.: Aussprache und Wortlehre. 4., verb. und durch einen Anh. verm. Aufl. gr. 8⁰. (XII, 232 S.) Ebd. 1,60 Mk.
— manuel de littérature française. 9. éd., soigneusement revue. gr. 8⁰. (XLVIII, 784 S.) Ebd. 4,50 Mk.
— Syntax und Formenlehre der neufranzösischen Sprache, auf Grund des Lateinischen dargestellt. 6. Aufl. gr. 8⁰. (XII, 474 S.) Ebd. 2,85 Mk.
Plœtz, Karl. Elementar-Grammatik der französischen Sprache. 17. Aufl. gr. 8⁰. (VIII, 245 S.) Berlin, Herbig. 1,40 Mk.
Probst, Herm. Praktische Vorschule der französischen Sprache. 9., verb. Aufl. gr. 8⁰. (IV, 212 S.) Leipzig, K. Bædeker. 1,25 Mk.
— Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Mit besonderer Berücksichtigung der französischen Schulgrammatik von Dr. H. Knebel. 1. Tl. Für mittlere Gymnasial- und Realklassen. 9., verb. Aufl. gr. 8⁰. (IV, 154 S.) Leipzig, K. Bædeker. 1 Mk.
Ricard, Anselme. Lehrbuch der französischen Sprache für Bürgerschulen, sowie zum Privatunterrichte. 2. T. 4., umgearb. Auflage. gr. 8⁰. (II, 106 S.) Prag, Neugebauer. 0,80 Mk.
Ricken, Heinr. Französisches Lesebuch aus Herodot. Eine Anfängerlektüre für höhere Lehranstalten. 2. Aufl. 12⁰. (VII, 96 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. kart. 1 Mk. Wörterbuch (47 S.) 0,20 Mk.
Ricken, Wilh. Unterhaltungsfragen im Anschluss an die französischen Sprachstoffe des 1. Teils des Elementarbuches. gr. 8⁰. (15 S.) Ebd. 0,50 Mk.
Schæfer, Curt. Kleinere französische Schulgrammatik für die Oberstufen. gr. 8⁰. (VIII, 181 S.) Berlin, Winckelmann & Söhne. 1,40 Mk.
Schmitz-Aurbach, Th. v. Leitfaden der französischen Sprache. Nach der analytischen Methode bearbeitet. V. Tl. gr. 8⁰. (IV, 108 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. geb. 1,50 Mk. (5 Tle. kplt.: 4,45 Mk.)
Schwiebelbein, K. Die für die Schule wichtigen französischen Synonyma. Programm. Königsberg. 17 S. 4⁰.
Segond (L. A.) Cours élémentaire de lecture et de prononciation. Méthode physiologique. Livre du maître. 72 p. in-8⁰. Paris, Belin.
Ulbrich, O. Elementarbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. 4. Aufl. gr. 8⁰. (VIII. 209 S.) Berlin, Gærtner. 1,60 Mk.
— Schulgrammatik der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. 2., verb. Aufl. gr. 8⁰. (IV, 220 S.) Ebd. 2 Mk.
— Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. 2. Aufl. gr. 8⁰. (VI, 179 S.) Berlin, Gærtner. geb. 1,80 Mk.
Ulbrich, W. Praktische Vorbereitung für das französische Komptoir, zum Selbstunterrichte, sowie für Handelsschulen und Komptoirs von Kaufleuten und Gewerbetreibenden. 4., verbesserte Auflage. Halle (Saale), G. Schwetschke'scher Verlag. (XVI, 160 S.)
Walther, Erwin. Repetitorium der französischen Grammatik. 12⁰. (VI, 73 S.) Ansbach, 1891. Eichinger. geb. 1,20 Mk.

Weitzenböck G. Texte in Lautschrift für den französischen Anfangsunterricht. Progr. Graz. 22 S. 8⁰.
Wolter, Eug. Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. 1. Tl. 3., durchgesehene Aufl. gr. 8⁰. (VIII, 246 S.) Berlin, Gærtner. 1,70 Mk.

Morf, Heinr. Das Studium der romanischen Philologie. Eine akadem. Antrittsrede. gr. 8⁰. (48 S.) Zürich, Orell, Füssli & Co., Verl. 1,50 Mk.
Tobler, A. Die romanische Philologie an deutschen Universitäten. Rede bei Übernahme des Rektorats gehalten in der Aula der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin 1890. 30 S. 4⁰.

Aymonier, E. La langue française et l'enseignement en Indo-Chine. Paris, Colin. 12⁰. 60 c.
Duchâteau, O. Der französische Unterricht nach Dr. Q. Steinbart's Elementarbuch. (Schluss.) Progr. Magdeburg. 32 S. 4⁰.
Fetter, Joh. Französischer Reform-Unterricht. (3. Schuljahr.) 8⁰. (S. 16 bis 23.) Wien, Bermann & Altmann. 0,20 Mk.
— Ein Versuch mit der analytischen Lehrmethode beim Unterricht in der französischen Sprache. 2. Ausgabe. gr. 8⁰. (16 S.) Wien, Bermann & Altmann. 0,35 Mk.
Franke, F. Die praktische Spracherlernung auf Grund der Psychologie und der Physiologie der Sprache dargestellt. 2., verbesserte Auflage. Bearbeitet von O. Jespersen. (V, 36 S.) 8⁰. 0,60 Mk.
Guérin. La Question du latin et la Réforme profonde de l'enseignement secondaire. In-18⁰ jésus, VIII-328 p. Paris, librairie Cerf. 3,50 fr.
Guex, F. Des recherches phonétiques et de leur application à l'enseignement des langues vivantes. Programm. Zürich. 48 S. 8⁰.
Gutersohn, Jul. Zur Methodik des fremdsprachlichen Unterrichts. Vortrag, geh. am IV. Neuphilologen-Tag zu Stuttgart, Pfingsten 1890. gr. 8⁰. (29 S.) Karlsruhe, Braun. 0,60 Mk. Mit dem 1888 geh. Vortrag in 1 Heft 0,80 Mk.
Schæfer, Curt. Der formale Bildungswert des Französischen. Vortrag, geh. auf der 40. Philologen-Versammlung zu Görlitz. [Aus: „Verhandlungen der 40. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Görlitz".] gr. 4⁰. (12 S.) Braunschweig, Salle. 0,80 Mk.
Stiehler, Ernst O. Zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts. Zugleich eine Einführung in das Studium unserer Reformschriften. Nebst einem ausführlichen Quellenverzeichnisse. gr. 8⁰. (VI, 58 S.) Marburg i. H., 1891. Elwert's Verl. 1,20 Mk.
— Streifzüge auf dem Gebiete der neusprachlichen Reformbewegung. gr. 8⁰. (72 S.) Ebd. 1,40 Mk.

Ammann, D. D. Das Verhältnis von Stricker's Karl zum Rolandslied des Pfaffen Konrad mit Berücksichtigung der Chanson de Roland. Progr.-Kruman. 16 S. 8⁰.
Asse, E. L'Académie française depuis Louis XIII. jusqu'à nos jours. 1 vol. In-8⁰, de 256 pages, orné de 61 gravures sur bois. Paris, Firmin Didot et Cie. 2 frs.
Becker, J. Die Entwicklung der Dienerrolle bei Molière. Progr. Strassburg. 17 S. 4⁰. (G. Fock, Leipzig.)
Bouhaye. Essai d'étude critique sur Alfred de Musset. Paris, Labbé: IV, 13 p: et portrait d'Alfred de Musset.

Brunetière, L'évolution des genres dans l'histoire de la littérature. Leçons à l'école normale supérieure. 1. Tl. Paris, Hachette et Cie. XIV, 283 p. In-18⁰. 3,50 Frs.

Burkhardt, A. Über den Lothringer Reimpsalter. Diss. Halle 1890. 58 S. 8⁰.

Cloetta, Wilh. Beiträge znr Litteraturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance. I. Komödie nnd Tragödie im Mittelalter. gr. 8⁰. (XI, 167 S.) Halle a. S., Niemeyer. 4 Mk.

Dalimier, H. A propos des Précienses ridicnles. Jacqueline. Saint-Lô. 22 p. 12⁰.

Des Granges, C. M. Bossuet. Sermon sur l'ambition. Etnde critique, littéraire et morale. In-8⁰. 27 p. Paris, Croville, Morand. [Extrait de l'Instruction pnblique.]

Dejob (C.). Madame de Staël et l'Italie, avec une bibliographie de l'influence française en Italie de 1796 à 1814. In 18-Jésns, 271 p. Paris, Colin et Cie.

Essert, O. Bueves de Commarchis, chanson de geste par Adenes le Roi. Progr. der Löbenicht'schen höheren Bürgerschnle zu Königsberg in Pr. 1890.

Friedwagner, M. Goethe als Corneille-Übersetzer. Progr. Währing 1890. 40 S. 8⁰. (Leipzig, Fock.)

J. de Goeje. La légende de saint Brandan. Leiden, Brill. 36 S. 8⁰. (S.-A. aus den Actes dn 8e Congrès des Orientalistes.)

Golther, W. Chrestiens conte del graal in seinem Verhältnis zum wälschen Peredur und zum englischen Sir Perceval. [Aus den Sitzungsberichten des philos.-phil. und hist. Classe der k. bayer. Akad. der Wiss. 1890. Bd. II, Heft II, S. 174—217.]

de Goncourt. Les actrices du XVIIIe siècle. Mademoiselle Clairon, d'après ses correspondances et les rapports de police du temps. Paris, Charpentier et Cie. VIII, 142 p. 18⁰. 3,50 Frs.

Grouchy (de), Documents inédits sur Blaise Pascal, suivis de son testament et de son billet d'enterrement, publiés par le vicomte de Grouchy. In-8⁰. 17 p. Paris, impr. Daupeley-Gouverneur.

Guy (H.). Les Sources du poète Clément Marot. 31 p. In-8⁰. Foix, Gedrat aîné.

Haupt, O. Luther und Rabelais in ihren pädagogischen Beziehungen. Diss. Leipzig. 47 S. 8⁰. (Leipzig, G. Fock.)

Hertz, W. Aristoteles in den Alexanderdichtungen des Mittelalters. München 1890. 103 S. 4⁰. (Anszug aus den Sitzungsberichten der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften XIX.)

Jacobs, C. Zur Kritik nnd Sprache des auf der Stadtbibliothek zu Bordeaux befindlichen Fragments des Roman de Troie von Benoît de St.-More (Msc. No. 674). Pr. Hamburg. 18 S. 4⁰.

Klincksieck, Fr. Znr Entwicklungsgeschichte des Realismus im französischen Roman des XIX. Jahrhnnderts. Ein litterarhistorischer Versuch. gr. 8⁰. (V, 56 S.) Marbnrg i. H. 1891, Elwert's Verlag. 1,20 Mk.

Kutscher, J. Die Heldengestalten bei Racine. Progr. Teplitz 1890. 64 S. 8⁰. (Fock, Leipzig.)

Le Breton, André. Le Roman au dix-septième siècle. In-12⁰. Paris, Hachette. 3,50 Frs.

Léon-Petit. Les Médecins de Molière, conférence faite an palais des Sociétés savantes, le 9. avril 1890. In-8⁰. 47 pages. Paris, impr. Quantin.

Levertin, O. Studien zur Geschichte der Farce und Farceurs in Frank-

reich seit der Renaissance bis auf Molière. Mit Genehmigung des Autors aus dem Schwedischen ins Deutsche übertragen v. Josef Frank. Greifswald, 1890. J. Abel. 172 S.

Loubier, J. Das Ideal der männlichen Schönheit bei den altfranzösischen Dichtern des XII. und XIII. Jahrhunderts. Dissertation. Halle. 142 S. 8⁰.

Lugrin, Ernest, résumé de l'histoire de la littérature française au XIX. siècle. gr. 8⁰. (IV, 138 S.) Basel, Schwabe. 2 Mk. geb. 2,25 Mk.

Mager, Adf. Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Ein Hilfsbuch für Schulen und zum Privatgebrauch. gr. 8⁰. (VII, 199 S.) Wien, Graeser. 1,80 Mk.

— Andromaque dans la littérature française. Programm. Marburg. 20 S. 8⁰. (Leipzig, Fock.)

Mix, G. Zur Geschichte der Cäsartragödien. Progr. Friedeberg. 16 S. 8⁰.

Otto, R. Jean de Mairet. Silvanire. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben. Bamberg, C. C. Buchner'sche Verlagsbuchhandlung. CII, 158 S.

Ribbe (C. de). Une grande dame dans son ménage au temps de Louis XIV, d'après le journal de la comtesse de Rochefort (1689) 2ᵉ édition, revue, corrigée et augmentée. In-18 jésus, 400 p. Paris, Palmé.

Rose, H. Über das Verhältnis der Schrift des Helvetius: De l'esprit z. La Rochefoucauld's Maximes. Programm. Lahr.

Schiller, F. Das Grüssen im Altfranzösischen. Diss. Halle. 57 S. 8⁰.

Sorel, A. Madame de Staël. Paris, Hachette. 1,60 Mk.

Ungemach, H. Die Quellen des ersten Chester Play. Leipzig, 1890, VIII-39 S. 8⁰.

Voretzsch, C. Der Reinhardt Fuchs Heinrichs des Glîchezâre und der Roman de Renart. I. Diss. Halle a. S., 1890. [Die vollständige Abhandlung wird im XV. Bande von Gröber's Zschr. f. d. Ph. erscheinen.]

Wagner, H. Remy Bellau und seine Werke. Diss. Leipzig. 36 S. 8⁰.

Wawruch. Étude sur le théâtre de Racine (Fin). Progr. Mähr.-Ostrau. 1890. 42 S. 8⁰. (Leipzig, Fock.)

Weber, E. Les Manifestes littéraires de Victor Hugo. [Sonderabzug aus der Festschrift zur Feier des 200jähr. Bestehens des königlich französischen Gymnasiums.] Berlin, 1890.

Wenzel, R. Die Fassungen der Sage von Florence de Rome. Marburger Dissertation. 62 S. 8⁰.

Weyhe, E. Boileau's Satiren in freier Nachbildung. Mit einem Briefe von Julius Wolff als Vorwort. Leipzig, 1890. VIII, 92 S. 8⁰.

Worp, J.-A. Lettres du Seigneur de Zuylichem à Pierre Corneille. Paris u. Groningen. 1890. 35 S. 8⁰.

Beiträge, Erlanger, zur englischen Philologie. Hrsg. v. Herm. Varnhagen. VII. Heft, gr. 8⁰. Leipzig, Deichert Nachf. 6 Mk. (I—VII 17,40 Mk.) — Inhalt: Die Gesta Romanorum. Nach der Innsbrucker Handschrift vom J. 1342 und vier Münchener Handschriften hrsg. v. Wilh. Dick. (XXIV, 273 S.)

Bibliotheca normannica. Denkmäler normann. Litteratur u. Sprache, hrsg. v. Herm. Suchier. V. gr. 8⁰. Halle a. S., Niemeyer. 6 Mk. (I—III. u. V.: 24,50 Mk.) — Inhalt: La clef d'amors, texte critique avec introduction, appendice et glossaire par Aug. Doutrepont. (XLVIII, 109 S.)

Bossuet. Oraisons funèbres de Bossuet. Edition classique, accompagnée de notes et remarques littéraires, philologiques et historiques, et précédée d'une notice biographique par Pascal Allain. XII, 240 p. 12°. Paris, Delalain frères.

Chateaubriand, F. A. de. Atala—René. Mit grammat., geograph. u. geschichtl. Anmerkungen, nebst einem vollständ. Wörterbuche. Zum Schul- u. Privatgebrauche hrsgeg. v. L. C. Schnabel. Neue Ster.-Ausg. 8°. (188 S.) Leipzig, Renger. 1 Mk.

Christian v. Troyes sämtliche erhaltene Werke. Nach allen bekannten Handschriften hrsgeg. v. Wendelin Foerster. 3. Bd. Erec u. Enide. gr. 8°. (340 S.) Halle, Niemeyer. 10 Mk.; Ausgabe auf Büttenpapier 1 Mk.; (I—III.: 29 Mk.; Ausg. auf Büttenpap. 45 Mk.)

Chrestien. H. Waitz. Die Fortsetzungen von Chrestiens Perceval le Gallois nach den Pariser Handschriften. Strassburg 1890. 88 S. 8°.

Deschamps (E.). Œuvres complètes d'Eustache Deschamps. VI. In-8°. X, 328 p. Paris, Firmin Didot et C^ie^. (Publication de la Société des anciens textes français.)

Diderot, D., le neveu de Rameau. Nouvelle éd. 12°. (163 S.) Berlin, Neufeld & Henius. 1.20 Mk.

Fénélon, les aventures de Télémaque fils d'Ulysse. Enrichies d'un vocabulaire à l'usage des écoles par Charles Schiebler. Neue Ster.-Ausg. 8°. (VI, 308 u. 34 S.) Leipzig, Renger. 1,50 Mk.

— Les aventures de Télémaque, suivies des Aventures d'Aristonoüs. Edition revue sur les meilleurs textés et accompagnée de notes géographiques. In-18. XVI, 368 p. Paris, Hachette et C^ie^. 1,25 Frc.

Florian. Fables de Florian. Choisies par E. Du Chatenet. Petit in-12°. 108 p. avec grav. Limoges.

Foucon de Candie. — M. Wilmotte, Un fragment de F. de C. Bruxelles, impr. Hayez, 1890. 31 S. 8°. (Aus: Bulletins de l'Académie royale de Belgique.)

Gautier d'Arras. — E. Löseth, Oeuvres de Gautier d'Arras. T. 1. Eracle. Paris, E. Bouillon. 9 Frcs.

Hugo (V.). Oeuvres inédites de Victor Hugo. En voyage. Alpes et Pyrénées. 350 p. In-8°. Hetzel und Quentin. 7,50 Frcs.

— Oeuvres poétiques de Victor Hugo. Les Chansons de rues et des bois. In-32°, 445 p. Paris, Charpentier et C^ie^. 4 Frcs.

— Oeuvres complètes de Victor Hugo. Édition définitive, d'après les manuscrits originaux. Roman. Han d'Islande. In-18 jesus, 412 p. Paris. Quentin. Hetzel et C^ie^. 2 Fr.

— Oeuvres complètes. Édition définitive, d'après les manuscrits originaux. Actes et Paroles. Pendant l'exil 1 (1853). In-18 jésus. 236 p. Paris. Librairie Hatzel et C^ie^. 2 Frcs.

— Oeuvres complètes de Victor Hugo. Edition nationale. Roman. (Les Misérables.) T. 5. Fascicule 5. Petit in 4°. Paris, impr. Chamerot; Testard.

— Oeuvres complètes. Edition nationale. Roman (Notre-Dame de Paris). T. 2, fasc. 5. (Fin.) Pet. in-4°. p. 345 à 431. Paris,Testard.

Inventaires des chartes des comtes de Namur anciennement déposées au château de cette ville, par Charles Piot. Bruxelles, Hayez. II-XIII-520 p. 4°. [Inventaires des archives de la Belgique, publiés par ordre du gouvernement.]

Joinville. Histoire de saint Louis. Texte original ramené à l'orthographe des chartes, précédé de notions sur la langue et la grammaire de Joinville, et suivie d'un glossaire par Natalis de Wailly. Nouvelle éd. Petit in-16°. XLII, 340 p. Paris, Hachette et C^ie^. 2 Frs.

Maitre, Xavier de, la jeune Sibérienne. Zum Schul- und Privatgebrauch hrsgeg. v. J. Bauer und Th. Link. Mit questionnaire u. Karte. gr. 8⁰. (V, 126 S.) München, Lindauer. 1,20 Mk.
— Oeuvres choisies. Illustrées de 11 vign. d'après les dessins d'Emile Bayard. Nouvelle édition. Hachette et C^ie^. 2.25 Frcs.
Marques de Rome. — Alton, J., Le Roman de Marques de Rome. Tübingen, Liter. Verein. C, 182 S. 8⁰.
Molière. Le Misanthrope, comédie. Edition publiée conformement au texte des Grands Écrivains de la France, avec une notice, une analyse et des notes philologiques et littéraires par R. Lavigne. Pet. in-16⁰, 174 p. Paris. Hachette et C^ie^. 1 Fr.
— Chefs d'œuvres de Molière. 2 vol. In-16⁰. Paris, Hachette et C^ie^. 2,50 Frcs.
— mit deutschem Kommentar, Einleitgn. u. Exkursen hrsg. v. weil Prof. Dr. Adf. Laun, fortgesetzt v. Rekt. Dr. Wilh. Knörich. II. gr. 8⁰. Leipzig, Leiner. — Inhalt: Les précieuses ridicules. Les femmes savantes. 2. verb. u. verm. Aufl., neu bearb. v. W. K. (LX, 176 S.)
Musset, Alfred de. Frédéric et Bernerette Margot. Nouvelle éd. 12. (175 S.) Berlin, Neufeld & Henius. 1,20 Mk.
Napoleon I. — Hartmann, K. A. Martin, Die militärischen Proklamationen und Ansprachen Napoleons I. 1796—1815. Chronologisch geordnet u. hrsgeg. gr. 8⁰. (VII, 81 S.) Oppeln, Franck. 2 Mk.
Rollin, Ch., histoire d'Alexandre le Grand. Erklärt v. Osw. Collmann. 2. Aufl. gr. 8⁰. (167 S.) Berlin, Weidmann. 1,50 Mk.
Ronsard (P. de). Oeuvres de P. de Ronsard, gentilhomme vandomois. Avec une notice biographique et des notes par Ch. Marty-Laveaux. T. 3. In-8⁰. 557 p. Paris, Lemerre.
Saint-Pierre (B. de). Paul et Virginie. In-18-jesus, 175 pages. Paris, Hachette et C^ie^. 1,28 Frcs.
Saint-Simon. Mémoires de Saint-Simon. Nouvelle édition, collationnée sur le manuscrit autographe, suivie d'un lexique des mots et locutions remarquables. T. 7. In-8⁰. 693 p. Paris, Hachette et C^ie^. 7,50 Frcs.
Ségur, Graf v. Geschichte Napoleons u. d. grossen Heeres während d. J. 1812. Buch 11: Der Übergang über die Beresina. Wortgetren nach H. R. Mecklenburgs Grundsätzen aus dem Franz. übers. v. B. W. 2. Hft. 32⁰. (S. 65—128.) Berlin, H. R. Mecklenburg. 0,25 Mk.
Souvestre, Émil. Gonzalès Coques. Les deux d'Abano. Le jeune homme pâle. Nouvelle éd. 12⁰. (148 S.) Berlin, Neufeld & Henins. 1,20 Mk.
— Le mari de Madame de Solange. Le chirurgien de marine. Nouvelle éd. 12⁰. (147 S.) Berlin, Neufeld & Henius. 1,20 Mk.
Voltaire. Oeuvres complètes de Voltaire. T. 41. In 18-jésus, 439 pages. Paris, Hachette et C^ie^.

Auteurs français. Sammlung der besten Werke der französischen Unterhaltungslitteratur mit deutschen Anmerkungen, hrsgeg. von Rich. Mollweide. 1. Bdchn. 8⁰. Strassburg i. E., Strassburger Druckerei und Verlagsanstalt. 1 Mk. Inhalt: Alfr. de Musset, Margot. — Xavier de Maistre, les prisonniers du Caucase. — Charles Nodier, Baptiste Montauban. — Honoré de Balzac, el Verdugo. (136 S.)
Bibliothèque française à l'usage de la jeunesse avec notes allemandes et questionnaires. 50. Bd. 16⁰. Dresden, Kühtmann. 1,40 Mk.

Inhalt: Fleurs de champs. Nouvelles pour des jeunes filles choisies par Mlle. Méta de Metzsch. 3. Aufl. (244 u. Wörterbuch 50 S.)

Borel, Eugène. Choix de lectures françaises à l'usage des écoles publiques et de l'instruction privée. 1. partie. 6. éd. 8⁰. (VIII, 160 S.) Stuttgart, Neff. geb. 1,10 Mk.

Caumont. Lectures courantes des écoliers français. 360 p. In-8⁰. Paris, Delagrave.

Cherbuin, F. Choix de lectures françaises à l'usage des écoles de jeunes filles. Tome II. 4. éd. gr. 8⁰. (233 S.) Basel, Schwabe, kart. 2,80 Mk.

Collection Figaro. 28—32. Band. (2. Serie.) 8⁰. Berlin, Fried & Co. 0,60 Mk. — Inhalt: 28. 29. Der Chevalier de Maison-Rouge. Von Alex. Dumas. Aus dem Französischen von Frdr. Ramhorst. 2 Bde. (144 u. 151 S.) — 30. Fernande. Von Alex. Dumas. Aus dem Französischen von F. v. Leiferde. (159 S.) — 31. Die Frau mit dem Sammethalsband. Von Alex. Dnmas. Aus dem Französischen von Frdr. Ramhorst. (148 S.) — 32. Ein Liebesabenteuer. Von Alex. Dumas. Aus dem Französischen von H. Lewandowska. (147 S.)

Kaiser, Karl. Französisches Lesebuch in 3 Stufen für höhere Lehranstalten. 1. Tl. Unter-Stufe. 3. Auflage. gr. 8⁰. (XVI, 191 S.) Leipzig, Erhard Schultz' Erben. 1,60 Mk.

Kühn, Karl. Französisches Lesebnch. Unterstufe. 3. Auflage. gr. 8⁰. (XX, 209 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1,60 Mk., geb. 1,90 Mk.

Meurer, Karl. Französisches Lesebuch für Gymnasien, Realgymnasien und ähnliche Schulen. 2 Tle. gr. 8⁰. Leipzig, Reisland. geb. 4,40 Mk. — 1. Für Quarta, Unter- nnd Obertertia. Mit einem Wörterbuch. 3. Aufl. (XII, 204 S.) 1,60 Mk. — 2. Für Sekunda u. Prima. Mit biographisch-litteraturgeschichtlichen Einleitungen und einem Anhang: Coup d'oeil sur la littérature française depuis le siècle de Louis XIV. 2., verb. Aufl. (XVI, 384 S.) 2,80 Mk.

Prosateurs français. Ausg. A. mit Anmerkungen unter dem Text, Ausgabe B. Text uud Anmerkungen getrennt. 2., 29., 32., 71., 76—79. Lieferung. 12⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing. kart. 7,75 Mk. — Inhalt: 2. Histoire de Charles XII par Voltaire. In 2 Tln. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hrsgg. v. Dir. Prof. Dr. Otto Ritter. 1. Tl. Ausg. B. (169 u. 47 S. mit 1 Karte.) 0,90 Mk. — 29. Histoire de Sindbad le Marin. [1001 nuits. Contes arabes.] Par Antoine Galland. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch bearb. v. Dir. E. Schmid. (76 S.) 0,50 Mk. — 32. Histoire de la révolution française depuis 1789 jusqu'en 1814 par Mignet. In 2 Tln. In Auszügen zum Schulgebrauch hrsgg. v. Lehr. A. Seedorf. 2. Tl. Ausg. B. (280 u. 134 S.) 1,80 Mk. — 71. Cervantes. Don Quichotte de la Manche. Tradnit par Florian. Im Auszuge mit Anmerkungen znm Schulgebrauch hrsgg. v. Oberlehrer Dr. J. Wychgram. Ausg. B. (140 u. 26 S.) 1888. 0,90 Mk. — 76. Histoire de France par Vict. Durny. 1. Bdchn. [bis zum Jahre 1431]. In Auszügen mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hrsgg. v. Oberlehrer Dr. Emil Grube. Ausg. A. (VI, 134 S.) 0,75 Mk. Ausg. B. (VI, 108 u. 27 S.) 0,75 Mk. — 77. Lettres persanes par Montesquieu. Im Auszuge mit Anmerkungen zum Schulgebranch hrsgg. v. Gymn.-Oberl. Otto Josupeit. (VIII, 119 S.) 0,75 Mk. — 78. Thérèse, ou la petite soeur de charité par A.-E. de Saintes. Im Auszuge mit Anmerkuugen zum Schulgebrauch hrsgg. v. Lehrer B. Klatt. (IV, 103 S.) 0,50 Mk. — 79. Expédition d'Égypte par Thiers. Im Auszuge aus: Histoire de la révolution u. aus: Histoire du consulat

et de l'empire. Mit Anmerknngen znm Schulgebrauch brsgg. von Oberlebrer Dr. Emil Grube. Ausg. A. (IX, 157 S. m. 2 Karten.) 0,90 Mk.

— dasselbe. Wörterbücher zur 75—78. Lfg. 12⁰. Ebd. 1 Mk. — 75. 76. (66 u. 67 S.) à 0,30 Mk. — 77. 78. (44 u. 42 S.) à 0,20 Mk.

Rahn, Hans. Lesebnch für den französiscben Unterricht anf der nnteren nnd mittleren Stufe höherer Lehranstalten zur Einführung in Land, Art nnd Geschichte des französischen Volkes. Ansgabe für Mädcbenscbulen. Mit einem Anbang, welcher enthält: 1) einen knrzen Abriss der französischen Metrik, 2) eine Lebensskizze der Dicbter La Fontaine nnd Béranger, 3) eine freie metrische Übertragnng der Gedichte des III. Abscbnitts, 4) eine Ansicbt von Paris, nebst Plan der Stadt und Umgehung, 5) eine Karte von Frankreich. gr. 8⁰. (XI, 352 S.) Leipzig, Reisland. 2,40 Mk., geb. 2,70 Mk.

Sammlung geschicbtlicher Quellenscbriften znr neusprachlichen Lektüre im böheren Unterricht. Unter fachgenöss. Mitwirkung hrsgg. von Oberlehrer Dr. Frdr. Perle. VI. u. VII. Band. 8⁰. Halle a. S., 1891. Niemeyer. geb. 1,50 Mk. — Inhalt: VI. Mémoires du Marquis de Ferrières sur la révolution française et sur l'assemblée constituante. (Livre X. [Jnni bis Oktober 1791]). Mit einem Plane von Paris vom Jabre 1793. Hrsgg. n. erklärt von Oberlehrer Dr. Frdr. Perle. (VI, 108 S.) — VII. Mémoires et sonvenirs du Comte de Lavallette (Vol. I, Chap. X—XII). Hrsgg. nnd erklärt von Prof. Dr. Jos. Vict. Sarrazin. (XIII, 114 S.)

Saure, Heinr. Auswabl französischer Gedichte für Schule nnd Haus. 2. Aufl. gr. 8⁰. (VIII, 143 S.) Berlin, Herbig. 1,50 Mk.

Schulbibliothek, französische u. englische, hrsgg. von Otto E. A. Dickmann. Serie A. Prosa. 18. n. 42. Bd. gr. 8⁰. Leipzig, Renger. geb. 7,90 Mk. — Inhalt: 18. Captivité, procès, mort de Lonis XVI et de sa famille [Ans: „Histoire des Girondins"] v. A. de Lamartine. Mit 2 Plänen nnd 1 Abbildg. Für den Scbulgebrauch erklärt v. Bernh. Lengnick. 2. verm. nnd verb. Aufl. (XIII, 119 S.) 1,30 Mk. — 42. Histoire de la découverte de l'Amérique v. Lamé-Fleury. Für den Scbulgebraucb erklärt v. Max Schmidt. 2., verb. Auflage. (VIII, 113 S.) 1,20 Mk.

Schullektüre, französische u. englische. Hrsgg. v. Realgymn.-Direktor T. K. Scbwalbach. No. 3 und 4. 8⁰. Hambnrg, O. Meissner's Verlag. à 0,80 Mk. — Inhalt: 3. Athalie. Tragédie tirée de l'Écriture Sainte 1691. Par J. Racine. Hrsgg. v. Oberlehr. Dr. Herm. Holfeld. (IV, 70 S.) — 4. Histoire de la revolution française depuis 1789 jusqn'en 1814. Par Mignet. Hrsgg. v. Realgymn.-Oberlehr. G. Tiede. 1. Tl. (IV, 110 S.)

Théâtre français. Mit Anmerkungen nnd Wörterverzeichnissen. No. 1. 18. 19. 32. 39. 16. 14. 25 et 58. 16. Berlin, 1891. Friedberg & Mode. à 0,30 Mk., kart. à 0,40 Mk. — Inhalt: 1. Le verre d'eau ou les effets et les causes. Comédie en 5 actes et en prose par Scribe. 23. éd. (110 p.) — 14. Mademoiselle de la Seiglière. Comédie en 4 actes par Jnles Sandeau. 11. éd. (125 p.) — 25. Le Cid. Tragédie en 5 actes et en vers par P. Corneille. 12. éd. (99 p.) — 58. Le gendre de M. Poirier. Comédie en 5 actes par E. Angier et J. Sandean. 6. éd. (95 p.) — 18. La diplomatie. Comédie vandeville en 2 actes par Scribe et Delavigne. 5. éd. (65 p.) — 19. Les doigts de fée. Comédie en 5 actes par Scribe et Legouvé. 10. éd. (136 p.) — 32. La berline de l'émigré. Drame en

5 actes par Mélesville et Hestienne. 3. éd. (137 p.) — 39. Le bourgeois gentilhomme. Comédie-ballet en 5 actes par Molière. 9. éd. (116 p.)

Vœlkel, Paul. Premières lectures. Erstes französisches Lesebuch. gr. 8⁰. (VIII, 198 S.) Heidelberg. 1891. C. Winter. geb. 1,80 Mk.

Willm, J. Premières lectures françaises pour les écoles primaires, avec un vocabulaire français-allemand. 74. et 75. éd. 12⁰. (VI, 204 p.) Strassburg, 1889 u. 1890. Strassburger Druckerei u. Verlagsanstalt. kart. 0,80 Mk.

Wingerath, Hub. H. Choix de lectures françaises à l'usage des écoles secondaires. 2. partie: Classes moyennes. 4. éd. revue et corrigée. gr. 8⁰. (XII, 399 p.) Köln, Du Mont-Schauberg. 3 Mk.

— Petit vocabulaire français d'après la méthode intuitive. 3. éd., revue et corrigée. 8⁰. (IV, 47 p.) Ebd. kart. 0,50 Mk.

— Choix de lectures françaises à l'usage des écoles secondaires. 1. partie: Classes inférieures. Accompagnée d'un vocabulaire. 6. éd., revue et augmentée. gr. 8⁰. (XIII, 253 p.) Köln, Du Mont-Schauberg. 2 Mk.

Bladé (J. F.) Deux contes populaires de la Gascogne. (12 p.) 8⁰. Agen, V. Lamy.

Chenu (F.) Au pays de Tarentaise. Contes et Chroniques. 319 p. In-18⁰. Moutiers, imp. Garnet. 3 fr.

Leroux (D.) Histoires et Légendes poitevines. 108 p. In-8⁰. Poitiers.

Loubens, D. Les Proverbes et Locutions de la langue française, leurs origines et leur concordance avec les proverbes et locutions des autres nations. (XVII-304 p.) In-8⁰. Paris, Delagrave.

Meyrac, A. Traditions, Coutumes Légendes et Contes des Ardennes, comparés avec les traditions, légendes et contes de divers pays. Préface par M. P. Sébillot. Frontispice par Alphonse Colle. Gr. in-8⁰. X, 594 p. Paris, Lechevalice. 10 Frs.

Rolland (E.). Recueil de chansons populaires. T. 6. In-8⁰. 87 p. Paris, librairie des Variétés bibliographiques.

Blanc-la-Goutte. Grenôblo hérou, épître en vers patois sur les réjouissances pour la naissance de Monseigneur le dauphin (1729). Notes et recherches sur l'âge et les œuvres de l'auteur par A. Ravanat. 48 p. In-8⁰. Grenoble, Allier.

Clausel (B. de). Tus! ponesia lengadouciana; par B. de Cl., félibre de l'oulieu. 7 p. In-8⁰. Montpellier, Hamelin frères.

Conscrits (les) de 89, chanson nouvelle en patois de Lille; par J. D. In-4⁰ à 2 col., 1 p. Lille, impr. Hilmot-Courtecuisse.

Curat (lou) de Minèrbo, noubelo lengodouciano. 32 p. 8⁰. Narbonne, impr. Caillard. 1 Fr.

Eloge du patois; par un poète toulousain du XVIII^e siècle (Père Napian, 1781). 12 p. In-8⁰. Foix, Gadrat aîné.

Faust (premier acte). Traduction languedocienne par M. L. B. S. In-8⁰, 8 pages. Narbonne.

Galy, Paul. Poésies françaises et en patois périgourdin de Léonce Sauveroche. Périgueux, imprimerie Bonnet, 1890, 51 p. In-8⁰.

Leleuy (J. B.). Les Bons Ménages, chanson en patois. In-fol. à 2 col., 1 page. Lille, imp. Willich-Petit.

H. M. Lou VI^e Centenari de la foundation de l'Universitat de Mount-Pélié. 4 p. In-8⁰. Montpellier, impr. Grollier père.

Mistral, F. La Reine Jeanne, tragédie provençale en cinq actes et en vers, avec la traduction française. Petit in-8⁰, XXII-319 p. Paris, Lemerre, 6 Fr.
Piron. Oeuvres choisies de Piron. Avec nne analyse de son théâtre et des notes, précédées d'une notice par M. Sainte-Beuve. In-18⁰-jésns, 588 p. Paris, Garnier frères.
Religion (la), du paysan, en patois de Belley. In-8⁰, 1 p. Belley. Sausel.
Sauveroche (L.). Poésies françaises et en patois périgourdin. Extrait, avec préface par M. Paul Galy. In-8⁰, 49 p. Périguenx.

Angereau, A. André Chénier, épisode dramatique en un acte, en vers. In-18⁰-jésus, 39 pages. Blois.
Bretons (les) à Jeanne d'Arc (poèmes). In-16⁰, 80 p. Rennes, Caillière.
Bermond (A. J.). Les Provençales, poésies. 198 S., 8⁰. Cannes.
Fabre (J.). Jeanne d'Arc, drame historique en cinq actes, avec prologue. In-18⁰-jésus, 200 p. Paris, Dentu. 2 Fr.
Heurlipes, Arthur de Bretagne, drame historique en 5 actes et 7 tableaux, mêlé de chants. Lille-Bruges. Société Saint-Augustin, Desclée, De Brouwer et Cie. 145 p., 16⁰.

Miszelle.

Alliance Scientifique Universelle.

Die über alle Erdteile verbreitete *Alliance Scientifique Universelle* hat vor kurzem die Abstimmung behnfs Neuwahl des Präsidenten nnd Vice-Präsidenten eröffnet, welche während der nächsten fünf Jahre die Leitung der Geschäfte zu übernehmen haben.

Die unter obigem Namen bestehende Gesellschaft besitzt an mehr als 400 Orten Delegationen, gewissermassen wissenschaftliche Konsulate, und bezweckt, reisenden Gelehrten, Litteraten oder Künstlern bei ihrer Ankunft in irgendwelcher Stadt alle etwa nötigen Aufschlüsse zu verschaffen, sowie den Verkehr derselben mit den hervorragendsten Berufsgenossen des Ortes sofort anzubahnen. Im Falle der Erkrankung im Ausland werden die Mitglieder des Bundes unentgeltlich von eigenen Ärzten behandelt.

Für die Stelle des Präsidenten sind von dem Centralcomité u. a. folgende Herren vorgeschlagen: der seitherige Präsident Léon de Rosny, welcher diese Stelle nach dem Senator Carnot nnd dem Gesandten a. D. de Sartiges bekleidete; Baron Al. Kraus in Florenz, General-Delegierter für Italien; Aug. Lesouef, Generalkommissar für Rumänien und Célestin Lagache, vorm. Senator. Für die Stelle des Vice-Präsidenten: der durch seine hervorragenden Leistungen im Völkerrecht vorteilhaft bekannte Chevalier de Saint-Georges d'Armstrong und G. Eloffe, Offizier der Akademie und Vorsitzender der *Société océanienne de France.*

Auskunft erteilt Ph. Plattner, Dirigent d. Realsch. zu Wasselnheim i. Els. (interimistischer Generaldelegierter für das Deutsche Reich).

Druck von Erdmann Raabe in Oppeln.

—

Diesem Hefte liegt ein **Prospekt** der Verlagshandlung **O. R. Reisland** in **Leipzig** bei, betreffend ***Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache*** von Dr. Rahn.